

Anna Lena Bercht

Stresserleben, Emotionen und Coping in Guangzhou, China

Mensch-Umwelt-Transaktionen aus
geographischer und psychologischer Perspektive

Geographie

Franz Steiner Verlag

Megacities and Global Change
Megastädte und globaler Wandel
Band 8



Anna Lena Bercht
Stresserleben, Emotionen und Coping in Guangzhou, China

MEGACITIES AND GLOBAL CHANGE
MEGASTÄDTE UND GLOBALER WANDEL

herausgegeben von

Frauke Kraas, Peter Herrle und Volker Kreibich

Band 8

Anna Lena Bercht

Stresserleben, Emotionen und Coping in Guangzhou, China

Mensch-Umwelt-Transaktionen aus
geographischer und psychologischer Perspektive



Franz Steiner Verlag

Ein besonderer Dank gilt der Deutschen Universitätsstiftung, die mit ihrer finanziellen Förderung die Open Access-Veröffentlichung und damit den freien Zugang zu den Inhalten dieses Buches ermöglicht hat.

Umschlagabbildung:

Baubeginn der Hochbahngleisanlagen der „Guangzhou South Railway Station“ in Shibi Village, Guangzhou, im Jahr 2009 © Anna Lena Bercht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© 2013 Franz Steiner Verlag, Stuttgart

ab 12/2020: CC-BY-NC-ND

Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10403-6 (Print)

ISBN 978-3-515-10414-2 (E-Book)

DOI: <https://doi.org/10.25162/9783515104142>



INHALTSVERZEICHNIS

Abbildungsverzeichnis.....	9
Tabellenverzeichnis	12
Zusammenfassung	13
Summary	15
Vorwort.....	17
1 EINFÜHRUNG	19
1.1 Themenstellung, Forschungsfragen und Zielsetzung	19
1.2 Geographie und Psychologie – Wo liegt die Schnittmenge?.....	25
1.2.1 Abkehr von einer „disziplinären Verengung“	25
1.2.2 Hinwendung zu einer transdisziplinären „Begegnung am Problem“	29
1.3 Aufbau der Arbeit	34
2 GRUNDLAGEN UND ANALYSERAHMEN VON MENSCH-UMWELT-BEZIEHUNGEN	35
2.1 Mensch und Umwelt – zwei zentrale Begriffe im wissenschaftlichen Diskurs	35
2.1.1 Umwelt – eine inhaltsbezogene Diskussion	35
2.1.2 Mensch und Umwelt in systemtheoretischer Betrachtung nach Luhmann	46
2.1.3 Nominaldefinition der Begriffe „Mensch“ und „Umwelt“	54
2.2 Erkenntnistheoretische Perspektiven von Mensch-Umwelt-Beziehungen	57
2.2.1 Interaktion und Transaktion.....	58
2.2.2 Einfluss von Personen- versus Umweltvariablen	65
2.2.3 Schlussfolgerungen und Annahmen	68
2.3 Der Zeitbegriff.....	69
2.3.1 Weltzeit, soziale Zeit und psychologische Zeit	70
2.3.2 Was bedeutet „Gegenwart“?	79
2.4 Prozesse der Wahrnehmung und Bewertung	81
2.4.1 Grundlegende Erkenntnisse zum Wahrnehmungskonzept	82
2.4.2 WahrnehmungsfILTER und unbewusste Wahrnehmung.....	85
2.4.3 Die Relevanz von Bewertungsprozessen	92

2.5 Das Konzept der Emotionen	93
2.5.1 Emotionen – auch in der Geographie?	94
2.5.2 Emotionen in der Psychologie	100
2.5.2.1 Gegenstandsbestimmung der Emotionspsychologie	101
2.5.2.2 Was ist eine Emotion?	104
2.5.2.3 Anzahl und Struktur von Emotionen	110
2.5.2.4 Bewertungsprozesse und die Aktualgenese von Emotionen	113
2.5.2.5 Universalität oder kulturspezifische Variation von Emotionen und Bewertungsprozessen?	116
2.6 Verhalten und Handeln	117
2.6.1 „Wir verhalten uns immer, aber nicht immer handeln wir“	118
2.6.2 Diskussion des Handlungsbegriffs	121
2.6.3 Rahmenbedingungen des offenen Handelns und Nicht-Handelns	126
2.6.4 Die Rolle der Emotionen im handlungstheoretischen Kontext	129
 3 DISKUSSION DER KONZEPTE	
STRESS, COPING UND RESILIENZ	133
3.1 Soziale Vulnerabilität	133
3.1.1 Einführung	133
3.1.2 Offene Fragen und Forschungspotential	135
3.2 Stress	139
3.2.1 Ein Modewort mit schillernder Bedeutung	139
3.2.2 Begriffsannäherung anhand stresstheoretischer Ansätze – von Selye zu Lazarus	141
3.3 Das transaktionale Stressmodell von Lazarus und Mitarbeitern	149
3.3.1 Metatheoretischer Analyserahmen	149
3.3.2 Psychologischer Stress	151
3.3.3 Personenvariablen	156
3.3.4 Umweltvariablen	161
3.3.5 Bewertungsprozesse und emotionales Erleben aus stress- theoretischer Perspektive	165
3.3.6 Coping	174
3.3.6.1 Begriffsdefinition	174
3.3.6.2 Funktionen und Formen von Coping	179
3.3.6.3 Die Beurteilung der Effektivität von Copingverhalten	183
3.3.7 Methodische Implikationen des transaktionalen Stressmodells	189
3.3.8 Zusammenfassung und kritische Stellungnahme	191
3.4 Stress als Chance	197
3.5 Resilienz	202
3.5.1 Paradigmenwechsel als Wegbereiter für eine disziplin- übergreifende Resilienzforschung	202
3.5.2 Diskussion und Definition des Resilienzbegriffs	206
3.5.3 Risiko- und Schutzfaktoren	214

4	SHIBI VILLAGE IN GUANGZHOU, SÜDCHINA: KONTEXT UND FALLSTUDIE.....	221
4.1	China seit der Reform- und Öffnungspolitik 1978 – exemplarische Einblicke	221
4.1.1	Weltmarktöffnung und Prozesse der Urbanisierung.....	221
4.1.2	Sozioökonomische Disparitäten und Migration	225
4.2	Die Megastadt Guangzhou im Perlflussdelta.....	228
4.2.1	Das Konzept der Megastadt.....	230
4.2.2	Dimensionen urbaner Transformationsprozesse in Guangzhou	232
4.3	Shibi Village	242
4.3.1	Das Projekt der „Guangzhou South Railway Station“.....	242
4.3.2	Raum- und Bevölkerungsstruktur.....	246
4.4	Abschließende Begründung der Fallstudienauswahl	251
5	METHODISCHES VORGEHEN.....	255
5.1	Ziele und Konkretisierung der Forschungsfragen anhand der Fallstudie	255
5.2	Forschungsmethoden und inhaltlicher Fokus	257
5.2.1	Bestimmungskriterien qualitativer Sozialforschung.....	257
5.2.2	Problemzentriertes Interview mit narrativen Sequenzen	259
5.2.3	Methode der Autophotographie	261
5.3	Durchführung der Datenerhebung	264
5.4	Probleme und kritische Reflexion.....	275
6	MENSCH-UMWELT-TRANSAKTIONEN IN SHIBI VILLAGE.....	277
6.1	Relationale Bedeutungen unterschiedlicher Merk- und Wirkwelten.....	277
6.1.1	Lokale Dorfbewohner	278
6.1.1.1	Landenteignung	279
6.1.1.2	Korruption.....	303
6.1.1.3	Heimat.....	316
6.1.2	Lokale Dorfbewohner und Migranten	325
6.1.2.1	Umsiedlung.....	325
6.1.2.2	Ausbildung.....	332
6.1.2.3	Wasserqualität.....	345
6.1.2.4	Kriminalität.....	356
6.1.2.5	Tod.....	359
6.1.3	Migranten.....	362
6.1.3.1	„left-behind-children“	362
6.1.3.2	Heimweh.....	364
6.1.3.3	Aufenthaltsgenehmigung	369
6.2	Zusammenfassung der Erkenntnisse.....	373
6.2.1	Relationales Passungsgefüge	374
6.2.2	Starke und schwache Transaktionen, Wissen und subjektive Theorien.....	377

6.2.3 Komplexität und Unsicherheitserleben	381
6.2.4 Copingverhalten und Copingeffektivität.....	386
6.2.5 Emotionales Erleben, Schutz- und Risikofaktoren	397
7 SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK	409
Literatur- und Quellenverzeichnis	413

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1:	Mensch-Umwelt-Transaktionen in Bezug auf Stress, Coping und Resilienz als Schnittstelle für eine transdisziplinäre Zusammenarbeit der Disziplinen Geographie und Psychologie	31
Abb. 2:	Schematische Darstellung unterschiedlicher analytischer und synthetischer Betrachtungsebenen bezüglich der Umwelt eines Individuums.....	45
Abb. 3:	Biologische, psychische und soziale Systeme nach LUHMANNs Systemtheorie 1984 ..	47
Abb. 4:	Mensch, Umwelt und Coping aus interaktionaler Perspektive	58
Abb. 5:	Transaktionale Perspektive des Konzeptes „Bedrohung“	61
Abb. 6:	Prozessuales Beziehungsgefüge des psychischen Systems und der Umwelt aus transaktionaler Perspektive	63
Abb. 7:	Mensch, Umwelt und Coping aus transaktionaler Perspektive	64
Abb. 8:	Die psychologische Zeit und ihre wichtigsten Komponenten im Überblick.....	70
Abb. 9:	Mensch, Umwelt und Zeit im reziproken Wirkungsgefüge	79
Abb. 10:	Dauernde und punktualisierte Gegenwart als Bezugsrahmen für die Analyse gegenwartsbezogener Verhaltens- und Handlungsprozesse.....	80
Abb. 11:	Schema zur Erläuterung des Zusammenhangs verschiedener am Wahrnehmungsprozess beteiligter Wahrnehmungsfilter	86
Abb. 12:	Begriffe in Abgrenzung zum Emotionskonzept.....	102
Abb. 13:	Emotionskomponenten in Beziehung zu organismischen Subsystemen und Funktionen	105
Abb. 14:	Aktualgenese von Emotionen durch Bewertungsprozesse.....	115
Abb. 15:	Bewertungsmuster und emotionales Erleben im Kulturvergleich.....	117
Abb. 16:	Beziehungsgefüge von „Verhalten“, „Handeln“ und „sozialem Handeln“ nach der Handlungstheorie von WEBER (1922)	120
Abb. 17:	Die Dualität von Struktur und Handlung nach GIDDENS (1984).....	122
Abb. 18:	Ordnungsschema der Begriffe „Verhalten“ und „Handeln“ im Kontext dieser Arbeit.....	125
Abb. 19:	Einflussgrößen menschlichen Handelns und Nicht-Handelns	127
Abb. 20:	Stresstheoretische Ansätze und ihre bekannten Vertreter	147
Abb. 21:	Zentrale Prozesse des Stresserlebens	152
Abb. 22:	Das transaktionale Stressmodell	155
Abb. 23:	Wirkprozesse von Mediatorvariable und Moderatorvariable im Vergleich	154
Abb. 24:	Unterschiedliche Formen der primären Bewertung	166
Abb. 25:	Copingfunktionen und verhaltensbezogene Copingformen	181
Abb. 26:	Das Yin-Yang-Symbol zur Veranschaulichung des „Sowohl-als-auch“-Charakters von Stresserleben	200
Abb. 27:	Kernelemente des Resilienzbegriffs.....	210
Abb. 28:	Copingfähigkeit als Teilmenge von Resilienz	211
Abb. 29:	Boom der städtischen Bau- und Immobilienwirtschaft in Guangzhou, Südchina.....	224

Abb. 30:	Die Skyline von Pudong in Shanghai (linkes Bild) und architektonisch modern gestaltete Büro- und Wohnkomplexe entlang der Hauptverkehrsachsen in Peking (rechtes Bild) als Symbole für die Einbindung in globale Netzwerke und Internationalisierung	225
Abb. 31:	Das Perflussdelta in der südchinesischen Guangdong Provinz.....	228
Abb. 32:	Die südchinesische Stadt Guangzhou am Perfluss.....	229
Abb. 33:	Städtische Entwicklungsachsen und Infrastrukturprojekte in Guangzhou seit 2000	234
Abb. 34:	Traditionelle Wohn- und Geschäftsviertel in der dicht bebauten Altstadt von Guangzhou	233
Abb. 35:	Der CBD „Zhuijiang New Town“ im Tianhe Distrikt von Guangzhou	235
Abb. 36:	Prozesse der Globalisierung und Internationalisierung in Guangzhou	236
Abb. 37:	Plakatierung von Schönheitsidealen nach westlichen Vorbildern: höhere Attraktivität durch markelose Zähne und mehr Charme durch schlankes Aussehen	236
Abb. 38:	Flächendeckender Abriss ganzer Wohnviertel (linkes Bild) und Straßenneubau als Verbindungsachse zwischen Haizhu Distrikt und dem nördlichen CBD „Zhuijiang New Town“ (rechtes Bild)	237
Abb. 39:	Flächenexpansion städtischer Bebauung entlang der Nord-Süd-Entwicklungsachse in das ländlich geprägte Stadtumland (linkes Bild) und neue Hochhaus-siedlung im südlich gelegenen periurbanen Raum von Guangzhou (rechtes Bild).....	238
Abb. 40:	Die Urban Villages Xiancun (linkes Bild) und Xincun (rechtes Bild) im Stadtzentrum von Guangzhou	239
Abb. 41:	Das Urban Village Xincun im Jahr 2007 mit (linkes Bild) und im Jahr 2008 ohne (rechtes Bild) landwirtschaftlich genutzte Bodenflächen infolge von Enteignungsmaßnahmen	240
Abb. 42:	Das im Bildvordergrund gelegene Urban Village „Liede“ vor dem Abriss (linkes Bild); dasselbe Gebiet nach dem Abriss (rechtes Bild). Hochhausbebauung des CBD „Zhuijiang New Town“ jeweils im Bildhintergrund.....	240
Abb. 43:	Planungsentwurf der Eingangshalle (linkes Bild) und des Bahnhofgebäudes (rechtes Bild) der „Guangzhou South Railway Station“	243
Abb. 44:	Eingangsbereich, Bahnhofshalle und Gleisanlagen der „Guangzhou South Railway Station“	244
Abb. 45:	Baugelände des südwestlichen Entwicklungsgebietes der „Guangzhou South Railway Station“ im Februar 2011	245
Abb. 46:	Baugelände der „Guangzhou South Railway Station“ im Jahr 2007 mit ehemaligen Fischzuchtbecken im Bildvordergrund (linkes Bild), Baubeginn einer Hochbahngleisanlage in Dorf 3 im Jahr 2008 (mittleres Bild) und fortgeschrittene Konstruktion des Bahnhofdaches in direkter Angrenzung zum Wohngebiet von Shibi Village (rechtes Bild) im Jahr 2009.....	245
Abb. 47:	Das Untersuchungsgebiet Shibi Village in de Jahren 2006 und 2010.....	246
Abb. 48:	Der Innenbereich des Ahnentempels von Shibi Dorf 4.....	247
Abb. 49:	Dorfkomitees der Dörfer 1 bis 4 (von links nach rechts)	248
Abb. 50:	Die Textilfabrik Lana Fashionwear Co. (linkes Bild) und die Grußkarten produzierende Mooncard-Fabrik (rechtes Bild) entlang der Ausfallstraße in Shibi Dorf 1	249

Abb. 51: Die Einwohnerstruktur von Shibi Village in Abhängigkeit des Wohnortes im Jahr 2005.....	250
Abb. 52: Überblick über die dörflich geprägten Raumstrukturen von Shibi Village im Jahr 2007.....	251
Abb. 53: Wohnraumvermietung an Migranten in Dorf 3 (linkes Bild), der Gemüsemarkt in Dorf 1 (mittleres Bild) und Busanbindungen in Dorf 1 (rechtes Bild)	251
Abb. 54: Begehung und Analyse unterschiedlicher Gebiete in Guangzhou	253
Abb. 55: Die zentralen Veränderungsprozesse in Shibi Village seit Ende der 1980er Jahre.....	252
Abb. 56: Forschungsphasen und Prozess der Datenerhebung im Rahmen dieser Arbeit.....	265
Abb. 57: Diskussion zwischen einer interviewten lokalen Einwohnerin (rechts im Bild) und ihren Nachbarn bezüglich der exakten Lage des zukünftigen Südbahnhofes in Shibi Village	267
Abb. 58: Einweisung einer lokalen Einwohnerin (rechts im Bild) in die Bedienung der Einwegkamera im Rahmen der Autophotographie-Methode.....	273
Abb. 59: Prozesse der primären und sekundären Bewertung im Rahmen von Stresserleben	280
Abb. 60: Bahngleiskonstruktionen der Guangzhou South Railway Station auf den ehemals zu Shibi Dorf 3 zugehörigen Agrarlandflächen im Jahr 2008.....	283
Abb. 61: Zusammentreffen lokaler Einwohner zum Mahjongg-Spielen auf dem Dorfplatz von Shibi Dorf 3	285
Abb. 62: 51-jähriger lokaler Einwohner in seinem in Gemeinschaft mit seinem Bruder im Jahr 2006 eröffneten Kiosk in Dorf 3	288
Abb. 63: „Public Viewing“ auf einem Kioskvorplatz in Shibi Dorf 2.....	292
Abb. 64: Abriss traditioneller und Errichtung neuer mehrstöckiger Wohngebäude in Shibi Village (linkes Bild zeigt den Baubeginn des zukünftigen Wohnhauses eines 43-jährigen Interviewpartners).....	294
Abb. 65: Bereitstellung von Telefonzellen in Shibi Village zur Durchführung von Ferngesprächen; linkes Bild zeigt das Geschäft eines 38-jährigen Interviewpartners.....	298
Abb. 66: Hotel (linkes Bild) eines 38-jährigen lokalen Einwohners und seiner Ehefrau	300
Abb. 67: Luxuriöse Wohnhäuser der Dorfkomiteemitglieder von Shibi Dorf 3.....	305
Abb. 68: Plakat gegen Korruption	305
Abb. 69: Neu errichtetes Wohngebäude des Vizedorfchefs von Shibi Dorf 3.....	313
Abb. 70: Niedergang der traditionellen Krabbenzucht infolge der Konstruktion von Hochbahngleisanlagen in Shibi Dorf 3	317
Abb. 71: Das Gelände der Metrostation von Shibi Village im Bauzustand im Jahr 2008 (linkes Bild) und kurz vor der Inbetriebnahme im Jahr 2011 (mittleres und rechtes Bild).....	317
Abb. 72: Ungenutzte Tempelanlage in Shibi Dorf 4 im Jahr 2009 als Symbol für den Verlust von Heimat.....	318
Abb. 73: Wasserentnahmestelle am Ufer eines Flussarmes in Shibi Village (linkes Bild) und Blick auf die für den Gemüseanbau genutzten Agrarlandflächen von Shibi Dorf 2 (rechtes Bild) im Jahr 2008	320
Abb. 74: 78-jähriger lokaler Einwohner mit seinem Enkelkind (linkes Bild) und auf dem Weg zum Brunnen (rechtes Bild).....	322
Abb. 75: Der Flussabschnitt in Shibi Dorf 4 im Jahr 2007 vor (linkes Bild) und im Jahr 2011 nach der Wohn- und Wegbebauung entlang des Flussufers (rechtes Bild).....	323

Abb. 76:	Die plakatierte Zukunftsversion von Shibi Village.....	328
Abb. 77:	Qualitativ hochwertige Konstruktion der Bahngleisanlagen in Shibi Dorf 3 im Jahr 2009.....	330
Abb. 78:	Baugelände der Guangzhou South Railway Station im Jahr 2008.....	331
Abb. 79:	Grundschule von Shibi Dorf 4 im Jahr 2008.....	341
Abb. 80:	35-jährige Migrantin mit ihrem dreijährigen Sohn in dem Kiosk, in dem sie als Verkäuferin tätig ist	344
Abb. 81:	42-jähriger lokaler Einwohner bei der Brunnenwasserentnahme und Wasserfilterung mittels eines Baumwolltuchs in Shibi Dorf 2	348
Abb. 82:	Flusswasserverschmutzung in Shibi Dorf 3 im Jahr 2009	350
Abb. 83:	Beginn der Konstruktion von Hochbahngleisanlagen auf den ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen von Shibi Dorf 3 im Jahr 2009.....	353
Abb. 84:	Der Fluss von Liede und die kurz vor dem Abriss stehende Bebauung entlang der Uferseiten.....	355
Abb. 85:	35-jährige Migrantin vor ihrem mit Stahltüren ausgestatteten Hauseingangsbereich ..	357
Abb. 86:	Bauliche Maßnahmen zum Schutz vor Einbrüchen	358
Abb. 87:	Gebäude des Sicherheitsteams von Shibi Dorf 1 (linkes Bild) und installierte Überwachungskameras in Shibi Dorf 3	358
Abb. 88:	37-jähriger Einwohner (rechts im Bild) während des Interviews vor dem Kiosk, in dem er als Verkäufer arbeitet.....	359
Abb. 89:	Haus eines Freundes (als Austragungsort für die Hochzeit im Jahr 2002, linkes Bild) und Blick von der Hausterrasse auf die angrenzenden Nachbarhäuser (rechtes Bild) im Jahr 2007	360
Abb. 90:	23-jährige Migrantin beim Perlenstickten (im Bildvordergrund).....	363
Abb. 91:	Schematisierung der urbanen Expansionsprozesse in Guangzhou vor und nach der Reform- und Öffnungspolitik Chinas 1978.....	384
Abb. 92:	Vereinfachte Darstellung des Einflusses der Moderatorvariable „Bedeutung des Ausbildungsniveaus der Kinder“ auf den Sinnzusammenhang zwischen Einkommen und Stresserleben	401

TABELLENVERZEICHNIS

Tab. 1:	Ordnungsschema von Copingprozessen	183
Tab. 2:	Bestimmungskriterien für die Auswahl der Fallstudie „Shibi Village“	254
Tab. 3:	Anzahl und Art der Interviews mit den Dorfbewohnern aus Shibi Village	268
Tab. 4:	Unterschiedliche Qualitäten von Unsicherheitserleben	382
Tab. 5:	Zusammenfassende Darstellung des Copingverhaltens der interviewten Einwohner von Shibi Village im Rahmen von Stress auslösenden Mensch-Umwelt-Transaktionen (2007 bis 2011)	387
Tab. 6:	Kernthemen einzelner Emotionen am Beispiel von Person-Umwelt-Transaktionen interviewter Einwohner von Shibi Village (2007 bis 2011).....	398

ZUSAMMENFASSUNG

Noch vor rund 35 Jahren war die Volksrepublik China vom Ausland und von zunehmenden Globalisierungsprozessen weitestgehend politisch abgeschottet und nur marginal in den Welthandel integriert. Heute zählt China im Zuge der 1978 eingeleiteten Reform- und Öffnungspolitik zur zweitgrößten Volkswirtschaft weltweit. Bislang unbekannte Dimensionen wirtschaftlichen Wachstums, städteräumlicher Expansionen und urbaner Transformationsprozesse kennzeichnen den dynamischen Entwicklungsprozess, der sich vor allem am Beispiel der im südchinesischen Perlflussdelta gelegenen Megastadt Guangzhou vertiefend demonstrieren lässt. Vor dem Hintergrund eines stark wachsenden Positionierungs- und Profilierungsdrucks im regionalen, nationalen und internationalen Städtewettbewerb verfolgt die Stadtregierung von Guangzhou das Ziel, mit der Konstruktion der „Guangzhou South Railway Station“, dem größten Bahnhof ganz Asiens, die Stadt zu einem der wichtigsten Drehkreuze für den Personentransport Chinas aufzurücken zu lassen.

Anhand dieses – in dem im periurbanen Raum gelegenen Dorf Shibi Village – durchgeführten Megaprojektes als Fallbeispiel für urbane Transformationsprozesse ist es eines der zwei Hauptziele dieser Arbeit, den Einfluss der sich innerhalb weniger Monate und Jahre vollziehenden sozioökonomischen, ökologischen und sozialräumlichen Veränderungen (z. B. Landenteignung, potentielle Umsiedlung) auf die Mensch-Umwelt-Transaktionen der betroffenen (interviewten) Einwohner von Shibi Village im Hinblick auf ihre subjektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse von Stresserleben, Emotionen, Coping und Resilienz auf der Grundlage des transaktionalen Stressmodells von LAZARUS eingehend zu analysieren. Im Rahmen eines interpretativ-verstehenden Forschungsdesigns, das die Methoden des problemzentrierten Interviews (mit narrativen Sequenzen) und der Autophotographie umfasst, werden die komplexen Wirkungszusammenhänge und Sinngehalte der verschiedenen Mensch-Umwelt-Transaktionen erkenntnistheoretisch aus der Perspektive der insgesamt 62 interviewten Einwohner interpretierend rekonstruiert. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich über die Jahre von 2007 bis 2011.

Aufgrund der Komplexität und Vielschichtigkeit der vorliegenden Forschungsinhalte ist es das gleichwertige Anliegen, die für diesen Beitrag relevanten Konzepte – Mensch-Umwelt-Transaktion, Zeit, Wahrnehmung, Bewertung, Emotion, Verhalten, Handeln, Stress, Coping und Resilienz – ausführlich zu diskutieren und gleichermaßen sowohl geographische als auch psychologische Ansätze aufzugreifen und somit den Mehrwert einer transdisziplinären Forschungsperspektive aufzuzeigen. Der gegenwärtigen Fachliteratur fehlt es diesbezüglich bislang an einer transdisziplinär ausgerichteten Reflexion, die jedoch als Integrationskraft zu einer disziplinübergreifend geführten „Diskurskultur“ verhelfen kann. Die Ergebnisse

der empirischen Untersuchungen machen deutlich, dass über intrapsychische Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsprozesse, über kognitive vorbewusste Verhaltensweisen sowie über offene (direkt beobachtbare) Handlungen eine aktive Auseinandersetzung der Interviewpartner mit ihren Umwelten erfolgt und vor allem intrapsychische problem- und emotionsfokussierte, offensive Copingformen und Persönlichkeitsvariablen wie internale Kontrollüberzeugungen oder Optimismus Stresserleben positiv beeinflussen und verstärkt zum individuellen Resilienz-erleben beitragen.

Die Analyse von Stress, Emotionen, Coping und Resilienz eröffnet im Zusammenhang mit den in Bezug auf ihre Dynamik, Geschwindigkeit und Ausmaße (derzeit) weltweit einmaligen Urbanisierungsprozessen in China ein vergleichsweise junges und bislang nur unzureichend bearbeitetes Forschungsfeld, das aufgrund seiner Aktualität und auch zukünftigen Relevanz einen grundlegenden Forschungsbedarf erhebt.

SUMMARY

As recently as 35 years ago, the People's Republic of China was far from integrated in the process of globalization; it remained, in fact, strongly isolated from the world's political arena. Today, however, China has the second largest economy in the world; a benefit of the 1978 decision to open up its economic and political policies. Meanwhile, China has experienced inconceivable levels of economic growth, urban expansion and transformation. The megacity Guangzhou, located in the Pearl River Delta in southern China, represents an excellent example that demonstrates this dynamic developmental process. Driven by intense intercity competition on a regional, national and international scale, the Guangzhou government pursues the predominant aim of becoming one of China's most important railway passenger hubs by constructing in Shibi, a village situated in the peri-urban area of Guangzhou, the Guangzhou South Railway Station, the largest railway passenger station in Asia.

Taking the large-scale project's implementation as a key example for rapid urban transformation processes occurring within only a few months or years, and drawing on the transactional stress model of LAZARUS, it is one of the two major goals of this present work to analyse the influence of the socioeconomic, ecological and socio-spatial changes (e.g. land expropriation, anticipated resettlement) on the transactions between man and environment with regards to individuals' subjective perceptions and appraisals of stress, emotions, coping and resilience. Applying a qualitative-interpretive research design including the method of problem-based interviews (with narrative sequences) and the method of auto-photography, the complex interrelations and meanings of the different person-environment transactions are investigated epistemologically from the perspective of 62 interviewed residents. The research investigations were carried out from 2007 to 2011.

Due to the complexity and diversity of the research subject, equal attention is given to the features of the following relevant concepts: person-environment transaction, time, perception, appraisal, emotion, behaviour, action, stress, coping and resilience. Each of these concepts is discussed in great detail from both a geographical and a psychological perspective in order to illustrate the added value of a transdisciplinary analysis. Current academic literature has as yet failed to address the present research subject from a transdisciplinary perspective. However, a transdisciplinary reflection might lead to an integrative 'culture of discourse'. The empirical results indicate that intrapsychological processes of perception, appraisal and action as well as cognitive, preconscious behaviour and directly observable action characterize the active involvement of the interviewees with their environments. In particular, intrapsychological problem- and emotionfocussed, offensive coping modes and person variables such as internal loci of control or optimism have a positive influence on stress experience and individual resilience.

In the context of the urbanization processes in China that are worldwide unique in terms of their dynamics, rapidness and dimensions, the analysis of stress, emotions, coping and resilience opens up a comparatively young and to date insufficiently studied field of research. Its topicality and future relevance make fundamental investigations necessary.

VORWORT

Mit einer Hand lässt sich kein Knoten knüpfen.

Sprichwort aus der Mongolei

Geographie und Psychologie – zwei Disziplinen, ein Ziel. Mein gleichwertiges Studieninteresse für beide Fachrichtungen ebnete in entscheidendem Maße den Weg für die Themenfindung, Problemstellung und Schwerpunktsetzung der vorliegenden Arbeit, die im Rahmen des Schwerpunktprogramms 1233 „Megacities – Megachallenge. Informal Dynamics of Global Change“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) entstand. Innerhalb dieses internationalen, auf China und Bangladesch ausgerichteten und disziplinübergreifenden Verbundprojektes konkretisierten sich über die fortwährende kollegiale und synergetisch-produktive Zusammenarbeit die zentralen Forschungsfragen dieses Beitrags; gleichzeitig eröffneten sich stets neue Blickwinkel und eine für die Reflexivität im Forschungsprozess so wertvolle Perspektivenvielfalt auf den eigenen Untersuchungsgegenstand. Die mit Promotionsbeginn erfolgte Aufnahme des Zweitstudiums der Diplom-Psychologie ermöglicht mir den zusätzlichen Gewinn neuer Erkenntnisse und Denkanstöße und trug maßgeblich zur Zielsetzung bei, Stresserleben, Emotionen und Coping im urbanen Kontext aus einer geographischen und psychologischen Perspektive zu diskutieren.

Ein anspruchsvolles Ziel, das sich nur mithilfe der Einbettung in ein soziales Netz und der vielfältigen Unterstützung zahlreicher Personen und Wegbegleiter verwirklichen lässt. Vor diesem Hintergrund richtet sich mein tiefster Dank zunächst an Herrn Prof. Dr. Rainer Wehrhahn für die herzliche Aufnahme in seine Arbeitsgruppe, die Möglichkeit meiner Mitarbeit im DFG-Schwerpunktprogramm sowie die konstruktiv-kritischen Anmerkungen, den richtungsweisenden Gedankenaustausch, die kontinuierliche Bestärkung der Entwicklung eigenständiger Ideen und das mir beständig entgegengebrachte Vertrauen während der Betreuung meiner Promotion. Insbesondere im Rückblick auf die durchaus mit Herausforderungen verbundenen Feldaufenthalte in Guangzhou weiß ich seine zuverlässige Verfügbarkeit als Ansprechpartner und Ratgeber, teils auch unmittelbar vor Ort, sehr zu schätzen und konnte über seinen Weg einer oftmals pragmatischen Problemannäherung viel hinzulernen.

Ferner gebührt Herrn Prof. Dr. Florian Dünckmann ein großer Dank für die freundliche Übernahme des Korreferates, die stets signalisierte Hilfsbereitschaft für etwaige Fragen und die die Arbeit sehr bereichernden Literaturhinweise, die zur richtigen Zeit wichtige Impulse setzten und eine bestärkende Orientierung vermittelten. In diesem Sinne schließt sich gleichermaßen eine tiefe Dankbarkeit an die großartige (teils ehemalige und um die „Kulturgeos“ erweiterte) Arbeitsgruppe an, die in harmonisch-freundschaftlicher Atmosphäre das Fundament für den Weg des

Promovierens legte und zur Freude, diesen zu beschreiten, erheblich beitrug. Dominik Haubrich, Benno Haupt, Frederick Massmann, Gunnar Maus, Sergei Melcher, Samuel Mössner, Angelo Müller, Katrin Sandfuchs, Verena Sandner Le Gall, Ina v. Schlichting, Marco Schmidt und – last but not least – Sören Weißermel danke ich außerordentlich für die anregenden Diskussionen, das ehrliche Feedback und akribische Korrekturlesen meiner Arbeit, die humorvollen Aufmunterungen und privaten Aktivitäten zwischendurch, das sofortige Ersticken aufkommender Selbstzweifel meinerseits sowie das unverzügliche Herbeieilen bei technischen Notfallsituationen und das vorausschauende Abwehren gefährlicher Kaffeenotstände vor allem gen Ende der Schreibphase ;-).

In diesem Zusammenhang möchte ich ebenfalls den tapferen studentischen Hilfskräften Michael Helten und Tobias Laufenberg u. a. für ihr geduldiges, stets mit Fassung getragenes Hin- und Hermanövrieren gewaltiger Büchermassen zwischen Büro und Bibliothek danken, ferner Yisong Gerig für die ausgezeichnete Übersetzungstätigkeit und Mitarbeit bei der Datenerhebung in Guangzhou, Monika Höller für die tatkräftige Erledigung formaler Angelegenheiten und Frau Sinuraya für die hervorragende Erstellung sämtlicher Abbildungen.

Ein großer Dank geht zudem an alle Kollegen und Doktoranden des DFG-Schwerpunktprogramms für den regelmäßigen und so hilfreichen fachlich-inhaltlichen, aber auch persönlichen Erfahrungs- und Wissensaustausch im Rahmen der zahlreichen Workshops, Kolloquien und Feldaufenthalte. Hierbei sei nachdrücklich Harald Sterly erwähnt, der mit seinem unglaublichen Kommunikations- und Organisationstalent als Koordinator die Basis für die intensive Zusammenarbeit schaffte und insbesondere uns Doktoranden immer zuvorkommend und vertrauensvoll zur Seite stand. Ein ebenso großer Dank richtet sich an die chinesischen Hilfskräfte Qian Ying, Shi Yong, Wing, Xiao Guang, Yao und Yin für ihre unentbehrliche Mitarbeit bei der Feldforschung sowie an alle Interviewpartner, ohne deren Teilnahme und Aufgeschlossenheit die vorliegende Arbeit nicht hätte entstehen können.

Zutiefst danken möchte ich darüber hinaus Philipp Pries für die Korrektur des gesamten Manuskripts und den motivierenden Rückhalt, Herrn M. Lucks für sein fürsorgliches Dabeisein und die einfühlsamen Durchhalteparolen, meiner Tante Jule sowie Anne, Bine, Karen, Mona und allen anderen lieben Freunden und Familienmitgliedern für das aufrichtige Interesse an meiner Arbeit, ihren stets warmherzigen Zuspruch sowie ihre bedingungslose, Sicherheit und Kraft verleihende Unterstützung in vielerlei Hinsicht, aber auch für das gemeinsame Teilen von gelungenen Etappenzielen und Glücksmomenten. Ihnen, und hierbei sei insbesondere an meine Eltern und meinen Bruder Julian gedacht, widme ich diese Arbeit von ganzem Herzen.

Ferner danke ich den Herausgebern der Reihe „Megastädte und globaler Wandel“ für die Aufnahme des Manuskripts, dem Franz Steiner Verlag für die reibungslose Zusammenarbeit in der Vorbereitung der Drucklegung sowie der DFG für einen großzügigen Druckkostenzuschlag.

Kiel, im November 2012

Anna Lena Bercht

1 EINFÜHRUNG

If we are to increase our understanding of behavior within large-scale, real world contexts
it is essential for geographers and psychologists to develop collaborative links
and adopt an integrative approach to study.

KITCHIN et al. 1997, S. 555

1.1 THEMENSTELLUNG, FORSCHUNGSFRAGEN UND ZIELSETZUNG

„Optimisten lernen Russisch, Pessimisten lernen Chinesisch“, hieß es in Zeiten des Kalten Krieges (vgl. SELIGER 2006, S. 9). Noch vor rund 35 Jahren war die Volksrepublik China unter Mao Zedong vom Ausland und von zunehmenden Globalisierungsprozessen weitestgehend politisch abgeschottet und nur marginal in den Welthandel integriert. Heute nimmt das Land mit seinen 1,33 Milliarden Einwohnern vor Japan und hinter den USA die Position der zweitgrößten Volkswirtschaft weltweit ein und löste Deutschland 2009 als „Exportweltmeister“ ab.

„The country has accomplished in twenty-five years what many developing nations have taken half a century or more to achieve“,

verdeutlicht GUTHRIE (2009, S. 3) die historisch gesehen beispiellose Aufholjagd Chinas. Im Zuge der von Deng Xiaoping im Jahr 1978 eingeleiteten Reform- und Öffnungspolitik entwickelte sich das südchinesische Perlfussdelta mit dem Wirtschaftszentrum Guangzhou als Wegbereiter und Motor des wirtschaftlichen Reformprozesses zur drittgrößten megaurbanen Region Chinas.

Die Einbindung der Volksrepublik in den Weltmarkt und vielschichtige Globalisierungsprozesse bewirken in Form des (dialektischen) *global-local interplay* tief greifende, sich wechselseitig beeinflussende Veränderungen auf lokaler, regionaler und globaler Ebene. Die Errichtung der Sonderwirtschaftszonen, die Weltmarktöffnung der Küstenstädte und Deltaregionen sowie der mit dieser Reformpolitik einhergehende Zufluss von *Know-how* und ausländischem Kapital nehmen nach WANG (2007, S. 135 f.) in mehrfacher Hinsicht eine Vorreiterrolle für die exorbitanten städteräumlichen Expansionen und die urbanen, aber auch gesellschaftspolitischen und sozialen Transformationsprozesse in China ein. Insbesondere die in die globale Wirtschaft integrierten Städte und Regionen der Volksrepublik bilden die Zentren für Innovation, Modernisierung und Wachstum und unterliegen vor dem Hintergrund einer steigenden Konkurrenz um Finanz-, Sach- und Humankapital einem großen Positionierungs- und Profilierungsdruck im regionalen, nationalen und internationalen Städtewettbewerb.

Vor allem am Beispiel der im Perlflossdelta gelegenen Megastadt Guangzhou, mit rund 10,3 Millionen Einwohnern¹ nach Shanghai und Peking die drittgrößte Stadt Chinas, lässt sich der rasante, durch bislang unbekannte Dimensionen auszeichnende Prozess der Urbanisierung vertiefend demonstrieren. Um ihren Status als Knotenpunkt für Politik, Wirtschaft, Transport, Kultur, Wissenschaft und Bildung im zunehmenden Konkurrenzkampf vor allem gegen Hongkong behaupten und ausbauen zu können, initiiert die Stadtregierung von Guangzhou tief greifende urbane Restrukturierungsprozesse mit enormen Ausmaßen und außerordentlicher Geschwindigkeit. Das derzeit stadtentwicklungspolitisch bedeutsamste Verkehrsinfrastrukturprojekt umfasst die im Jahr 2007 veranlasste und 2011 überwiegend fertig gestellte Konstruktion der „Guangzhou South Railway Station“ in dem im periurbanen Raum gelegenen Dorf Shibi Village. Nach Angaben von Railway Technology (2010) ist der Bahnhof mit 48,6 ha und 28 Gleisanlagen der größte von ganz Asien und wird die Stadt Guangzhou zu einem der wichtigsten Drehkreuze für den Personentransport Chinas aufrücken lassen. Das gesamte Entwicklungsgebiet weist mit einer Fläche von 35 km² zum Vergleich etwa die zehnfache Größe des New Yorker Central Parks auf.

Erstes Hauptziel

Anhand dieses Megaprojektes als Fallbeispiel für urbane Transformationsprozesse ist es eines der zwei Hauptziele der vorliegenden Arbeit, den Einfluss der sich innerhalb weniger Monate und Jahre vollziehenden sozioökonomischen, sozial-räumlichen und städtebaulichen Veränderungen auf die Mensch-Umwelt-Beziehungen der betroffenen (interviewten) Einwohner (einschließlich der chinesischen Migranten) von Shibi Village im Hinblick auf ihre subjektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse von Stresserleben, Coping und Resilienz eingehend mit qualitativen Methoden zu analysieren. Ausgangspunkt bilden die zentralen Fragen nach den Bedeutungsgehalten ihrer Wahrnehmung und Bewertung in Bezug auf ihre Lebensbedingungen. Inwieweit und inwiefern ändern sich diese und lösen wahrgenommene Transformationen Stressempfinden aus? Falls nein, weshalb nicht? Falls ja, auf welche Art und Weise und aus welchen Gründen? Bestehen diesbezüglich Gemeinsamkeiten und/oder Unterschiede zwischen den lokalen Einwohnern und den hinzugezogenen Migranten? Welche Faktoren liefern einen Erklärungsbeitrag für voneinander abweichende Wahrnehmungen und Bewertungen der von einer vermeintlich „gleichen“ Situation Betroffenen, z. B. hinsichtlich der Konfrontation mit einem staatlich erzwungenen Verlust von Landnutzungsrechten im Zuge von Enteignungsmaßnahmen? Welche Rolle spielen hierbei die Moderatorvariablen der Personenmerkmale einerseits (z. B. emotionaler Zustand, Ich-Beteiligung, Zielkonstellationen, Kontrollüberzeugungen oder Faktoren wie

1 Im Rahmen dieser Arbeit wird auf eine Differenzierung zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht, sofern es inhaltlich nicht erforderlich ist, aus Gründen einer besseren Lesbarkeit verzichtet.

Optimismus/Pessimismus) und der Umweltbedingungen andererseits (z. B. formelle Institutionen, Zugang zu Informationen und Wissen)?

Beim Vorliegen von Stresserleben stehen fortführende Fragen nach dem Umgang mit den jeweils belasteten Mensch-Umwelt-Beziehungen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Ziel ist die vergleichende Analyse unterschiedlicher Formen und Funktionen des Coping unter Bezugnahme auf Personen- und Umweltvariablen sowie die entsprechenden Charakteristika der Stress auslösenden Faktoren. Ein großes Forschungsinteresse stellt hierbei der Umgang mit den von den Einwohnern als unkontrollierbar eingeschätzten (und nicht durch direkt beobachtbares Handeln) zu modifizierenden Mensch-Umwelt-Konstellationen dar. In diesem Zusammenhang ist die Frage unausweichlich, ob und wenn ja, welche Copingmechanismen sich unter der Berücksichtigung kognitiver und emotionaler respektive intrapsychischer Prozesse dennoch erkennen lassen? Kann die lakonische Aussage – „den Stier bei den Hörnern packen“ – das Copingkonzept metaphorisch betrachtet hinreichend umschreiben oder verbirgt sich hinter dieser Idiomatik eine Polemik mit der Intention, z. B. auch defensives Verhalten wie Ablenken oder Leugnen in die Analyse von Copingformen einzubeziehen? Mit dieser Thematik zwangsläufig verbunden ist eine aufgrund ihrer unausweichlichen Verknüpfung mit normativen Wertvorstellungen nicht unproblematische Auseinandersetzung mit den wesentlichen Bestimmungsfaktoren der Effektivität von Copingverhalten. Welche Kriterien sind beispielsweise für die Beurteilung erfolgreicher Copingmechanismen heranzuziehen? Zusammenfassend liegt diesen vorgebrachten Fragehalten die Annahme zugrunde, dass sich Copingverhalten (und somit auch Handlungsprozesse) nicht nur auf die Umwelt, sondern gleichermaßen auf die Person selbst (z. B. bezüglich der Reduktion oder Beendigung von Stresserleben) bezieht und somit stets (nicht immer direkt beobachtbare) reziproke Wechselwirkungen bestehen.

Eine besondere Herausforderung stellt ferner die sich an die Prozesse des Stresserlebens anschließende und sich auf das komplexe, mehrdimensionale Resilienzkonzept beziehende Frage nach dem vergleichsweise „positiven Umgang“ mit belastenden Situationen dar. Welche Bedingungsfaktoren lassen sich beispielsweise aufzeigen, die das Vorliegen oder Nicht-Vorliegen von Resilienz näher charakterisieren? Gibt es Bewohner, die bestimmten Risiken oder Belastungen widerstehen, mit diesen zurechtkommen oder sich von diesen vergleichsweise schneller erholen? In diesem Kontext ist die Analyse von Schutz- und Risikomechanismen von großer Bedeutung, die Stresserleben verhindern, mindern oder beenden respektive Stresserleben bedingen und verschärfen oder erfolgreiches Coping erschweren können. Hierbei bedarf es allerdings einer genaueren Betrachtung, ob a priori-Unterscheidungen zwischen Risiko- und Schutzfaktoren sinnvoll erscheinen. Sind beispielsweise ein hohes Bildungsniveau oder ein umfassender Wissensstand zwangsläufig als Ressourcen aufzufassen? Zudem gilt es zu erörtern, ob und inwiefern Stresserleben möglicherweise auch als Chance aufgefasst wird und sich positive Folgewirkungen erkennen lassen. Gibt es eine Dialektik des Phänomens von Risiko und Chance?

Vor dem Hintergrund dieser aufgeworfenen Forschungsfragen und thematischen Ausrichtung ist es das Ziel der Arbeit, im Rahmen eines interpretativ-verstehenden Forschungsdesigns die komplexen Wirkungszusammenhänge und Sinngehalte der verschiedenen Mensch-Umwelt-Beziehungen erkenntnistheoretisch aus der Perspektive der interviewten Einwohner interpretierend zu rekonstruieren. Die Analyse von Stress, Coping und Resilienz eröffnet im Zusammenhang mit den in Bezug auf ihre Dynamik, Geschwindigkeit und Ausmaße (derzeit) weltweit einmaligen Urbanisierungsprozesse in China ein vergleichsweise junges und bislang nur unzureichend bearbeitetes Forschungsfeld, das aufgrund seiner Aktualität und auch zukünftigen Relevanz einen grundlegenden Forschungsbedarf weckt. Die stetig wachsenden globalen Urbanisierungsprozesse – nach Prognosen der UN (2009) werden im Jahr 2050 rund zwei Drittel der Weltbevölkerung in Städten leben – machen es auch im Interesse der Politik, Wirtschaft und Stadtplanung zunehmend erforderlich, sowohl die positiven als auch negativen Einflüsse urbaner Transformationsprozesse auf das Wohlbefinden der betroffenen Bevölkerung vertiefend zu analysieren und gleichermaßen die entscheidenden Faktoren herauszustellen, die im Sinne des Resilienzkonzeptes das Widerstehen gegen, Zutretkommen mit sowie ein schnelles Erholen von Belastungen bedingen.

Zweites Hauptziel

Aufgrund der bereits angedeuteten Komplexität und Vielschichtigkeit der zentralen Forschungsfragen und Kernthemen ist es das zweite Hauptziel des vorliegenden Beitrags, diese aus einem geographischen und psychologischen Blickwinkel heraus – unter der expliziten Berücksichtigung kultureller Aspekte (z. B. des *guanxi*-Konzeptes oder des familiarisierten sozialorientierten Kollektivismus) – umfassend zu reflektieren und zu diskutieren (vgl. detaillierter Folgekapitel 1.2). Sowohl in der Geographie als auch in der Psychologie findet eine intensive Auseinandersetzung mit den Konzepten Mensch, Umwelt, Mensch-Umwelt-Beziehung, Stress (Vulnerabilität), Emotionen, Coping und Resilienz statt, allerdings mit vornehmlich unterschiedlichen Ausgangs- und Schwerpunkten. Der gegenwärtigen Fachliteratur fehlt es diesbezüglich bislang an einer transdisziplinär ausgerichteten Reflexion, die jedoch als Integrationskraft zu einer disziplinübergreifend geführten „Diskurskultur“ verhelfen könnte. Mittels der Einbindung psychologischer theoretisch-konzeptioneller Annahmen ist es somit das Ziel, insbesondere für die Humangeographie und ihre Subdisziplinen neue Perspektiven anhand der Thematik dieser Arbeit zu erschließen und bestehende um weiterführende Erkenntnisse zu bereichern. „[T]earing down existing communication barriers“, ist in Anlehnung an GÄRLING und GOLLEDGE (1993c, S. 11) der tragende Leitgedanke dieser Arbeit.

Die Begriffe Mensch und Umwelt sind im alltäglichen Sprachgebrauch vielfältig verankert und erzeugen zunächst keine Verständnisschwierigkeiten, doch bei einer präziseren Betrachtung offenbaren sich deren Diffizilität und Bedeutungsvielfalt, die Fragen nach Inhalten und Abgrenzungen aufwerfen. Welche Komponenten sind beispielsweise der *Umwelt*, welche dem *Inneren* der Umwelt

bzw. dem, was die Umwelt umschließt, zuzuordnen und wo verläuft die Grenze? Gehört der vom Menschen getragene Schuh bereits zur Umwelt? Sind die möglichen Umweltkomponenten Kultur und Natur als disjunkt anzusehen oder aus einer holistischen Perspektive zu betrachten? Wie können jedoch bei letzterer Auffassung Wechselwirkungen analysiert werden, wenn a priori eine Reziprozität auszuschließen ist? Diese grundlegenden Fragen sind insbesondere für die nachfolgende Diskussion des Beziehungskonzeptes von zentraler Bedeutung. Nach welchen erkenntnistheoretischen Paradigmen lassen sich Mensch-Umwelt-Beziehungen zutreffend charakterisieren? Im Fokus der Betrachtungen steht eine auf die wechselseitige Beeinflussung von Mensch, Umwelt und Coping Bezug nehmende Erörterung der beiden Konzepte Interaktion und Transaktion. Ein kurzer, aber erforderlicher Überblick über die Bedingungen schließt sich an, unter denen entweder Personen- oder aber Umweltvariablen (tendenziell) einen stärkeren Einfluss auf das Verhalten (einschließlich Handeln) nehmen und somit die Qualität der Mensch-Umwelt-Beziehung konkretisieren.

Darüber hinausgehend forciert die Analyse von Mensch-Umwelt-Beziehungen eine unausweichliche tiefer gehende Explikation des Zeitbegriffs. Primäres Anliegen ist vor allem die Herausstellung der Relevanz des „psychologischen Zeitkonzeptes“ im Hinblick auf die Zeitwahrnehmung, Zeitperspektive und den Umgang mit der Zeit. Finden beispielsweise in der Betrachtung eines Individuums bestimmte Ereignisse in einer zeitlichen Abfolge (Sukzession) oder gleichzeitig statt und welcher mögliche Zusammenhang besteht hierbei zum Stresserleben? Welche Implikationen sind mit einer Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsorientierung für Stressempfinden und Copingverhalten verbunden und welche Rolle spielen hierbei zeitallokative Mechanismen? Vor diesem Hintergrund ist die diskussionsbedürftige Frage unumgänglich, wie es eine Gegenwart geben kann, wenn diese doch die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft markiert?

Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse bilden die Grundvoraussetzung für die Existenz von Mensch-Umwelt-Beziehungen, allerdings bedingen sinnesphysiologische und kognitiv-neuronale Kapazitätsgrenzen selektive Repräsentationen von Person-Umwelt-Entitäten. Ziel ist die Darstellung der für die vorliegende Themenstellung relevanten WahrnehmungsfILTER und die Frage nach der Bedeutung von vor- und unbewussten Prozessen für die Wahrnehmung, Bewertung, für Copingmechanismen oder auch für emotionales Erleben. Hieran anknüpfend ist der Einfluss von Emotionen auf die Qualität von Mensch-Umwelt-Beziehungen zu diskutieren und der Frage nachzugehen, welche Bedeutung die (inter-)nationale Geographie dem Emotionskonzept beimisst und ob sich diesbezüglich ein Integrationsdefizit emotionaler Aspekte erkennen lässt. Lassen sich Emotionen – die in der gegenwärtigen Psychologie zu den komplexesten und nach wie vor überaus kontrovers diskutierten Konzepten gehören (vgl. z. B. FRIJDA und SCHERER 2009; MERTEN 2003; NIEDENTHAL et al. 2006) – im *mainstream* einer sozialwissenschaftlichen und gesellschaftstheoretischen Humangeographie etablieren, die überspitzt formuliert dem Bild eines um seine „Emotionalität bereinigten“ (HASSE 1999a, S. 65) Menschen nachhängt? Was wäre gewonnen, wenn Emotionen, die

als hypothetisches Konstrukt nur indirekt zugänglich und schwer quantifizierbar sind und möglichenfalls die Suche nach normativen, allgemeingültigen Theorien und Gesetzmäßigkeiten verkomplizieren, als ergänzendes Hilfsmittel zur Erfahrungsbarmachung und differenzierteren Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen herangezogen werden?

Ein diesbezüglich tiefer gehend zu führender Diskurs macht ferner eine Diskussion der Definition, Aktualgenese, Anzahl, Strukturierung und Funktion von Emotionen erforderlich. Ebenso bedarf es der Klärung, welcher Zusammenhang zwischen Bewertungsprozessen einerseits und Emotionen andererseits besteht und ob – dies ist insbesondere in Bezug auf die Durchführung der empirischen Datenerhebung in China von Bedeutung – ähnliche Bewertungsmuster kulturübergreifend mit den gleichen Emotionen assoziiert sind und ob von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen die vermeintlich „gleichen“ emotionsauslösenden Ereignisse unterschiedlich bewertet werden. Gleichmaßen ist die Rolle von Emotionen in handlungstheoretischen Kontexten in den Diskurs einzubeziehen. Welche Implikationen sind beispielsweise mit der Aussage von SELG und DÖRNER (2005, S. 26) – „Wir verhalten uns immer, aber nicht immer handeln wir“ – für einen Handlungsbegriff verbunden, der sich auf unterschiedliche Formen und Funktionen von Copingverhalten bezieht? Kann verdecktes Verhalten ein lediglich auf kognitiven Prozessen basierendes, verdecktes Handeln einschließen? Oder anders formuliert: Lassen sich bewusste und zielgerichtete, intrapsychische Prozesse auch als Handeln auffassen? Und welche Einflussgrößen menschlichen Handelns und Nicht-Handelns sind in die Analyse von Stresserleben, Coping und Resilienz einzubeziehen?

Zusammenfassung

Zum einen ist es das Hauptziel der vorliegenden Arbeit, die Mensch-Umwelt-Beziehungen in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz am Beispiel der in der südchinesischen Megastadt Guangzhou errichteten „Guangzhou South Railway Station“ mittels qualitativer Methoden umfassend zu analysieren. Zum anderen ist es das gleichwertige Anliegen, die in der Literatur mitunter kontrovers diskutierten, für diesen Beitrag relevanten Begriffe und Konzepte – Mensch, Umwelt, Beziehung, Zeit, Wahrnehmung, Bewertung, Emotion, Verhalten, Handeln, Stress, Coping und Resilienz – ausführlich zu erörtern und gleichermaßen sowohl geographische als auch psychologische Ansätze aufzugreifen und somit den Mehrwert einer transdisziplinären Forschungsperspektive aufzuzeigen. Es ist hingegen nicht das Ziel, die unterschiedlichen Perspektiven bewertend gegenüberzustellen. Vielmehr geht es in Anlehnung an GÄRLING und GOLLEDGE (1993b) um die wechselseitige Befruchtung der unterschiedlichen Blickwinkel:

„Our conviction is that the disciplines of geography and psychology are to some extent complementary, so that their closer collaboration will have synergistic effects“ (ebd., S. IX).

1.2 GEOGRAPHIE UND PSYCHOLOGIE – WO LIEGT DIE SCHNITTMENGE?

Die diffizile und in der gegenwärtigen Literatur nach wie vor uneinheitlich diskutierte Frage nach der definitorischen Begriffseingrenzung und Konkretisierung des jeweiligen Forschungsgegenstandes der akademischen Disziplinen „Geographie“ und „Psychologie“ demonstriert die Schwierigkeit, diese multiparadigmatischen und perspektivisch partikularisierten Wissenschaften angemessen und allgemein verbindlich zu definieren. Auf eine Simplifizierung gezielt ausweichende Begriffsexplikationen versinnbildlichen, teils lakonisch-ironisch gemeint, die Unübersichtlichkeit der wachsenden Spezialisierung.

„Geography is what geographers do“,

besagt der viel zitierte, lapidare Erklärungsversuch der Geographie.

„Gegenstand der Psychologie kann alles werden, was erlebbar ist und/oder sich im Verhalten äußert“,

lautet die ähnlich pragmatische Schlussfolgerung von DÖRNER und SELG (1996, S. 24) auf Grundlage ihres vergeblichen Bemühens um eine konsensuelle Begriffsbestimmung ihres Fachbereiches. „Was Psychologie ‚ist‘“, resümieren die Autoren (ebd., S. 33) trocken, „weiß man allenfalls, wenn man alle ihre Bereiche kennengelernt hat; aber dann lässt es sich nicht mehr knapp sagen“.

1.2.1 Abkehr von einer „disziplinären Verengung“

Diese grundlegende Erkenntnis ist ebenfalls auf die Geographie und insbesondere auf die für diesen Beitrag relevante Humangeographie übertragbar, die sich im Zuge einer stetig schneller und komplexer werdenden Ansammlung von (Detail-) Wissen gleichermaßen wie die Psychologie mit ihrer wachsenden Etablierung so genannter „Bindestrichpsychologien“ (SCHÖNFLUG 2006, S. 82) – so z. B. Klinische Psychologie, Persönlichkeits-, Entwicklungs-, Wahrnehmungspsychologie, aber auch Politische Psychologie, Sozial-, Wirtschafts-, Kultur- oder Umweltpsychologie einschließlich der Teildisziplin Stadtpsychologie – durch eine sukzessiv vorangeschrittene Ausdifferenzierung einzelner Teildisziplinen und Forschungsansätze auszeichnet (detaillierte Einblicke in diese Spezialgebiete der Psychologie liefern DORSCH 2009; MIEG und HOFFMANN 2006 sowie die Beiträge in KASTNER-KOLLER und DEIMANN 2007, in SCHÜTZ et al. 2005; für die Geographie siehe die Abhandlungen in GEBHARDT et al. 2011 und in MASSEY et al. 1999). „[H]uman geography has been a remarkably open field“, betont GIBSON (2009, S. 219) und wandelt sich, wie auch GEBHARDT und REUBER (2011, S. 644 ff.) akzentuieren, mit den sich ändernden sozialräumlichen und gesellschaftspolitischen Anforderungen und Problemlagen (siehe ebenfalls WEICHHART 2008a; WERLEN 1995, 1997b). Gerade dieses konsequente Ablehnen statischer Betrachtungsweisen, das flexible, integrative Offensein für neue Denkvorstöße und Methodiken sowie das

perspektivische Vernetzen komplexer (Sinn-)Zusammenhänge und die kritisch, mitunter kontrovers geführten Theoriediskurse zu den Paradigmen Mensch/Umwelt, Gesellschaft/Raum oder Natur/Kultur bilden die herauszuhebenden und für diese Arbeit so wichtigen Kernelemente der Humangeographie.

Für das vorliegende Forschungsinteresse als weniger maßgebend zu betrachten ist eine detaillierte Darstellung der unterschiedlichen oder einen gewissen Konsens aufzeigenden Definitionsansätze für die Humangeographie (hierfür sei auf die zitierten Autoren des vorangegangenen Absatz verwiesen). Herauszustellen ist jedoch die diesem Beitrag zugrunde liegende und eine hohe Affinität zu den konzeptionellen Leitlinien der Humanökologie (vgl. ausführlicher GRAUMANN und KRUSE 2008; WEICHART 2011 und die Beiträge in SERBSE 2004 sowie in STEINER und NAUSER 2002) aufweisende Forschungsperspektive, die dialektischen Wechselbeziehungen und dynamischen Wirkungszusammenhänge zwischen Mensch und Umwelt mit einem relationalen, transaktionalen sowie transdisziplinär ausgerichteten Ansatz erkenntnistheoretisch zu analysieren. Vor diesem Hintergrund ist es auch in Anlehnung an das Humboldtsche Wissenschaftsverständnis, das sich

„gegenüber allen Versuchen und Versuchungen zur Wehr setzt, die Zuflucht und Zukunft in homogenisierten Denkstrukturen scheinbar universalistischen Zuschnitts zu suchen“ (ETTE 2006, S. 35),

das erforderliche Ziel, dem aktuellen Trend der Humangeographie von einer „disziplinären Verengung“ (GEBHARDT und REUBER 2011, S. 645) hin zu einer stärker inter- und vor allem transdisziplinären Öffnung in Richtung ihrer Nachbardisziplinen zu folgen.

Ein ähnlicher Appell lässt sich zunehmend in der gegenwärtigen Psychologie erkennen, die sich, wie SILBEREISEN und FREY (2001, S. 23) stellvertretend für viele andere Autoren konstatieren (vgl. u. a. GRAUMANN und KRUSE 2008; SCHÖNPFUG 2006 oder die Beiträge in LANGE 2006),

„nicht länger darauf verlassen kann, sozusagen in ihren eigenen Reihen alle relevanten Erkenntnisse und Methoden versammeln zu können. Es geht darum zu fragen, welche anderen wissenschaftlichen Disziplinen für das Verhalten und Erleben von Menschen wichtige Beiträge leisten“.

Dabei solle die Suche nach Synergien im Vordergrund stehen, anstatt „zu ängstlich auf ‚Konkurrenz‘ gegenüber der Psychologie abzuheben“ (ebd., S. 23). Einen Überblick über die in der Literatur diskutierten Begriffsexplikationen sowohl für das Gesamtfach Psychologie als auch für ihre einzelnen Subdisziplinen offerieren SILBEREISEN und FREY (2001), ULICH und BÖSEL (2005) sowie die Beiträge in KASTNER-KOLLER und DEIMANN (2007). Für diese Arbeit hinreichend ist die wegweisende Bezugnahme auf GOLLERS (2009, S. 19) Definitionsansatz, dem zufolge die Psychologie als angewandte Wissenschaft das Verhalten und Erleben des Menschen und deren innere (im Individuum angesiedelte) und äußere (in der Umwelt lokalisierte) Bedingungen, Ursachen und Wirkungen erforscht. Dabei umfasst der Verhaltensbegriff sowohl direkt beobachtbares (z. B. Gehen, sprachliche Äußerungen) als auch nicht bzw. nur indirekt beobachtbares Verhalten (wie

Emotionen, Kognitionen und Motivationen). Letzteres findet insbesondere in der sich auf „private, innere Ereignisse“ (ebd., S. 19) beziehenden Komponente „Erleben“ Ausdruck, die sich somit auf alle nur der Selbstbeobachtung zugänglichen inneren Prozesse und Zustände bezieht (ebd., S. 27).

Nachdrücklich zu betonen ist allerdings – insbesondere in Verbindung mit einer geographisch-psychologisch ausgerichteten Forschungsarbeit – die in der Psychologie im Rahmen der kognitiven Wende in den 1960er Jahren vollzogene Distanzierung von behavioristischen Reiz-Reaktions-Ansätzen und Hinwendung zur Einbettung des Verhaltens in motivationale und somit auch handlungstheoretische Perspektiven einschließende Prozesse (vgl. DÖRNER 2005; ROST et al. 2001). Vor diesem Hintergrund ist die Psychologie nach SILBEREISEN und FREY (2001, S. 8) eine „faszinierende Abenteuerreise in die Welt der menschlichen Wahrnehmung, des Denkens, Empfindens und Handelns“ mit dem Ziel, Ereignisse bzw. Phänomene einerseits zu beschreiben, zu ordnen und zu analysieren, sie zu erklären und vorherzusagen und andererseits (positiv) zu verändern und zu beeinflussen (vgl. ausführlicher ebd. 2001; GERRIG und ZIMBARDO 2008; GOLLER 2009). Mit der sich vor allem in den sozial- und geisteswissenschaftlich ausgerichteten Subdisziplinen (in Abgrenzung zur Neuro- oder Biologischen Psychologie z. B. die Sozial-, Kultur- oder Umweltpsychologie) zunehmend durchsetzenden Erkenntnis, Erleben und Verhalten in ihrem Spannungsfeld zwischen sozioökonomischen, historisch-kulturellen, aber auch ökologischen Kontexten zu analysieren, ist zudem eine (zwangsläufige) integrative Erweiterung und Kombination methodischer Ansätze verbunden. Die in der Psychologie traditionell einseitige (und nach wie vor bestehende, in Abhängigkeit des Forschungsgegenstandes auch förderliche) Orientierung hin zu einer quantitativen, experimentellen Laborforschung wird in wachsendem Maße um die Grundlagen einer qualitativen Feldforschung erweitert (vgl. MAYRING 2007) – auch wenn sich dieser Vorstoß nach MEY (2007) in der deutschsprachigen Psychologie noch nicht umfassend etablieren konnte.

„We are witnessing an explosion of interest in qualitative psychology. This is a significant shift in a discipline which has hitherto emphasized the importance of quantitative methodology“,

skizziert SMITH (2008a, S. 1) hingegen die vergleichsweise schneller voranschreitende methodologische Diversifizierung im angelsächsisch-angloamerikanischen Raum (vgl. tiefer gehend die Beiträge in SMITH 2008b).

Wichtig festzuhalten bleibt jedoch die grundlegende Tatsache, dass sich der oftmals erhobene Vorwurf, die Psychologie sei a-sozial und a-historisch und somit durch ihre Kontextvergessenheit „stigmatisiert“, nicht (mehr) aufrechterhalten lässt. Ähnlich wie die Humangeographie erschließt sie sich infolge komplexer werdender Anforderungen neue Anwendungsfelder und Forschungsparadigmen, so dass die (teilweise auch heute noch vollzogene) althergebrachte Gleichsetzung von Psychologie mit Klinischer Psychologie oder Psychoanalyse gänzlich überholt ist. Es geht nicht nur um die „Reparatur von Defiziten“ (SILBEREISEN und FREY 2001, S. 14), sondern auch um darüber hinausgehende Aspekte, die das Leben betreffen – so z. B. um interpersonelle, intragruppale und intergruppale sozia-

le Interaktionen in der Sozialpsychologie (vgl. die Beiträge in HEWSTONE et al. 2008), um Wechselwirkungen zwischen Kultur und Denken, Fühlen sowie Handeln in der Kulturpsychologie (vgl. BERRY et al. 2011) oder um die Rahmenbedingungen und Folgen des politischen Verhaltens von Individuen und Gruppen in der Politischen Psychologie (vgl. die Beiträge in MONROE 2002). In allen Subdisziplinen der gegenwärtigen Psychologie finden sich demnach, wie auch SILBEREISEN und FREY (2001, S. 14) akzentuieren, Forschungsbereiche jenseits von Krankheit und Gesundheit. In diesem Sinne bezeichnet SCHÖNPFLUG (2006, S. 79) die Psychologie beharrlich auch als „transdisziplinäre Lebenswissenschaft“.

Nach ITTNER et al. (2008, S. 302) ist somit nahezu jeder Bereich der Psychologie auf die mehr oder minder explizite Berücksichtigung der Umwelt angewiesen, doch der intensivste und systematischste – und für die vorliegende Arbeit erkenntnisreichste – Diskurs zum Umweltkonzept wird in der Umweltpsychologie geführt, in der die Umwelt das „konzeptionelle Herzstück“ (ebd. S. 302) bildet. Die seit ihren Anfängen (in den USA in den 1960er, in Deutschland in den 1970er Jahren) multidisziplinär ausgerichtete und international als *Environmental Psychology* bezeichnete Umweltpsychologie (vgl. zur Entstehungsgeschichte GIFFORD 2007; GRAUMANN und KRUSE 2008) befasst sich mit der Beschreibung, Erklärung und Optimierung von dialektischen Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen, wobei die betrachtete Umwelt als komplexes, mehrdimensionales Konstrukt verstanden wird und sozioökonomische, kulturelle, ökologische und artifizielle Komponenten beinhaltet (vgl. LANTERMANN und LINNEWEBER 2006, S. 58). Vor dem Hintergrund einer dialektischen Perspektive ist GRAUMANN und KRUSE (2008) folgend jedoch einerseits

„alles, was aus umweltpsychologischer Perspektive am Menschen interessiert, immer auf dessen Umwelt zu beziehen“ und andererseits sind „alle Aussagen über die Umwelt immer auf das Verhältnis bezogen, das der Mensch zu ihr einnimmt“ (ebd., S. 19).

Unter dieser Prämisse, die in ihrem grundlegenden Ansatz Parallelen zu GIDDENS' Dualität von Handlung und Struktur (1984) oder LEFEBVRES sozial-räumlicher Dialektik (1991) erkennen lässt, bezieht sich die Umweltpsychologie weder ausschließlich auf den Menschen noch auf die Umwelt, sondern auf die unauflösliche transaktionale Beziehung zwischen diesen beiden Komponenten (vgl. auch ALTMAN und ROGOFF 1991).

Dieser breit gefächerte Blickwinkel führt zwangsläufig zu einem weit reichenden Themenspektrum, das sich in der Herausbildung unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen manifestiert (vgl. z. B. die Beiträge in LANTERMANN und LINNEWEBER 2008 u. a. zu Umwelt und Gesundheit, Umwelt und Persönlichkeit oder globalem Wandel und Nachhaltigkeit). Angesichts dieser komplexen Vielfalt von Wissenskompetenzen ist es das erklärte Ziel der Umweltpsychologie, die das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt betreffenden Aspekte verschiedener Wissenschaftszweige im Rahmen inter- und transdisziplinärer Kooperationen problemorientiert zusammenzuführen und die Integration psychologischer Ansätze in die vielfach diskutierten Konzepte wie Armutsbekämpfung, Vulnerabilität, Identität oder Mobilität zu fördern und zu vertiefen (vgl. KRÖMKER 2008; LAN-

TERMANN und LINNEWEBER 2001). In diesem Zusammenhang stellt für GRAUMANN und KRUSE (2003, S. 244) die Humangeographie als Schnittstelle für die Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen eine besonders wichtige Nachbardisziplin für die Umweltpsychologie dar (vgl. hierzu auch die Beiträge in GÄRLING und GOLLEDGE 1993a).

Nach GRAUMANN (1998, S. 188) könne man die Beziehung zwischen diesen beiden Wissenschaften sogar als langjährig bezeichnen – so habe beispielsweise der deutsche Psychologe und Mediziner Willy HELLPACH bereits Anfang des 20. Jahrhunderts an einer die Wechselwirkungen zwischen Menschenseele und Wetter, Klima, Boden sowie Landschaft analysierenden „Geopsychologie“ (HELLPACH 1911/1965) gearbeitet, wenige Jahre später eine „Psychologie der Umwelt“ (HELLPACH 1928) konzipiert und darauf folgend das Werk „Mensch und Volk der Großstadt“ (HELLPACH 1939) vorgelegt, in dem er u. a. die „Charakterologie des Großstädtlers“ diskutiert. In den Ansätzen der Wahrnehmungs-, Verhaltens- und handlungsorientierten Geographie finden sich hingegen Querverbindungen zur umwelt- und kognitionspsychologischen *Mental-Map*-Forschung (vgl. z. B. die Arbeiten von DOWNS und STEA 1977), zu BARKERS (1968) Konzeption des *Behavior Setting* oder zu der insbesondere von WEICHHART (2008a, S. 288 ff.) zitierten „Symbolischen Handlungstheorie“ von BOESCH (1991). Vor allem aber offeriert nach den Auffassungen von GRAUMANN und KRUSE (2008), KRUSE (2004) sowie WEICHHART (2004, 2011) die gegenwärtige transdisziplinäre Forschungsperspektive der Humanökologie eine geeignete und umfassende Basis für die fachliche Vernetzung der Humangeographie und (Umwelt-)Psychologie.

1.2.2 Hinwendung zu einer transdisziplinären „Begegnung am Problem“

„Both geographers and psychologists have much to offer each other, in terms of ideas, theory, and methodologies. We should appreciate that each discipline approaches environment with a certain amount of preconceived notions and that collaboration will force many of us to reevaluate our positions and push back the boundaries of study“,

betonen KITCHIN et al. (1997, S. 555f.) und verweisen somit auf die produktive Wirkung wechselseitiger Ergänzungen von wissenschaftstheoretischen und methodologischen Annahmen und Perspektiven. In diesem Sinne kann nach LESER (2003) die geographische Mensch-, Raum- und Umweltforschung nur im Kontext anderer Fachkompetenzen bei der „Begegnung am Problem“ (ebd., S. 50) erfolgen.

„Wenn uns die Probleme nicht den Gefallen tun, sich selbst disziplinär oder gar fachlich zu definieren, dann bedarf es eben besonderer Anstrengungen, die in der Regel aus den Fächern oder Disziplinen herausführen“,

umschreibt auch MITTELSTRASS (2003, S. 9) humorvoll sein Plädoyer für eine transdisziplinär ausgelegte Zusammenarbeit (vgl. in ähnlicher Weise LUHMANN 1990, S. 642).

Das Konzept der Transdisziplinarität, das – kritisch reflektiert – aufgrund seiner gestiegenen Popularität in der gegenwärtigen Forschungslandschaft zunehmend einem inflationären Gebrauch und mitunter Missbrauch unterliegt, als „Zauberformel“ eine zeitgemäße Außendarstellung (und die Bewilligung von Fördermitteln) zu erwirken, wird in der Literatur – auch in Abgrenzung zur Inter- und Multidisziplinarität – uneinheitlich diskutiert (vgl. detaillierter JAEGER und SCHERINGER 1998, die Beiträge in BRAND et al. 2004 oder auch LUHMANNs Unterscheidung zwischen okkasionaler, temporärer und transdisziplinärer Interdisziplinarität von 1990). Ein verbreiteter und auch für die vorliegende Arbeit als grundlegend anzusehender Ansatz bildet die Definition von MITTELSTRASS (1996, 2003), der zufolge die Transdisziplinarität – im Gegensatz zu einer sich nur auf eine zeitlich beschränkte Zusammenarbeit beziehende Interdisziplinarität – als Forschungs- und Wissenschaftsprinzip aufzufassen ist, das als integratives, jedoch nicht holistisches Konzept problemorientiert über fachliche und disziplinäre Grenzen hinausgeht und als Kooperation zu einer

„andauernden, die fachlichen und disziplinären Orientierungen selbst verändernden wissenschaftssystematischen Ordnung führt“ (ebd. 2003, S. 9).

Auch wenn eine disziplinübergreifende Verständigung über die Bedeutungsinhalte verschiedener Termini respektive das Finden einer gemeinsamen (Fach-)Sprache eine Herausforderung darstellen kann, überwiegt doch der Nutzen einer (oftmals erst durch Spannungen herbeigeführten) produktiven wechselseitigen Ergänzung verschiedener Blickwinkel.

„Die ‚blinden Flecken‘ des einen sind die Sehschärfe des anderen“,

betont in diesem Sinne auch WEICHHART (2008a, S. 395). Ergänzend ist allerdings in Anlehnung an BÖSCHEN et al. (2001) auch in Verbindung zu der vorliegenden Arbeit anzumerken, dass nicht nur eine Gruppe, sondern gleichermaßen eine einzelne Person, sofern es die Komplexität der Thematik zulässt, die Integration unterschiedlicher Perspektiven beachten sollte; die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang auch von „transdisziplinären Ein-Personen-Projekten“ (ebd., S. 206).

Wichtig hervorzuheben ist ferner die von MITTELSTRASS (2003) vertretene und auch für diesen Beitrag geltende Auffassung, dass Transdisziplinarität die unterschiedlichen Fächer und Disziplinen nicht zu ersetzen vermag und disziplinäre Kompetenzen die „wesentliche Voraussetzung für transdisziplinär definierte Aufgaben“ (ebd., S. 12) bleiben. Eine Spezialisierung, der zufolge man, wie LESER (2003, S. 45) lakonisch formuliert, „von immer weniger immer mehr weiß“, ist somit vor dem Hintergrund eines integrativen wissenschaftlichen Austausches als hilfreich und unentbehrlich anzusehen (vgl. auch BÖSCHEN et al. 2001). Nach WERLEN (2008, S. 15) ist es gerade das entscheidende Merkmal der Wissenschaft, dass es „keine ‚letzte‘ Gewissheit und kein definitiv gesichertes Wissen“ gibt, sondern alles Wissen letztlich Vermutungswissen darstellt und somit die Perspektivenvielfalt für eine effektivere und tiefgründigere Durchdringung eines Untersuchungsgegenstands notwendig macht. Insofern ist die Sorge um einen

möglichen „Psychologismus in der Geographie“ (GRAUMANN 1998, S. 188) als unbegründet anzusehen.

Die für diese Arbeit elementare Begriffsbestimmung des Konzeptes der „Mensch-Umwelt-Beziehungen“ ist offenkundig nicht monodisziplinär zu leisten. Das Dilemma, über keinen differenzierten und als verbindlich anerkannten Umweltbegriff zu verfügen, teilt die Geographie sowohl mit der Psychologie als auch mit anderen (Sozial-)Wissenschaften. Wie die vorangegangenen Ausführungen bereits nahelegen, bildet – so illustriert es der dreidimensionale Würfel in Abbildung 1 – der Forschungsgegenstand „Mensch-Umwelt-Transaktionen“ den Ausgangspunkt und die markanteste Schnittstelle für eine transdisziplinär ausgerichtete Zusammenarbeit der Disziplinen Geographie und Psychologie (vgl. Kap. 2.2.2 für eine ausführlichere Erläuterung des Transaktionsbegriffs). Die Mensch-Umwelt-Transaktionen werden hinsichtlich ihrer Betrachtung zum einen durch die Dimension der für diesen Beitrag zentralen Forschungsschwerpunkte Stress, Coping und Resilienz inhaltlich eingegrenzt, zum anderen ermöglichen die Dimensionen der zwei Forschungsperspektiven einen integrativen, von verschiedenen Winkeln ausgehenden Blick auf den gemeinsamen Untersuchungsgegenstand.

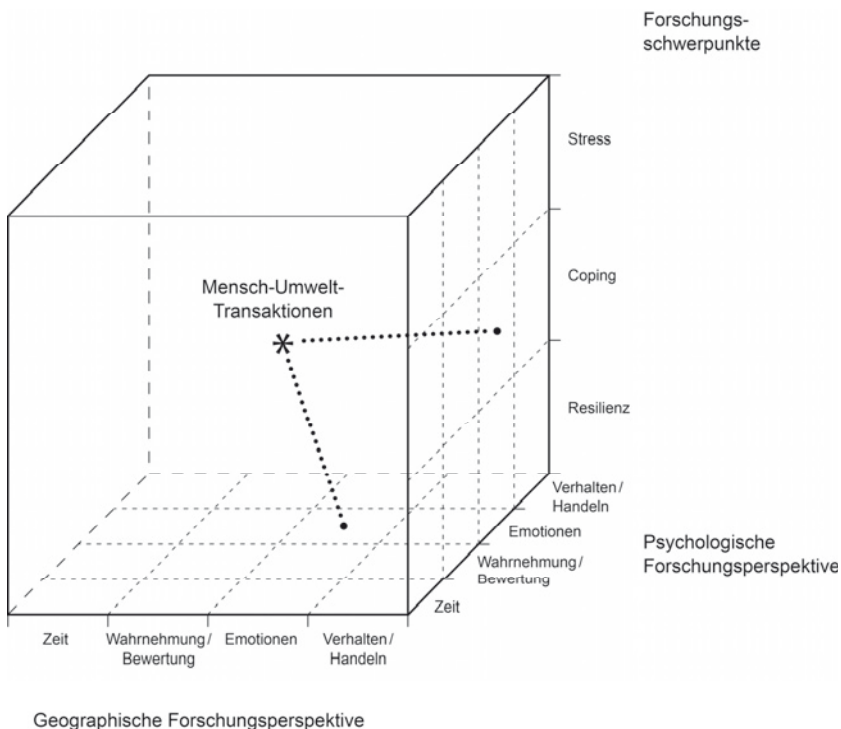


Abb. 1: Mensch-Umwelt-Transaktionen in Bezug auf Stress, Coping und Resilienz als Schnittstelle für eine transdisziplinäre Zusammenarbeit der Disziplinen Geographie und Psychologie (eigene konzeptionelle Darstellung; graphischer Entwurf in Anlehnung an ULICH und BÖSEL 2005, S. 35)

Dabei werden die für die Forschungsschwerpunkte relevanten Konzepte Zeit, Wahrnehmung/Bewertung, Emotionen (in Abbildung 1 exemplarisch dargestellt in Bezug auf Coping) sowie Verhalten/Handeln innerhalb beider Disziplinen diskutiert, allerdings, wie die vorliegende Arbeit im weiteren Verlauf vertieft, anhand vornehmlich unterschiedlicher konzeptionell-theoretischer Annahmen und perspektivischen Herangehensweisen.

„Stress can be a common point for discussion across a number of disciplines, hopefully providing a pathway to integrate these disciplines“,

betont in diesem Zusammenhang auch ALDWIN (2007, S. 24). Während sich insbesondere die Geographie durch das Verknüpfen von unterschiedlichen Maßstabsebenen und durch eine traditionell geschulte, vernetzende Analyse von unterschiedlichen Phänomenen auszeichnet, betrachtet die Psychologie vor allem das menschliche Leben, Verhalten und Erleben unter dem Aspekt der zu einer Person zugehörigen psychischen Zustände und Vorgänge. Hierbei findet zwar der ökonomische, historisch-kulturelle und soziale Kontext, wie aufgezeigt, eine (zunehmende) Berücksichtigung; allerdings setzt das Untersuchungsinteresse nach ULICH und BÖSEL (2005, S. 72) stets primär am Individuum an und endet auch dort.

„[T]he psychologists chose to analyze the mediating psychological processes which explain why behavior is interfaced with the environment in the ways it is. Although not avoiding such analyses, the geographers were in contrast more likely to emphasize the real-world phenomena which need to be explained“,

stellen GÄRLING und GOLLEDGE (1993c, S. 2) vergleichend heraus (vgl. auch KITCHIN et al. 1997, S. 563). In der Humangeographie steht der „Mensch ‚als solcher‘ im Zentrum“ (WERLEN 2008, S. 13) der Betrachtungen, als Vertreter der Gattung Mensch bzw. als Mitglied einer Institution, Gruppe oder Gesellschaft. Individuumszentrierte Aspekte werden, so beispielsweise bei handlungs- und wahrnehmungsorientierten oder das Konzept der Einstellung betreffenden Ansätzen, durchaus integriert, jedoch weniger unter einer tiefer gehenden Bezugnahme auf kognitive (einschließlich vor- und unbewusste), emotionale oder persönlichkeitsbezogene (z. B. Kontrollüberzeugungen erfassende) Prozesse und Strukturen. Ob, wie HERRMANN (1979, S. 179) konstatiert, nur die Psychologie „das Verständnis des Menschen, seiner Seele, seiner Subjektivität, seiner Persönlichkeit [...] zum Problem“ erhebt, ist fraglich. Allerdings bildet in der Psychologie die Einmaligkeit der subjektiven Erfahrung einer Beobachtung den Anfang jeder wissenschaftlichen Erforschung (vgl. ULICH und BÖSEL 2005, S. 20). So bleiben beispielsweise viele (individuelle) Gründe des Handelns für Außenstehende verschlossen; sie ergeben sich nicht zwangsläufig aus der Logik einer Situation.

Vor diesem Hintergrund und angesichts der Zielsetzung, *subjektive* Prozesse der Wahrnehmung und Bewertung von Stress, von unterschiedlichen Formen und Funktionen des Copingverhaltens sowie verschiedener Phänomene des Resilienzlebens zu analysieren, die teilweise nur der Selbstbeobachtung zugänglich sind, wird im Kontext dieser Arbeit einem individuumszentrierten Ansatz als Analyse-rahmen der Vorrang gegenüber kollektivistischen oder gesellschaftstheoretischen Ansätzen eingeräumt, ohne jedoch den Einfluss äußerer Rahmenbedingungen

oder die „Dualität von Struktur und Handlung“ im Sinne GIDDENS (1984) unberücksichtigt zu lassen. Im Vordergrund stehen allerdings primär die subjektiven Beobachtungen des Individuums (vgl. auch WERLEN 2008, S. 240), auf deren Basis eine umfassende Analyse der Mensch-Umwelt-Transaktionen erfolgt. In Anlehnung an WEICHHART (2001, S. 197) existieren stets

„mehrere seriöse und ehrenhafte Wege [...], sich forschend mit der Realität auseinanderzusetzen“.

Letztendlich ist es immer eine Frage der Entscheidung und nicht der Wahrheitsfindung, welche Richtung einzuschlagen ist. Im Rahmen des vorliegenden Beitrags wird aus den dargelegten Gründen eine individuumszentrierte Forschungsperspektive als bestmöglicher Weg angesehen und verfolgt.

Zusammenfassend ist es in Anlehnung an LESER (2003, S. 39) das Bestreben der vorliegenden Arbeit, komplexe Sinnzusammenhänge der Mensch-Umwelt-Transaktionen auch „komplex“, also integrativ als „Ein-Personen-Projekt“, anzugehen und die Prozesse des Erlebens von Stress und Emotionen, des Coping-verhaltens sowie des Resilienzerlebens im Kontext urbaner Transformationsprozesse aus einer geographischen *und* psychologischen Perspektive heraus zu analysieren. Hierbei werden gerade die unterschiedlichen Ansätze als eine „Synergie erzeugende Koexistenz“ (LINNEWEBER 2008, S. 166) und somit als Bereicherung für den Forschungsverlauf aufgefasst. Eine Auseinandersetzung mit mehreren Konzepten und Methoden bietet immer die Möglichkeit, die

„Plausibilität von Ergebnissen zu überprüfen und etwaige Fehlerquellen zu entdecken“ (KNOX und MARSTON 2008, S. 253).

Weniger entscheidend ist die ausführliche Darlegung einer Zuordnung der verschiedenen theoretisch-konzeptionellen Annahmen zu den einzelnen Subdisziplinen oder Teilgebieten, etwa zur Sozial-, Entwicklungs- oder Umweltpsychologie bzw. zur Emotions- oder Kognitionspsychologie oder analog z. B. zur Sozial- oder neuen Kulturgeographie bzw. zur Handlungs- oder Wahrnehmungsgeographie. Entsprechende Querverweise sind, sofern erforderlich, in den jeweiligen Kapiteln aufgeführt. Ferner werden die soziologischen Ansätze, so z. B. die Theorie sozialer Systeme von LUHMANN (1984) oder GIDDENS' Strukturierungstheorie (1984), aufgrund ihrer vielfachen und etablierten Anwendung innerhalb der Geographie auch als dieser mitzugehörig eingestuft. Abschließend bleibt festzuhalten, dass sich die Geographie und Psychologie sowohl durch Gemeinsamkeiten, insbesondere hinsichtlich ihres Forschungsinteresses, als auch durch Unterschiede, vor allem bezüglich ihrer Tiefe des Betrachtens subjektiver Strukturen und Prozesse eines Menschen, auszeichnen. Genau diese Konstellation wird im Rahmen dieser Arbeit als eine Erkenntnis gewinnende Herausforderung angesehen.

1.3 AUFBAU DER ARBEIT

Vor dem Hintergrund der zwei übergeordneten Zielsetzungen der vorliegenden Arbeit (vgl. Kap. 1.1) untergliedert sich dieser Beitrag in einen theoretischen Teil (Kapitel 2 und 3), einen empirischen Abschnitt (Kapitel 4 bis 6) und ein Schlusskapitel (Kapitel 7). Ausgangspunkt für die Präzisierung der Grundlagen und des Analyserahmens von Mensch-Umwelt-Beziehungen bildet Kapitel 2, das zunächst die zentralen Begriffe Mensch, Umwelt und ihre Wechselwirkung anhand der Paradigmen Interaktion und Transaktion tiefergehend erörtert. Anschließend werden die für die Folgediskussionen relevanten Begriffe und Konzepte Zeit, Wahrnehmung, Bewertung, Emotion sowie Verhalten und Handeln reflektiert, bevor fortführend Kapitel 3 die Kernthemen Stress und Coping anhand des transaktionalen Stressmodells von LAZARUS sowie das für die Untersuchungen wichtige Resilienzkonzept referiert.

Die Themenstellung dieser Arbeit veranlasst Kapitel 4 zu einer detaillierten Darstellung der Fallstudie Shibi Village und ihrer Einbettung in den Kontext übergeordneter Rahmenbedingungen. Es erfolgen exemplarische Einblicke in die Reform- und Öffnungspolitik Chinas und die Wirtschaftsentwicklung des Perlflusddeltas, in die rasanten und dynamischen Urbanisierungsprozesse der Volksrepublik sowie in ihre Auswirkungen auf die sozioökonomischen, sozialräumlichen und städtebaulichen Prozesse und Strukturen. Am Beispiel der Megastadt Guangzhou – ein Unterkapitel widmet sich der kritischen Reflexion des Megastadtbegriffes – werden die Dimensionen der urbanen Transformationsprozesse und ihre Folgewirkungen anhand konkreter Fallbeispiele – insbesondere mittels des in der Fallstudie Shibi Village durchgeführten Megaprojektes der „Guangzhou South Railway Station“ – aufgezeigt. Eine abschließende Begründung der Fallstudienauswahl leitet zu Kapitel 5 über, das auf der Grundlage von Shibi Village die zentralen Forschungsfragen konkretisiert, die wesentlichen Bestimmungskriterien qualitativer Sozialforschung skizziert und das problemzentrierte Interview (mit narrativen Sequenzen) sowie die Autophotographie als angewandte Forschungsmethoden präsentiert. An die ausführliche Darlegung der Durchführung der Datenerhebung knüpft zuletzt eine kritische Reflexion der methodischen Probleme und der mitunter den Forschungsprozess erschwerenden Rahmenbedingungen an.

Kapitel 6 befasst sich mit der Diskussion der empirischen Ergebnisse und analysiert die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der aus der Perspektive der interviewten lokalen Einwohner und Migranten vorliegenden Prozesse von Stresserleben, Copingverhalten und Resilienzerleben. Im Rahmen der Ergebnispräsentation erfolgt eine kontinuierliche Einordnung der empirischen Befunde in die in den vorangegangenen Theoriekapiteln reflektierten theoretisch-konzeptionellen Annahmen sowie in das transaktionale Stressmodell von LAZARUS. Eine zusammenfassende Schlussbetrachtung mit der Herausstellung der zentralen Schlussfolgerungen und Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit sowie dem Verweis auf weiterführende Forschungsfragen liefert abschließend Kapitel 7.

2 GRUNDLAGEN UND ANALYSERAHMEN VON MENSCH-UMWELT-BEZIEHUNGEN

Wo ein Fuß ist, da ist auch ein Weg.
Wo ein Mund ist, da ist auch Nahrung.
Wo eine Waffe ist, da ist auch ein Feind.

UEXKÜLL 1928, S. 102

2.1 MENSCH UND UMWELT – ZWEI ZENTRALE BEGRIFFE IM WISSENSCHAFTLICHEN DISKURS

Sowohl im alltäglichen als auch wissenschaftlichen Sprachgebrauch finden die Begriffe „Mensch“ und „Umwelt“ vielfältige Anwendung und rufen – so scheint es – zunächst keine tief greifenden Verständnisschwierigkeiten, sondern eher klare Konnotationen hervor. Ein Mensch, der ein Mensch ist, meint aufgrund seiner biophysiological Konstitution, der fühlbaren Wahrnehmung seines „Leibes“ und des spürbaren Innehabens einer „Seele“ zu wissen, was einen Menschen grundsätzlich ausmacht, wie er „funktioniert“, die Welt wahrnimmt und einen vermeintlich direkten Zugang zu ihr findet. Das menschliche Gehirn suggeriert offenbar das Erkennen einer physikalischen Realität, einer *Um*-welt, die im eigentlichen Sinne des Wortes ein Umschließen oder Umgebensein meint. Umwelt ist scheinbar all das, was sich um etwas herum befindet, doch ist ohne Bezugspunkt, ohne genaue Definition über das, was innen liegt, nicht verständlich. Im Umkehrschluss ist das Innere bzw. die *Innen*-welt ausschlaggebend dafür, was das Außen sein soll. Doch stellt jeder Mensch das „Innere“ dar, wenn es für alle der Spezies Mensch Zugehörigen das „Äußere“ gibt? Und wird die Umwelt dann zum Synonym für „alles Äußere“? Gibt es eine Grenze und wenn ja, wie und wo verläuft diese? Gehört der vom Menschen wahrgenommene und eigens getragene Hut bereits zur Umwelt? Letztere Frage greift in ähnlicher Form auch der Soziologe und Systemtheoretiker Niklas LUHMANN auf; sie wird im weiteren Kapitelverlauf noch tiefer gehend diskutiert.

2.1.1 Umwelt – eine inhaltsbezogene Diskussion

Eine eingehende Betrachtung der aufgeführten Frageinhalte zeigt schnell, dass die Begriffe „Mensch“ und „Umwelt“ schwerer zu fassen und weniger eindeutig sind als oft vermutet. Insbesondere dem Umweltbegriff – der sich von der Biologie über die Geographie bis zur Soziologie und Psychologie erstreckt – fehlt es bislang an einer einheitlichen Definition, was eine fächerübergreifende Bearbeitung

umweltrelevanter Themen und den Einsatz verbindender Methoden hinderlich macht (vgl. EGNER 2008a, S. 31). „Umwelt“ ist POHL (2005, S. 45) zufolge

„kein selbstevidentes Ding, sondern eine Betrachtungsweise in gesellschaftlichen Prozessen, [...], eine Leerformel, die zwischen unterschiedlichen Kommunikationskontexten oszilliert, ja Kommunikation gerade aufgrund seiner Unschärfe ermöglicht“.

STEINERS (2003, S. 51) Frage, wer was mit Umwelt im geographischen Sinne meinen könnte, setzt genau an diesem Punkt an und lenkt nach KLÜTER (2003, S. 225) die

„Aufmerksamkeit von der Sache, die beschrieben werden soll, auf die Person oder Institution, die jenen Begriff benutzt, um andere zu informieren“.

Für die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit, Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse potentieller Umweltstressoren aus der Perspektive von Individuen darzulegen und zu analysieren, ist dieser Blickwinkel, wie noch deutlich werden wird, von zentraler Bedeutung.

Bereits 1866 wurde der Begriff „Umwelt“ von dem Zoologen Ernst HAECKEL in seiner Begründung der Ökologie als eigenständiges Denkkonzept geprägt und 1921 durch den Biologen Jakob von UEXKÜLL als wesentlicher Begriff der Ökologie definiert und erstmals in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt (vgl. WEICHHART 2011, S. 1089). Aktualität verleihen UEXKÜLLS Definitionsansatz gegenwärtige Vertreter der humanökologischen Forschungsperspektive, z. B. Peter WEICHHART aus der Humangeographie oder Lenelis KRUSE aus der Umweltpsychologie, die jeweils ihre Ausführungen zur Mensch-Umwelt-Diskussion auf sein wahrnehmungspsychologisch und subjekttheoretisch konzipiertes Grundkonzept beziehen, Umwelt nicht als substantiell und objektiv vorgegeben, sondern stets in Relation zu einem Subjekt – ob Tier oder Mensch – zu definieren (vgl. KRUSE 2000, 2004; WEICHHART 1986a, 2003b, 2008b).

„Alle Wirklichkeit ist subjektive Erscheinung“. Mit diesem Postulat eröffnet UEXKÜLL (1928, S. 2) sein Hauptwerk „Theoretische Biologie“ von 1928 und begründet damit seine Vorläuferstellung des Konstruktivismus in der Wissenschaftstheorie. Nach UEXKÜLLS Verständnis ist

„Umwelt ein in mehrfacher Hinsicht *relationaler* Begriff, der in seiner inhaltlichen Bedeutung vom jeweils gewählten Gesichtspunkt der Betrachtung abhängt und nicht verabsolutiert werden darf“ (WEICHHART 2003b, S. 27; Hervorhebung im Original).

Nur jene Charakteristika und Elemente der „objektiven“ Außenwelt, mit denen das Lebewesen aufgrund seiner artspezifischen Bedürfnisse, selektiven Kapazität der (kognitiven) Informationsverarbeitung und (sinnes-)physiologischen Ausstattung in direkter oder indirekter, einseitiger oder reziproker, partieller oder ganzheitlicher Beziehung steht und eine „spezifische Teilmenge“ (WEICHHART 2003b, S. 27) bildet, können als „Umwelt“ bezeichnet werden.

„Jedes Subjekt spinnt seine Beziehungen wie die Fäden einer Spinne zu bestimmten Eigenschaften der Dinge und verwebt sie zu einem festen Netz, das sein Dasein trägt“ (UEXKÜLL und KRISZAT 1956, S. 31).

„Umwelt“ ist nach dieser metaphorischen Konzeption nicht gleichzusetzen mit „Welt“, „Außenwelt“ oder „Umgebung“. Es gibt keine „Umwelt an sich“ (WEICHHART 2003b, S. 27), sondern verschiedene Umwelten, deren konkrete Bedeutung sich nur im Zusammenhang mit dem zu betrachtenden Subjekt erschließt (vgl. UEXKÜLL 1928, S. 61). Der Bedeutungsumfang des Umweltbegriffs wird somit relativ zur Abstufung der Betrachtungsebene zunehmend eingegrenzt. Die Analyse der Menschheit als Spezies in ihrer vom Tier verschiedenen Umwelt ist nach KRUSE (2000, S. 81) auf übergeordneter Abstraktionsebene möglich. Doch je stärker das individuelle Subjekt im Fokus steht, desto mehr Umwelten müssen in Anlehnung an UEXKÜLLS Auffassung (1928, S. 144) – es gibt so viele Umwelten wie es Subjekte gibt – berücksichtigt werden, auf die das Wahrnehmen und Handeln gerichtet sind. Um dieser Relativierung Rechnung zu tragen, wird nach WEICHHART (2011, S. 1090) in der Humanökologie das jeweils interessierende Lebewesen auch als „Umweltträger“ bezeichnet.

In diesem Zusammenhang und Bezug nehmend auf individuelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Stresswahrnehmung und -bewertung „desselben“ Ereignisses ist allerdings die Frage zu klären, ob sich die Umwelten zweier oder mehrerer Menschen bzw. – dem humanökologischen Sprachgebrauch folgend – zweier Umweltträger überschneiden oder gar gleichen können? Letzteres setzte voraus, dass alle Faktoren, die die Mensch-Umwelt-Beziehung charakterisieren, identisch sind, doch dies ist aufgrund der die Umwelt erst konstruierenden komplexen subjektiven und selektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse auszuschließen. Anzunehmen sind hingegen kontextbegrenzte Schnittmengen, deren (sozial) konstruierte, symbolische und diskursive Repräsentationen bzw. „alltägliche Regionalisierungen“ im Sinne von WERLEN (1995, 1997b) sich bezüglich auserwählter Aspekte gleichen. Die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens einer Schnittmenge verringert sich jedoch mit zunehmender zeitlicher Distanz aufgrund sich ändernder Bedingungsfaktoren und variierender Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse.

UEXKÜLLS subjektzentrierte und sinnesphysiologische Umweltkonzeption findet Ausdruck in seiner Unterscheidung zwischen individueller Merk- und Wirkwelt. *Alles*, was ein Subjekt „merkt“ (wahrnimmt), wird zu seiner Merkwelt und *alles*, was ein Subjekt nach außen hin bewirkt, zu seiner Wirkwelt (vgl. UEXKÜLL 1928, S. 100; UEXKÜLL und KRISZAT 1956, S. 22). Merk- und Wirkwelt bilden dabei gemeinsam eine geschlossene Einheit, die Umwelt. Ein solches Begriffsverständnis verdeutlicht, dass Umwelt keineswegs auf den Bereich der Natur, der „nichtartifizialen physischen Umwelt“ (WEICHHART 2008a, S. 162) reduziert werden darf, sondern – speziell für die Spezies Mensch – ebenso von Menschen erschaffene bzw. beeinflusste Aspekte umfasst. In Relation zur Sinnesleistung und individuellen Wahrnehmung enthält die gleiche objektive Umgebung für jedes einzelne Lebewesen eine eigene Merkwelt, die sich von den Merkwelten anderer Lebewesen unterscheidet. Gleichzeitig ist jedes Subjekt auf Grundlage seiner Wahrnehmung und Wirkmöglichkeiten der „Erbauer seiner Umwelt“ (UEXKÜLL 1931, S. 217), der Erschaffer seiner spezifischen Wirkwelt – doch „seine eigene

Umgebung kennt kein Mensch“ (UEXKÜLL 1931, S. 190). Diese konstruktivistische Begriffskonzeption beinhaltet ein

„psychologisch relevantes Ineinandergreifen von Merk- und Wirkwelt“ (GRAUMANN und KRUSE 2003, S. 241)

und verweist implizit auf eine Umwelt, die immer sowohl Voraussetzung als auch Folge menschlicher Aktivitäten ist und über Handlungen ihre funktionale und symbolische Bedeutung erlangt. Aus dieser Perspektive heraus verstärkt sich die im Verlauf der Arbeit noch zu vertiefende Annahme, dass eine voneinander unabhängige Analyse der Faktoren „Mensch“ und „Umwelt“ wenig sinnvoll erscheint. Was allerdings eine Merk- und Wirkwelt theoretisch alles beinhalten können, bleibt in den Ausführungen UEXKÜLLS – sichtlich bedingt durch den subjektzentrierten Ansatz – unklar. Die Frage lautet weniger, was Umwelt *ist*, sondern vielmehr was sie im Einzelfall alles sein *kann*. Doch lässt sich eine derart komplexe und vielschichtige Frage überhaupt annähernd beantworten?

Der Psychologe und Mediziner Willy HELLPACH, neben UEXKÜLL einer der prominentesten Wegbereiter der modernen Umweltpsychologie, versuchte bereits 1924 eine „Psychologie der Umwelt“ zu konzipieren und subsumierte unter dem Umweltbegriff

- a) die „alle Einwirkungen, die der Mensch von seinesgleichen erfährt“ (HELLPACH 1928, S. 110) umfassende sozialpsychologische Umwelt,
- b) die den Menschen umgebende natürliche Umwelt (Boden, Luft, Licht, Wetter, Wald, Berge, Gewässer und dgl.) und
- c) eine kulturelle Umwelt, die der Mensch „sich mit Hilfe der Mitmenschheit aus der Erdumgebung geschaffen hat und noch immer weiter schafft“ und u. a. aus „Büchern, Gesetzen, Dogmen, Staaten, Gebäuden, Einrichtungen aller Art“ besteht (ebd. 1924, S. 111).

Diese Umwelt-Trias, die nach UEXKÜLLS Verständnis die Umgebung eines Menschen darstellt, ist in zahlreichen grundlegenden Definitionsansätzen verschiedener humanwissenschaftlicher (Teil-)Disziplinen implizit oder explizit in ausdifferenzierter Form enthalten. Folgende Beispiele deuten dies exemplarisch an:

Die Umweltpsychologie befasst sich LANTERMANN und LINNEWEBER (2006, S. 839) folgend mit

„komplexen Umwelten, deren Struktur und Dynamik von ihren physischen, sozialen, historischen und kulturell präformierten Merkmalen her begriffen und konzipiert werden, und die in ihrer Komplexität den Raum und Zielhorizont menschlichen Verhaltens und Erlebens aufspannen“.

Eine ähnliche umweltpsychologische Definition findet sich bei NICKERSON (2003, S. 2):

„Environment is broadly defined to include not only physical spaces of all sorts, but sociocultural contexts, neighborhoods, institutions, and organizations – essentially any context in which people can find themselves“.

In der Humanökologie ist in entsprechender Weise nach WEICHHART (2011, S. 1090) zwischen der gebauten Umwelt der Artefakte, der natürlichen, sozioökonomischen und ideologisch-kulturellen Umwelt zu unterscheiden. Auch aus Perspektive der Umweltsoziologie (vgl. KRAEMER 2008), Geographischen Entwicklungsforschung (vgl. RAUCH 2008), Politischen Geographie (vgl. ROBBINS 2008) und Governance-Forschung (vgl. DIGAETANO und STROM 2003) stellen – mit unterschiedlicher Gewichtung – ökonomische, politisch-institutionelle, soziokulturelle bzw. gesellschaftliche sowie bauliche und ökologische Dimensionen die Rahmenbedingungen menschlichen Handelns dar. Die interdisziplinäre und vergleichsweise junge *Global Environmental Change*-Forschung richtet ihren Interessensschwerpunkt im Kontext weltweiter Urbanisierung insbesondere auf den Wandel dieser genannten Aspekte in den Megastädten der Welt, den „Zentren globalen Wandels“ (KRAAS und NITSCHKE, 2006, S. 21). Allerdings bleibt hier zunächst eine tiefer gehende Diskussion des Umweltbegriffs aus.

In verschiedenen (Teil-)Disziplinen findet sich offenbar die grundlegende anthropozentrische Übereinstimmung, dass übergeordnet und umfassend Soziales, Wirtschaft, Politik, Kultur, Natur und Artefakte im weitesten Sinne die Komponenten der Umwelt darstellen. Allerdings kann ausgehend von UEXKÜLLS Erkenntnis, dass ein Subjekt in Abhängigkeit seiner Wahrnehmungskapazität bzw. Merkwelt bestimmte Ausschnitte aus der neutralen Umgebung in eine subjektive Umwelt transformiert, der Umweltbegriff über seine Subjektzentriertheit hinausgehend ebenso bezüglich seines Beziehungsmodus zunehmend relativiert werden. Je nachdem, ob beispielsweise die „soziale Umwelt“ oder genauer die „familiäre Umwelt“ bzw. noch genauer ein „Bruder“ oder aber die „Umwelt des Wohnens“ mit den unterschiedlichen Ebenen „Nachbarschaft“ und „Wohnhaus“ in den Fokus einer intensiveren Betrachtung rücken, verlagert sich der Schwerpunkt der Mensch-Umwelt-Beziehung.

„The environment is seen to be more than a single stimulus; it is a complex of immediate and distant places, psychologically arranged into a hierarchy such that each place is part of a larger place and can be subdivided into smaller places. [...] Various relationships may exist between person and environment, and the type of relationship may vary with the level in the hierarchy being studied“ (RUSSELL und WARD 1982, zitiert nach NICKERSON 2003, S. 4).

Verschiedene *Sub*-Umwelten der eigentlichen Umwelt umfassen verschiedene Abstraktionsebenen und untergliedern die spezifische Merk- und Wirkwelt eines jeden Menschen, die jeweils – unter dem Einfluss individueller Variablen – von großer Komplexität, unterschiedlicher Reichweite (ein Arbeitsloser hat z. B. keine „Umwelt am Arbeitsplatz“) und zeitlicher Variabilität (ein ehemals Arbeitsloser wird Arbeitnehmer und erfährt diesbezüglich eine Erweiterung seiner Umwelt) gekennzeichnet sind.

Doch lassen sich *Sub*-Umwelten wie familiäres oder berufliches Umfeld einer übergeordneten Umwelt immer eindeutig zuschreiben bzw. sind Soziales, Wirtschaft, Politik, Kultur und Natur als generell voneinander trennbar und somit als disjunkt anzusehen? Eine Bejahung dieser Frage führt unweigerlich in die Argumentationsfalle. Die klassischen ontologischen Konzepte der Natur-Kultur- bzw.

Natur-Gesellschaft-Dichotomie oder der Trichotomie der Drei-Welten-Theorie POPPERS (vgl. POPPER 1973) konnten sich im wissenschaftlichen Diskurs und in der Anwendung an Fragmenten der Realität nicht bestätigen (vgl. auch WEICHHART 2003b, S. 26). Im Islam ist das Recht (in Form der Sharia) nicht von der Religion zu trennen. Aus Sicht der Schwester kann der eigene Bruder als Familienmitglied und sozialer Austauschpartner und gleichzeitig als Geschäftspartner eines gemeinsam geführten Unternehmens fungieren und damit eine hybride Doppelrolle einnehmen. EGNER (2008a, S. 22) führt in diesem Zusammenhang das Beispiel artifizieller Objekte wie ein Kühlschrank oder ein hoch gezüchtetes Rennpferd an, die sich weder der Natur noch Kultur eindeutig zuordnen lassen. Beide sind Resultate der Kultur, doch ihre stofflichen Eigenschaften gehören der Natursphäre an. Tiefer gehend hinterfragt EGNER (2008a, S. 22), ob nicht sogar der Mensch an sich etwas Hybrides sein könne, etwa, wenn er ein künstliches Knie- oder Hüftgelenk in sich trage. Dieser Gedanke weist auf die ebenso enge Verknüpfung zwischen Mensch und seiner Umwelt hin, auf ein transaktionales Verhältnis (vgl. ausführlicher Kap. 2.2.1), das strenge kategoriale Trennungen ausschließt.

Nach dem Soziologen und Philosophen Bruno LATOUR (1995, S. 19 u. 71) ist ein Hybrid ein Mischwesen bzw. „Quasi-Objekt“, das sich erst im Beziehungsaustausch innerhalb eines Netzwerkes unterschiedlicher Wirkungskreise charakterisiert.

„Das Ding oder Wesen hat somit eine relationale und keine feste Identität, da sich die Identität in einer dynamischen internen Relation in der gegenseitigen Definition formiert“ (EGNER 2008a, S. 22).

Die Grenzen zwischen Sozialem, Kultur, Natur, Wirtschaft etc. werden nach dieser Auffassung verhandelbar. Es kann nicht mehr von separaten, eigenständigen und homogenen Entitäten gesprochen werden, der Konstruktcharakter offenbart sich nach WEICHHART (2008b, S. 60) mit aller Deutlichkeit. Genau genommen zeichnet sich der Umweltbegriff durch die Ganzheitlichkeit bzw. Unteilbarkeit seines Gegenstandes aus. Wird diese nicht aufrechterhalten, läuft der wissenschaftliche Diskurs in ein „Optimierungsproblem“ (BOESCH 1971, S. 10), denn je exakter er wird, umso lebensfremder, wirklichkeitsferner werden die Aussagen. Ein Dilemma: Auf der einen Seite stehen die akademisch mikrotheoretischen Ansätze, auf der anderen Seite findet sich die alltägliche, allumfassende Lebenswelt, die einem Sammelsurium aus Hybriden gleicht. Zahlreiche Autoren – um mit EGNER (2008a), JAHN und WEHLING (1998), LATOUR (1995), WEICHHART (2003a), WERLEN (1987) und ZIERHOFER (1999) nur einige zu nennen – diskutieren, wie teils schon angedeutet, die Schwierigkeit der Darstellung hybrider Sachverhalte. Psychologen wie BARKER (1968) mit seiner Konzeption des *Behavior Setting* oder ITTELSON (1976), der den Situationsbegriff entwickelte, umgehen in ihren Ansätzen vorab eine atomistische Auffassung der Umwelt. Die unterschiedlichen Standpunkte und Argumentationsstränge der einzelnen Autoren können hier aus Gründen einer ausufernden Komplexität nicht dargelegt werden. Entscheidend ist hingegen vielmehr die sich angesichts des „Optimierungsproblems“ (s. o.) aufdrän-

gende Frage, ob es dann überhaupt noch sinnvoll erscheint, sich dem Umweltbegriff eingehend zuzuwenden?

„Ignorieren heißt, auf bedeutsame Erklärungs- und Erkenntnismöglichkeiten zu verzichten“, konstatiert WEICHHART (1998, S. 83) im Rahmen einer ähnlichen Diskussion zur Relevanz des Raumbegriffs. Dieses Plädoyer für eine gezielte Erörterung auch diffiziler und komplexer Themenaspekte ist uneingeschränkt auch auf den Umweltbegriff zu beziehen, begründet dieser doch den übergeordneten, elementaren Denkrahmen und das Selbstverständnis zahlreicher Disziplinen und Forschungsrichtungen. Ohne Umwelt gäbe es kein Erleben und Handeln, die Existenz der Menschheit ist von ihr abhängig. „Daß die Umwelt immer mitwirkt und ohne sie nichts, absolut gar nichts geschehen kann“, ist auch aus systemischer Perspektive nach LUHMANN (1997, S. 96) selbstverständlich. Unter der Prämisse einer holistischen Auffassung des Umweltbegriffs kommt es jedoch dann zu Schwierigkeiten, wenn das Forschungsinteresse die Analyse von Wechselwirkungen – z. B. zwischen den Gegenstandsbereichen „Natur“ und „Kultur“ oder „Mensch“ und „Kultur“ – fokussiert, denn diese Bereiche lassen sich nicht trennscharf voneinander unterscheiden und schließen a priori eine Aufgliederung der Reziprozität aus. Mit genau dieser zentralen Problematik sieht sich auch die vorliegende Arbeit konfrontiert, doch weder in der Literatur noch im wissenschaftlichen Diskurs wird derzeit ein allgemein akzeptierter, in der Empirie adäquat und direkt umsetzbarer Lösungsweg zur Überwindung dieser „sackgassenähnlichen“ Situation aufgezeigt.

Ist der Entwurf einer unteilbaren Umwelt möglicherweise ein utopisches Unterfangen, das zwar der Realität entspricht und als logisches Denkgerüst, jedoch nicht als Kommunikationsbasis und empirischer Untersuchungsgegenstand bestehen kann? „There are no natural categories, but we construct them to make sense of what we see“, argumentiert LAZARUS (1999, S. 20). In der Kognitionspsychologie wird in diesem Zusammenhang die Aneignung von Schemata diskutiert, von großen, abstrakten und konkreten Wissensseinheiten, die eine sonst unübersichtliche Menge von Informationen durch Reduktion von Komplexität strukturieren und somit das, wenn auch nicht immer fehlerfreie, Verstehen und Einordnen von Sachverhalten und Vorhersagen erlauben (vgl. WOLFOOLK 2008, S. 322). Schemata sind individuell geprägte Muster oder Anleitungen zur inneren Repräsentation einer Gegebenheit oder eines Begriffs und bestehen aus Variablen, die kategorien-spezifische Wertebereiche annehmen können (vgl. OBERAUER et al. 2006, S. 176). So vermag das Umwelt-Schema die Entitäten respektive die Variablen Kultur, Wirtschaft, Natur etc. mit den Wertebereichen wie Sprache und Religion für Kultur, Unternehmen und Finanzmärkte für Wirtschaft und Flora und Fauna für Natur beinhalten. Allerdings sind individuelle Unterschiede der Repräsentationen aufgrund spezifischer Vorannahmen und Einstellungen vorherbestimmt. Während das Umwelt-Schema eines Zoologen oder Botanikers oftmals nur die Natur als solche umfasst oder in öffentlichen Umweltschutzdebatten weitestgehend eine synonyme Begriffsanwendung von „Natur“ und „Umwelt“ erfolgt, ist das Umwelt-Schema eines Humangeographen oder Umweltpsychologen aufgrund disziplinübergreifender Forschungsinhalte tendenziell differenzierter ausgeprägt.

Die einzelnen Wertebereiche der verschiedenen Umweltvariablen, ihre Schnittmengen aber auch unterschiedlichen räumlichen und institutionellen Ebenen lassen sich in diesen Ausführungen nicht abschließend diskutieren. Vielmehr geht es um die Bedeutung der Umwelt, um die subjektiv-individuelle Frage,

„wie das Individuum die verschiedenen Erscheinungsformen seiner Umwelt wahrnimmt, konstruiert, interpretiert, attribuiert“ (MOGEL 1990, S. 74).

Für die Analyse von Mensch-Umwelt-Relationen ist das Kontrastieren der spezifischen individuellen (und emotionalen) Relation zu den Wertebereichen der Umwelt (s. o.) ausschlaggebend. Auf diese Weise lassen sich z. B. materielle von ideellen, konkrete von abstrakten, bedeutungsvolle von bedeutungslosen, Stress produzierende von Stress lindernden, proximale (räumlich nahe) von distalen (räumlich fernen) und aktuelle von potentiellen Umweltkomponenten konzeptionell – jedoch nicht bipolar, sondern als Kontinuum betrachtet – unterscheiden. Die potentielle Umwelt bzw. potentiellen Komponenten umfassen nach MOGEL (1990, S. 81) all jene Aspekte, die Bestandteil von Planungen, Absichten, Erwartungen, Befürchtungen, Zielen etc. sind.

Gleichzeitig lassen sich Umweltentitäten, die einen gewichtigen Einfluss auf Stressbewertung und Coping nehmen, hinsichtlich ihres prozessualen Charakters und ihrer multimodalen Struktur näher bestimmen. Die „Kriminalität in der Nachbarschaft“ kann in einer bestimmten Zeitspanne durch den Einsatz institutioneller Regelungen gesenkt, das „Angebot schulischer Einrichtungen“ durch politische Maßnahmen erhöht werden. Ein Umweltausschnitt ist aus individueller Perspektive beschreibbar über seine raum-zeitliche Komponente, über atmosphärische, emotionale Qualitäten und über die Anordnung von Gegenständen und symbolischen Bedeutungen. Gleichzeitig beinhalten nach GIBSON (1979, vgl. seinen ökologisch-funktionalistischen Ansatz zu Wahrnehmungsprozessen) bestimmte Umweltkonfigurationen einen Aufforderungscharakter, auch Affordanz (engl. *affordance*) genannt. Affordanz bezeichnet eine unmittelbar in der Wahrnehmung gegebene handlungsauffordernde Qualität bestimmter Umweltgegebenheiten. So affordieren rote, runde Oberflächen bestimmter Größe Essbarkeit (vgl. DAY 2009, S. 15) oder Stufen die Ersteigbarkeit einer Treppe (vgl. GOLDSTEIN 2008, S. 241).

ITTELSON (1976) zufolge betont der Begriff „Struktur“, dass innerhalb dieses Umweltgefüges eine prinzipielle Sinnhaftigkeit liegt:

„The various components and events relate to each other in particular ways which, perhaps more than anything else, serve to characterize and define the particular environment“ (ebd., S. 151).

So sind etwa Handlungen verschiedener Akteure aufeinander ausgerichtet und folgen einer räumlichen und zeitlichen Ordnung. Die Struktur gibt Orientierung und bildet das Gerüst eines jeden Umweltausschnittes, in dem sich jedoch prozessual einzelne Aspekte über bestimmte Zeiträume schnell verändern können: „environments have no fixed or given boundaries in space or time“ (ITTELSON 1978, S. 199). Im Rahmen seiner „Theorie der Strukturierung“ von 1984 betrachtet GIDDENS (1984, S. XXXI) ebenfalls den Aspekt der Orientierung. Er definiert „Struk-

tur“ als Regeln und Ressourcen, die in die Produktion und Reproduktion sozialen Handelns eingehen.

„Structure is not ‘external’ to individuals: as memory traces, and as instantiated in social practices, it is in a certain sense more ‘internal’ than exterior to their activities in a Durkheimian sense“ (ebd., S. 25).

Struktur wird erst im Handeln real, wobei Struktur Handeln nicht nur einschränkt, sondern auch ermöglicht. Sie bietet Sicherheit, Kontinuität und die Rahmenbedingungen von Alltagsbewältigung (vgl. TREIBEL 2006, S. 261). Auch wenn der Begriff „Struktur“, unabhängig von einer exakten Definition, kein inhaltliches Merkmal von Umwelt darstellt, so beschreibt dieser jedoch zusammengefügte Wirk-Beziehungen zwischen verschiedenen Umweltentitäten und dem Menschen als Akteur. Der Argumentation GIDDENS' (1988, S. 290) folgend, existieren Strukturen „immer nur in der Form von Handlungen und Praktiken menschlicher Individuen“. Somit schaffen oder beeinflussen Strukturen Umweltentitäten – z. B. gäbe es ohne Struktur bzw. ohne Ressourcen keine Macht und ohne Macht keine Politik, die wiederum das Handeln beeinflusst. Auch wenn GIDDENS den Umweltbegriff nicht näher thematisiert, offenbart sich generell die enge Verknüpfung zwischen dem Menschen und seinen Handlungen, der Umwelt sowie der Struktur.

Erneut wird deutlich, dass die Diskussion des Umweltbegriffs immer wieder ein ganzheitliches, allumfassendes Denken erfordert. Im Grunde besteht eine Gleichzeitigkeit von Trennen und Verbinden, von Separieren der Umwelt in verschiedene Entitäten und von Wissen, dass diese doch ein Ganzes bilden. Die einzige Möglichkeit, sich den konzeptionellen Schwierigkeiten anzunähern, liegt offenbar in der Reduktion der Komplexität und dem Eingehen von Kompromissen, ohne dabei das Bewusstsein für die Gesamtproblematik zu verlieren. In den folgenden Betrachtungen soll eine Forschungsleitlinie bzw. Begriffsexplikation der „Umwelt“ aufgezeigt werden, die der Themenstellung und den Zielsetzungen dieser Arbeit am ehesten gerecht wird.

In Anlehnung an UEXKÜLL (1928) ist „Umwelt“ als relationaler und konstruktivistischer Begriff zu begreifen, der in seiner inhaltlichen Bedeutung von dem zu betrachtenden Individuum abhängt, also nicht, wie anfangs als Frage formuliert, synonymisch „alles Äußere“ umfasst. Eine vorab definierte und objektiv greifbare Umwelt schließt sich nach dieser Perspektive somit aus. Was „Umwelt“ im Einzelfall alles sein kann, lässt sich nur differenziert beantworten: Was sie *alles* sein kann, bleibt trotz eines relationalen und subjektzentrierten Ansatzes aufgrund einer empirisch nicht zu erschließenden Vielfalt unergründlich. ZIERHOFERS (1999, S. 10) Auffassung nach ist es

„nicht nur unzweckmäßig, sondern sogar unmöglich, das Ganze erfassen zu wollen, denn jedes Beobachten erzeugt einen blinden Fleck“;

es kann nicht alles gleichzeitig im Fokus der Aufmerksamkeit stehen.

„Deshalb können relationale Denkweisen nicht holistisch in einem strengen Sinn sein“ (ebd., S. 10).

Hingegen ermöglicht eine analytisch reduktive (darstellungsbedingte, jedoch keineswegs programmatische) Herangehensweise die Offenlegung, was „Umwelt“ als Ausschnitt einer noch umfassenderen Umwelt zu einem bestimmten Zeitpunkt im Einzelfall *partiell* sein *kann*. Streng genommen lassen sich die Umwelt-Entitäten, wie eingangs nahe gelegt, nicht eindeutig separieren. Doch es muss eine – v. a. verbale – Kommunikationsebene mit Bezugspunkten geschaffen werden, von der ausgehend Umweltausschnitte eines Individuums ausführlicher analysiert werden können. In diesem Zusammenhang offenbart sich das die Arbeit einleitende Plädoyer für einen transdisziplinären Forschungsansatz, der problem- und zusammenhangsorientiert die genannten Entitäten einer Umwelt aus fachlich unterschiedlichen Blickwinkeln integrativ betrachtet.

LAZARUS (1999) betont beim Vorgehen einer analytischen Reduktion jedoch die Notwendigkeit des für das Gesamtverständnis entscheidenden Schritts der Synthese (vgl. Abb. 2):

„If we are to understand complex phenomena, we must also synthesize the causal components we have isolated back into the original whole from which the components came“ (ebd., S. 20).

Während sich eine übergeordnete holistische Betrachtungsebene auf die Umwelt der Spezies Mensch bezieht, fokussiert hingegen eine untergeordnete holistische Betrachtungsebene die gesamte Umwelt eines Individuums. Eine analytische Differenzierung gliedert diese fortführend in die unterschiedlichen Umweltentitäten des Individuums. Ein Umweltausschnitt des Individuums (analytisch reduktive Betrachtungsebene I), der im Rahmen dieser Arbeit als Untersuchungsgegenstand aufzufassen ist, enthält einen Teilbereich dieser Umweltentitäten, die mittels einer analytischen Reduktion auf eine Umweltentität (analytisch reduktive Betrachtungsebene II), z. B. das familiäre Umfeld, reduziert werden können.

Im Rahmen der empirischen Datenerhebung in Form von Interviews sind allerdings sowohl die Analyse der Entitäten, z. B. des „familiären Umfelds“ anhand von Fragen bezüglich der „Kinderanzahl“ oder des „Wohnortes der Eltern“ als auch die Auswertung der entsprechenden Interviewantworten (zeitlich) nicht isoliert von übergeordneten wirtschaftlichen, politischen oder kulturellen Einflussfaktoren zu betrachten. Dies wird in Abbildung 2 (oben und unten) mittels der die einzelnen Betrachtungsebenen miteinander verbindenden Netzstruktur symbolisiert.

„We must be able to move back and forth in our thinking between the two levels of abstraction, the components parts and the whole“ (LAZARUS 1999, S. 22).

Diese Perspektive begründet ein qualitatives und umfassendes, flexibel auf individuelle Rahmenbedingungen eingehendes Forschungsdesign (vgl. vorgreifend Kap. 5), das erst die Einordnung der Interviewantworten in einen Gesamtkontext ermöglicht.

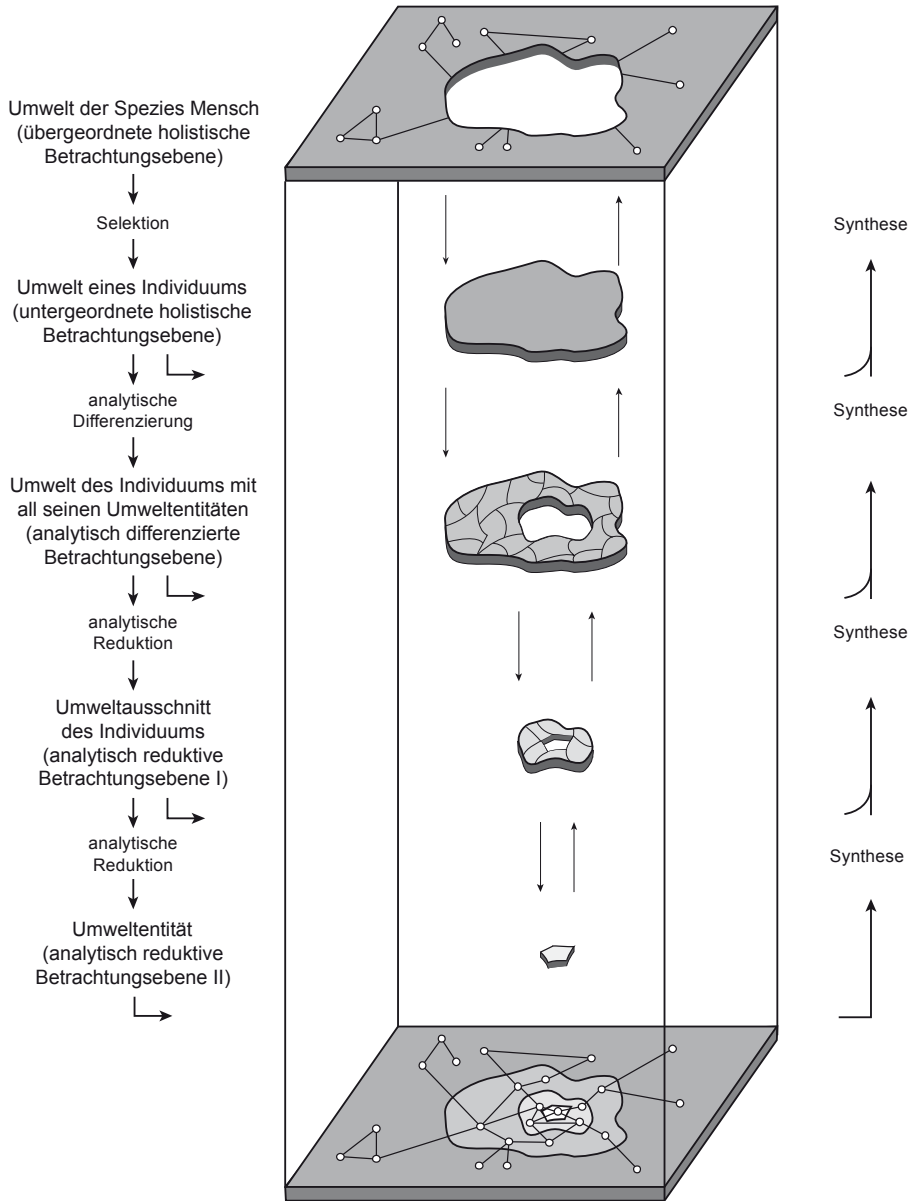


Abb. 2: Schematische Darstellung unterschiedlicher analytischer und synthetischer Betrachtungsebenen bezüglich der Umwelt eines Individuums (eigene konzeptionelle Darstellung; graphischer Entwurf in Anlehnung an HÜGIN 1996, S. 33)

2.1.2 Mensch und Umwelt in systemtheoretischer Betrachtung nach Luhmann

Bislang wurde die Diskussion des Umweltbegriffs vorwiegend inhaltsbezogen geführt. Doch um zu verstehen, was Umwelt sein kann, ist es gleichermaßen von Bedeutung darzulegen, was Umwelt nicht sein kann. Wo liegt die Grenze zu dem, was die Umwelt nicht mehr beinhaltet? Diese und die zu Kapitelbeginn erhobene Frage, ob der vom Menschen eigens getragene Hut bereits zur Umwelt gehört, lassen sich nur über das Treffen von Unterscheidungen beantworten, einen Prozess der Beobachtung und Beschreibung. Im Rahmen seiner „Theorie sozialer Systeme“ setzt sich der Soziologe und Konstruktivist Niklas LUHMANN (vgl. 1984, 1997) mit dem epistemologischen Verhältnis von Trennung und Verbindung aus system- und differenztheoretischer Perspektive auseinander und zeigt eine für diese Arbeit hilfreiche Konzeption auf, die zum Verständnis von – was ist Umwelt, was ist Mensch? – beiträgt. Im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen mit der Wahl des Themenschwerpunktes dieser Arbeit vorwiegend LUHMANNs systemische Umweltabgrenzung und Betrachtung des Menschen als Konglomerat unterschiedlicher Systeme. Da die Schlüsselbegriffe und Kernaussagen LUHMANNs nur unter Bezugnahme auf weitere Termini seiner Theorie verständlich sind, ist eine ausführlichere Explikation dieser unumgänglich. Einen tiefer gehenden Gesamteinblick in seine Gesellschaftstheorie offerieren BARALDI et al. (1997), BERGHAUS (2004), DIECKMANN (2004) oder KRAUSE (2005).

Nach LUHMANN ist aus der Perspektive eines Systems alles, was nicht eigenes System ist, Umwelt: „Die Umwelt ist einfach ‚alles andere‘“ und stellt somit das „Negativkorrelat“ zum System dar (LUHMANN 1984, S. 249). Umwelt ist keine eigenständige, für sich selbst stehende Einheit oder feste Größe, sondern ein systemrelativer Sachverhalt. „Daher ist die Umwelt eines jeden Systems eine verschiedene“ (LUHMANN 1984, S. 249), zu der aber auch andere Systeme zugehörig sein können. Diese Aussage spiegelt UEXKÜLLS (1928, S. 144) Auffassung – es gibt so viele Umwelten, wie es Subjekte gibt – wider, obgleich er keine systemische Abgrenzung vornimmt. LUHMANN (1984, S. 242 f.) betont gleichzeitig, dass die Umwelt nicht als Restkategorie missverstanden werden dürfe; vielmehr sei sie für die Systembildung konstitutiv und Voraussetzung für die Identität des Systems, da Identität nur durch Differenz ermöglicht werde.

„System und Umwelt können zwar als die zwei Seiten einer Form getrennt, aber nicht ohne die jeweils andere Seite existieren“ (LUHMANN 1997, S. 63).

LUHMANN (1997, S. 79) charakterisiert seine Systemtheorie als Theorie „autopoietischer, selbstreferentieller, operativ geschlossener Systeme“. Sie geht im Sinne des Begriffs Autopoiesis (Selbstproduktion) davon aus, dass

„die Einheit des Systems und mit ihr alle Elemente, aus denen das System besteht, durch das System selbst produziert werden“ (LUHMANN 1990, S. 30).

LUHMANN (1984, S. 60 ff.) unterscheidet mit Leben, Bewusstsein und Kommunikation drei Hauptarten von Autopoiesis, der zufolge sich drei verschiedene Systemtypen voneinander abgrenzen (vgl. Abb. 3).

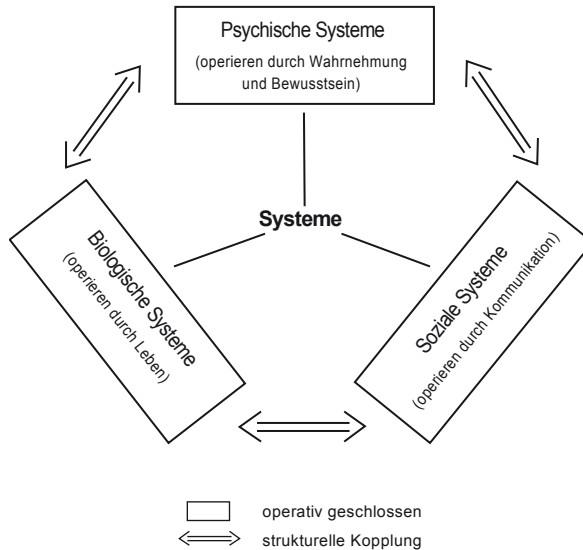


Abb. 3: Biologische, psychische und soziale Systeme nach LUHMANN'S Systemtheorie 1984 (eigene Darstellung)

So operieren bzw. produzieren und reproduzieren sich in spezifischer Weise biologische Systeme (z. B. der menschliche Körper) über Leben (Reproduktion von Zellen), psychische Systeme über Wahrnehmung und Bewusstsein (Gedanken, Emotionen) und soziale Systeme (Interaktionen, Organisationen, Gesellschaften) über Kommunikation, vermittels derer Handlungen konstituiert werden (vgl. LUHMANN 1984, S. 191). Allerdings ist ein System nur ein System, wenn es eine dieser Operationsweisen aufweist. Dabei kann kein System mit der Operationsweise eines anderen arbeiten – es gibt außerhalb von sozialen Systemen keine Kommunikation, außerhalb von biologischen Systemen kein Leben und außerhalb von psychischen Systemen keine Gedanken (vgl. LUHMANN 1995, zitiert nach EGNER 2006, S. 96). Jedoch ist der spezifische systemeigene Reproduktionsprozess charakteristisch, d. h. es existieren parallel unterschiedliche Organisationen, Gesellschaften oder Organismen (vgl. LUHMANN 1984, S. 60).

Im Operieren erzeugen Systeme eine Differenz, eine Grenze zur Umwelt, zur Außenseite hin oder eine Grenze innerhalb des Systems, die den Aufbau von Teilsystemen im System selbst umfasst (z. B. das Zentralnervensystem als Teilsystems des Körpers), wobei die spezifischen Operationsweisen selbstreferenziell bzw. operativ geschlossen sind (vgl. BARALDI et al. 1997, S. 27). Operationen, die zur Produktion neuer Elemente eines Systems führen, sind von vorangegangenen Operationen innerhalb desselben Systems abhängig, stellen aber gleichzeitig die Voraussetzung für nachfolgende Operationen dar (vgl. LUHMANN 1984, S. 60 ff.). Kommunikationen, Zellen oder Gedanken produzieren und reproduzieren sich daher aufgrund anderer Kommunikationen, Zellen oder Gedanken und stellen

somit die Einheit des jeweiligen Systems her (vgl. EGNER 2008a, S. 69). Systeme sind demnach operativ autonom, jedoch keinesfalls kausal isoliert oder autark, da sie über ihre Grenzen hinweg selektiv mit ihrer Umwelt, aber auch mit anderen zu ihrer Umwelt gehörenden Systemen existentiell verbunden sind (vgl. BERGHAUS 2004, S. 56). So brauchen biologische Systeme Sauerstoff bzw. ein für die Nahrungsaufnahme sorgendes Bewusstsein. Psychische Systeme sind für die Wahrnehmung der Welt auf ein biologisches System angewiesen. Diese spezifische Abhängigkeit, die gleichzeitig den Übergang von einer Operation zur nächsten und damit die Autopoiesis des Systems sichert, bezeichnet LUHMANN (1997, S. 92 ff.) auch als strukturelle Kopplung (vgl. obige Abb. 3).

Nach der Theorie sozialer Systeme erzeugen sich Systeme somit selbst, ziehen selbst ihre Grenzen und sind – im Gegensatz zur üblichen Annahme klassischer Systemtheorien – keine Produkte eines Beobachters (vgl. EGNER 2008c, S. 140). Aufgrund dieser Selbstreferenz bzw. des ausschließlichen Bezugs aller Operationen auf sich selbst, ist es nach LUHMANN (1984, S. 57 ff.) eine systemintern getroffene Unterscheidung, was zum System gehört (Selbstreferenz) und was zu seiner Umwelt (Fremdreferenz). Demnach ist für jedes System die Umwelt – bzw. die Merkwelt nach UEXKÜLL im übertragenden Sinne – eine andere, wie BERGHAUS (2004, S. 43) exemplarisch darlegt: So stellen für die Wirtschaft als soziales System die Politik, Medien oder Kleidung die Umwelt dar, also Bereiche, mit denen sich Umsätze erzielen lassen. Umgekehrt sind Wirtschaft, Politiker oder Immobilien die Umwelt für die Medien, alles, worüber Informationen erworben und veröffentlicht werden können. Referenz ist folglich ohne Beobachtung – ohne „Unterscheiden und Bezeichnen“ (LUHMANN 1997, S. 69) – und ohne eine geeignete Verbindung zur Umwelt als Vergleichsreferenz nicht möglich. Im systemischen Verständnis können, auch wenn dies der Alltagsvorstellung zunächst widerspricht, alle Systeme Unterscheidungen treffen; Beobachten bezieht sich somit nicht ausschließlich auf eine dem Menschen inhärente Fähigkeit (vgl. BARALDI et al. 1997, S. 124). Wichtig hierbei ist das Hervorheben der konstruktivistischen Position LUHMANNs (1997, S. 45), nach der Beobachtungen – getroffen mithilfe von Unterscheidungen, die so in der Realität nicht vorkommen – als Konstrukte aufzufassen sind.

Wie BARALDI et al. (1997, S. 196) herausstellen, kann allerdings ein und dasselbe Ereignis – und dies wird für die Diskussion der Stressentstehung aus transaktionalistischer Perspektive noch relevant sein – dem System und zugleich seiner Umwelt angehören. So vermag ein bestimmtes Ereignis Element sowohl eines sozialen Systems (als Kommunikation oder als Handlung) als auch eines psychischen Systems (als Gedanke) sein, obwohl diese Systeme füreinander wechselseitig Umwelt sind. Dabei unterliegt dieses Ereignis Bedingungen, die innerhalb des Systems immer andere sind als in seiner Umwelt. Übertragen auf die Bewertung von Stress deutet diese Aussage implizit an, dass individuelle psychische Prozesse (Kognitionen, Emotionen, Motivationen) die Qualität eines Ereignisses bzw. potentiellen Stressors maßgeblich mitbestimmen, also im Vergleich zur Umwelt, z. B. in einem anderen psychischen System, andere Bedingungen hervorrufen.

Doch wenn aus differenztheoretischer Perspektive alles, was nicht System ist, Umwelt ist und soziale, biologische und psychische Systeme – und nicht explizit der Mensch selbst – die Hauptkategorien der Theorie sozialer Systeme bilden, gehört der Mensch dann zur Umwelt? LUHMANN (1984, S. 67 f.) bejaht diese Frage:

„Der Mensch mag für sich selbst und für Beobachter als Einheit erscheinen, aber er ist kein System. [...] Seinem psychischen System ist sein Leben unzugänglich, es muß jucken, schmerzen oder sonstwie auf sich aufmerksam machen, um eine andere Ebene der Systembildung, das Bewußtsein des psychischen Systems, zu Operationen zu reizen“.

Nach LUHMANN (1984, S. 68) ist autopoietische Reproduktion auf eine Homogenität der Systemoperationen angewiesen, die die Einheit eines bestimmten Systemtypus definiert. Somit ist der Mensch nach Auffassung des Autors vielmehr ein „Konglomerat autopoietischer, eigendynamischer, nichttrivialer Systeme“ (LUHMANN 2002, S. 82). Diese Aussage ist für die Beantwortung der Frage – wo hört der Mensch auf, wo fängt seine Umwelt an? – von wegweisender Bedeutung. LUHMANNs theoretischem Konzept zufolge hat der Mensch Anteil an zwei Systemtypen, die operativ geschlossen, jedoch strukturell eng miteinander gekoppelt sind: am biologischen und psychischen System. Systemrelativ betrachtet sind aus Sicht des psychischen Systems aufgrund des Beobachtens bzw. Differenzierens in Selbst- und Fremdreferenz somit der eigene Leib (als biologisches System) und Kommunikation und soziale Kontakte (als soziales System) der Umwelt zugehörig (vgl. BERGHAUS 2004, S. 43). Eine ungewöhnliche und abstruse Vorstellung, doch ein „Abstreifen der einen oder anderen logischen Fessel des Denkens“ – wie KRAUSE (2005, S. 111) es treffend formuliert – eröffnet ganz neue und komplexere Einsichten in die Relation des menschlichen Bewusstseins zu sich selbst und seiner Umwelt. Verknüpft sind damit die folgenden Implikationen:

Wenn alles, was nicht psychisches System ist, zur Umwelt gehört, trifft dies ebenso auf andere Systemkonglomerate (Mitmenschen) oder den vom Menschen eigens getragenen Hut zu oder auf LUHMANNs Schuhe, „auch wenn sie alt und so gut eingelaufen sind, daß sie nur noch mir passen“ (LUHMANN 1994, S. 26). Das System zieht über die eigene Operationsweise eine klar definierte Grenze zur Umwelt; es gibt nach dieser Auffassung eine Grenze zwischen dem Menschen als Systemkonglomerat und seiner Umwelt. Zugleich klärt sich die zuvor gestellte Frage nach der Hybridität des Menschen, veranschaulicht am Beispiel künstlicher Knie- und Hüftgelenke. Denn dem Körper zugehörige Prothesen sind systemisch beobachtet eindeutig der Umwelt zuzurechnen. Ausgehend vom psychischen System löst sich somit die Hybridität auf. Es gibt außerhalb des Bewusstseins nur noch die Umwelt. Übertragen auf die Wahrnehmung und Bewertung von Stress impliziert dies, dass Umweltstressoren ebenfalls (dem Bewusstsein strukturell zugängliche und negativ bewertete) Erkrankungen umfassen können, z. B. des biologischen Systems oder altersbedingte physische Einschränkungen. Der Begriff „Umwelt“ erhält eine ganz neue Dimension und erfährt durch seine Erweiterung um das biologische System eine Zunahme an Komplexität. „Komplexität“ – ein schillernder Begriff, der bereits mehrfach erwähnt wurde und ferner in der

Diskussion der Untersuchungsergebnisse noch von Bedeutung sein wird. Auch wenn die Frage nach einer genaueren Definition des Begriffes „Komplexität“ in Zusammenhang mit Autopoiesis, Selbstreferenz und Operation das eigentliche Thema der Grenzziehung System-Umwelt zunächst zu verlassen scheint, trägt ihre Beantwortung doch entscheidend zum Verständnis von Grenzziehungen bei.

Der Argumentation LUHMANNs (1997, S. 136) folgend, ist Komplexität keine Operation, keine Tätigkeit eines Systems, sondern ein Begriff der Beobachtung und Beschreibung inklusive Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung. Komplexität kann sowohl im System als auch in seiner Umwelt beobachtet werden – jedoch nur von Sinn konstituierenden bzw. Erfahrung verarbeitenden Systemen wie dem sozialen und psychischen System (vgl. BARALDI et al. 1997, S. 170). Komplexität ist „nie ein Seinszustand“ (LUHMANN 1974, S. 115), sondern bezeichnet die Gesamtheit möglicher Ereignisse. Dabei gibt es immer mehr Möglichkeiten, als selbstreferenziell in einem System, z. B. in einem psychischen System an Gedanken, gleichzeitig aktualisiert werden können. Dieses „auch anders möglich sein“ bezeichnet LUHMANN (1984, S. 47) als Kontingenz, die das Eingehen von Risiken und das Verfehlen der günstigsten Möglichkeit und somit die Gefahr von Enttäuschung nicht ausschließt. Aufgrund der Vielzahl von Elementen in einem System und möglichen Relationen zwischen diesen Elementen oder zwischen System und Umwelt kann „nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft sein“ (LUHMANN 1984, S. 46). So führt eine konkrete Kommunikation – „Was halten Sie von dem neuen Bahnhof in Ihrem Dorf?“ – zu einer beschränkten Anzahl von Gedanken, die ihrerseits wiederum eine bestimmte Kommunikation auslösen.

Zur Veranschaulichung der Reduktion von Komplexität in Bezug auf Sinnkombinationen übernimmt LUHMANN (1997, S. 110 f.) in diesem Zusammenhang den (zuvor erwähnten) Begriff „Schemata“ (vgl. Kap. 2.1.1) aus der kognitiven Psychologie. Dabei ist Selektion notwendig, um Relationen überhaupt herstellen zu können. Ohne Selektion von Information kämen kein Kommunikationsprozess und keine Handlungen zustande. In diesem Sinne ist nach LUHMANN (1984, S. 50 f.) Komplexität ein Maß für Unbestimmbarkeit bzw. für Mangel an Information:

„Komplexität ist [...] die Information, die dem System fehlt, um seine Umwelt (Umweltkomplexität) bzw. sich selbst (Systemkomplexität) vollständig erfassen und beschreiben zu können“ (ebd., S. 50).

Auf diese Weise sind Komplexität, Kontingenz und Risiko logisch miteinander verknüpft (vgl. DIRKSMEIER 2008, S. 48).

„Komplexität [...] heißt Selektionszwang, Selektionszwang heißt Kontingenz, und Kontingenz heißt Risiko“ (LUHMANN 1984, S. 47).

Gerade auf diese Komplexität, die Menschen nach EGNER (2008b, S. 48) in ihrem Erleben und Handeln laufend wahrnehmen, sowie auf die Selbstüberforderung des Erlebens durch andere Möglichkeiten und auf das Erfassen bestmöglicher Handlungsoptionen trotz fehlender Informationen wird im Rahmen der empirischen

Datenanalyse noch Bezug genommen. Ferner erfolgt in diesem Kontext eine Darlegung inhaltlicher Parallelen zwischen der Aussage LUHMANN (1974, S. 116),

„Das System muß hinreichend viele Zustände annehmen können, um in einer sich ändernden Umwelt bestehen und sich anpassen zu können“,

und dem Resilienzkonzept.

Komplexität ist allerdings immer als relatives Konstrukt zur Differenz zwischen System und Umwelt zu betrachten, so dass diese folglich abhängig ist von der Beobachtung dieser Differenz durch Sinnsysteme (vgl. BARALDI et al. 1997, S. 95). Komplexität besteht nicht per se, sondern nur, wenn sie von einem System beobachtet wird. Somit konstruiert jedes System seine eigene Komplexität, wodurch zugleich aufgrund des (individuellen) Selektionszwangs unterschiedliche Gedanken und Kommunikationen zu unterschiedlichen Zeitpunkten herbeigeführt werden können. „Alle Orientierung ist Konstruktion, ist von Moment zu Moment reaktualisierte Unterscheidung“, argumentiert LUHMANN (1997, S. 45) und verdeutlicht somit erneut seine konstruktivistische Sichtweise. Er leugnet nicht die Existenz einer objektiven Realität, sondern stellt nur die Korrespondenz zwischen Realität und Erkenntnis in Frage (vgl. LUHMANN 1990, zitiert nach BERGHAUS 2004, S. 27).

Für LUHMANN (1976, zitiert nach EGNER 2008a, S. 82) ist das Vorhandensein von Komplexität die Voraussetzung zur Systembildung, indem das System aus dem Potenzial aller möglichen Relationen diejenigen auswählt, die als Beziehungen innerhalb seines Systems zugelassen werden. Dies bedeutet jedoch nicht, wie die Diskussion des Begriffs der Resilienz im übertragenden Sinne noch verdeutlichen wird, dass die Systembildung automatisch die ideale Formung eines Systems hervorbringt, denn für jedes Element wären auch andere, das Funktionieren des Systems eher fördernde oder behindernde Relationen denkbar (vgl. EGNER 2008b, S. 47 f.). Diese selbstreferenzielle Reduktion der Komplexität aufgrund systemeigener Operationsweisen ermöglicht erst die Grenzziehung zur Umwelt. Daraus resultierend ist LUHMANN (1984, S. 47) zufolge „die Umwelt für jedes System komplexer als das System selbst“, wodurch ein Komplexitätsgefälle zwischen System und seiner Umwelt erzeugt wird. Jedoch sind die über Komplexitätsreduktion gebildeten Systeme nicht statisch oder unflexibel, sondern können aufgrund der Beobachtung einer steigenden Umweltkomplexität ebenso die interne Komplexität erhöhen, also der Relationen zwischen den Elementen (vgl. BARALDI et al. 1997, S. 96). Dabei löst die Komplexitätssteigerung eines Systems die Komplexitätssteigerung in weiteren es beobachtenden Systemen aus, da ihre Umwelt komplexer wird. Steigt die Komplexität in einem System jedoch zu stark an, werden Grenzen innerhalb des Systems gezogen, so dass sich neue Teilsysteme ausdifferenzieren (vgl. ebd., S. 96). Die Umwelt stellt nach EGNER (2008a, S. 83) damit die Voraussetzung für die Möglichkeiten und Beschränkungen sowohl für die Bildung von Systemen als auch für ihre Entwicklung und Veränderung dar. Bedingt jedoch jede Änderung der Umwelt aus modernsystemischer Perspektive eine Änderung des Systems bzw. genauer des Menschen als Systemkonglomerat?

LUHMANN geht, wie dargelegt, einen Schritt weiter als UEXKÜLL und dekompositioniert den Menschen differenztheoretisch in getrennt operierende Systeme, die füreinander nur über beschränkte Ausschnitte zugänglich sind. Beispielsweise hat das Bewusstsein

„einige Kenntnis von seinem Körper, es weiß zum Beispiel, daß es seinen Körper bewegen muß, um sein Gesichtsfeld zu ändern. Aber es weiß nicht und könnte auch nicht nachvollziehen, wie sein Gehirn aktuell operiert“ (LUHMANN 2002, S. 27).

Strukturelle Kopplungen sind dafür verantwortlich, dass nicht jedes x-beliebige Element der Umwelt im System Irritationen oder Störungen bewirken kann (vgl. LIPPUNER 2008, S. 109). So ist das Gehirn durch die Sinnesorgane strukturell an seine Umwelt gekoppelt und kann z. B. optische und akustische Eindrücke empfangen, allerdings – aufgrund der „physikalischen Schmalspurigkeit von Augen und Ohren“ (LUHMANN 1997, S. 107) – nur in einem bestimmten Bereich des elektromagnetischen und akustischen Spektrums (vgl. hierzu auch Kap. 2.4.2). Auf diese Weise ermöglichen strukturelle Kopplungen einerseits erst die Irritierbarkeit operativ geschlossener Systeme, andererseits beschränken sie das Spektrum der Irritationen (vgl. LIPPUNER 2008, S. 109).

„Alles damit ausgeschlossene kann nicht irritierend und stimulierend, sondern nur destruktiv auf das System einwirken.“ (LUHMANN 1997, S. 107).

Nach LUHMANN (1997, S. 118) nehmen, um die zuletzt gestellte Frage zu beantworten, Ereignisse in der Umwelt daher keinen zwangsläufigen Einfluss auf das Systemkonglomerat, so dass, wie EGNER (2008a, S. 104) betont, einfache Reiz-Reaktions-Ketten als Erklärung nicht ausreichen können. Ereignisse müssen erst selektiv als Information beobachtet und operationsspezifisch verarbeitet werden und Resonanz finden, also als bewusster Gedanke aufgegriffen werden. Irritationen (Störungen, Perturbationen) entstehen aus einem systeminternen Vergleich von (zunächst unspezifizierten) Ereignissen mit eigenen Möglichkeiten, vor allem mit etablierten Strukturen bzw. Erwartungen (vgl. LUHMANN 1997, S. 118).

„Somit gibt es in der Umwelt des Systems keine Irritation [...]. Es handelt sich immer um ein systemeigenes Konstrukt, immer um Selbstirritation – freilich aus Anlaß von Umwelteinwirkungen.“ (ebd., S. 118).

Das System entscheidet selbst, ob die Quelle der Irritation in sich selber zu finden (Selbstreferenz) oder der Umwelt (Fremdreferenz) zuzuordnen ist. Dieser Blickwinkel wird im Rahmen der Diskussion des Stresskonzeptes noch von Bedeutung sein, so lässt er darauf hinweisen, dass ein bestimmtes Ereignis trotz vermeintlich eindeutiger Indikatoren nicht von jedem psychischen System generell als Stress auslösend bewertet wird.

Der bisher dargestellte differenztheoretische Zugang zum Menschen als Systemkonglomerat hat die Grenzverläufe des biologischen und psychischen Systems zur jeweiligen Umwelt klar aufgezeigt und verdeutlicht, dass operativ geschlossene und umweltoffene Grenzen sich nicht widersprechen und keinen Abbruch von Zusammenhängen markieren:

„Eine Grenze trennt also Elemente, nicht notwendigerweise auch Relationen; sie trennt Ereignisse, aber kausale Wirkungen läßt sie passieren.“ (LUHMANN 1984, S. 52).

Diese Kernaussage macht deutlich, dass Grenzen nicht ohne ein „dahinter“ zu denken sind. Sie setzen LUHMANN (1984, S. 52) zufolge „die Realität des Jenseits und die Möglichkeit des Überschreitens voraus“. Grenzen in diesem Sinne sind selektiv permeabel, sie trennen und verbinden und nehmen dadurch eine Doppelfunktion ein. Gäbe es – mit LUHMANN'S Worten (1984, S. 47) – eine „Punkt-für-Punkt-Übereinstimmung zwischen System und Umwelt“, höbe dieser Zustand eine Differenz von System und Umwelt auf und die Frage nach Grenzziehungen wäre redundant. Doch genau diese Differenz zwischen dem Menschen als Systemkonglomerat und seiner Umwelt existiert und machte eine tiefer gehende Erörterung der Frage – wo hört der Mensch auf, wo fängt seine Umwelt an? – vor dem Hintergrund der Analyse von Mensch-Umwelt-Beziehungen unausweichlich. Diese Differenz zwingt den Beobachter anzugeben, ob ein Element des Systems oder seiner Umwelt gemeint ist oder eine Relation zwischen System und Umwelt.

Zusammenfassend ist der Ausgangspunkt der Theorie sozialer Systeme weder das System noch die Umwelt, sondern allein die Differenz, die ohne die beiden Seiten nicht möglich wäre. Die Differenz ist aber keine ontologische, und darin liegt nach LUHMANN die Schwierigkeit des Verständnisses:

„Sie zerschneidet nicht die Gesamtrealität in zwei Teile: hier System und dort Umwelt. Ihr Entweder/Oder ist kein absolutes, es gilt vielmehr nur systemrelativ, aber gleichwohl objektiv“ (LUHMANN 1984, S. 244).

Es gibt hiernach keine eindeutige Lokalisierung von Objekten, denn alles, was vorkommt, ist – in Abhängigkeit von der Beobachtung – immer zugleich zugehörig zu einem System (oder zu mehreren Systemen) sowie zugehörig zur Umwelt anderer Systeme. So sind für den Menschen A (als Systemkonglomerat) Mensch B und C Umwelt, für den Menschen B wiederum Mensch A und C usw. Jede Änderung eines Systems hat die Änderung der Umwelt anderer Systeme zur Folge, d. h. wenn ein chinesischer Landarbeiter sich zur Migration vom Land in die Stadt entschließt, nimmt dies einen direkten oder indirekten Einfluss auf seine engsten Familienangehörigen, die ihn entweder begleiten oder (vorerst) zurückbleiben.

LUHMANN'S Theorie sozialer Systeme orientiert sich nicht an der Vorstellung von systemischen Gleichgewichtszuständen und Stabilität. Systeme entstehen vielmehr dynamisch, befinden sich in einem permanenten Austausch und entwickeln sich nicht-linear (vgl. EGNER 2008a, S. 79). Sprünge und Überraschungen sind demnach Bestandteile des Systemverlaufs. Die Annahme, dass jede Beobachtung von einem bestimmten System aus erfolgt, lässt nach EGNER (2006, S. 47) keine klare Zuordnung von „Wirklichkeiten“ mehr zu und schließt damit die Zuschreibung einfacher Kausalitäten aus, da

„der gleiche Zusammenhang, von einem anderen System aus beobachtet, womöglich eine ganz andere Kausalität und damit eine andere ‚Wirklichkeit‘ offenbart“ (ebd., S. 47).

Beim Treffen von Aussagen – z. B. bezüglich der Wirkungen potentieller Stressoren – ist somit die Darlegung, für welches System oder für welche Umwelt diese gelten können, entscheidend.

Abschließend sei allerdings ein Aspekt genannt, den es in Verbindung mit Wahrnehmungsprozessen und Coping aus psychologischer Perspektive zu erweitern gilt – gemeint ist LUHMANNS Annahme ausschließlich bewusst operierender Systeme. Er geht zwar davon aus, dass Sinnsysteme eine unbewusste Grundlage brauchen, die all das aufnehmen, was nicht bewusst werden kann (vgl. LUHMANN 1997, S. 871), doch für das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit greift dieser Ansatz zu kurz. Bewusste Operationen stellen eine wichtige, jedoch nicht hinreichende Rahmenbedingung dar, um Wahrnehmungen und Handlungen bzw. Verhalten tiefer gehend erklären zu können. Eine umfassendere Begründung dieser Ansicht und eine Begriffsdefinition von Unbewusstsein erfolgen in Kapitel 2.4.2. Vorerst sei entgegen LUHMANNS Theorie jedoch angenommen, dass Autopoiesis und Operationen psychischer Systeme sowohl bewusst als auch unbewusst ablaufen können.

Dieser Einwand zeigt stellvertretend, dass es letztlich immer eine Frage spezifischer Grundannahmen, Zielsetzungen und Begriffsbestimmungen ist, die das Verständnis von – was ist Mensch, was ist Umwelt und wo liegt die Grenze? – bestimmen. Kritisch betrachtet muss der vorliegende Beitrag somit einer vollständigen, allgemein und fächerübergreifend akzeptierten Beantwortung der zu Kapitelbeginn (vgl. Abschnitt 2.1) erhobenen Fragen sicherlich schuldig bleiben. Aber unter der Annahme, dass aufgrund der komplexen und vielschichtigen Thematik sowie explikatorischer Schwierigkeiten diesem Anspruch ohnehin nur unzureichend nachzukommen ist, erscheint es für die Transparenz des wissenschaftlichen Diskurses umso wichtiger, Position zu beziehen und das eigene Begriffsverständnis nominaldefinitorisch und im Hinblick auf den gewählten Forschungsschwerpunkt kontextrelativ herauszustellen.

2.1.3 Nominaldefinition der Begriffe „Mensch“ und „Umwelt“

Beide Diskussionsstränge – sowohl der inhaltsbezogene als auch der systemtheoretische – sind als einander ergänzend anzusehen. LUHMANNS globale, inhaltlich nicht näher analysierte, systemrelative Begriffsauffassung von Umwelt wäre ohne die inhaltsbezogene Darlegung des Umweltbegriffs für die vorliegende Arbeit unzureichend. Umgekehrt bereichert LUHMANNS differenztheoretische Perspektive die Diskussion um die Grenzziehung zwischen Mensch und Umwelt.

Im Rahmen dieser Arbeit soll der Mensch seinem physischen Gesamterscheinungsbild entsprechend in Anlehnung an LUHMANN grundsätzlich, sofern keine tiefer gehende Spezifizierung erforderlich ist, als Systemkonglomerat – bestehend aus dem biologischen und psychischen System – aufgefasst werden. Zwei Systeme, die jeweils operativ geschlossen, wechselseitig füreinander Umwelt, jedoch strukturell eng gekoppelt sind. Die menschliche Haut als „self-generated boundary“ (LUHMANN 1984, S. 53 f.) des biologischen Systems bildet hierbei trennscharf

die physisch-anatomische und nach außen sichtbare Grenze zur Umwelt. Jeder Mensch unterscheidet sich als Individuum durch seinen Körper von anderen und ist dadurch bereits für sich und seine Mitmenschen als einzigartige Person wahrnehmbar. Diese Perspektive hebt die Relevanz des biologischen Systems im intra- und interpersonellen Umgang hervor. Mit der empirischen Untersuchung von Wahrnehmungs- und Bewertungsprozessen in Bezug auf Stress und Coping einschließlich kognitiver, emotionaler und motivationaler Faktoren liegt der Fokus dieser Arbeit jedoch primär auf dem psychischen System. Werden Krankheiten als Stress auslösend bewertet, sind diese, wie oben erläutert, dem biologischen System und somit der Umwelt zuzuordnen. Zur Vorbeugung sprachlicher Uneindeutigkeit wird in solchen Fällen von einer dem Menschen „inhärenten Umwelt“ gesprochen. Auch wenn die Ausführung körperlich aktiver Handlungen ohne das biologische System, ohne motorische Fertigkeiten nicht möglich ist, soll dies als vorausgesetzt angesehen werden. Nur unter dem Umstand der Behinderung einer motorischen Handlungsausführung aufgrund körperlicher Einschränkungen wird explizit Bezug auf das biologische System genommen.

Der Mensch als Systemkonglomerat (fortlaufend nur noch kurz „Mensch“) wird im Rahmen dieser Arbeit in den Fällen als Individuum bezeichnet, in denen nicht der Mensch als Spezies bzw. universelle (psychische und physiologische) Funktionen im Fokus stehen, die grundsätzlich allen Individuen gemein sind, wie z. B. der Erwerb von Sprache oder kognitiven Organisationsstrukturen (vgl. SCHÖNPFLUG 2001, S. 70). Ein Individuum (synonym auch Person) zeichnet sich idiographisch durch einmalige Charakteristika (Temperament, Einstellungen, Intelligenz etc.) aus, die in ihrem Gesamtgefüge bestimmend für seine Individualität und Persönlichkeit sind.

Vor diesem Hintergrund gelten als *übergeordneter Analyserahmen* zusammengefasst folgende grundlegende Prämissen in Anlehnung an UEXKÜLL und LUHMANN (vgl. Kasten 1):

Kasten 1:
Übergeordneter Analyserahmen
(Grundlegende Prämissen der vorliegenden Arbeit)

- Umwelt ist ein relationaler und subjektzentrierter Begriff: Es gibt so viele Umwelten bzw. Merk- und Wirkwelten wie es Umweltträger bzw. Individuen gibt.
- Umwelten von verschiedenen Individuen können kontextbegrenzte Schnittmengen, aber keine gleichen Mengen bilden.
- Umwelt ist ein systemrelativer Begriff: Alles, was nicht eigenes System (Mensch als Systemkonglomerat) ist, ist Umwelt (inklusive anderer Systeme bzw. Systemkonglomerate).
- Systeme sind autopoietisch, selbstreferentiell und operativ geschlossen, jedoch über ihre strukturelle Kopplung nicht kausal isoliert oder autark.
- Das System erzeugt sich selbst und beobachtet die Differenz von System (Selbstreferenz) und Umwelt (Fremdreferenz).
- Psychische Systeme können bewusst und unbewusst operieren (letzteres beruht auf eigener Annahme).

- Umwelt ist ein relationaler und subjektzentrierter Begriff: Es gibt so viele Umwelten bzw. Merk- und Wirkwelten wie es Umweltträger bzw. Individuen gibt.
- Umwelten von verschiedenen Individuen können kontextbegrenzte Schnittmengen, aber keine gleichen Mengen bilden.
- Umwelt ist ein systemrelativer Begriff: Alles, was nicht eigenes System (Mensch als Systemkonglomerat) ist, ist Umwelt (inklusive anderer Systeme bzw. Systemkonglomerate).
- Systeme sind autopoietisch, selbstreferentiell und operativ geschlossen, jedoch über ihre strukturelle Kopplung nicht kausal isoliert oder autark.
- Das System erzeugt sich selbst und beobachtet die Differenz von System (Selbstreferenz) und Umwelt (Fremdreferenz).
- Psychische Systeme können bewusst und unbewusst operieren (letzteres beruht auf eigener Annahme).
- Eine Grenze zwischen System und seiner Umwelt trennt Elemente, aber keine Relationen.
- Ein und dasselbe Ereignis kann dem System und zugleich seiner Umwelt angehören.
- Komplexität ist die Information, die dem System fehlt, um seine Umwelt (Umweltkomplexität) bzw. sich selbst (Systemkomplexität) vollständig erfassen zu können.
- Komplexität heißt Selektionszwang, Selektionszwang heißt Kontingenz (es hätte auch andere Möglichkeiten gegeben) und Kontingenz heißt Risiko (Verfehlen der günstigsten Möglichkeit).
- Beobachtungen bilden nicht die Realität ab, sondern sind vom Beobachter konstruierte Erkenntnisse.
- In der Umwelt gibt es keine Irritationen (Störungen, Perturbationen) per se, sie sind immer ein psychisches Konstrukt.
- Umwelt zeichnet sich durch Ganzheitlichkeit aus: Es gibt keine separaten, eigenständigen und homogenen Umweltentitäten.

Um im Rahmen dieser Arbeit die Vielschichtigkeit des relationalen Umweltbegriffs auf eine problemorientierte und empirisch umsetzbare Ebene zu reduzieren, gelten als *anwendungsbezogener Analyserahmen* zusammengefasst folgende spezifizierte Prämissen (vgl. Kasten 2):

Kasten 2:

Anwendungsbezogener Analyserahmen (Spezifizierte Prämissen der vorliegenden Arbeit)

- Umwelt ist nicht substantiell, sondern nur in Relation zu einem psychischen System zu erfassen.
- Es kann nur ein Umweltausschnitt (und nicht die ganze Umwelt) kontextrelativ aus Perspektive des psychischen Systems zu einem bestimmten Zeitpunkt analysiert werden.
- Das Ideal eines streng holistischen Ansatzes ist nicht zu erfüllen.
- Für die Analyse von Mensch-Umwelt-Beziehungen sind eine analytische Reduktion der Ganzheitlichkeit der Umwelt sowie eine parallele Synthese der Umweltaspekte in einen übergeordneten Kontext notwendig.

Resultierend aus diesen Prämissen und Bezug nehmend auf die Themenstellung dieser Arbeit leitet sich folgende Nominaldefinition des Umweltbegriffs ab (vgl. Kasten 3):

Kasten 3:
Umweltbegriff der vorliegenden Arbeit

Der Begriff „Umwelt“ beinhaltet nominaldefinitorisch und eng gefasst jene Aspekte, die

- innerhalb eines definierten Zeitraumes aufgrund ihrer persönlichen Relevanz und Bedeutung von einem psychischen System positiv, Stress auslösend oder aufgrund ihrer Irrelevanz explizit als unbedeutend wahrgenommen und bewertet werden (= Merkwelt i. e. S.),
- das Copingverhalten (z. B. als externe Ressourcen) beeinflussen und
- durch Copingverhalten (z. B. über Einstellungsänderungen) modifiziert werden oder neu entstehen (= Wirkwelt i. e. S.).

2.2. ERKENNTNISTHEORETISCHE PERSPEKTIVEN VON MENSCH-UMWELT-BEZIEHUNGEN

„Alles ist Wechselwirkung“ – zu dieser festen Überzeugung gelang bereits Alexander von HUMBOLDT auf seinen weltweiten Forschungsreisen, u. a. nach Mexiko 1803, als er das Zusammenspiel von Mensch und Natur dokumentierte (vgl. HUMBOLDT 1990, S. 258). Dieses Axiom im HUMBOLDTSCHEN Wissenschaftsverständnis, aber auch sein Denken in Relationalitäten – „[n]ichts steht bei ihm für sich allein“ (ETTE 2009, S. 3) – manifestieren sich gleichfalls in der vorliegenden Arbeit, wie vorangegangene Ausführungen schon mehrfach andeuteten. Mensch und Umwelt bzw. verschiedene Umwelten sind nicht losgelöst voneinander zu betrachten – so auch treffend formuliert von UEXKÜLL (1928, S. 102):

„Wo ein Fuß ist, da ist auch ein Weg. Wo ein Mund ist, da ist auch Nahrung. Wo eine Waffe ist, da ist auch ein Feind.“

Doch es besteht Klärungsbedarf hinsichtlich des metaphorischen Bedeutungsinhalts dieser Aussage und der Implikationen, die sich hieraus für die Analyse von Stress, Coping und Resilienz ergeben. Vor dem Hintergrund dieser zu vertiefenden Aspekte orientiert sich die folgende Diskussion (hinleitend auf Kapitel 3) an zwei zentralen Leitfragen:

1. Nach welcher erkenntnistheoretischen Perspektive lassen sich Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen angesichts der vorliegenden Themenschwerpunkte zutreffend charakterisieren?
2. Welche Faktoren und Prozesse sind an den Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen maßgebend beteiligt?

ALDWIN (2007), ALTMANN und ROGOFF (1991), GRAUMANN und KRUSE (2008) und LAZARUS (1966, 1995a) gehen im Rahmen ihrer Forschungstätigkeiten zu

Stress und Coping bzw. umweltpsychologischen Problemstellungen insbesondere auf zwei in der Literatur uneinheitlich diskutierte, konzeptionelle Perspektiven ein, die Mensch-Umwelt-Beziehungen, jeweils in Abhängigkeit zum ausgewählten Untersuchungsgegenstand, unterschiedlich charakterisieren. Auch im Fachbereich der Geographie werden diese Perspektiven einer kritischen Betrachtung unterzogen, insbesondere von WEICHHART (1993a, 2004) und ZIERHOFER (2003) im Hinblick auf ihre konzeptionelle Anwendbarkeit für ein humanökologisches Forschungsparadigma.

Es handelt sich um die zwei vielschichtigen Paradigmen der Interaktion und Transaktion (synonym auch Transaktionalismus), die von den Philosophen DEWEY und BENTLEY (1949) Ende der 1940er Jahre tief gehend erörtert wurden. Deren epistemologische Ausführungen dienten insbesondere ALTMANN und ROGOFF (1991) sowie LAZARUS (1966, 1995a) als Ausgangsbasis zur Darlegung eigener Annahmen und Argumentationsstränge.

2.2.1 Interaktion und Transaktion

Einem statistischen Begriffsverständnis folgend, beinhaltet nach ALTMANN und ROGOFF (1991, S. 15) die interaktionistische Perspektive mechanistische und kausale, in der Regel unidirektionale und partikuläre Prozesse zwischen Variablen. Es findet eine Interaktion statt, wenn zwei oder mehr unabhängige Variablen eine abhängige Variable voraussagen bzw. beeinflussen. ALDWIN (2007, S. 8) veranschaulicht diesen Sachverhalt anhand des Beispiels von Coping:

„Coping is hypothesized to be a function of personal and environmental characteristics. For example, the use of coping strategies is influenced by personality characteristics, such as emotionality [...], as well as by the type of stressor or environmental demand“.

Coping – im chinesischen Kontext z. B. Prozesse der Binnenmigration in die Stadt – stellt die abhängige Variable (AV) dar. Das Individuum (Wunsch nach besseren Lebensbedingungen) und ein konkreter Umweltausschnitt (ländliche Arbeitslosigkeit) bilden die unabhängigen Variablen (UV). Abbildung 4 skizziert generalisierend und stark vereinfachend diesen Zusammenhang. GRAUMANN und KRUSE (2008, S. 21) als auch LAZARUS (1995a, S. 204) schließen indessen bidirektionale Prozesse in ihre Definitionen von Interaktion ein, berufen sich jedoch ebenfalls auf ein mathematisch-statistisches Grundverständnis, dem zufolge die Interaktion eine Varianzaufteilung unter der Annahme eines kausalen Wechselgefüges zwischen beiden Variablengruppen (Mensch und Umwelt) impliziert.

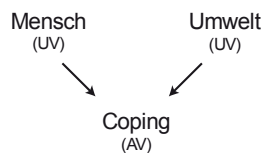


Abb. 4: Mensch, Umwelt und Coping aus interaktionaler Perspektive (eigene Darstellung)

Qualitativen Mensch-Umwelt-Interaktionsstudien hingegen liegen keine umfassenden statistischen Analyseverfahren zugrunde, sondern analytische und explikative Darlegungen wechselseitiger Einflussnahmen (vgl. LAMNEK 2005, S. 242 ff.).

Der Interaktionsbegriff ist, je nach Auffassung, nicht zwangsläufig an kausal-statistische Zusammenhänge gekoppelt, wie u. a. auch die Habilitationsschrift von REUBER (1999) zu raumbezogenen politischen Konflikten am Beispiel von Gemeindegebietsreformen in Deutschland demonstriert. Die unterschiedlichen Ansichten einer interaktionalen Perspektive vereint allerdings im entscheidenden Maße ihre grundlegende Annahme, kausalantezedente Variablen bzw. den Menschen und Umweltfaktoren als separate Entitäten aufzufassen:

„Interactional world views [...] treat psychological processes, environmental settings, and contextual factors as independently defined and operating entities“ (ALTMANN und ROGOFF 1991, S. 15).

Es liegt eine traditionelle Subjekt-Objekt-Dichotomie vor, wobei dem Beobachter, insbesondere in quantitativen Erhebungsmethoden, eine vom Untersuchungsgegenstand distanzierte, objektive und unabhängige Rolle zugesprochen wird. Indessen ist die Entwicklung der transaktionalen Perspektive an die so genannte „kontextuelle Revolution“ in der Psychologie in den 1980er Jahren gekoppelt (vgl. STOKOLS 1991, S. 42) –

„a shift from unidirectional, mechanistic analyses of environment and behavior toward transactional and contextually oriented models“ (ebd., S. 42).

Insbesondere in der Umweltpsychologie erfolgte zunehmend eine Abkehr von Laborexperimenten und Hinwendung zu Feldstudien unter Berücksichtigung „natürlicher“ Lebensbedingungen (vgl. LANTERMANN und LINNEWEBER 2006, S. 839). Nach ALTMANN und ROGOFF (1991, S. 24), die mit ihrem viel zitierten Einleitungskapitel zum „Handbook of Environmental Psychology“ (Erstausgabe 1987) den Begriff der Transaktion verstärkt in eine disziplinübergreifende und umfassende Diskussion einführen, postuliert eine transaktionale Perspektive einen unauflöslichen Zusammenhang zwischen komplexen Phänomenen und dem raumzeitlichen Kontext, in den sie eingebettet sind. Mensch und Umwelt sind im Gegensatz zum Interaktionskonzept nicht als separate Entitäten, sondern als ein unteilbares Ganzes aufzufassen, wobei sich die Beziehungen zwischen einzelnen Aspekten ändern können:

„The transactional whole is not composed of separate elements but is a *confluence* of inseparable factors that depend on one another for their very definition and meaning. Furthermore, transactional approaches focus on the *changing* relationships among aspects of the whole, both as a tool for understanding a phenomenon and because temporal processes are an integral feature of the person-environment-whole“ (ALTMANN und ROGOFF 1991, S. 24; Hervorhebungen im Original).

Diesen holistischen Grundgedanken exemplifizieren die Autoren anhand der Analyse eines Orchesterkonzerts, in der nicht die Einzelmerkmale des Dirigenten, der Partitur oder der Konzerthalle im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, sondern die aufeinander bezogenen, durch Regeln und Normen miteinander verknüpften Hand-

lungen der Teilnehmer dieses Ereignisses. Ferner werden der gesamtzeitliche Ablauf und die Beziehungen zu den physischen Rahmenbedingungen und zum Publikum eruiert (vgl. ALTMANN und ROGOFF 1991, S. 24).

„[A] transactional approach assumes that the aspects of a system, that is, person and context, coexist and jointly define one another and contribute to the meaning and nature of a holistic event“ (ebd., S. 24).

Das Ereignis selbst und nicht der statistische Zusammenhang separater Variablen stellt die unauflösbare Analyseeinheit dar, in die auch der Beobachter im Gegensatz zur interaktionalen Perspektive als ein untrennbarer Aspekt des Ganzen betrachtet wird. Diese holistische und relationale Konzeption manifestiert sich in der Literatur auch auf sprachlicher Ebene, indem die Begriffskombination „Mensch und Umwelt“ durch Formulierungen wie „person-environment units“ oder „person-in-environment“ ersetzt wird (vgl. z. B. ALTMANN und ROGOFF 1991; SAEGERT 1997; WAPNER und DEMICK 2000).

Bereits in den 1930er Jahren proklamierte der Sozialpsychologe Kurt LEWIN (1936, 1951) im Rahmen seiner Feldtheorie eine Verknüpfung von personalen und Umweltfaktoren in einem ganzheitlichen Verhaltensmodell – LINNEWEBER (2008, S. 186) zufolge „eines der ersten und wohl einflussreichste[n] Mensch-Umwelt-Wechselwirkungsmodelle“ überhaupt; es etablierte sich als wichtige Grundlage für spätere (umwelt-)psychologische Analysen verschiedenster Handlungsbereiche (einen umfassenden Überblick gewährt LÜCK 2001). LEWIN (1951, S. 239) demonstriert seine Grundannahme, Verhalten (V) als Funktion (f) von Person (P) und Umwelt (U) aufzufassen, mittels der prägnanten Verhaltensformel:

$$V = f(P, U).$$

Dieser entsprechend ist Verhalten weder das Resultat von Umweltbedingungen, noch lässt es sich aus den individuellen Eigenschaften einer Person herleiten; stattdessen sind stets beide Variablen zu berücksichtigen. Gleichzeitig stehen nach LEWIN (1951, S. 239) die Größen P und U ihrerseits in Zusammenhang, so dass ebenfalls die Funktionen $P = f(U)$ und $U = f(P)$ gelten: Einerseits ist der Zustand einer Person abhängig von seiner Umwelt (z. B. Erfahrung von Zuspruch oder Entmutigung), andererseits ist die Umwelt abhängig von den Wahrnehmungen und Bewertungen einer Person (ein entmutigter Mensch nimmt seine Umwelt anders wahr als ein zuversichtlicher). Diese mathematisch nicht exakt definierte Abhängigkeit der Größen P und U legitimiert auch UEXKÜLLS Auffassung, dass es so viele Umwelten wie Menschen gibt, denn jeder erlebt die Umwelt spezifisch und verhält sich entsprechend spezifisch. ALTMANN und ROGOFF (1991, S. 28) als auch LINNEWEBER (2008, S. 186) sehen in der Verhaltensformel LEWINS den Grundbaustein einer transaktionalen Perspektive. Insbesondere die Diskussion des Stressmodells von LAZARUS und Mitarbeitern (vgl. Kap. 3.3) wird das wechselseitig konstitutive Zusammenspiel von Person und ihrer Umwelt und daraus resultierender Verhaltensprozesse, die ihrerseits eine qualitativ veränderte Mensch-Umwelt-Transaktion erwirken, noch tiefer gehend darlegen.

LAZARUS, der dem Reduktionismus frühzeitig kritisch gegenüberstand, stellt in seiner Monographie „Psychological Stress and the Coping Process“ von 1966 die Grundzüge einer erstmals explizit an der Perspektive der Transaktion orientierten kognitiven Stresstheorie vor, die er in weiteren Publikationen vertieft (vgl. ausführlicher Kap. 3.2.2). Seiner Auffassung nach beinhaltet der Transaktionsbegriff zwar eine dynamische Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt, impliziert jedoch darüber hinausgehend eine dialektische Verschmelzung von Mensch und Umwelt zu einer neuen Analyseinheit (vgl. LAZARUS 1995a, S. 205).

„Although interaction is important, the meaning a person constructs from relationships with the environment operates at a higher level of abstraction than the concrete variables themselves. Therefore, in addition to interaction, we need to speak of transaction and relational meaning“,

betont Lazarus (1999, S. 12). Beispielsweise – und dieser Aspekt wird für die nachstehende Diskussion des psychologischen Stresskonzeptes (vgl. Kap. 3.3.2) noch von zentraler Bedeutung sein – könne sich das Konzept „Bedrohung“ (vgl. Abb. 5) weder auf den Menschen noch seine Umwelt allein, sondern nur auf das spezielle Beziehungsgefüge zwischen beiden Faktoren beziehen:

„The relational meaning of threat is not inherent in the two sets of separate variables. It takes the conjoining of both by a mind that considers both the environmental conditions and properties of the person in making an appraisal of being threatened“ (ebd., S. 12).

Diesem Verständnis folgend „ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile“ – ein von ARISTOTELES stammendes Zitat, das zum Leitmotiv der Gestaltpsychologie wurde (für einen Überblick siehe KOFFKA 2008) und LAZARUS (1995a, S. 204 f.) zufolge den Kerngedanken dieser transaktionalen Perspektive treffend charakterisiert. Aufgrund der Beziehungen der Teile untereinander treten Eigenschaften auf, die nicht allein aus den Teilen erklärt werden können. Eine Bedrohung lässt sich nicht mittels der Analyse voneinander isolierter Menschen und Umwelten erfassen. Ebenso formen – metaphorisch betrachtet – separate Körperzellen in ihrem Zusammenspiel eine neue Einheit, ein Herz z. B., dessen Gesamtfunktion zwar auf der Operation jeder einzelnen Zelle basiert, sich jedoch von der Operationsweise einer elementaren Zelle unterscheidet. Die Zellen A, B, C etc. beeinflussen sich reziprok (Interaktion), verlieren bzw. ändern dadurch ihre Einzelmerkmale und bilden aufgrund ihrer speziellen Relationen zueinander ein Organ, das mehr ist als nur eine Ansammlung von Zellen (Transaktion).

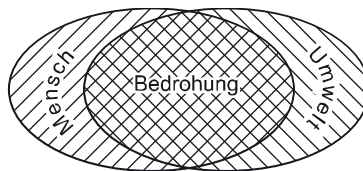


Abb. 5: Transaktionale Perspektive des Konzeptes „Bedrohung“ (eigene Darstellung)

Dabei ist es für das Gesamtergebnis weniger entscheidend, ob A erst auf B oder B erst auf A einwirkt: „What is a consequence at Time 1 can become an antecedent at Time 2“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 293).

„[R]elational meaning [...] is the key to what I [...] mean by transaction“, resümiert LAZARUS (1998, S. 395) sein Begriffsverständnis von Transaktion und betont das entscheidende Kriterium subjektiver Bedeutungen:

„[T]ransaction centers on the personal meaning of the relationship that, in turn, depends on the appraisal process by means of which that meaning is constructed. This meaning is the primary cause of emotion and action“ (ebd., S. 395).

Während, wie zuvor in den Kapiteln 2.1 und 2.2 in entsprechender Reihenfolge aufgezeigt, auch UEXKÜLL (1928), LATOUR (1995), LUHMANN (1984) oder HUMBOLDT (1990) den Aspekt der Relationalität und seine Bedeutsamkeit vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Forschungsparadigmen herausstellen, unterliegt der Blickwinkel von LAZARUS (1984, 1999) insbesondere einer kognitionspsychologischen Orientierung. Im Vordergrund stehen z. B. Erklärungsansätze interindividueller Differenzen bezüglich verschiedener Prozesse der Wahrnehmung und Bewertung von Stress, des motivationalen und emotionalen Erlebens und des Copings, die durch unterschiedlich konstruierte, relationale Bedeutungen bedingt sind und sich nur unter Berücksichtigung dieser begründen lassen.

„Despite sharing much with other people and social groups, each of us also responds distinctively to the same environmental stimulus, especially when its meaning is ambiguous, as it is in much of social activity.“ (LAZARUS 1999, S. 13).

Zusätzlich zu den interindividuellen Unterschieden führen ein Leben lang bestehende prozessuale und dynamische Veränderungen der Transaktionen bzw. relationalen Bedeutungen zu intraindividuellen Unterschieden. In der Terminologie von LAZARUS (1995a, S. 205) umschreibt der Begriff „Prozess“ all das, was über die Zeit und Situationen hinweg geschieht.

„The environment is constantly changing, and so is the person and his or her relationship with it.“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 295).

In Anlehnung an eine kognitionspsychologische Perspektive von LAZARUS veranschaulicht Abbildung 6 stark simplifiziert den (graphisch nur annäherungsweise darstellbaren) transaktionalen Prozess unter Bezugnahme auf das Konzept des über Kognitionen operierenden „psychischen Systems“ von LUHMANN (vgl. Kap. 2.1.2). Die Komponenten des psychischen Systems (wie emotionaler Zustand, Motive, Einstellungen etc.) bilden über wechselseitige Wirkprozesse mit Umweltentitäten (wie Familie, politischen Rahmenbedingungen etc.) ein transaktionales, ganzheitliches Beziehungsgefüge, das sich aufgrund sich ändernder psychischer und umweltbezogener Modalitäten über verschiedene Zeitpunkte hinweg (t_1 , t_2 , $t_3, \dots, t_n$) neu formiert.

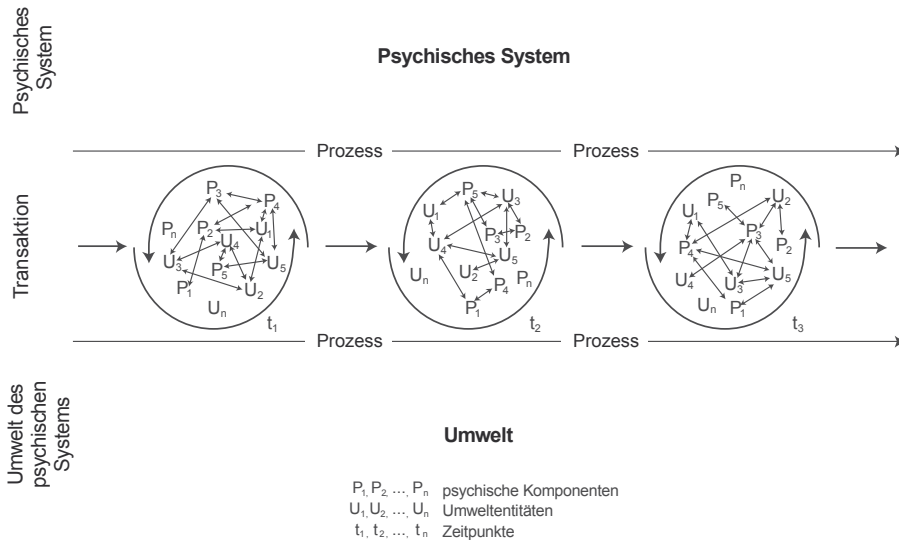


Abb. 6: Prozessuales Beziehungsgefüge des psychischen Systems und der Umwelt aus transaktionaler Perspektive (eigene konzeptionelle Darstellung; graphischer Entwurf in Anlehnung an MOGEL 1990, S. 80)

WEICHHART (1993a, 2004) sieht in einer programmatischen Hinwendung zum Transaktionskonzept die Möglichkeit einer – auch für die qualitative Weiterentwicklung der Humanökologie als konstitutiv anzusehenden – Überwindung der Dreifach-Dichotomie von Mensch, Umwelt und Gesellschaft. ZIERHOFER (2003, S. 95) hingegen kritisiert, wie auch zuvor der Diskurs zum Umweltbegriff aufzeigte, eine holistische Perspektive und hinterfragt in entsprechend lakonischer Manier das Postulieren von „unauflösbaren Analyseeinheiten“:

„Wie kommt man dazu, Entitäten eindeutig benennen zu können, wenn sie doch durch einen wechselseitigen und dynamischen Zusammenhang definiert werden?“ (ZIERHOFER 2003, S. 88).

Obige Beispiele für die Umformulierung der Begriffskombination „Mensch und Umwelt“ durch Phrasen wie „person-environment units“ oder „person-in-environment“ zeigen den Versuch, sich dieser Problematik auf syntaktische und semantische Weise anzunähern. Allerdings bleibt zu klären, wie dem Einwand ZIERHOFERS empirisch zu begegnen ist.

In vergleichbarer Form stellte sich diese Frage bereits in der Diskussion des Umweltbegriffs und der bislang unlösbaren Schwierigkeit, Wechselwirkungen zwischen eigentlich nicht zu separierenden Umweltentitäten wie der Ökonomie und Politik zu analysieren. Der Transaktionalismus geht einen Schritt weiter als der Interaktionismus und betrachtet, zumindest einer strengen Auffassung folgend, „Mensch“ und „Umwelt“ als unteilbares Ganzes. Aber wie lässt sich eine transaktionale Perspektive operationalisieren? „We do not yet quite know ‘how to

do it“ lautet die ehrliche Feststellung von ALTMAN und ROGOFF (1991, S. 37), die auch gegenwärtig noch Gültigkeit beansprucht. WEICHHART (1991, S. 381) spricht auf diese Problematik Bezug nehmend von den „dornenvollen Niederungen der Empirie“ und LINNEWEBER (2008, S. 187) konstatiert, dass transaktionale Konzepte zwar von theoretischer Bedeutung seien, konkrete empirische Forschungsaktivitäten allerdings nur selten kennzeichneten. ZIERHOFER (2003, S. 88) schreibt der transaktionalistischen Literatur eine programmatische Zielsetzung zu, die zwar eine bestimmte Sichtweise propagiere, jedoch nicht für sich in Anspruch nähme, eine transaktionale Perspektive abschließend einlösen zu können.

Von den Einwänden und Ansichten ZIERHOFERS ist LAZARUS' Standpunkt weniger weit entfernt als zunächst vermutet. LAZARUS (1998) reflektiert seine transaktionalistische Perspektive eingehend und betont sein im Vergleich zu ALTMAN und ROGOFF (1991) moderateres Begriffsverständnis von Transaktion, indem er „Mensch“ und „Umwelt“ nicht als unauflösbares Ganzes betrachtet.

„I never used the word fusion, but rather, spoke of interdependence, which is a softer usage.“ (LAZARUS 1998, S. 401).

Reduktive Analyse bzw. Interaktion wie auch Synthese bzw. Transaktion sind nach LAZARUS' Auffassung (1998, S. 402 f.) komplementäre Perspektiven, die erst in Ergänzung zueinander das Verstehen von Kognitionen, Motivationen und Emotionen ermöglichen:

„Insisting exclusively on holism at the expense of analysis must also fail as science. [...] We must think of them as in a part-whole relationship, and study them as such.“ (ebd., S. 402).

Transaktion ist ohne Interaktion nicht nachvollziehbar, Interaktion ist in diesem Kontext ohne Transaktion nur unvollständig betrachtet. Mensch-Umwelt-Transaktionen unterliegen permanenten Änderungen, die empirisch nur über das analytische Separieren von Variablen zu erfassen sind, jedoch ohne eine relationale Zuordnung und Synthese in einen Gesamtzusammenhang unverständlich bleiben (vgl. Abb. 2 in Kap. 2.1.1). In Anlehnung an das vorangegangene Beispiel in Abbildung 4 veranschaulicht Abbildung 7a die analytische Separation von den sich wechselseitig beeinflussenden Variablen „Mensch“, „Umweltausschnitt“ und „Coping“; der Prozess dieser wechselseitigen Beeinflussung wird in Kapitel 6 anhand der empirischen Ergebnisse näher erörtert. Abbildung 7b veranschaulicht die Synthese dieser Variablen aus transaktionaler Perspektive.

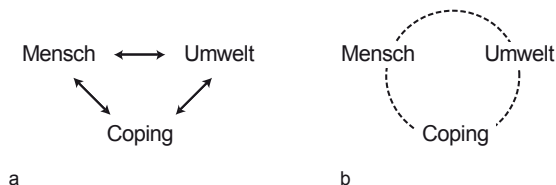


Abb. 7: Mensch, Umwelt und Coping aus transaktionaler Perspektive (eigene Darstellung)

Nach WEICHHART (2004, S. 297) äußert sich eine holistische Perspektive insbesondere in dem Bemühen, nicht an der

„Komplexität ihrer Erkenntnisobjekte zu scheitern und in die Falle unangemessener Reduktionismen zu tappen“.

ZIERHOFERS (2003, S. 87) Interpretation zufolge geht es bei WEICHHART nicht um das allwissende Erfassen der Realität in ihrer gesamten Komplexität, sondern um eine kritisch-reflexive Handhabung der eigenen Erkenntnisselektivität. Genau diese Aussage ist zentral für das Grundverständnis dieser Arbeit. In Anlehnung an LAZARUS steht somit die relationale und subjektive Bedeutung im Vordergrund der Betrachtung, die ein Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion zuspricht:

„It [relational meaning; Anm. der Verf.] has the virtue of allowing us to understand why individual differences are ubiquitous in human thought, emotion, and action.“ (LAZARUS 1999, S. 13).

Ergänzend nach MOGEL (1990, S. 74) sind die wirklich wirksamen Umwelten diejenigen, die aufgrund ihrer persönlichen Relevanz für das Individuum bestehen.

2.2.2 Einfluss von Personen- versus Umweltvariablen

Die eingehende Auseinandersetzung mit den auf die Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen Einfluss nehmenden Faktoren führt zwangsläufig zu der insbesondere in der Persönlichkeitspsychologie (vgl. FUNDER 2008, LAUX und RENNER 2005), Angst- und Stressforschung (vgl. KROHNE 1996) oder auch im Kontext korrespondierender Motivations- und Verhaltensprozesse (vgl. HECKHAUSEN und HECKHAUSEN 2006) vielfach diskutierten Frage, was für die Konstellation für Transaktionen entscheidender ist: Personen- oder Umweltvariablen? Oder anders formuliert: Unter welchen Bedingungen üben Situationen einen starken Einfluss auf das Verhalten aus (vgl. vorgehend Kap. 2.6.1 zum Verhaltensbegriff) und umgekehrt, unter welchen Bedingungen erweisen sich die Persönlichkeitseigenschaften von Individuen als vornehmlich einflussreich? Nach TOMASZEWSKI (1978, zitiert nach MOGEL 1990, S. 88) ist von einer Situation – bzw. von einer „Gesamtsachlage, aus der ein bestimmtes Verhalten des Menschen folgt“ (SEITZ 2009, S. 917) – erst dann zu sprechen, wenn das Individuum einen Bezug zur Umwelt erzeugt hat. In Anlehnung an MOGEL (1990, S. 83) ist diese Bezugnahme im Folgenden als ein individueller Prozess der u. a. motorischen, emotionalen, motivationalen und kognitiven Relation der Person zu der Umwelt seines Erlebens und Verhaltens aufzufassen.

Das entscheidende Merkmal von Persönlichkeitseigenschaften ist die Beständigkeit des Verhaltens über unterschiedliche Situationen hinweg, die in der Psychologie auch als „transsituative Konsistenz“ bezeichnet wird (vgl. LAUX und RENNER 2005, S. 227). Beispielsweise ist – unter Verweis auf das Fünf-Faktoren-

Modell (engl. *Big Five Model*) der Persönlichkeit von COSTA und MCCRAE (1992), welches fünf grundlegende Basistendenzen der individuellen Persönlichkeit (Extraversion, emotionale Labilität, Offenheit für Erfahrung, soziale Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit) aufzeigt (vgl. ausführlicher ebd.; MCCRAE et al. 2000) – eine extravertierte Person generell situationsübergreifend aufgeschlossen und kontaktfreudig, so dass diese Eigenschaft durchaus einen stabilen Einfluss auf Mensch-Umwelt-Transaktionen nehmen kann. Die Inkonsistenz von Verhalten und die somit bedeutsame Wirkung situativer Faktoren bleibt allerdings nicht ausgeschlossen: Dieselbe Person, die sich im Familienkontext z. B. empathisch und hilfsbereit verhält, kann in anderen Situationen ausgesprochen aggressiv und egozentrisch auftreten (vgl. LAUX und RENNER 2005, S. 227). Die Schwierigkeit der Gewichtung besonders einflussreicher Variablen liegt GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 512) folgend zum einen in der Tatsache begründet, dass Konsistenz nicht zwangsläufig die Verhaltensebene, sondern ebenso die Ebene des Konstrukts betreffen kann. So vermag sich beispielsweise nach LAUX und RENNER (2005, S. 227) die Ängstlichkeit von Personen in für sie bedrohliche Situationen durch ein verstärktes Sprachaufkommen ausdrücken oder aber durch absolutes Stillschweigen. Der Genotyp bzw. die basale Eigenschaft „Ängstlichkeit“ kann somit in unterschiedlichen Verhaltensformen als Phänotyp (reden oder stillschweigen) in Erscheinung treten. Rückschlüsse von Verhalten auf Persönlichkeitseigenschaften lassen sich ohne hinreichende Personenkenntnisse oder direkte Befragungen nur schwer ziehen.

HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 6) verweisen zudem auf die – für die empirische Datenerhebung dieser Arbeit besonders bedeutsame – Abhängigkeit der sich aufdrängenden Person- versus Situationsbestimmtheit des Verhaltens von der eingenommenen Beobachtungsperspektive. Aus Sicht des Individuums erscheint das eigene Verhalten vorwiegend durch Besonderheiten der wahrgenommenen Umweltbedingungen beeinflusst. Aus der Perspektive des Beobachters hingegen besteht die Neigung, das beobachtete Fremdverhalten den Besonderheiten des Individuums zuzuschreiben. Vor diesem Hintergrund und vor allem Bezug nehmend auf die Frage nach individuellen Differenzen im Stress- und Resilienz erleben ist es für den Beobachter bzw. Befragenden erforderlich, sich seiner eingenommenen Rolle bewusst zu sein und die jeweiligen Beobachtungsperspektiven bei der Durchführung von Befragungen entsprechend zu berücksichtigen (vgl. vorgreifend Kap. 2.4.1 zu LUHMANN'S Verständnis von der Beobachtung 2. Ordnung).

Ob sich Personen- oder Umweltvariablen stärker auf das Verhalten auswirken, wird nach HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 6) ferner von der Stichprobenwahl beeinflusst. Ist beispielsweise die Personengruppe stark heterogen (z. B. bezüglich Alter, Einkommen, Herkunft etc.), die Variation bestimmter Umweltbedingungen dagegen geringfügig heterogen (z. B. keine Auswirkungen tief greifender urbaner Transformationsprozesse innerhalb eines ländlich geprägten Dorfes), gehen vorrangig Personenvariablen mit Unterschieden des Verhaltens einher als Umweltvariablen. Ist indessen die Variation von Umweltbedingungen in der Stichprobe breiter als die Variation von Personenvariablen, erscheinen um-

gekehrt die Umweltvariablen einflusskräftiger. LAUX und RENNER (2005, S. 228) sprechen in diesem Zusammenhang von „starken“ Situationen in dem Sinn, dass diese von Personen in nahezu uniformer Weise interpretiert werden, wodurch sich der Verhaltensspielraum einschränkt und individuelle Unterschiede abnehmen. Erweisen sich Situationen hingegen als „schwach“ bzw. regen aufgrund von Uneindeutigkeit und geringer Strukturiertheit zu unterschiedlichen Interpretationen und Bewertungen an, wirken sich verstärkt Persönlichkeitseigenschaften aus.

Bezüglich dieser Aussagen, die im Hinblick auf besonders komplexe Transaktionen nur als grober Orientierungsrahmen dienen können, stellt sich jedoch die Frage, unter welchen Voraussetzungen bestimmte Umweltbedingungen als stark oder schwach bzw. als heterogen oder homogen einzustufen sind? HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006) beziehen in ihre Betrachtungen ebenfalls den individuellen Bedeutungsgehalt von Situationen ein. Die Situation ist

„immer eine bereits wahrgenommene Situation, d. h. das Auffassungsprodukt eines Individuums und damit bereits von Personfaktoren beeinflusst“ (ebd., S. 6).

Verhalten anregend ist nicht die Situation, wie sie z. B. in intersubjektiver Übereinstimmung von Außenstehenden oftmals beschrieben wird, sondern wie sie im Erleben von Individuen gegeben ist, wie sie für diese existiert.

„Research cannot even resolve whether personal or situational influences on behavior are more powerful because these factors do not – except in rare and extreme circumstances – compete with each other in some kind of zero-sum game“,

betont FUNDER (2008, S. 569).

Vor dem Hintergrund dieser Anmerkungen und der grundlegenden Themenausrichtung der vorliegenden Arbeit ist es nicht das erklärte und ohnehin schwer zu verwirklichende Ziel, die jeweilige Einflussstärke von Personen- versus Umweltvariablen herauszustellen. Allerdings ist die generelle Wirkung von Persönlichkeitseigenschaften als Ursache für unterschiedliche Wahrnehmungen, Bewertungen oder Handlungen nicht zu verkennen und somit in den empirischen Untersuchungsrahmen dieses Beitrags zu berücksichtigen. In Kapitel 5 werden die Charakteristika der Stichproben (untersuchte Bevölkerungsgruppe und Umweltbedingungen) hinsichtlich ihrer Homogenität bzw. Heterogenität detailliert erläutert. Zusammenfassend besteht jedoch nach wie vor die übergeordnete Erkenntnis, dass beide Faktoren – Mensch und Umwelt – nicht isoliert voneinander betrachtet werden können.

„Person setzt immer schon Situation und Situation Person voraus“ (BOWERS 1973, zitiert nach HECKHAUSEN und HECKHAUSEN 2006, S. 6).

Nach FUNDER (2008, S. 577) ist es die Mensch-Umwelt-Transaktion „that needs to be understood, not poorly framed questions concerning which is more important“.

2.2.3 Schlussfolgerungen und Annahmen

Um das spezifische Wirkungsgefüge zwischen Mensch und Umweltmodalitäten sowie die psychische und handlungsbezogene Organisation und Gestaltung dieses Gefüges empirisch zu erheben und darzustellen, wird zusammenfassend eine begrifflich-analytische Trennung von Mensch und Umwelt im Rahmen dieser Arbeit als unerlässlich angesehen. Anderenfalls wären – wie MOGEL (1990, S. 80) treffend darlegt – die

„vielfältigen und variantenreichen Interaktionen beider Komplexe (Umwelt, Psyche) weder zu beschreiben noch zu explizieren“.

Ohne Grenze, ohne Differenz ist LUHMANN (1997, S. 75 ff.) zufolge kein Beobachten bzw. Beschreiben möglich. Ein psychisches System kann sich selbst nur abgrenzen und damit eine eigene Identität aufbauen, wenn es sich von seiner Umwelt unterscheiden kann. „Mensch“ und „Umwelt“ sind zwar aufeinander bezogene, jedoch eigene Größen und somit nicht getrennt voneinander zu analysieren, wohl aber voneinander zu unterscheiden.

Eine streng transaktionale Perspektive wäre mit LUHMANNs system- und differenztheoretischer Betrachtung von Mensch und Umwelt (vgl. Kap. 2.1.2) schwer vereinbar; eine moderate Auslegung, wie LAZARUS (1998) sie befürwortet (vgl. Kap. 2.2.1), hingegen lässt insbesondere in Bezug auf LUHMANNs (1997) Konzeption der strukturellen Kopplung Parallelen erkennen. Zwischen System und Umwelt besteht eine die Autopoiesis sichernde, spezifische und dynamische Abhängigkeit, wobei sich die Zustände von System und Umwelt – ohne hierbei einfache Kausalitäten zuzuschreiben – permanent ändern. Ferner kann aus systemischer Sicht, und dies kommt der Kernidee des Transaktionskonzepts nahe, ein und dasselbe Ereignis (z. B. Landenteignung) Element sowohl eines betroffenen Systems bzw. Menschen (Bewertung möglicher Folgen) als auch seiner Umwelt (Berichterstattung in den Medien, Gesprächsthema in der Nachbarschaft) sein.

Auch wenn der Entwurf einer transaktionalen Perspektive, gestaltpsychologische Annahmen (vgl. LUHMANNs kritische Stellungnahme zur Gestaltpsychologie 1997, S. 598, 912 ff.) sowie eine über die Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt hinausgehende neue Analyseeinheit nicht Bestandteile der LUHMANNschen Theorie sozialer Systeme (vgl. 1984, 1997) sind, bereichert ein differenztheoretischer und systemrelativer Zugang zu Mensch und Umwelt die Analyse von Wechselwirkungen. Entscheidend ist LUHMANNs grundlegende Annahme, dass

„weder ontologisch noch analytisch das System wichtiger [ist] als die Umwelt; denn beides ist das, was es ist, nur im Bezug auf das jeweils andere“ (ebd. 1984, S. 244).

Vor diesem Hintergrund und Bezug nehmend auf LAZARUS' transaktionale Perspektive orientiert sich die vorliegende Untersuchung sowohl an interaktionalen, jedoch nicht streng kausalstatistischen Mensch-Umwelt-Beziehungen, als auch an einer darüber hinausgehenden, dialektischen, allerdings nicht unauflösbaren „person-in-environment“-Analyseeinheit. Eine programmatische Betrachtung von Mensch

und Umwelt als unteilbare Entitäten soll dennoch zumindest auf abstrakter, meta-theoretischer Ebene als Idealvorstellung eines transaktionalen Weltbildes bestehen bleiben.

2.3 DER ZEITBEGRIFF

Mensch-Umwelt-Transaktionen bzw. prozessuale Veränderungen in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz implizieren, wie bereits angedeutet, die Erforderlichkeit von „Zeit“, d. h. der Abfolge von Ereignissen. Unausweichlich ist somit die Frage nach der Bedeutung des Zeitbegriffs. Die bereits im 4. Jahrhundert diesbezüglich geäußerte Erkenntnis des Philosophen AUGUSTINUS (2000, S. 25), „wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; wenn ich es einem erklären will, weiß ich es nicht“, demonstriert die Schwierigkeit der expliziten Begriffsbestimmung eines Wortes des alltäglichen Gebrauchs. Nach GIDDENS (1984, S. 34) ist Zeit vielleicht sogar das geheimnisvollste Merkmal menschlicher Erfahrung. Ihr aktueller Bezug manifestiert sich mit jedem Blick auf die Uhr, mit jedem Beginn von Tag und Nacht. Zeitbasierte Ziele, Termine und Handlungspläne strukturieren den Lebensverlauf. „Zeit ist das, was man an der Uhr abliest“, so EINSTEIN (zitiert nach QUACK 2004, S. 128), „Zeit ist das, was wir haben, wenn wir unsere Uhren wegwerfen“, entgegnet ASCHOFF (1983, S. 133).

„[E]s [gäbe] keine vergangene Zeit, wenn nichts vorüberginge, keine zukünftige Zeit, wenn nichts herankäme, und keine gegenwärtige Zeit, wenn es nichts gäbe, das da ist.“ (AUGUSTINUS 2000, S. 25).

Zeit ist ein „Orientierungsmittel“ (ELIAS 1984, S. 2), der Zugang des Menschen zur Welt. Das Frontalhirn sichert das Gedächtnis für zeitliche Abfolgen (vgl. ENGELKAMP und ZIMMER 2006, S. 424). Für LUHMANN (1984, S. 253 f.) ist Zeit

„eine Sinndimension mit vielen Variablen (zum Beispiel [...] Irreversibilität, Zeitmaß, Knappheit, Tempo), so daß etwas genauer angegeben werden muß, in welchen Hinsichten eine zeitliche Ausdifferenzierung möglich ist und was ihre Konsequenzen sind“.

Dem Internationalen Einheitensystem (SI) zufolge ist Zeit eine physikalische Größe mit der Einheit von einer Sekunde, ELIAS (1984, S. XVIII) betrachtet Zeit als „Symbol für eine soziale Institution“ und nach UEXKÜLL (1928, S. 46) bleibt Zeit „immer und in jeder Beziehung subjektiv, da sie an den Apperzeptionsprozeß gebunden ist“. In der Tat weichen, wie eigene Erfahrungen oftmals bestätigen, Zeitwahrnehmung und Zeitschätzung stark von der gemessenen Uhrzeit ab. Dies wiederum kann das Verhalten (z. B. sich verspäten) beeinflussen (vgl. MORGENROTH 2008).

Dieser kurze Einblick in die verschiedenen Charakteristika und Auffassungen des Zeitbegriffs deutet nur ansatzweise seine Komplexität und Vielschichtigkeit an. In den Natur- als auch Geisteswissenschaften bezeugt eine umfassende multidisziplinäre und aufgrund des nach wie vor bestehenden Diskussionsbedarfs aktuelle Literatúrauswahl die unterschiedlichen, teils sich überschneidenden Explikationen des Zeitbegriffs. Einsichten gewähren stellvertretend z. B. MAJID (2008) in

der Physik, KLEIN (2007) in der Biologie, KRAMER (2005) und MAY und THRIFT (2001) in der Geographie, GRONDIN (2008), MORGENROTH (2008) und ZIMBARDO und BOYD (2009) in der Psychologie, CROW und HEATH (2002) und NASSEHI (2008) in der Soziologie sowie SORABJI (2006) und STREUBEL (2006) in der Philosophie.

2.3.1 Weltzeit, soziale Zeit und psychologische Zeit

Die Vielfalt möglicher Anknüpfungspunkte ist immens, jedoch erschweren fachspezifische Forschungskontexte die Etablierung eines integrativen theoretischen Zeitansatzes. Für tiefer gehende Begriffsanalysen sei auf die oben zitierte Literatur verwiesen. Hervorzuheben sind im Hinblick auf den Themenschwerpunkt dieser Arbeit allerdings die sich gegenseitig beeinflussenden Bedeutungen der Zeitwahrnehmung, der Zeitperspektive, d. h. der kognitiven Repräsentation von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Individuums sowie die Bedeutung des Umgangs dieses Individuums mit der Zeit (vgl. Abb. 8).

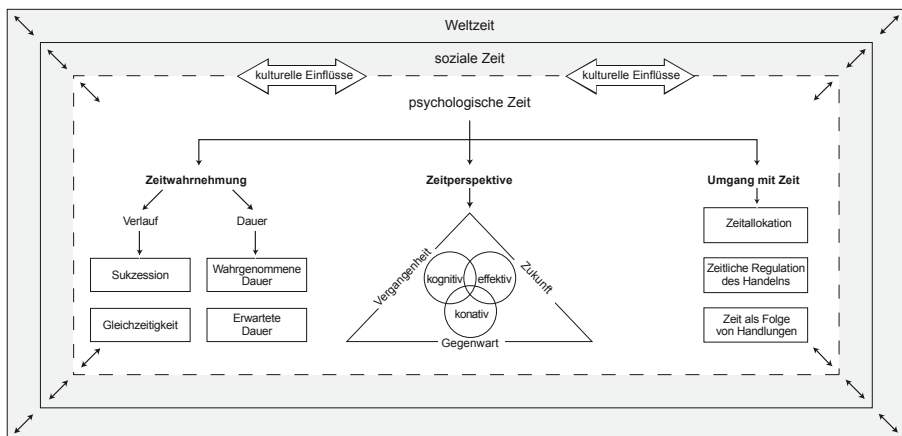


Abb. 8: Die psychologische Zeit und ihre wichtigsten Komponenten im Überblick (eigene Darstellung)

MORGENROTH (2008, S. 36) folgend ist die Zeit

„nicht nur ein Merkmal der äußeren Welt, sondern auch ein inneres Geschehen, das zu unserem Erleben, Denken und Handeln in Beziehung steht“

und sich als psychologische Zeit von der objektiven, koordinierten Weltzeit (UTC) sowie der sozialen Zeit unterscheidet. Letztere bezeichnet KRAMER (2005, S. 67) als „Zeit gesellschaftlicher Praxisfelder bzw. Subsysteme“ und beruft sich hierbei auf die Auffassung von RAMMSTEDT (1975), der gemäß es über die subjektive Ebene der Zeitwahrnehmung und Zeitmessung hinaus ein intersubjektives

Moment von Zeit gebe. Somit führten die intersubjektiven Bedingungen von Handeln und/oder Erleben zu einem intersubjektiven Zwang, die subjektiven Zeiten aufeinander abzustimmen. ELIAS (1984, S. XVIII) spricht in diesem Zusammenhang von „Fremdzwang“; der einzelne Mensch erfinde den Begriff der Zeit ja nicht aus eigener Kraft:

„Man lernt sowohl den Begriff wie die von ihm untrennbare soziale Institution der Zeit von Kindheit an, wenn man in einer Gesellschaft aufwächst, wo dieser Begriff und diese Institution zu Hause sind.“ (ebd., S. XVIII).

Aus dieser Perspektive betrachtet ist Zeit eine soziale Konstruktion, deren Schöpfer und Opfer der Mensch gleichermaßen ist (vgl. auch SCHÖNECK 2006). Bereits DURKHEIM prägte in seinem Werk „Les formes élémentaires de la vie religieuse“ von 1912 den Gedanken, Zeit als etwas sozial Konstruiertes aufzufassen:

„Ce n'est pas mon temps qui est ainsi organisé; c'est le temps tel qu'il est objectivement pensé par tous les hommes d'une même civilisation. [...] Ce qu'exprime la catégorie de temps, c'est un temps commun au groupe, c'est le temps social, si l'on peut ainsi parler. Elle est elle-même une véritable institution sociale.“ (DURKHEIM 1912, S. 14 f.).

Dieser Ansicht entsprechend beschreibt Zeit eine vom Menschen abhängige Größe.

Die Festlegung von Feiertagen oder der Jahreskalender symbolisieren Zeit und dienen als „sozial institutionalisierte Orientierungsmittel“ (ELIAS 1984, S. XLV). Gleichzeitig beinhaltet „Zeit“ Abstimmung und Koordination; dies betont auch LUHMANN. In seinem systemtheoretischen Ansatz vertritt er die These, dass soziale Systeme Zeit, Zeithorizonte und bestimmte Auslegungen zeitlicher Relevanzen konstituieren, d. h. „sinnhaft verfügbar machen als Bedingung des Aufbaus und der Reduktion von Komplexität“ (LUHMANN 1975, S. 104). Eine zunehmende funktionale Systemdifferenzierung erfordert jedoch für die Koordination der unterschiedlichen Systemgeschichten eine koordinierende Generalisierung – die Weltzeit. Diese gewährleistet, so LUHMANN (1975, S. 111), sowohl Homogenität (Unabhängigkeit von bestimmten Geschwindigkeiten), Reversibilität (gedankliche Rückrechenbarkeit trotz irreversiblen Zeitverlaufs), Bestimmbarkeit durch Datierung und Kausalität als auch Transitivität (Vergleichsmöglichkeit verschiedener liegender Zeitstrecken).

Parallel bestehend zur Weltzeit, der „Möglichkeit weltweiter Kommunikation“ (LUHMANN 1975, S. 111), umfasst die psychologische Zeit (vgl. obige Abb. 8) hingegen die individuellen Aspekte der Wahrnehmung und des Erlebens von Zeit (vgl. HINZ 2000; MORGENROTH 2008). Zeit ist somit an Ereignisse gebunden, die Menschen erleben (Zeitwahrnehmung), auf die sie sich hinorientieren (Zeitperspektive) und die sie bewirken oder beeinflussen (Umgang mit der Zeit). Dass es sich bei der psychologisch gemessenen Zeit allerdings stets um eine Zeitschätzung handelt, verdeutlichen THOMAS und HELFRICH (2003, S. 235): Es gibt weder ein als Rezeptor für die Zeit dienendes Sinnesorgan noch einen direkten physikalischen Reiz, der eine physikalische Reizempfindung hervorrufen könnte. Zeitschätzungen basieren nach THOMAS und HELFRICH (2003, S. 235) sowie ZIMBARDO und BOYD (2009, S. 21) vornehmlich auf (zyklisch wiederkehrenden) biologi-

schen Vorgängen (z. B. Wach-Schlafzyklus), subjektiven Ereignissen (wie Todestag eines Familienmitglieds) und sozialen Hinweisreizen (z. B. Öffnungszeiten von Einrichtungen, Neujahrstag). Insbesondere letztere unterliegen hierbei kulturellen Einflüssen: So schließen beispielsweise in Spanien (insbesondere kleinere) Einrichtungen während der Siesta oder in China findet dem Lunisolarcalendar folgend der chinesische Neujahrstag zwischen dem 21. Januar und 21. Februar statt. Für tiefer gehende kulturvergleichende Analysen sei in diesem Zusammenhang auf die renommierte und viel zitierte Studie „A Geography of Time“ von LEVINE aus dem Jahr 1997 verwiesen. In dieser werden nicht nur kulturelle Unterschiede der Funktionen von Zeit vorgestellt – z. B. liegt tendenziell ein deutlich engeres Zeitintervall für Pünktlichkeit bei US-Amerikanern vor als bei Brasilianern – sondern auch fundierte Ergebnisse zum ungleichen Lebenstempo verschiedener Kulturen (z. B. ist die Durchschnitts-Gehgeschwindigkeit von Menschen in Deutschland oder den USA im Vergleich zu Menschen in Brasilien oder Syrien signifikant höher).

Im Fortgang steht jedoch die Frage im Mittelpunkt, wie Menschen ihr Verhalten zeitlich organisieren mit dem Ziel, sich ändernden (global-lokalen) Umweltbedingungen erfolgreich zu begegnen oder Veränderungen in der Umwelt zu erwirken.

„With the advent of globalization a renewed interest in understanding the concept of time and its relationship with orientation toward the future has emerged“,

behaupten ASHKANASY et al. (2004, S. 284). Nach GARHAMMER (2001) kann die Beschleunigung des alltäglichen Lebenstempos als ein Grundzug der Moderne betrachtet werden (vgl. hierzu auch GIDDENS' Beitrag „Konsequenzen der Moderne“ von 1995). WU (2006) thematisiert in seinem Beitrag „Globalization and China's New Urbanism“ die enge Verknüpfung zwischen Globalisierung und Zeit:

„Globalization, in its broad sense, is a process associated with increasing mobility and faster temporality“ (ebd., S. 3; vgl. in diesem Zusammenhang auch BECKs Diskussionen zu „Globalisierung“ 2007a, „Weltrisikogesellschaft“ 2007b und „Risikogesellschaft“ 1986).

Eine abnehmende Geltungsdauer gesellschaftlicher Normen und Institutionen und wachsende Disparitäten zwischen der Vielfalt vorhandener Optionen der Lebensgestaltung einerseits und der begrenzten Lebensspanne und Ressourcen andererseits zählen nach ROSA (2003, S. 8 ff.) zu den Ursachen der Beschleunigung des Lebenstempos:

„The options on offer always outgrow those realizable in an individual's life, or, in Blumensberg's terms [1986: Lebenszeit und Weltzeit; Anm. der Verf.], the perceived time of the world (Weltzeit) and the time of an individual life (Lebenszeit) dramatically diverge“ (ebd., S. 13).

In ähnlicher Weise betont FRIEDMANN (2005) in seinem Manuskript „China's Urban Transition“ die enge Beziehung zwischen rasanten Urbanisierungsprozessen in Chinas Städten, der Stimulation neuer Wünsche und einer neuen Schnelligkeit:

„Through the influence of the media, sociocultural urbanization spreads more rapidly these days than any of the other forms, stimulating desires that are difficult to restrain. [...] And an accelerated process of economic and cultural change leads to a foreshortened view of life, where instant benefits are expected whatever their effects on the longer-term future.“ (ebd. 2005, S. XV).

Zeitwahrnehmung

Wie werden diese oder sich generell ändernde Mensch-Umwelt-Transaktionen zeitlich wahrgenommen? Finden in Anlehnung an MORGENROTH (2008, S. 40) aus der Perspektive eines Individuums bestimmte Begebenheiten oder Ereignisse in einer zeitlichen Abfolge (Sukzession) oder gleichzeitig statt (vgl. vorangegangene Abb. 8)? Während bei der akustischen Wahrnehmung bereits wenige Millisekunden ausreichen, um den Eindruck der Ungleichzeitigkeit zu erzeugen (vgl. BLOCK 1990, S. 2), liegt die Unterschiedsschwelle bei vielschichtigeren Ereignissen deutlich höher. Die Ereignisse eines Restaurantbesuchs (Platz nehmen, Speisekarte studieren, Aktivitäten A, B, C etc. durchführen, Verlassen des Restaurants) lassen sich, wenn auch vergleichsweise ungenau und mit fließenden Übergängen, in zeitlicher Abfolge beschreiben. Vorgänge der Megaurbanisierung hingegen – nach KRAAS und NITSCHKE (2008, S. 447) charakterisiert durch die

„Gleichzeitigkeit und Überlagerung der verschiedenartigsten ökologischen, ökonomischen, sozialen und politischen Prozesse mit vielfältigen, sich z. T. selbst verstärkenden Beschleunigungs- und Rückkopplungseffekten“ –

sind, von „außen“ betrachtet, äußert komplex und in ihrer Gesamtheit nur schwerlich einer exakten Sukzession zuzuordnen. Gleiches ist für die Ereignisse im Rahmen der Konstruktion eines der größten Bahnhöfe Asiens in unmittelbarer Wohnnachbarschaft zutreffend (Gleichzeitigkeit von Bautätigkeiten, Bevölkerungszuwachs durch Migration, Landenteignung, Abriss von Wohnraum, Neubau). Bezug nehmend auf die Stresswahrnehmung und Klassifikation potentieller Stressoren (z. B. hinsichtlich ihrer Dauer oder Berechenbarkeit; vgl. Kap. 3.3.2) nimmt die von den Individuen wahrgenommene Überschaubarkeit und Erfassbarkeit von Ereignissen eine zentrale Bedeutung ein. Hierbei stellt sich insbesondere die Frage, ob viele dieser Ereignisse gleichzeitig wahrgenommen werden und dadurch möglicherweise verstärkt Stressempfinden induzieren (z. B. durch empfundenen Kontrollverlust) oder sich die perzeptive Aufmerksamkeit selektiv nur auf wenige und folglich als eher kontrollierbar empfundene Begebenheiten richtet. Kapitel 6 wird dieser Frage im Kontext der Datenanalyse nachgehen.

Eng an den Zeitverlauf gekoppelt sind die Wahrnehmung der zeitlichen Dauer und die erwartete Dauer der Ereignisse. Experimentelle Studien (vgl. z. B. BLOCK und ZAKAY 2008), aber auch Alltagserfahrungen zeigen nach MORGENROTH (2008, S. 41), dass ein Zeitintervall, in dem sich viel ereignet, als kurz wahrgenommen, rückblickend jedoch als lang erinnert wird (Speicherung vieler Informationen). Umgekehrt wird ein Zeitintervall, in dem wenig oder vermeintlich nichts

passiert, als lang andauernd empfunden, erscheint aber rückblickend als kurz in der Erinnerung (Speicherung weniger Informationen). Letzterer Vorgang dient auch als eine von mehreren Erklärungsmöglichkeiten für eine oftmals beschleunigte Wahrnehmung des Zeiterlebens im hohen Erwachsenenalter (vgl. ausführlicher HINZ 2000, S. 48 ff.). Für die auf subjektiven Angaben basierende Zusammenhangsanalyse zwischen der Wirkungsdauer von Stressoren einerseits (z. B. kurz-, mittel-, langfristig, chronisch oder kontinuierlich, diskontinuierlich) und dem Ausmaß individuellen Stressempfindens andererseits (vgl. FRYDENBERG 2008, JANKE und WOLFFGRAMM 1995), sind die Aspekte der Wahrnehmungsdauer in die Ergebnisinterpretation einzubeziehen. Die Frage, ob zwischen den Variablen Dauer und Stressausmaß ein Sinnzusammenhang besteht oder die Wirkungsdauer möglicherweise zu Gewöhnungs- und Adaptionsprozessen und somit zur Stressreduzierung führt, wird in den empirischen Untersuchungen dieser Arbeit berücksichtigt.

Zeitperspektive

MORGENROTH (2008, S. 44) zufolge erleben Menschen die Zeit v. a. perspektivisch, d. h. sie schreitet von der Vergangenheit kommend über die Gegenwart in die Zukunft hinein. Die Begriffe „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“, so ELIAS (1984, S. 47), „bringen die Beziehung einer lebenden Person (oder Personengruppe) zu einer Wandlungsfolge zum Ausdruck“. Insofern sind sie als relationale Begrifflichkeiten aufzufassen. Nach MORGENROTH (2008, S. 11) strukturiert die Zeitperspektive den „psychologischen Lebensraum, sie gibt dem Verhalten eine Richtung, kann motivieren und hemmen“. Erlebtes, Erfahrungen, Herausforderungen, Chancen, Vorfreude, Ziele, Hoffnungen, Zuversicht, Visionen, Bedrohungen, Ängste etc. charakterisieren Mensch-Umwelt-Transaktionen in einem Spannungsfeld von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zuständen. Einerseits stiftet die Zeitperspektive Kontinuität, andererseits fordert sie Veränderungen heraus. In ähnlicher Weise definieren ZIMBARDO und BOYD (2009, S. 59) die Zeitperspektive als

„oft unbewusste persönliche Einstellung, die jeder Mensch der Zeit und dem Prozess entgegenbringt, mit dessen Hilfe das kontinuierliche Erleben in Zeitkategorien gebündelt wird, die uns dabei helfen, unserem Leben Ordnung, Schlüssigkeit und Sinn zu verleihen“.

Zusammenfassend nimmt die Zeitperspektive somit einen bedeutsamen Einfluss auf das individuelle Verhalten (einschließlich Handeln) ein. Im Folgenden wird in Anlehnung an NUTTIN (1985) und MORGENROTH (2008) die Zeitperspektive – und dies ist insbesondere für die Analyse von Stressempfinden und Coping ein hilfreicher Ansatz – in eine kognitive, affektive und konative Komponente untergliedert; alle drei Komponenten beeinflussen sich wechselseitig (vgl. vorangegangene Abb. 8).

Die Zeitperspektive geht aus der kognitiven Repräsentation einer Ereignissenquenz bzw. aus den Rekonstruktionen vergangener Ereignisse und den Antizipati-

onen zukünftiger Ereignisse unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Situation hervor (vgl. NUTTIN 1985, S. 16 f.). Resultierend aus diesem kognitiven Konstruktionsprozess entstehen Zeitperspektiven, die sich nach MORGENROTH (2008, S. 45)

„in ihrer Reichweite, ihrer Dichte, d. h. der Reichhaltigkeit der Kognitionen, ihrem Grad an Strukturiertheit, also der Elaboriertheit und Vernetzung der Kognitionen, sowie ihrem Realitätsgehalt unterscheiden können“.

Einstellungen, Überzeugungen und Wertvorstellungen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden auf diese Weise reflektiert, wobei dieser Prozess nicht losgelöst von der affektiven Komponente, dem Einhergehen erinnelter oder antizipierter Ereignisse mit positiven oder negativen Konnotationen, zu betrachten ist (vgl. NUTTIN 1985, S. 11). So kann das Eintreten oder Ausbleiben bestimmter Ereignisse (als Stress reduzierend) erwünscht oder (als Stress auslösend) befürchtet werden. Vergangene Ereignisse vermögen schöne, aber auch traumatische Erinnerungen hervorzurufen (vgl. MORGENROTH 2008, S. 46).

Die konative bzw. behaviorale Komponente beschreibt hingegen die bevorzugte Ausrichtung von Denken und Handeln auf Objekte und Prozesse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (vgl. NUTTIN 1985, S. 12 f.). Während nach ASHKANASY et al. (2004) v. a. Zukunftsorientierungen die Motivation fördern, Handlungen zur Erreichung von Zielen zu planen, zu initiieren und zu realisieren, begünstigt eine Gegenwartsorientierung eher impulsives, spontanes Handeln, eine Vergangenheitsorientierung indessen den Erhalt des Status quo einer bestimmten Situation. Auf der Grundlage jahrzehntelanger empirischer Forschungsarbeiten differenzieren ZIMBARDO und BOYD (2009, S. XII; vgl. auch Kapitel 3 bis 6) in ähnlicher, jedoch detaillierter Weise zwischen einer auf Ziele hinarbeitenden, Pläne umsetzenden und Konsequenzen berücksichtigenden Zukunftsorientierung und einer transzendentalen, v. a. Spiritualität und dem Leben nach dem Tod große Bedeutung zuweisenden Perspektive. Diese erstreckt sich vom Tod des Körpers bis in die Ewigkeit und umfasst Ereignisse wie das Jüngste Gericht, die Wiedervereinigung mit früher Verstorbenen oder das Ende von Armut, Schmerz und Leid. Insbesondere Christen und Muslime zeigen einen starken Glauben an eine transzendente Zukunft (vgl. ebd., S. 212). Zusammenfassend bestimmen eine Zukunftsorientierung und

„die daraus entstehenden Erwartungen [...] zum Teil, was in der Gegenwart geschieht, da sie das Denken, Fühlen und Verhalten der Menschen beeinflussen“ (ebd., S. 166).

Eine hedonistische, auf Genuss, Risikofreude und Spontaneität ausgerichtete Gegenwartsorientierung hingegen unterscheidet sich nach ZIMBARDO und BOYD (2009, S. 119 ff.) zum einen von einer fatalistischen Perspektive, die sich durch passive Schicksalsergebenheit, negative Erfahrungen, Resignation sowie die Ansicht auszeichnet, der Verlauf des Lebens und Ereignisse seien unabhängig vom eigenen Verhalten vorherbestimmt. Zum anderen unterscheidet sie sich von einer holistischen, v. a. im Zen-Buddhismus und in entsprechend meditativen Lebenseinstellungen enthaltenden Gegenwartsorientierung, die sowohl Vergangenheit als

auch Zukunft vereint und das Leben im Hier und Jetzt fokussiert; eine Perspektive, die weniger der linearen Sicht der Zeit in westlichen Kulturen entspricht (bzw. weniger einen fortschreitenden Zeitverlauf ohne Wiederkehr annimmt; vgl. THOMAS und HELFRICH 2003, S. 234). Erinnerungen an Versagensmomente oder Reuegefühle aufgrund verpasster Chancen indessen kennzeichnen eine negative Vergangenheitsorientierung. Fernerhin charakterisieren Überzeugungen, dass Traditionen sowie aus der Vergangenheit stammende Verpflichtungen und Erfahrungen für das Denken und Handeln von hoher Bedeutung sind, eine positive Vergangenheitsorientierung (vgl. ZIMBARDO und BOYD 2009, S. 83 ff.). Nach WONG et al. (2006) zeigt sich insbesondere die traditionelle chinesische Kultur vergangenheitsorientiert:

„because of its emphasis on ancestral worship, respect for traditions, and the elders; it also values classical writings by Confucius and other sages as the foundation for personal and society development“ (ebd., S. 8).

Die rasante wirtschaftliche Entwicklung eines „modernen“ Chinas wäre bis dato allerdings ohne eine zukunftsorientierte Reform- und Öffnungspolitik und ohne die Implementierung konkreter und weitreichender Handlungsziele nicht durchführbar gewesen.

ZIMBARDO und BOYD (2009, S. XII) zufolge treffen Menschen eines jeden Persönlichkeitstyps routinemäßig zeitbasierte Entscheidungen (z. B. rechtzeitige, zukunftsbezogene vs. knappe, gegenwartsbezogene Prüfungsvorbereitungsphase), ohne sich des Einflusses ihrer jeweiligen zeitlichen Orientierung auf den Entscheidungsprozess bewusst zu sein. Persönliche Erfahrungen, kulturelle und religiöse Einflüsse, Bildung, Bezugsgruppen wie Familie oder Peer-Groups etc., aber auch situative Bedingungen tragen zu einer generellen Bevorzugung einer bestimmten Zeitperspektive und der Vernachlässigung anderer Perspektiven bei (ebd., S. XI). ZIMBARDO und BOYD (2009, S. XIII) betonen, dass Zeitorientierungen nicht angeboren, sondern erlernt und somit veränderbar seien. Im Rahmen des vorliegenden Forschungsinteresses stellt diese grobe Klassifizierung unterschiedlicher Zeitperspektiven eine hilfreiche Ausgangsbasis für tiefer gehende Analysen verschiedener Copingformen dar. Bezug nehmend auf die Fallstudie dieser Arbeit sind mögliche Voraussetzungen und Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen sich Menschen bevorzugt vergangenheits-, gegenwarts- oder zukunftsorientiert verhalten. Ebenso stellt sich die Frage, ob sich (normative) Aussagen bezüglich einer Effektivität der unterschiedlichen Perspektiven in konkreten Situationen treffen lassen.

Umgang mit der Zeit

Die dritte Komponente – Umgang mit der Zeit (vgl. vorangegangene Abb. 8) – wird in drei Hauptaspekte (Zeitallokation, zeitliche Regulation des Handelns und Zeit als Folge von Handlungen) unterteilt und umfasst nach MORGENROTH (2008, S. 38) die

„Bewältigung spezifischer Anforderungen, die sich aus der Verwendung von Alltagszeit ergeben, wobei vor allem die Planung und Einteilung von Zeit, aber auch das Ausfüllen von Zeit zentrale Themen sind“.

Demzufolge wird die Zeit zum Objekt einer Handlung bzw. wird im Handlungsprozess explizit berücksichtigt. Die Zeitallokation bzw. optimale Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Zeit als ein Aspekt ist, so MORGENROTH (2008, S. 54), ein „Entscheidungsproblem“. Zum einen geht es um die Festlegung der Zeitaufteilung auf verschiedene Aktivitäten, zum anderen um die Reihenfolge der Ausführung dieser Aktivitäten, wobei sich die Zeitallokation sowohl auf die Aufgabe der alltäglichen Lebensführung als auch auf die Gestaltung der allgemeinen Lebenszeit bezieht. Wie viel Zeit investiert z. B. eine Person in den Haushalt, in die Kinderbetreuung und in die das finanzielle Einkommen sichernde Aktivitäten? Wie viele Monate oder Lebensjahre plant ein chinesischer Migrant in der Stadt zu verbringen, bevor er in seinen Heimatort remigriert?

Die tatsächlich realisierte Zeitallokation, aber auch die zeitliche Regulation von Handlungen resultieren aus der Abwägung zwischen individuellen Zeitnutzungspräferenzen und situativ wirksamen Zeitnutzungszwängen, die entweder von Personen, Organisationen oder Institutionen ausgehen (vgl. MORGENROTH 2008, S. 55). Die Zeit setzt als Rahmenbedingung dem Handeln Grenzen und ist insofern eine wichtige Bezugsgröße bei der Prüfung der Realisierbarkeit von Zielen und Copingoptionen. Ein in der Zukunft zu erzielender Nutzen kann sich nach MORGENROTH (2008, S. 57) in Abhängigkeit zu einer zunehmenden zeitlichen Distanz verringern, die zur Zielerreichung überwunden werden muss. Die Wahl zwischen zwei Ereignissen desselben Wertes, von denen jedoch eines später stattfinden wird als das andere, fällt in der Regel auf das frühere Ereignis. Dieses als „zeitliche Diskontierung“ (ebd., S. 57) bekannte Phänomen ist v. a. in der Entscheidungsforschung intensiv analysiert worden (vgl. z. B. TROPE und LIBERMAN 2003). Die zeitliche Regulation von Handlungen umfasst einen komplexen Handlungsprozess, der sich über die Phasen der Prädezipation (Abwägung), Präaktion (Implementierungsintention), Aktion (Handlungsausübung) und Postaktion (Bewertung) erstreckt (vgl. ausführlicher HECKHAUSEN und HECKHAUSEN 2006, S. 7 f.). Als wichtig hervorzuheben sind jedoch die Aspekte des Handlungsaufschubs und der Regulation des Handlungstempos. Oftmals werden zum Handeln günstige Gelegenheiten nicht wahrgenommen oder der Aufschub von Handlungen kann zu Zeitnot und Zeitstress führen – z. B. bei unattraktiven Aufgaben oder anspruchsvollen, mit Misserfolg und negativen Konsequenzen assoziierten Zielen (vgl. EERDE 2000, zitiert nach MORGENROTH 2008, S. 58).

„The action is (cognitively) important to the individual but is anticipated as something (affectively) unattractive, causing an approach-avoidance conflict.“ (EERDE 2003, S. 422).

Gleichzeitig ist, wie EERDE (2003, S. 422) betont, der Handlungsaufschub in bestimmten Situationen jedoch als emotionsregulierende, den Konflikt vermeidende Bewältigungsstrategie aufzufassen, die zumindest kurzfristig zur Stressreduzierung beiträgt. Interessant ist dieser Hinweis insbesondere im Hinblick auf die Frage, weshalb ein Individuum in einer vermeintlich bedrohlichen Situation (z. B.

befürchtete Umsiedlung aufgrund eines wohnnahen Bauprojektes) kein offenes bzw. „sichtbares“ Verhalten (z. B. Informationssuche über Einzelheiten einer möglichen Umsiedlung) zeigt, um dieser Situation offensiv begegnen zu können. Dieser Aspekt wird in der Ergebnisauswertung der Interviewdaten berücksichtigt werden.

Die Regulation des Handlungstempos ist hingegen eng an zeitliche Restriktionen wie terminliche Absprachen und vorgegebene Zeiträume gebunden, seien sie von außen vorgegeben oder selbst gesetzt (vgl. MORGENROTH 2008, S. 58). Demzufolge kommt der fristgerechten Beendigung einer Handlung eine hohe praktische Bedeutung zu, von der auch der Erfolg oder Misserfolg des Copingverhaltens abhängen kann. Zeitliche Informationen zur Anpassung des Handlungstempos stellen somit eine wichtige Orientierungshilfe dar, v. a. in bedrohlichen Situationen, die durch unklar definierte Zeiträume bzw. Fristen gekennzeichnet sind. Wann genau wird z. B. die Umsiedlung (im chinesischen Forschungskontext betrachtet) durchgeführt und wie viel Zeit wird verbleiben, um sich möglicherweise eigenständig und rechtzeitig um Wohnersatz zu bemühen? „Zeit“ ist, wie dieses Beispiel exemplarisch aufzeigt, in bestimmten Situationen durchaus als Ressource aufzufassen (vgl. diesbezüglich auch KRAMER 2005 zur Thematik der Zeitverwendung für Mobilität). Allerdings können eine Überfülle an Zeit (möglich z. B. bei Arbeitslosigkeit) und daraus resultierendes Erleben von Leere und Verlangsamung ebenfalls zu einer, wenn auch gegenteiligen Zeitproblematik führen. So stellt die in den Sozialwissenschaften als Klassiker geltende Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit“ von JAHODA et al. aus dem Jahr 1933 heraus, dass sich durch Arbeitslosigkeit induzierte „unbegrenzte freie Zeit für den Menschen [...] als tragisches Geschenk“ (JAHODA et al. 1933, S. 59) erweisen kann. Pünktlichkeit und Zeiteinteilung erscheinen zunehmend überflüssig und sinnlos, Denken und Handeln beschränken sich primär auf Bedürfnisse des alltäglichen Lebens. Zu vergleichbaren Ergebnissen gelangen auch aktuellere Studien (vgl. z. B. COTTLE 2001; MOHR 1997).

Im Mittelpunkt der bisherigen Betrachtungen des Umgangs mit der Zeit standen v. a. die individuelle Bezugnahme auf die in der Umwelt vorhandenen Zeitstrukturen und das darauf abgestimmte Verhalten. Umgekehrt existieren MORGENROTH (2008, S. 59) folgend auch Möglichkeiten der aktiven Mitgestaltung an temporalen Mustern und der Aneignung der Zeit als Folge von Handlungen. Zeit kann z. B. durch selbstbestimmte (Freizeit-)Aktivitäten ausgefüllt und somit als sinnvoll erlebbar gemacht werden. Dies gilt insbesondere für Zeiträume, in denen ohne Eigeninitiative nichts geschehen würde; das Problem der Langeweile kann sich aus dem Scheitern an dieser Herausforderung ergeben (ebd., S. 59). Die Art und Weise, wie Personen ihre Handlungen zeitlich organisieren, trägt zudem zur Entstehung von Zeit einsparenden und den Alltag strukturierenden Handlungsrou-tinen bei. Dies wiederum lässt Freiraum für andere Aktivitäten oder begünstigt die Durchführung von zeitintensivem Copingverhalten (z. B. Zweitjob als Maßnahme zur Einkommenssteigerung).

Aus transaktionaler Perspektive inkludieren Mensch-Umwelt-Beziehungen den Zeitaspekt: „Temporal factors are intrinsic aspects of the transactional unity, with degrees of stability and change being fundamental properties of phenomena“ (ALTMAN und ROGOFF 1991, S. 32). Vor diesem Hintergrund betont auch HUTCHISON (2003, S. 19) die Relevanz eines Drei-Komponenten-Modells, einer Trias der Aspekte Mensch, Umwelt und Zeit: „no single aspect can be entirely understood without attention to the other aspects“ (ebd.). Abbildung 9 veranschaulicht diesen Zusammenhang im Rahmen einer analytischen Betrachtungsweise.

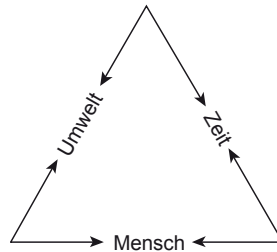


Abb. 9: Mensch, Umwelt und Zeit im reziproken Wirkungsgefüge (eigene Darstellung)

2.3.2 Was bedeutet „Gegenwart“?

Ein schwieriges Unterfangen stellt indessen die nähere Bestimmung der Dimensionen von „Vergangenheit“, „Zukunft“ und speziell der „Gegenwart“ dar. „Gegenwärtig dürfe man nämlich nur die Zeit nennen, die so winzig ist, daß sie sich nicht mehr teilen läßt, auch nicht in Splitter von Augenblicken“ (HINZ 2000, S. 21 in Anlehnung an AUGUSTINUS 1955). Es kann jedoch keine Gegenwart geben, wenn diese die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft markiert.

„Worin liegt aber das Sein der Zeit, wenn Vergangenheit und Zukunft nicht sind, die Gegenwart aber ohne Ausdehnung ist?“

fragt HINZ (2000, S. 21) zu Recht. Ein Dilemma, dem nur durch das Gewähren einer „andauernden“ Gegenwart entkommen werden kann. LUHMANN (1975, S. 105) zufolge produziert gerade die Differenzierung von System und Umwelt Zeitlichkeit, weil sie eine „momenthafte, Punkt für Punkt korrelierende Erhaltung der Differenz ausschließt“. Dabei wird die Zeitspanne zwischen Vergangenheit und Zukunft, in der sich das Irreversibelwerden einer Veränderung vollzieht, als Gegenwart erfahren, und diese dauert so lange, wie das Irreversibelwerden anhält (vgl. LUHMANN 1984, S. 117). Vor diesem Hintergrund differenziert LUHMANN (1984, S. 117 f.) zwischen einer punktuellen, irreversiblen, mittels Uhrzeit gemessenen Gegenwart, die das Gefühl des Zeitvergehens erfahrbar macht und einer dauernden, in allen Sinnsystemen realisierbaren reversiblen Gegenwart, die eine Rückwendung zu vorherigen Ereignissen – „Ein Ding ist noch da, wo man es verlassen hatte“ (ebd., S. 117) – ermöglicht oder das Hinauszögern eines endgültigen

Abschlusses einer Handlung zulässt. Die dauernde Gegenwart untergliedert LUHMANN (1975, S. 112; vgl. auch KORNWACHS 2001, S. 169 ff.) in eine vergangene Gegenwart (Erinnerung), eine gegenwärtige Gegenwart (Anblick, Aktualität des Aktuellen) und eine zukünftige Gegenwart (Erwartung, Antizipation). „For example, how a person perceives the future may depend on how he or she feels at the present time“, betont in diesem Zusammenhang auch GRIFFITHS (2009, S. 76). Ebenso könne die Beschreibung eines vergangenen Ereignisses von der aktuellen Auffassung über dieses Ereignis abhängen. Das auf Zielen, Plänen und Erfahrungen basierende Verhalten eines Menschen wird stets von seiner individuellen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beeinflusst:

„In the frame of time perspective, future and past events have an impact on present behavior to the extent that they are actually present on the cognitive level of behavioral functioning“ (NUTTIN 1985, S. 12 f.).

Die Annahme, dass die Gegenwart notwendigerweise eine Dauer impliziert, ist grundlegend für zahlreiche theoretische Ansätze (vgl. ausführlicher HINZ 2000; STEPETH 2006). Die Dauer beinhaltet eine in Bewegung befindliche Zeitstrecke unter Einschluss von Vergangenheit und Zukunft, jedoch kein Gefühl von Sukzession, sondern von Ganzheitlichkeit. Doch wie lange dauert die Dauer? Wenige Sekunden, wie Neurowissenschaftler konstatieren (vgl. HINZ 2000, S. 24 f.), oder eine Stunde, ein Tag, eine Woche...? Diese Frage lässt sich nicht allgemeingültig, sondern nur kontextspezifisch beantworten. So ist z. B. das psychische Stressempfinden nicht auf wenige Sekunden zu reduzieren. Vor diesem Hintergrund gelten für die vorliegende Arbeit, wie Abbildung 10 veranschaulicht, folgende theoretische Annahmen in Anlehnung an die Ausführungen von KORNWACHS (2001) und LUHMANN (1975, 1984):

Bezug nehmend auf LUHMANN bestehen sowohl eine punktuelle, irreversible als auch eine reversible, dauernde Gegenwart parallel, wobei „die Grenzen der beiden Gegenwarten und ihre Zukunfts- bzw. Vergangenheitsbezüge erst situations- und problemspezifisch festgelegt werden“ (LUHMANN 2009, S. 151).

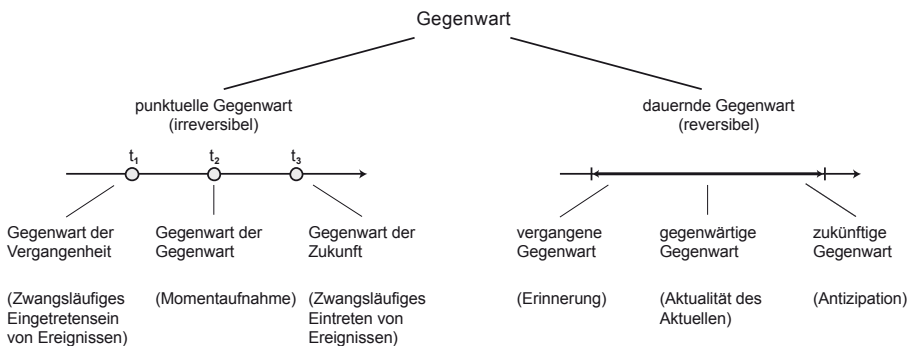


Abb. 10: Dauernde und punktualisierte Gegenwart als Bezugsrahmen für die Analyse gegenwartsbezogener Verhaltens- und Handlungsprozesse (eigene Darstellung)

Beide Gegenwart, die sich jeweils aus drei Komponenten zusammensetzen (vgl. auch SCHÜTZEICHEL 2003, S. 149), werden simultan von Individuen reflektiert. Sie „polarisieren sich wechselseitig als Differenz von Ereignissen und Beständen, von Wandel und Dauer“ (LUHMANN 1984, S. 117). Eine irreversible „Gegenwart der Gegenwart“ stellt eine Momentaufnahme dar; sie symbolisiert z. B. den Zeitpunkt der Befragung bzw. empirischen Datenerhebung und fungierte als grundlegender Orientierungsrahmen für den sukzessiven Verlauf der empirischen Arbeiten dieses Beitrags. Die „Gegenwart der Zukunft“ beinhaltet in Anlehnung an KORNWACHS (2001, S. 170) keine aktuelle Antizipation zukünftiger Geschehen, sondern das zwangsläufige Eintreten von Ereignissen; irgendetwas wird immer zu einem bestimmten Zeitpunkt geschehen. Unter der „Gegenwart der Vergangenheit“ ist analog das zwangsläufige Eingetretensein von Ereignissen, „die Geschichte“ (LUHMANN 1975, S. 112), zu verstehen; es ist immer irgendetwas geschehen, das Irreversibelwerden von Ereignissen ist nicht aufzuhalten (vgl. genauer LUHMANN'S Auslegung von „Gegenwart der Vergangenheit“ als „Historisierung der Zeit“; 1975, S. 112f.).

Die dauernde, reversible Gegenwart (s. o.) ist hingegen relational an ein konkretes Ereignis gebunden, das z. B. als Stress auslösend bewertet wird, wobei die subjektiv wahrgenommene Ganzheitlichkeit des Ereignisses oder der Ereignisse (z. B. Anfang und Ende von Arbeitslosigkeit, Krankheit) die Dauer umfasst. Coping beispielsweise setzt in der „gegenwärtigen Gegenwart“ (Entscheidung treffen) an und kann auf die „vergangene Gegenwart“ (z. B. Erinnerungen) und/oder die „zukünftige Gegenwart“ (z. B. Geld für die Ausbildung der Kinder sparen) fokussieren. Reversibilität ermöglicht hierbei die Modifikation von Zielsetzungen oder Handlungsausführungen. Ereignisse, die subjektiv als abgeschlossen gelten (Kinder beenden ihre Ausbildung) oder Ereignisse, die aufgrund nichtvorhandener subjektiver Relevanz auch nicht antizipiert werden, sind der „Gegenwart der Vergangenheit“ respektive der „Gegenwart der Zukunft“ zuzuordnen.

Vor diesem Hintergrund wird abschließend angenommen, dass sich die oben diskutierte Zeitperspektive in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz nur auf die dauernde Gegenwart von Mensch-Umwelt-Transaktionen bezieht. Ein zukunftsorientierter Mensch richtet sein Verhalten und Handeln z. B. vorwiegend auf die zukünftige Gegenwart aus; ein Ereignis aus der vergangenen Gegenwart löst in der gegenwärtigen Gegenwart Stress aus. In den empirischen Untersuchungen steht primär die verbal geäußerte Vergegenwärtigung der Vergangenheit und Zukunft im Mittelpunkt der Betrachtungen.

2.4 PROZESSE DER WAHRNEHMUNG UND BEWERTUNG

Die zweite zentrale und diskussionsleitende Frage – welche Faktoren und Prozesse sind an den Mensch-Umwelt-Wechselwirkungen maßgebend beteiligt? (vgl. Kap. 2.2) – ist aufgrund eines wesentlich umfangreicheren Sachverhalts schwieriger zu beantworten. Die Betonung liegt auf „maßgebend“, da sich nicht *alle* Faktoren und Prozesse im Rahmen dieser Ausführungen abschließend referieren las-

sen. Vielmehr ist es das Ziel, das komplexe Zusammenspiel zwischen Mensch und Umwelt darzulegen und im Hinblick auf die Analyse von Stress, Coping und Resilienz grundlegende Interdependenzen aufzuzeigen. Ausgangspunkt ist hierbei die Annahme, dass insbesondere die mentalen Prozesse der Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung von Individuen für die Erfassung verhaltens-, einschließlich handlungsrelevanter Erscheinungsformen und Prozesse wesentlich sind. Im Vordergrund der Diskussion steht somit ein mikroanalytischer Forschungsansatz, der sich WEICHHART (2008a, S. 137) zufolge direkt jenen Werthaltungen, Bedeutungsinhalten und kognitiven Strukturen zuwendet, die in der Makroanalyse bestenfalls indirekt erschlossen werden können.

2.4.1 Grundlegende Erkenntnisse zum Wahrnehmungskonzept

Die Art und Weise, wie Menschen ihre Umwelten wahrnehmen und bewerten, entscheidet grundlegend darüber, wie Umwelten auf Menschen wirken und wie Menschen Umwelten beeinflussen (vgl. SCHWEIZER-RIES 2006, S. 563). Ohne Wahrnehmung, ohne die „Stimulation von Sinnesrezeptoren“ (GERRIG und ZIMBARDO 2008, S. 108) und Denkprozessen gäbe es keine Merk- und Wirkwelten im Sinne von UEXKÜLL (1928; vgl. Kap. 2.1.1), keine System-Umwelt-Differenzen nach LUHMANN (1984, 1997; vgl. Kap. 2.1.2) und keine Mensch-Umwelt-Transaktionen nach dem Verständnis von LAZARUS (1999; vgl. Kap. 2.2.1). Die Voraussetzung für Gedächtnisleistungen, Denken, Lernen, Sprache, Emotion, Motivation oder Motorik und Handlung liegt in den Wahrnehmungsprozessen; umgekehrt sind diese ihrerseits vom Gedächtnis, also bereits gemachter Lernerfahrung und Wissen sowie von Emotion, Motivation, Motorik und Handeln abhängig (vgl. WOHL-SCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 27).

In der Literatur – vergleiche z. B. die wahrnehmungsgeographischen Studien in MOSE (2009) zur Akzeptanz von Großschutzgebieten, von SCHEINER (2000) zu Raum und individuellem Verhalten im vereinten Berlin und von STEGMANN (1997) zu Stadtimage und Raumerleben oder in der Wahrnehmungspsychologie die sinnesphysiologischen, psychophysischen und kognitiven Ansätze von GOLDSTEIN (2008), MAUSFELD (2005) und WOHL-SCHLÄGER und PRINZ (2006) – wird der Begriff „Wahrnehmung“ inter- aber auch intradisziplinär in Abhängigkeit der jeweiligen Themenstellung und Zielsetzung zum Teil unterschiedlich reflektiert und definiert. Einen ausführlichen Einblick in die Wahrnehmungsgeographie liefern FRÖHLICH (2007) und WEICHHART (2008a); GUSKI (1996) diskutiert aus psychologischer Perspektive verschiedene Begriffsexplikationen von Wahrnehmung. Die vorliegende Arbeit orientiert sich vorwiegend an übereinstimmenden Grundannahmen, vertieft jedoch diejenigen Definitionsansätze, die insbesondere im Hinblick auf die Wahrnehmung urbaner Transformationsprozesse und das individuelle Stresserleben relevant sind.

Wahrnehmung (synonym auch Perzeption) ist ein aktiver, kontinuierlicher und selektiver, phasenweise bewusster und unbewusster Prozess und das Resultat der Gewinnung und Verarbeitung von allen potentiell wahrnehmbaren Informati-

onen und Reizen aus der Umwelt und dem Körperinneren (vgl. GUSKI 1996, S. 1 f.; GOLDSTEIN 2008, S. 3 ff.). Letzteres ist in Anlehnung an LUHMANN (vgl. Kap. 2.1.2) aus Sicht des psychischen Systems dem biologischen System und somit der Umwelt zuzuordnen. Einerseits werden Farben, Formen, Größen, Objekte, räumliche Tiefen, Bewegungen, akustische Signale oder auch Moleküle sinnesphysiologisch über visuelle, auditive, haptisch-somatische (Haut- und Haptik betreffende), gustatorische (Geschmack betreffende) und olfaktorische (Geruch betreffende) Prozesse als Reizinformation im Gehirn repräsentiert. Andererseits sind GOLDSTEIN (2002, S. 6) sowie WOHLSCHLÄGER und PRINZ (2006, S. 96) folgend und entgegen der Auffassung WEICHHARTS (2008a, S. 165) – Wahrnehmung umfasse keine Kognition – elementare Kognitionen ein fester Bestandteil des unmittelbaren Wahrnehmungseindrucks. Ohne die Kombination von Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Denkprozessen könnten Beobachter über den Vorgang des Erkennens Objekten keine Identität oder Eigenschaften (ein Bleistift hat nicht nur eine bestimmte Struktur, sondern auch die Funktion „Schreibgerät“) unmittelbar (und unbewusst) zuweisen und Schmerz, Zeit oder mentale Zustände wären nicht wahrnehmbar (vgl. GOLDSTEIN 2008, S. 350; 2002, S. 6 ff.). Desgleichen gehen beispielsweise frühere Erfahrungen der visuellen Erfassung entfernter Objekte als generiertes Wissen in die Beurteilung der Größe und Entfernung ähnlicher Objekte mit ein.

Ein kognitiver Ansatz postuliert einen Wahrnehmungsprozess, der nicht ausschließlich durch Reizeigenschaften determiniert sein kann, sondern parallel durch verschiedene „nicht-sinnliche Bedingungen“ (GRAUMANN 1974, S. 1031) auf der Seite des Beobachters mit beeinflusst wird (vgl. WOHLSCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 96 f.; STEGMANN 1997, S. 9 f.). Wissen basiert auf Lernprozessen, die wiederum von kognitiven Fähigkeiten und Personeneigenschaften abhängig sind. Eine Unschärfe in der Abgrenzung sinnesphysiologischer und kognitiver Wahrnehmungsprozesse existiert durchaus, ist jedoch für die vorliegende Arbeit weniger relevant. Vielmehr geht es um die Wahrnehmung von Eigenschaften wie Risiken, Gefahren oder Chancen und Gewinne, die nicht jederzeit direkt sinnesphysiologisch erfasst und objektiv beurteilt werden können. Ohne Kognitionen wären jedoch diese distalen, erst aus proximalen Hinweisreizen erschlossenen oder konstruierten Eigenschaften oder mentalen Umweltrepräsentationen der Wahrnehmung nicht zugänglich (vgl. FIEDLER und BLESS 2002, S. 132). Vor diesem Hintergrund wird eine kognitive Wahrnehmungsfunktion als Instrument zum Erkennen der Bedeutung bestimmter Umweltbedingungen aufgefasst, wobei – in einem transaktionalen Sinne – die Wahrnehmungssituation selbst, begrenzte Wahrnehmungskapazitäten und soziodemographische Determinanten wie Alter, Geschlecht, kultureller Hintergrund, die soziale Situation oder individualpsychologische Konstanten wie Schemata, Erwartungen, Wertvorstellungen, Bedürfnisse, Ziele, Motive, Einstellungen, emotionale Zustände, Erfahrungen bzw. überdauernde Persönlichkeitseigenschaften (z. B. Extraversion, Ängstlichkeit) den Prozess und das Ergebnis der Wahrnehmung beeinflussen (vgl. GRAUMANN 1974, S. 1031 ff.; KEBECK 1994, S. 179 ff.; LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 47; WEICHHART 2008a,

S. 137 ff.; WOHLISCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 96). „[J]ede Wahrnehmung [ist] eine individuelle Erfahrung“, betont GOLDSTEIN (1997, S. 459) zusammenfassend.

„The environment suggests distinctions and relations, and the observer – with great adaptability and in the light of his own purposes – selects, organizes, and endows with meaning what he sees“.

Diese Auffassung stammt von Kevin A. LYNCH (1960, S. 6), der bereits im Rahmen seiner Untersuchung zum „Image of the City“ (1960) einen dialektischen Prozess der Wahrnehmung annahm, in den sowohl die Eigenschaften des Wahrnehmenden als auch des Wahrzunehmenden einfließen. Entsprechend entwickelte auch GIDDENS (1984) in seiner Strukturationstheorie eine subjektive Konzeption von Raum, bei der individuelle räumliche Konstrukte und symbolische Bezüge räumlicher Strukturen eine wichtige Bedeutung erhalten.

„Perception, then, depends upon spatial and temporal continuity, actively organized as such by the perceiver. The main point of reference has to be neither the single sense nor the contemplative perceiver but the body in its active engagements with the material and the social worlds“ (GIDDENS 1984, S. 46 f.).

Die These von einer kognitivistischen Wahrnehmung menschlicher Umwelten, so HASSE (2003b, S. 173), hat in den modernen Sozialwissenschaften Tradition. Nach HARD (1983, S. 166) ist die Landschaft das „typische Kopfprodukt der Moderne“, im Forschungskontext von HENGARTNER (2000, S. 92) repräsentieren „mental maps“ die „Abbilder der Stadt im Kopf“ (vgl. auch DOWNS und STEA 1977; LYNCH 1960) und auch nach GIDDENS (1984, S. 46) sind geistige Verarbeitung und Wahrnehmung äußerst eng miteinander verbunden.

Beobachten wie beobachtet wird – eine konstruktivistische Perspektive

Dass jedoch – mit UEXKÜLLS (1928, S. 61) Worten – „alle diese Welten Erscheinungswelten sind, die nur im Zusammenhang mit den Subjekten verstanden werden können“ und jedes Individuum sich seine Wirklichkeit selbst konstruiert, wurde bereits mehrfach in dieser Arbeit betont. Es liegt keine einheitliche und geschlossene Theorie des Konstruktivismus vor, sondern vielmehr eine heterogene Menge theoretischer Ansätze (vgl. ausführlicher FOERSTER et al. 2009; MIGELBRINK 2004), die die gemeinsame Annahme einer nicht wahrnehmbaren „objektiven Realität“ teilen und der „Vorstellung oder gar Darlegung einer unverfälschten ontischen Wirklichkeit“ (GLASERFELD 1997, S. 11) skeptisch gegenüberstehen. MAUSFELD (2005, S. 109) zufolge ist es gerade die große Leistung des Gehirns, dass Menschen die ihnen biologisch vorgegebene konzeptionelle Grundausstattung des Wahrnehmungssystems (z. B. Sehen nur im Wellenlängenbereich von ca. 400 bis 700 nm, Hören nur im Frequenzbereich von ca. 20 bis max. 20 kHz; vgl. GOLDSTEIN 2002, S. 9) nicht bemerken, sondern sie gleichsam von Innen nach Außen verlegen und so die Illusion ihrer Objektivität erhalten.

„Das Sinnesorgan täuscht uns dabei nicht [...]. Aber wir täuschen uns im Verständnis der Sinnesempfindung“ (HELMHOLTZ 1855/1896, zitiert nach MAUSFELD 2005, S. 111).

Doch nicht nur die Grenzen der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit, sondern auch Personenvariablen wie subjektive Erfahrungen oder Vorwissen (vgl. REUBER und PFAFFENBACH 2005, S. 29; WOHLSCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 96) und gesellschaftliche Prozesse der Sozialisierung, Kommunikation und Symbolisierungen (vgl. z. B. BERGER und LUCKMANN 1991 und GERGEN 2009 zum Konzept des sozialen Konstruktivismus) tragen dazu bei, dass Erkenntnisse eines Beobachters auf Konstruktionen beruhen.

Vor dem Hintergrund dieser Annahme kann es nicht das Ziel des vorliegenden Beitrags sein, die „objektiven“ Einflüsse urbaner Transformationsprozesse auf die Lebensbedingungen verschiedener Bevölkerungsgruppen undifferenziert zu analysieren. In Anlehnung an WERLEN (2008, S. 240) ist „man vielmehr daran interessiert zu wissen, wie die Individuen diese Wirklichkeit subjektiv wahrnehmen“. Im Sprachgebrauch LUHMANNs (1997, S. 1120 f.) ist somit zu beobachten (Beobachtung 2. Ordnung), wie beobachtet wird (Beobachtung 1. Ordnung).

„Eine Wissenschaft, die sich selbst als Beobachtung zweiter Ordnung begreift, vermeidet Aussagen über eine unabhängige von Beobachtungen gegebene Außenwelt“ (ebd., S. 1120).

Insofern steht nicht die Frage im Mittelpunkt, *ob* konstruiert wird, sondern *wie* und vor allem *was* konstruiert wird. Was wird als Stress auslösend wahrgenommen, welche Copingoptionen werden in Betracht gezogen und worin bestehen individuelle Unterschiede? In diesem Zusammenhang ist die Wirksamkeit selektierender und verzerrender Wahrnehmungsfilter von großer Bedeutung. Diese können sowohl intra- als auch interindividuell zeitlich variieren und unterschiedlich sein sowie den Konstruktionsprozess von Wirklichkeiten beeinflussen.

2.4.2 Wahrnehmungsfilter und unbewusste Wahrnehmung

Wahrnehmungsfilter

Abbildung 11 skizziert ein allgemeines Schema, das den Wahrnehmungsprozess unter dem Einfluss verschiedener Wahrnehmungsfilter (s. u.) veranschaulicht: Betrachtet werden eine Person P und ihre Umwelt U. Um sich in der Umwelt orientieren und Verhalten (einschließlich Handlungen, vgl. Kap. 2.6.2) ausführen zu können, wird, vergleiche in ähnlicher Weise WOHLSCHLÄGER und PRINZ (2006, S. 111), innerhalb von P durch Transaktionsprozesse eine selektive Repräsentation der Person-Umwelt-Entität P/U aufgebaut und laufend aktualisiert (P'/U'). Selektiv ist diese Repräsentation insofern, als dass sie nicht alle beliebigen Eigenschaften von P/U abbildet, sondern nur solche, die zu einem bestimmten Zeitpunkt die verschiedenen Wahrnehmungsfilter passieren. Die Umwelt beinhaltet eine unüberschaubare Fülle an Reizen, Informationen und Affordanzen (vgl. Kap. 2.1.1), die der Mensch jedoch aufgrund seiner spezifischen motorisch-physischen Fähigkeiten (so ist z. B. die visuelle Registrierung rücklings gelegener Objekte

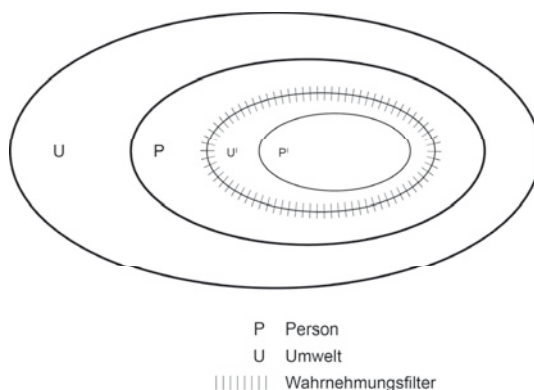


Abb. 11: Schema zur Erläuterung des Zusammenhangs verschiedener am Wahrnehmungsprozess beteiligter Wahrnehmungsfilter (modifiziert nach WOHLSCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 108)

ohne Hilfsmittel nicht möglich) und aufgrund seiner begrenzten sinnesphysiologischen und kognitiv-neuronalen Aufnahme- und Verarbeitungskapazitäten nur eingeschränkt erfassen kann. Für eine ausführlichere Diskussion der einzelnen Selektionsphasen im peripheren und Zentralnervensystem unter Bezugnahme unterschiedlicher theoretischer Ansätze vergleiche ENGELKAMP und ZIMMER (2006), OBERAUER et al. (2006) sowie SOLSO (2005). Auch aus systemtheoretischer Perspektive im Sinne LUHMANNs (1984, S. 460) zwingen

„Kapazitätsschranken [...] Systeme jeder Art zur Reduktion von Komplexität, zur Selbstsimplifikation, zur nur selektiven Realisierung ihrer Möglichkeiten. Alles, was dadurch ausgeblendet wird, bleibt rein faktisch latent und ist insofern nur eine Restgröße ohne Funktion“.

Komplexität bedingt Selektion, die an Autopoiesis und strukturelle Kopplung gebunden ist (vgl. Kap. 2.1.2). LUHMANN betont allerdings, dass dieser Zusammenhang keine Zustandsbeschreibung impliziert:

„Zeit ist der Grund für den Selektionszwang in komplexen Systemen, denn wenn unendlich viel Zeit zur Verfügung stünde, könnte alles mit allem abgestimmt werden“ (ebd., S. 70).

Wahrnehmung vollzieht sich in einer bestimmten Zeiteinheit, in der nur eine begrenzte Menge an Reizen bzw. Irritationen erfasst werden kann (temporale Auflösungen visueller Reize liegen z. B. bei etwa 1/18 s; vgl. BERGIUS 2009, S. 1109).

Doch nicht nur die für die Spezies Mensch allgemeingültigen sinnesphysiologischen und kognitiv-neuronalen Kapazitätsgrenzen bedingen eine selektive Repräsentation der Person-Umwelt-Entität, sondern auch die nachfolgenden, für den Forschungskontext dieser Arbeit besonders relevanten subjektiven und teils wechselseitig voneinander abhängigen Wahrnehmungsfilter nehmen einen nicht unerheblichen Einfluss auf den Wahrnehmungsprozess (vgl. Kasten 4):

Kasten 4:**Für den Kontext der vorliegenden Arbeit relevante subjektive Wahrnehmungsfilter**

– Selektive Aufmerksamkeit:

Der Begriff „Aufmerksamkeit“ umfasst nach MÜLLER und KRUMMENACHER (2006, S. 118) sowie NIEMANN und GAUGGEL (2006, S. 111) zum einen die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung eines Aktivierungszustands, um relevante Informationen registrieren und verarbeiten zu können (Alarmfunktion), zum anderen die Fähigkeit, Informationen für die kognitiv höheren und bewussten Verarbeitungsprozesse gezielt auszuwählen (Selektionsfunktion) und somit Verhalten sowie die Planung und Durchführung von Handeln kontrollieren zu können. In vergleichbarer Weise definiert SOLSO (2005, S. 79) die Aufmerksamkeit als „die Konzentration der mentalen Anstrengung auf sensorische oder mentale Ereignisse“ und verweist auf die Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit simultan auf alle verfügbaren Informationen zu richten. Eine geteilte Aufmerksamkeit auf wenige Ereignisse ist zwar möglich (z. B. sich unterhaltend die Straße überqueren), aber in ihrem Umfang begrenzt; so ist z. B. das gleichzeitige inhaltliche Folgen mehrerer Gespräche nicht realisierbar (vgl. auch GOLDSTEIN 2008, S. 132). GIDDENS (1984, S. 47 f.) akzentuiert aus handlungstheoretischer Perspektive sogar die Erfordernis der selektiven Aufmerksamkeit:

„[W]e can understand thereby the significance of selective attention in day-to-day conduct. In every context of activity there is far more going on than the actor actually attends to, events or qualities that remain unnoticed“.

Selektion ist seiner Auffassung nach ein positiver Vorgang, der die aktive Auseinandersetzung der Handelnden mit ihren Umwelten zum Ausdruck bringt (vgl. ebd., S. 48).

Der Prozess der selektiven Aufmerksamkeit betont das gezielte Ausblenden bestimmter Informationen, um stattdessen andere bewusst wahrnehmen und verarbeiten zu können (vgl. KEBECK 1994, S. 159). Nicht fokussierte Ereignisse (z. B. Stimmengewirr im Hintergrund) sind nach SOLSO (2005, S. 79) nicht notwendigerweise vollständig der Aufmerksamkeit entzogen. Sie unterliegen allerdings einer abgeschwächten Wahrnehmung. Schlüsselreize mit starker persönlicher Relevanz wie beispielsweise der plötzliche Ausruf des eigenen Namens auf einer geräuschintensiven Party rücken hingegen automatisch in den Fokus der Aufmerksamkeit (auch „Cocktail-Party-Phänomen“ genannt, vgl. ausführlicher GERRIG und ZIMBARDO 2008, S. 143). Demzufolge ist die Verarbeitung von Signalen auch ohne vorherige Konzentration auf diese möglich; die Richtung der Aufmerksamkeit ändert sich ohne selbst gewählte Steuerung.

SOLSO (2005, S. 82) vergleicht die selektive Aufmerksamkeit mit einer Taschenlampe, die gezielt „einen dunklen Raum erhellt, um die Dinge zu beleuchten, an denen man interessiert ist, während die anderen im Dunkeln bleiben“. Diese Analogie ist für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung. Die individuelle Lenkung der Aufmerksamkeit nimmt einen gewichtigen Einfluss auf die Wahrnehmung von Lebensbedingungen und ist als *ein* möglicher Erklärungsansatz für das parallele Existieren unterschiedlicher Stressoren für unterschiedliche Individuen, z. B. in einem Untersuchungsgebiet, heranzuziehen. Während ein bestimmter Sachverhalt für Person A Stress erzeugt, ist dies nicht zwangsläufig für Person B zutreffend. Person B kann hingegen ihre Aufmerksamkeit auf ein anderes, ebenfalls Stress auslösendes Ereignis legen. Nach KEBECK (1994, S. 157) sorgt die Aufmerksamkeit als

„systematischer Such- und Steuerungsprozess dafür, daß die erforderliche Reduktion und Auswahl der Informationen nicht ‚zufällig‘ erfolgt, sondern sich an den in der jeweiligen Situation bestehenden Erfordernissen oder Interessen orientiert“.

Gleichmaßen betont WEICHART (2008a, S. 167), dass vor allem jene Umweltreize den Wahrnehmungsfilter passieren, die im Kontext der jeweils aktuellen Ziele und Motivationen bedeutsam sind. Erst die selektive Aufmerksamkeit ermöglicht eine gerichtete und kontinuierliche Wahrnehmung der jeweils relevanten Umweltausschnitte. Die Umwelt gestaltet und bestimmt die Wahrnehmungsprozesse mit und prägt deren Inhalte; dies geschieht z. B. über die Häufigkeit, den Grad der Neuheit oder die Intensität des Reizes (vgl. MARTIN und WAWRINOWSKI 2006, S.13). Doch die Person selbst wählt die für sie relevanten Informationen aus, interpretiert sie und weist ihnen Bedeutungen zu. Somit ist – in Anlehnung an WEICHART (2008a, S. 167) – erneut ausdrücklich festzuhalten, dass der Mensch kein passiver Rezipient von Informationen ist, sondern aktiv seine Wahrnehmung steuert und entsprechend Informationen aufsucht. Im Rahmen der Stress- und Copingforschung sind insbesondere die unterschiedlichen Informationserfordernisse (z. B. die bei drohender Arbeitslosigkeit gegenüber denen bei potentiellen Aufstiegschancen) in Abhängigkeit der jeweiligen Lebenssituation und des Handlungskontextes zu berücksichtigen.

– Wahrnehmungsfähigkeit:

Mensch-Umwelt-Transaktionen respektive der perzeptive Zugang zur Umwelt sind allerdings in bestimmendem Maße von der individuellen Wahrnehmungsfähigkeit abhängig. Vorübergehende oder beständige physiologische, physische oder motorische Eigenschaften des Menschen nehmen Einfluss auf die Umweltausschnitte (und somit auf potentielle Stressoren und Copingoptionen), die direkt wahrgenommen werden können. GOLDSTEIN (2008, S. 389 ff.) und GUSKI (2000, S. 47 ff.) verweisen zum einen auf die ontogenetische Entwicklung des Wahrnehmungsapparats und der kognitiven Fähigkeiten im Neugeborenen- und Kindesalter, der zufolge beispielsweise die vollständige Leistung von Sehschärfe, Sehfeld, Kontrastsensitivität oder Informationsverarbeitungsprozessen erst im Laufe der Lebensjahre erreicht wird. Zum anderen tragen Beeinträchtigungen der Sinnesleistungen (z. B. Blindheit, Schwerhörigkeit), nicht-sinnesphysiologische Erkrankungen (z. B. Herz-Kreislauf-Beschwerden, Demenz), aber auch Drogenkonsum oder Ermüdungserscheinungen durch unterschiedliche Grundvoraussetzungen für das Durchführen von Verhalten dazu bei, dass bestimmte Informationen, wie oben angeführter „Taschenlampen-Vergleich“ von SOLSO (2005, S. 82) veranschaulicht, entweder im Dunkeln bleiben oder ins Licht rücken. So haben ästhetisch-visuelle Veränderungen des Stadtbildes im Vergleich zu städtebaulichen keine tief greifenden Auswirkungen auf die Lebensqualität eines Blinden und für einen gehbeeinträchtigten Menschen bestehen tendenziell weniger Möglichkeiten, sämtliche Stadtgebiete aufzusuchen, um diese Umweltausschnitte seiner Wahrnehmung und Erfahrung zugänglich zu machen.

– Wahrnehmungsbereitschaft:

Die Bereitschaft zur Aufnahme von Reizen und Informationen aus der Umwelt ist, wie auch STEGMANN (1997, S. 10) in seiner wahrnehmungsgeographischen Studie zu raumbezogenen Images der Stadt Köln darlegt, insbesondere abhängig von der emotionalen Verfassung, der Stimmung, dem Charakter oder der Aufmerksamkeitslenkung durch motivationale Prozesse (vgl. auch REUBER 1999, S. 30). Im Fokus steht die zentrale Frage, ob ein Individuum

„offen‘ für Umweltinformationen ist, oder ob es so ‚zu‘ ist, daß es ‚in Gedanken‘, aber nicht ‚im Raum‘ ist, und deshalb die ihn umgebende Umwelt nicht oder kaum wahrnimmt“ (STEGMANN 1997, S. 10).

MARTIN und WAWRINOWSKI (2006, S. 14) zufolge kann Erregung, z. B. Angst, in bestimmten Mensch-Umwelt-Transaktionen Wahrnehmungsprozesse verbessern, indem sie das Aufmerksam-

keitsniveau bzw. die Wahrnehmungsbereitschaft erhöht und jenseits dieser Grenzen die Wachsamkeit vermindert. Als Beispiel benennen die Autoren eine Mutter, die dem unruhigen Schlaf ihres Säuglings lauscht, das donnernde Gewitter jedoch aus ihrer Wahrnehmung ausblendet. Gleichzeitig können, wie KROHNE (1996, S. 320 f.) betont, emotional besetzte Reize oder Informationen einen (unbewussten) Abwehrprozess auslösen und zu einer reduzierten bis nicht vorhandenen Wahrnehmung derartiger Stimuli führen (eine Diskussion verschiedener Studien zur Wahrnehmungsabwehr findet sich bei KROHNE 1996, Kap. 9). Im Hinblick auf die Analyse von Copingverhalten wird dieser Aspekt noch tiefer gehend aufgegriffen. Hervorzuheben ist zunächst die Erkenntnis, dass Wahrnehmungsprozesse in unterschiedlicher Weise von der Wahrnehmungsbereitschaft abhängen können. Allerdings ist eine mögliche vorausgehende Einflussnahme von Stresserleben (z. B. in Form von Angst) auf diesen Wahrnehmungsfilter zu berücksichtigen.

– Wahrnehmungsorganisation:

Die insbesondere von Kognitionspsychologen thematisierte Wahrnehmungsorganisation umfasst als wesentliche Komponente die Beziehung von Vorwissen und Wahrnehmung. Nach SOLSO (2005, S. 72) wird der Prozess der Informationsaufnahme

„stark davon beeinflusst, wie das sensorische System und das Gehirn zu Beginn strukturiert sind – wir sind ‚fest verdrahtet‘, um die Welt auf eine bestimmte Weise wahrzunehmen [...]. Unser Gehirn ist voller assoziativer Strukturen, die die der natürlichen Welt zugrunde liegende Reizenergie interpretieren“.

Dabei beeinflusst die Lerngeschichte, die stets auch kulturellen Rahmenbedingungen unterliegt, die Wahrnehmung. „Wenn Sie den Klang einer Balalaika hören, können Sie einen russischen Tanz sehen“, stellt SOLSO (2005, S. 72) veranschaulichend heraus und GUSKI (1996, S. 6) zufolge können Eskimos zwischen sieben verschiedenen Schneearten differenzieren. Auf der Grundlage von Vorwissen und kognitiven Schemata (vgl. Kap. 2.1.1) filtert das Individuum die für ihn relevanten und mit Bedeutung behafteten Umweltaspekte aus einer unüberschaubaren Menge an Informationen heraus. So nimmt ein Fachkundiger des Bahnhofsbaus im Vergleich zu einem Laien eher Qualitätsmängel in der Bauausführung wahr und ein chinesischer Dorfbewohner, der jahrelang als Fischer sein Einkommen sicherte, ist gegenüber ersten Folgeerscheinungen einer zunehmenden Gewässerverschmutzung (z. B. abnehmender Fischbestand als Indikator) stärker sensibilisiert (vgl. hierzu auch GUSKI 1996, S. 6). Ferner kann eine von Umsiedlungsmaßnahmen betroffene Person die Tatsache von zu niedrigen Ausgleichszahlungen nur dann als rechtswidrig und ungerecht wahrnehmen, wenn sie über entsprechendes Wissen oder vermeintliche Kenntnisse bezüglich der ihr eigentlich zustehenden Zahlungen verfügt. Für den Prozess der Wahrnehmung (und des Stresserlebens) ist es dabei unerheblich, ob dieses Wissen auf wahrhaftigen oder falschen Fakten und Annahmen basiert.

– Wahrnehmungsmöglichkeiten:

„Bestimmte Stadtviertel [gelten] als ‚sündige Orte‘, in die ‚anständige Menschen‘ nicht hineingehen, oder es bleiben z. B. militärische Sperrgebiete einem Spaziergänger verschlossen“.

Diese nach STEGMANN (1997, S. 10) zitierten Beispiele in Bezug auf Wahrnehmungsmöglichkeiten demonstrieren exemplarisch, dass trotz Wahrnehmungsbereitschaft nicht alle Umweltausschnitte der Wahrnehmung unmittelbar zugänglich sind. Desgleichen werden abgelegene Plätze

oder Straßenzüge in der Dunkelheit aus Furcht vor Belästigung oder Gewalt gemieden, wobei insbesondere die Variablen Tageszeit, Geschlecht oder auch Hautfarbe Einfluss auf das Vermeidungsverhalten und infolgedessen auf die jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen nehmen können (vgl. z. B. auch GEBHARDT und WARNEKEN 2003 zu Aktions- und Angsträumen von Frauen). Doch nicht nur räumlich-physische Grenzen, sondern auch Einschränkungen der freien Kommunikation und gezielte Vorenthaltung von Informationen (z. B. Internetzensur in China, vgl. hierzu SHIE 2006), erschwerte Ausreisekonditionen bzw. restriktive Visabestimmungen, Tabuisierung sensibler Themen (wie das Tian'anmen-Massaker 1989 in Peking) oder mediale Manipulation durch lückenhafte Berichterstattung verwehren den Zugriff auf bestimmte und somit der Wahrnehmung nicht zugängliche Informationen. Allerdings betont YANG (2006, S. 196) zu Recht, dass die mediale Form des Internets auch in China trotz Zensur eine vergleichsweise neue Form des Austausches offeriert:

„The internet answers an immediate social need. It provides a new medium for citizens to speak up, link up, and act up against power, corruption, and social injustice“.

Ob der Zugang zur medialen Welt als eine mögliche Copingoption fungieren kann, wird in der Diskussion der Untersuchungsergebnisse reflektiert.

Im Rahmen dieses Beitrags ist es nicht möglich, alle WahrnehmungsfILTER und ihre Aspekte abschließend zu diskutieren. Die für den vorliegenden Forschungskontext wichtigsten wurden vorgestellt, wobei vor allem die „selektive Aufmerksamkeit“ das zentrale Bindeglied zwischen Mensch und Umwelt darstellt. Weitergehende Einblicke in perzeptive Filtermechanismen gewähren z. B. GUSKI (2000, S. 124 ff.) zu emotionalen und sozialen Einflussfaktoren, KEBECK (1994, S. 159 ff.) u. a. zu kulturellen Rahmenbedingungen, STEGMANN (1997, S. 9 ff.) zu raumbezogenen Wirkprozessen und THOMAS und HELFRICH (2003, S. 207 ff.) zu kulturvergleichenden Studien und zu optischen Täuschungen und Tiefenwahrnehmungen.

Unbewusste Wahrnehmung

Die Aufmerksamkeit bringt Ereignisse ins Bewusstsein, doch ein „Großteil der aufgenommenen Information bleibt *unbewusst*“ (GUSKI 1996, S. 8, Hervorhebung im Original; vgl. auch PERRIG et al. 1993 zum Konzept der unbewussten Informationsverarbeitung). Viele Routineprozesse wie das Autofahren erfordern nur eine geringfügig bewusste Aufmerksamkeitsleistung und können automatisch ausgeführt werden (vgl. SOLSO 2005, S. 81). Das Gehirn, so MAUSFELD (2006, S. 97), schottet zudem die Funktionsweise der Wahrnehmung fast vollständig vor der bewussten Erfahrung ab und lässt nur das Endprodukt des Wahrnehmungssystems in einigen Aspekten bewusst werden. Bewusstsein ist ein grundlegendes Bestimmungselement der menschlichen Erfahrung; dennoch ist es der gegenwärtigen Psychologie bislang nicht gelungen, dieses empirisch schwer zugängliche Konstrukt operational und einheitlich zu definieren (vgl. EYSENCK und KEANE 2007, S. 534; PERRIG et al. 2005, S. 53 f.).

„The concept of consciousness is controversial, because of the wide range of different phenomena to which the term ‘conscious’ is applied, and because of the difficulty of objective measurement“,

konstatieren COWARD and SUN (2004, S. 275); SOLSO (2005, S. 10) betrachtet „Bewusstsein“ als „eines der heikelsten Konzepte“ in der Psychologie. Einen Überblick über die wissenschaftlichen Anfänge der Bewusstseinsforschung (vgl. z. B. JAMES’ „Principles of Psychology“ von 1890 oder FREUDS „Traumdeutung“ von 1900) sowie über die verschiedenen Strömungen (z. B. des Behaviorismus) und neueren Definitionsansätze seit der kognitiven Wende in den 1960er Jahren gewähren BAARS (2001), BANKS (2009) und VELMANS (2009).

Für das Forschungsinteresse dieser Arbeit ist folgende Begriffsexplikation hinreichend: In Anlehnung an SOLSO (2005, S. 81) wird Bewusstsein als Bewusstheit bzw. unmittelbares Gewahrsein für Ereignisse in der Umwelt und für kognitive Ereignisse wie visuelle und akustische Signale, aber auch für die eigenen Erinnerungen, Gedanken, Empfindungen und Gefühle definiert. Es handelt sich hierbei um explizite Kognitionen, die sich dadurch auszeichnen, dass eine Person sie verbal oder nonverbal kommunizieren kann (vgl. ebd., S. 141). Dem Bewusstsein zugeordnet werden insbesondere das aktivierte Gedächtnis, die fokale (aktive) Aufmerksamkeit und die kontrollierten (nicht automatischen) Prozesse der Informationsverarbeitung (vgl. BAARS 2009, S. 195 ff.). Gedächtnisinhalte, die gegenwärtig nicht bewusst sind, jedoch durch gezielte Aufmerksamkeitslenkung – z. B. mittels verbaler Hinweisreize in Interviewsituationen – jederzeit in das Bewusstsein gelangen können, werden DENEKE (2007, S. 80) und GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 163) folgend als vorbewusste Gedächtnisinhalte bezeichnet. Unbewusste Prozesse sind hingegen aus verschiedenen Gründen (s. o. oder durch verschiedene Abwehr-/Verdrängungsmechanismen) der Reflektionsebene unzugänglich (vgl. GUSKI 1996, S. 8) und sind gegebenenfalls nur durch tiefenpsychologische Verfahren erfassbar (vgl. KUTTER und MÜLLER 2008). In ähnlicher Weise differenziert LAZARUS (1995b, S. 184 f.) im Rahmen seiner Stresstheorie zwischen einem über Hinweisreize zugänglichen kognitiven Unbewussten und einem aus dem Konzept der Abwehrmechanismen (engl. *ego defense*) übernommenen, nicht oder nur mittels bestimmter Techniken dynamischen Unbewussten, „which is based on an intent to block threatening meanings from consciousness“ (ebd. 1995b, S. 184; vgl. auch SOMERFIELD and MCCRAE 2000, S. 622).

Im Rahmen der Analyse von Verhalten (einschließlich Handeln) und Coping im Besonderen ist jedoch hervorzuheben, dass unbewusste kognitive Vorgänge und Inhalte durchaus Inhalte beeinflussen können, die bewusst werden (vgl. DENEKE 2007, S. 81; siehe auch HATFIELD 2009). PERRIG et al. (2005) diskutieren in diesem Zusammenhang die Wirkung unbewusster, subliminaler Wahrnehmungsvorgänge auf menschliches Erleben und Handeln sowie ihre Relevanz für die Bereiche des Lernens (z. B. von Ereignissequenzen, Gesetzmäßigkeiten), intuitiven Entscheidens (z. B. Wahl der Gehwegseite) und der Regulation des Wohlbefindens und Gefühlslebens (z. B. Meidung bestimmter Situationen ohne erkennbaren Grund). Hierbei stehen implizite Kognitionen im Vordergrund, die die Nutzung von Information im Verhalten gewährleisten, ohne dass über diese Information

Auskunft gegeben werden kann (vgl. PERRIG et al. 2005, S. 54; vgl. hierzu auch GIDDENS handlungstheoretische Konzeption des „praktischen Bewusstseins“ von 1984). Unbewusste Wünsche und Überzeugungen (vgl. PLAUEN 2006, S. 40) oder das Zurückgreifen auf Erfahrungen, ohne sich dessen bewusst zu sein und sich dieser zu erinnern, können Verhalten beeinflussen (vgl. PERRIG et al. 2005, S. 58). Im Rahmen der folgenden Diskussion der Bewertungsprozesse und in der Diskussion des Copingkonzepts von LAZARUS und Mitarbeitern (vgl. Kap. 3.3.6) wird der Aspekt des Un- und Vorbewussten fortführend aufgegriffen.

2.4.3 Die Relevanz von Bewertungsprozessen

„When humans are faced with a potential challenge or stress, we first determine whether we are in jeopardy or danger. We ask ourselves whether this is something worth getting upset about“ (KLEINKE 2007, S. 289).

Auch wenn Prozesse der Wahrnehmung (ausgenommen von physiologischen oder psychophysischen Zugangsweisen; vgl. WOHLSCHLÄGER und PRINZ 2006, Kap. 2.2, 2.3) und der Bewertung unmittelbar interagieren und sich weder in der subjektiven Wahrnehmung noch im empirischen Zugriff sinnvoll voneinander trennen lassen – „im Wahrnehmungsprozess [stehen] Reizinformation und Gedächtnisinformation in ständiger Wechselwirkung“ (WOHLSCHLÄGER und PRINZ 2006, S. 96) – sollen diese jedoch auf analytischer Ebene und Bezug nehmend auf stresstheoretische Ansätze differenziert betrachtet werden.

„Appraisal, much more clearly than perception, connotes an evaluation of the personal significance of what is happening“,

betont LAZARUS (1999, S. 74) und verweist auf das Konstrukt der Bewertung als hauptsächliche Vermittlungsinstanz bei der Entstehung von psychischem Stress, Emotionen und den Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden. In dem transaktionalen Stressmodell von LAZARUS nehmen, wie Kapitel 3.3.2 und 3.3.5 ausführlicher aufzeigen, kognitive Bewertungsprozesse bzw. die „kognitive Interpretation und Beurteilung“ (GERRIG und ZIMBARDO 2008, S. 479) eine herausragende Funktion für die subjektive Einschätzung von (potentiellen) Stressoren und deren individuelle Verarbeitungs- und Copingmöglichkeiten ein (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984; LAZARUS 1999; MOGEL 1990, S. 48).

„A cognitive appraisal reflects the unique relationship taking place between a person with certain distinctive characteristics (values, commitments, styles of perceiving and thinking) and an environment whose characteristics must be predicted and interpreted.“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 24).

Dabei schließen LAZARUS (1991, S. 128; 1999, S. 82) sowie LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 54) nicht aus, dass Bewertungen einerseits überlegte und weitgehend bewusste, andererseits intuitive, automatische, unbewusste oder vorbewusste Prozesse (vgl. Kap. 3.4.2) umfassen können. Diese Grundannahme wird auch von

neueren Einschätzungstheoretikern wie NEUMANN (2009), REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 460 ff.) oder SCHERER und ELLSWORTH (2009a) geteilt.

Der englische Begriff *appraisal* bedeutet – im Folgenden synonym verwendet – „Bewertung“, „Einschätzung“, „Abschätzung“ oder „kritische Bewertung“ und wurde ursprünglich von Magna B. ARNOLD (1960), der „Begründerin der kognitiven Bewertungstheorien in der Emotionspsychologie“ (MERTEN 2003, S. 105) als Bezeichnung für die subjektive Bewertung eines emotionsauslösenden Ereignisses oder Objekts als erwünscht/unerwünscht, nützlich/schädlich oder gut/schlecht verwendet (vgl. HESS und KAPPAS 2009, S. 253 ff.). LAZARUS (1966) griff bei der Entwicklung seiner Stresstheorie auf die Appraisaltheorie von ARNOLD (1960) zurück, etablierte den Bewertungsbegriff fortführend in der (Emotions-)Psychologie und bereitete HESS und KAPPAS (2009, S. 255) folgend somit den Weg für spätere bewertungstheoretische Ansätze. „When there is stress there are also emotions“, konstatiert LAZARUS (1999, S. 35) und verweist auf die zentrale Bedeutung von Emotionen im Prozess des Stresserlebens:

„Each emotion tells us something different about how a person has appraised what is happening in an adaptational transaction and how that person is coping with it. In effect, each emotion has a different scenario or story about an ongoing relationship with the environment.“ (ebd., S. 34).

Dass das Konzept der Emotionen insbesondere in der Psychologie diskutiert und in Fragestellungen und theoretische Ansätze integriert wird, verwundert nicht. Doch Mensch-Umwelt-Transaktionen und einhergehende emotionale Wechselwirkungen lassen sich nicht ausschließlich aus psychologischer Perspektive analysieren. Für die vorliegende Arbeit relevant sind vor allem die Fragen, welche Bedeutung die (inter-)nationale Geographie dem Emotionskonzept beimisst und ob sich diesbezüglich ein Integrationsdefizit emotionaler Aspekte erkennen lässt.

2.5 DAS KONZEPT DER EMOTIONEN

„Alle Mensch-Umwelt-Beziehungen sind durch einen emotionalen Inprint gekennzeichnet“, betont HASSE (1999b, S. 61) und skizziert aus geographischer Perspektive die unabdingbare Relevanz des Emotionskonzepts für die Analyse der Beziehungen von Menschen zu ihren Umwelten (vgl. auch HASSE 1999a).

„Ohne [...] emotionale Tönung wäre der Großteil unseres Wissens, unserer Erinnerungen, Meinungen und Überzeugungen psychisch irrelevant, und unsere Welt wäre so kalt und steril wie die Welt der Computer“,

argumentiert GOLLER (2009, S. 44) aus psychologischem Blickwinkel. Beide Aussagen sind als einander ergänzend anzusehen und lassen disziplinübergreifende Anknüpfungspunkte erahnen, die die Allgegenwärtigkeit von Emotionen und ihre Bedeutsamkeit bedingen. Dieses Kapitel reflektiert zunächst die grundlegende Thematisierung des Emotionskonzepts innerhalb der Geographie. Anschließend erfolgt eine umfassende Explikation des Emotionsbegriffs auf der Basis psychologisch-naturwissenschaftlicher Untersuchungsbefunde und Annahmen mit dem

Ziel, geographisch geführte, emotionsbezogene Diskussionen um einen psychologisch betrachteten Emotionsbegriff und entsprechende Implikationen auf Bewertungsprozesse und Verhalten (einschließlich Handeln) zu erweitern.

2.5.1 Emotionen – auch in der Geographie?

„It is just these emotionally mediated senses and relations that compose the fabric of our existence, that make our lives meaningful, or, in their absence, hopeless. Emotions are vital (living) aspects of who we are and of our situational engagement within the world; they compose, decompose, and recompose the geographies of our lives“ (SMITH et al. 2009b, S. 10).

Ausgehend von dieser grundlegenden Annahme plädieren SMITH et al. (2009b) in ihrem jüngst herausgegebenen Sammelband „Emotion, Place and Culture“ (2009b) für die Integration von Emotionen in den Forschungsbereich der Geographie:

„Emotions are [...] intimately and inescapably caught up in the current re-writing of the earth, the production of new, transformed, geographies, and New World Orders, that affect us all [...]. [T]he question of how we might *feel* as well as think about these transformations is seldom addressed and this is (only one reason) why [...] geography needs to take emotions seriously“ (ebd. 2009a, S. 3; Hervorhebung im Original).

Weshalb wird, so hinterfragt THRIFT (2006, S. 271) mit ähnlicher Intention, der Affekt in der aktuellen Stadtforschung ignoriert, „selbst wenn es um solche mit affektiver Energie geladene Begriffe wie Identität und Zugehörigkeit geht?“. FALTER und HASSE (2002, S. 82) gehen von der These aus, dass das subjektive Erleben – und somit der Affekt – in der Humangeographie „keine ausreichende Beachtung findet, obgleich es in anthropologischer Hinsicht mit jedem Tun und Handeln des Menschen untrennbar verknüpft ist“. In diesem Zusammenhang wies WEICHHART bereits 1986 auf die Notwendigkeit hin, im Kontext handlungstheoretischer Konzeptionen, symbolische und emotionale Aspekte von Raumwahrnehmung und Raumbewertung dezidiert zu berücksichtigen (vgl. WEICHHART 1986b, S. 89).

Dass eine (vorsichtige) Annäherung an das Thema Emotionen bzw. gefühlsbetonte Elemente in der (inter-)nationalen Geographie nicht gänzlich Neuland markiert, zeigen exemplarisch Studien zu Ortsbindung und Heimatbeziehungen (vgl. CHAI et al. 1986; KRÜGER et al. 1989; REUBER 1993), raumbezogenen Identifikationsprozessen (vgl. WEICHHART 1990) und emotionalen Besetzungen räumlicher Umwelt (vgl. JÜNGST 1984), Kriminalität und Angst in Chicagos Stadtvierteln (vgl. TAUB et al. 1984) oder Studien zu Raumerfahrung älterer Menschen (vgl. ROWLES 1978) und zum Erleben ästhetischer Umwelten (vgl. STRASSEL 1994). Doch, um es mit den Worten von SMITH et al. (2009b, S. 3 f.) treffend zu resümieren,

„where they [emotions; Anm. der Verf.] are present at all they usually appear only as part of geography’s background scenery rather than as intimate, indeed indispensable, components of almost every worldly understanding“ (vgl. auch THRIFT 2006).

In geographischen Forschungskontexten bleibt die explizite Erfassung und Beschreibung von Emotionen als kommunikative, adaptive, wahrnehmungs-, aufmerksamkeits- und handlungsleitende, aber auch Motivationen, Bewertungen und Ziele hervorrufende und beeinflussende Funktion unzureichend. „There is something crucial missing in geography“, konstatieren auch DAVIDSON und SMITH (2009, S. 441; vgl. auch ANDERSON und SMITH 2001; BONDI et al. 2007; HASSE 1999a, 2003a). Es fehlt eine tiefer gehende Berücksichtigung der Wirkungsweise emotionaler Komponenten im Hinblick auf sich formierende und interindividuell divergierende Mensch-Umwelt-Transaktionen.

„The discipline of geography often presents us with an emotionally barren terrain, a world devoid of passion, spaces ordered solely by rational principles and demarcated according to political, economic or technical logics“,

kritisieren BONDI et al. (2007, S. 1, zitiert nach PARR 2005; vgl. auch SMITH et al. 2009b). Um, so HELBRECHT (2003, S. 176), Freizeit- und Konsumentenverhalten, Tourismus oder Stadtentwicklung heute verstehen zu können, muss die in ihrem Blick zu eng gefasste Humangeographie neue Wege beschreiten und auch durch Unbewusstes, Emotionen und Begehren geprägte Motive – z. B. bei individuellen Entscheidungsprozessen – in ihren Fokus nehmen. SCHRÖDER (2003) zeigt am Beispiel geographischer Handelsforschung, dass sich der Konsum vom Bedarf fortschreitend emanzipiert und in der Folge weniger die rein zweckdienlichen, sondern vielmehr die emotional geprägten Handlungen das Kundenverhalten charakterisieren. Nach AMIN (2006, S. 129) sind in diesem Sinne die

„Ökonomien des Essens, Trinkens, des Spektakels, der Sozialität, der Freizeit, des Vergnügens, des Einkaufens, des Tourismus [...], die das städtische Wirtschaftsleben zunehmend beherrschen, in der Tat regelrecht abhängig von Ritualen der Sehnsucht, der Liebe, der Gier, der Wünsche, der Eifersucht und anderen Gefühlen“.

Auch MOÏSI (2009), der die globale Ebene betrachtend der Frage nachgeht, wie „Kulturen der Angst, Hoffnung und Demütigung“ – so der Untertitel seines Beitrags – die Weltpolitik bestimmen, sieht im Zeitalter der Globalisierung für die Erfassung der Komplexität der Lebenswelt Emotionen als einen unentbehrlichen Faktor an. Globalisierung erzeuge Unsicherheit und werfe die Frage nach der Identität auf; die Beziehung zum „Anderen“ (dem Fremden) sei mehr denn je von grundlegender Bedeutung (vgl. ebd., S. 29 ff.). Dabei kämen Emotionen ins Spiel. Das „Nein“ der Iren zu Europa im Jahr 2008, der Aufstieg Chinas zu einer Weltmacht oder die Ausweitung des Al-Qaida-Netzwerks zeugten von Gefühlen der Angst, Hoffnung und Demütigung (vgl. MOÏSI 2009).

Sympathien, Antipathien oder Gefühlszustände wie Misstrauen, Neid, Angst oder Neugier, Vertrauen, Hoffnung und Begeisterung können die Erscheinungsformen von politischen Entscheidungen, wirtschaftlichen Transaktionen und Produktivitäten am Arbeitsplatz – „what happens at work may depend on the most personal, private and emotionally-present intricacies of a worker's complex life“ (ANDERSON und SMITH 2001, S. 8) – nachhaltig beeinflussen. So trug nach MOÏSI (2009, S. 137) die Furcht vor einem erneuten Krieg zwischen Deutschland und Frankreich nach 1945 maßgeblich zur Gründung der Europäischen Union bei.

Doch auch machtpolitische Techniken (vgl. SPARKE 2007; THRIFT 2006), institutionalisierte Regeln und Normen (vgl. AMIN 2006), Krieg und terroristische Aktionen (vgl. PAIN 2009 zu *globalized fear*; PAIN 2010) oder Globalisierungs-, Migrations- und Identitätsprozesse (vgl. CONRADSON und MCKAY 2007; HO 2008; MOÏSI 2009) sind oftmals nur unter Einbeziehung emotionaler (Steuer-)Mechanismen einem tiefer gehenden Verständnis zugänglich. Einen umfassenderen Überblick über spezifische Themeninhalte und Wirkungsgefüge von Emotionen als auch über gegenwärtige, v. a. angelsächsische und angloamerikanische „emotionen-phile“-Autoren humangeographischer Fragestellungen gewähren DAVIDSON et al. (2007), PILE (2010) und SMITH et al. (2009b). Im Rahmen dieser Arbeit beschränkt sich die Betrachtung emotionaler Einflüsse primär auf die individuellen Prozesse von Stresswahrnehmung und -bewertung, Coping und Resilienz. Dabei werden im weiteren Verlauf des Beitrags die Fragen diskutiert, inwiefern sich z. B. Ängste auf Verhalten (einschließlich Handeln) auswirken oder ob Coping auch emotionsfokussiert sein kann.

„Geography has tended to deny, avoid, suppress or downplay its emotional entanglements“ (BONDI et al. 2007, S. 1) – doch warum diese Marginalisierung, diese Ausklammerung oder lediglich implizite Berücksichtigung emotionaler Faktoren? SMITH et al. (2009b) und THRIFT (2006) führen dies auf die Nachwirkungen des durch den Philosophen DESCARTES begründeten cartesianischen Rationalismus zurück. Gemäß dem Grundsatz *cogito ergo sum* („Ich denke, also bin ich“) vermögen nur der Verstand bzw. das rationale Denken die objektive Struktur der Wirklichkeit zu erkennen, die Aussagekraft von Emotionen hingegen bleibt zweifelhaft (tiefer gehende Gesamteinblicke in DESCARTES' Argumentationslinie und in weitere emotionsphilosophische Ansätze offerieren LANDWEER und RENZ 2008; NEWMARK 2008). In der Tat entziehen sich Emotionen bei näherer Betrachtung aufgrund ihrer Komplexität und Vielschichtigkeit einer einfachen Operationalisierung und definitorischen Eingrenzung (vgl. Kap. 2.5.2); dies betonen auch BONDI et al. (2007, S. 1):

„Emotions are never simply surface phenomena, they are never easy to define or demarcate, and they [sic!] not easily observed or mapped although they inform every aspect of our lives“ (vgl. auch SMITH et al. 2009b, S. 3).

Emotionen sind demzufolge in der Geographie implizit oder explizit als „obstacle épistémologique“ (LOSSAU 2005, S. 59), als Barriere wissenschaftlichen Zugangs totgeschwiegen worden. Die Fixierung auf eine rationalistische Wahrnehmung hemmte, so HASSE (1999a, S. 66), die Überwindung eines (schein-)dualistischen Denkens von Emotionalität und Rationalität. Vor diesem Hintergrund und den oben aufgezeigten, Emotionen integrierenden Forschungsschwerpunkten ist die Frage nach dem Menschenbild oder *den* Menschenbildern in der Humangeographie drängender denn je – v. a. in Bezug auf handlungstheoretische Ansätze, die das nachfolgende Kapitel 2.6 noch ausführlicher diskutieren wird. HASSE (1999a, S. 70) kritisiert, dass die Geographie ihre erkenntnistheoretische Grenze

„gewissermaßen durch das Subjekt hindurch legte – um es damit nach wissenschaftshygienischem Bedarf als mental obduzierbares mentales Wesen konstruieren zu können“.

Eine Grenzziehung „hinter“ dem Subjekt integriere jedoch konzeptionell all seine (anthropologischen) Eigenschaften (vgl. auch JÜNGST 2000).

Dass in diesem Kontext ein „ganzheitliches“ Menschenbild sowie eine vergleichsweise tiefer gehende Fokussierung emotionaler Faktoren jedoch nicht gänzlich im humangeographischen Diskurs unberücksichtigt blieb, zeigen die ideologischen Ansätze der Frankfurter Schule (vgl. ausführlicher HASSE 2003a; siehe auch ADORNO und HORKHEIMER 1947 zur „Dialektik der Aufklärung“) und Kernthemen der Kritischen Geographie, genauer der Feministischen (vgl. KOSKELA und PAIN 2000; ROSE 1993), Phänomenologischen (vgl. CASEY 2001; TUAN 1979), Psychoanalytischen (vgl. PHILO und PARR 2003; SIBLEY 1995) und *non-representational* Geographie (vgl. MCCORMACK 2003; THRIFT 2007).

„These approaches have been concerned with the critique of a world-view that accepts the centrality of an essentially rational, unchanging, autonomous, and emotion-free or emotionally controlled human subject“,

betonen DAVIDSON und SMITH (2009, S. 442) und führen ebenso wie SMITH et al. (2009b) und BONDI (2005) die Genese des gegenwärtigen *emotional turn* sowie die Formierung des Paradigmas der *Emotional Geographies* auf die Ansätze der (englischsprachigen) Kritischen Geographie zurück (einen detaillierten Einblick gewähren die genannten Autoren).

Eine Zwischenbilanz der bisherigen Ausführungen lässt erahnen, dass die Kritik an der Ausklammerung emotionaler Faktoren zugunsten eines rationalen Menschenbildes implizit den Begriff der Rationalität in die Diskussion einführt und diesen unumgänglich macht; allerdings lassen die Argumentationslinien der einzelnen Autoren mangels eindeutiger Stellungnahmen nicht zwangsläufig auf eine vom cartesianischen Rationalismus geprägte dichotome Auffassung von Emotionalität und Rationalität schließen. Während z. B. HASSE (1999a, S. 66) explizit eine gegensätzliche Betrachtung emotionaler und rationaler Faktoren ablehnt, vernachlässigen andere Autoren (vgl. z. B. SMITH et al. 2009b; BONDI et al. 2007) diese Problematik und betonen vorrangig die grundsätzliche Relevanz von Emotionen für die Analyse von Mensch-Umwelt-Beziehungen. Sicherlich bedarf es einer präziseren Begriffsexplikation von Rationalität, um tiefer gehend in diesen Diskurs einzusteigen. Hier sei jedoch auf SCHNABEL (2005, 2006) verwiesen, die sich um eine systematische Integration von Emotionen in Ansätze der Rational Choice-Theorien bemüht. Sie zeigt auf, dass z. B. rationale Entscheidungsfindung und emotional geleitetes Handeln durchaus kompatibel sein können (dies belegen darüber hinaus auch neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse, vgl. z. B. DAMASIO 2004). Emotionen, betont auch GOLLER (2009, S. 46), unterstützen bei anstehenden Entscheidungen das Treffen einer günstig erscheinenden Vorauswahl von Optionen: Welche Alternative verspricht Zuversicht und Hoffnung, welche weckt mehr Befürchtungen als Hoffnung? Für die vorliegende Arbeit zentral ist letztlich die grundlegende Annahme, dass Emotionen nicht mit Irrationalität gleichzusetzen sind und ein rationales, wohlbegründetes Handeln den gleichzeitigen Einfluss von Emotionen nicht ausschließt (vgl. auch LAZARUS 1999, S. 87 ff.).

PILE (2010, S. 6) zufolge markiert nach vorherrschender Auffassung das Editorial „Emotional geographies“ von ANDERSON und SMITH (2001) den Wendepunkt hin zu einer emotionsintegrierenden Geographie:

„[W]e want to argue for a fuller programme of work, recognizing the emotions as ways of knowing, being and doing in the broadest sense“,

verkünden ANDERSON und SMITH (2001, S. 8). Insbesondere seit 2003, so PILE (2010, S. 5), habe der Anteil (englischsprachiger) geographischer Forschungsarbeiten zu affektiven bzw. emotionalen Prozessen rasant zugenommen (siehe ebd. für eine Übersicht). *Emotional Geographies* – ein neues Paradigma, das den Pluralismus konkurrierender Entwicklungslinien in der Humangeographie nur verschärft? Keineswegs –

„The term ‘emotional geographies’ should not be understood narrowly since emotions slip through and between disciplinary borders. This is not a new sub-discipline of an already established field“,

argumentieren BONDI et al. (2007, S. 2 f.; vgl. auch THIEN 2005). *Emotional Geographies* steht für die Erweiterung der Identität der Geographie und des wissenschaftlichen Diskurses um emotionale Aspekte sowie für den Versuch, Emotionen empirisch und konzeptionell als temporale und sozialräumliche Mediation und Relationalität zwischen Mensch und Umwelt phänomenologisch zu erfassen (vgl. BONDI et al. 2007; SMITH et al. 2009b). „Emotions might need to be understood as events that take-place in, and reverberate through, the real world and real beings“, konstatieren SMITH et al. (2009b, S. 2). Aufgrund der unterschiedlichen, wenn auch partiell konvergierenden Strömungen und Schwerpunktsetzungen der Kritischen Geographie, impliziert der Begriff „Emotion“ verschiedene Konnotationen und wird folglich – teils synonym (vgl. z. B. THRIFT 2006, 2009), teils in Abgrenzung zu „Affekt“ – im Rahmen der *Emotional Geographies* uneinheitlich diskutiert (vgl. ausführlicher PILE 2010; SHARP 2009; THIEN 2005). Betont wird jedoch übereinstimmend die grundsätzliche Signifikanz emotionaler Faktoren für das Verständnis komplexer Mensch-Umwelt-Transaktionen. Für das Forschungsinteresse dieser Arbeit und im Kontext stressbezogener Wirkmechanismen ist indes eine tiefer gehende und aus psychologischer Perspektive differenziertere Explikation des Emotionsbegriffs für eine umfassende Darstellung von Coping und Resilienz bezogenen Prozessen notwendig.

Zuvor sei jedoch – und dies erzeugt zumindest für die Programmatik und das Selbstverständnis sozialrelevanter Subdisziplinen der deutschsprachigen Humangeographie potentiellen Diskussionsbedarf – auf die Tatsache verwiesen, dass sich in den deutschsprachigen Ländern die Geographie (noch) nicht annähernd so entschlossen und enthusiastisch dem Thema Emotion zugewandt hat wie in den englischsprachigen. Eine nachweisliche Identifizierung des Fehlens vergleichbarer substanzieller und einschlägiger Literatur im deutschsprachigen Raum offenbart, dass noch ein langer Weg in Richtung einer möglichen Initiierung eines vergleichbaren *emotional turn* zu beschreiten ist. Das „emotionen-phile“-Netzwerk der angelsächsischen und angloamerikanischen Geographie (vgl. Liz BONDI, Lau-

ra CAMERON, Joyce DAVIDSON, Steve PILE, Mick SMITH, Nigel THRIFT etc.) hingegen hat durch die zunehmende persönliche Vernetzung der Autoren – u. a. über Gemeinschaftspublikationen, über die Organisation der interdisziplinären „Conferences on Emotional Geographies“ seit 2002 und über eine kooperative Herausgeberschaft des Journals „Emotion, Space and Society“ seit 2008 – wesentlich zur Präsenz des Themas „Emotionen“ und seiner Behandlung in der (englischsprachigen) Geographie beigetragen. Dass allerdings im deutschsprachigen Diskurs durchaus, wie bereits angedeutet, eine forcierte theoretische Integration von Fragen nach der Wirkungsweise und Relevanz „kognitiv-emotiver Strukturen menschlicher Welterfahrung“ (WEICHHART 1993b, S. 112; siehe auch 2008a, S. 259 ff.) als erforderlich sowie eine erkenntnistheoretische „Neubewertung des Subjektiven und Gefühlsbezogenen für die Erklärung von Mensch-Umwelt-Beziehungen“ (FALTER und HASSE 2002, S. 88) als notwendig erachtet werden, verdeutlichen neben den Ansichten der Protagonisten WEICHHART und HASSE auch die kritischen Anmerkungen von ARNOLD (1998) und MEUSBURGER (1999b) in Bezug auf eine am rationalen Menschenbild orientierten Handlungstheorie Benno WERLENS. Des Weiteren demonstriert auch KAZIG (2007) die Bedeutung von Aspekten der emotionalen Betroffenheit hinsichtlich einer Konzeptionalisierung des Atmosphärenbegriffs und JÜNGST (2000, 2004) zeigt im Rahmen einer am psychoanalytischen Paradigma orientierten Psychogeographie auf, dass Menschen und soziale Gruppen ihr räumliches Verhalten keineswegs nur nach bewussten und emotionsfreien Kriterien ausrichten.

Emotionen verleihen Erinnerungen, Handlungen und Zielen eine Bedeutung mit der Implikation, dass diese, wie GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 454) treffend formulieren, die „Prüfsteine menschlicher Erfahrung“ darstellen. Gegen die These, die Berücksichtigung emotionaler Faktoren könnte als Schlüssel zum Verständnis komplexer Mensch-Umwelt-Beziehungen dienen, mag jedoch einzuwenden sein, Emotionen seien zu „weich“, zu subjektiv, nicht operationalisierbar und undefinierbar. Diese Sichtweise, so MOÏSI (2009, S. 42), sei durchaus verlockend, denn je komplexer die Welt werde, desto größer sei die Versuchung, diese durch eine distanzierte Linse zu betrachten. Allerdings laufe dieser Ansatz Gefahr, die reale Welt zu verkennen (vgl. ebd., S. 42). Dieser Ansicht sind auch SMITH et al. (2009b, S. 3):

„The fact that emotions are not themselves easily located, defined, or measured should not be allowed to detract from their crucial importance to human (and more-than-human) geographies and lives“.

Auch in anderen Disziplinen des deutsch- und englischsprachigen Raumes – z. B. in der Soziologie (vgl. HOCHSCHILD 2003; SCHERKE 2008, WILLIAMS 2001), Philosophie (vgl. NUSSBAUM 2003), in den Politikwissenschaften (vgl. GOODWIN et al. 2001), Geschichtswissenschaften (vgl. KESSEL 2006) oder Literaturwissenschaften (vgl. JAHR 2000) – zeigt sich eine zunehmende konzeptionelle und empirische Hinwendung zu emotional beeinflussten Strukturen und Prozessen (siehe auch DAY SHELLEY et al. 2009; SCHÜTZEICHEL 2006). Die theoretische Anschluss-

fähigkeit der Humangeographie an Nachbardisziplinen ließe sich mittels des Emotionskonzepts in ihrer Tiefe und Breite zusätzlich ausgestalten.

Grundsätzlich verspricht es wenig zielführend zu sein, Emotionen – um einer steigenden Popularität und des *emotional turn* willens – in jedes Forschungsfeld künstlich integrieren zu wollen, doch zumindest sollte eine (bewusste) Ausklammerung emotionaler Komponenten vor dem Hintergrund konkreter Zielsetzungen hinreichend reflektiert werden. Für die Themenstellung der vorliegenden Arbeit ist die Berücksichtigung von Emotionen für eine tiefer gehende Analyse stressbezogener Mensch-Umwelt-Transaktionen jedenfalls von zentraler Bedeutung, wobei sowohl die konzeptionellen Schwierigkeiten als auch die Probleme des empirischen Zugangs (im nachfolgenden Kapitel 2.5.2) diskutiert werden. Zu betonen bliebe allerdings, dass die Konzepte der Emotionen, Kognitionen, rationalen Denkprozesse oder des Unbewussten nicht als konkurrierende, sondern vielmehr als einander ergänzende und teils voneinander abhängige Forschungsbereiche aufzufassen sind. Die vorliegende Arbeit versucht, dies anhand von plausiblen Beispielen darzulegen und den Gewinn aufzuzeigen, der aus der Integration des Emotionskonzeptes, auch im *mainstream* einer am emotionslosen Menschenbild orientierten Humangeographie, resultieren kann. Emotionen – gibt es auch in der Geographie!

2.5.2 Emotionen in der Psychologie

In der deutsch- und englischsprachigen Psychologie manifestierte sich die Emotionsforschung Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts insbesondere durch die – gegenwärtig nach wie vor bedeutsamen – Arbeiten von William JAMES (1884) zu Gefühlen als Ergebnis der Wahrnehmung körperlicher Veränderungen, von Wilhelm WUNDT (1901) zu Gefühlen als subjektive Bewusstseins Elemente mit den drei grundlegenden Emotionsdimensionen Lust/Unlust, Erregung/Beruhigung und Spannung/Lösung, von John B. WATSON (1919), der Gefühle als angeborene Reaktionsmuster auffasste und schließlich von William MCDUGALL (1923) zur evolutionsbiologischen Herleitung von Emotionen aus instinktiven Verhaltensweisen (vgl. MAYRING 2003a, S. 11 ff.; MERTEN 2003, S. 25). In der Mitte des 20. Jahrhunderts erfolgte durch die Etablierung der behavioristischen Schule, die über Introspektion zugängliche Inhalte wie Denken, Fühlen oder Wahrnehmen als nicht wissenschaftlich nachvollziehbar proklamierte und ihren Untersuchungsgegenstand somit nur auf objektiv beobachtbares und messbares Verhalten reduzierte, ein Rückgang des Forschungsinteresses an Emotionen. Erst mit der „kognitiven Wende“ in den 1960er Jahren und einer stärkeren (Re-)Fokussierung auf interne Informationsverarbeitungsprozesse rehabilitierte sich die Emotionspsychologie. Seit rund 25 Jahren, so MEES (2006, S. 104), stellt diese einen Schwerpunkt der modernen Psychologie dar, insbesondere in der Allgemeinen, Differenziellen und Klinischen Psychologie sowie in der Sozial- und Entwicklungspsychologie (vgl. ebenso FRENZEL et al. 2009, S. 206; REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 494). Doch auch in umweltpsychologischen Untersuchungen werden Emotionen zu-

nehmend „als Schlüsselaspekt von Mensch-Umwelt-Beziehungen“ (RUSSELL und SNODGRASS 1991, S. 245) angesehen (vgl. auch DÖRING-SEIPEL 2008 oder BÖHM 2003 zu emotionale Reaktionen auf Naturgefahren und MORGAN 2010 zu Emotionen und *place attachment*).

Das zentrale Anliegen der Psychologie als eine Wissenschaft, deren Gegenstand das Beschreiben und Erklären menschlichen Erlebens und Verhaltens umfasst, fordert geradezu die Berücksichtigung emotionaler Komponenten. Emotionen wie Freude, Angst, Ärger oder Trauer sind MEES (2006, S. 104) zufolge „nun unstrittig bedeutsame Facetten des menschlichen (Er-)Lebens“ (vgl. auch SPADA 2006, S. 12). Emotionen, betont auch GOLLER (2009, S. 44), „bilden den Kern des Erlebens“ und versehen Bewusstseinsinhalte mit einer bestimmten Erlebnisqualität und Bedeutung: „Sie sind angenehm oder unangenehm, interessant oder langweilig, erfreulich oder unerfreulich, beängstigend oder beruhigend“ (ebd., S. 44).

Dass eine tiefer gehende empirische und theoretische Diskussion des Emotionskonzeptes vorwiegend dem Fachbereich der Psychologie zuzuordnen ist, zeigen neben der historischen Entwicklung der Emotionsforschung auch die Vielzahl emotionspsychologischer Buchveröffentlichungen und Artikel innerhalb der interdisziplinären Emotionswissenschaften (vgl. ausführlicher MESS 2006, S. 104; REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 494 f.). Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden vornehmlich konzeptionelle und theoretische Ansätze aus psychologischer Perspektive näher betrachtet. Angesichts der außerordentlich großen und komplexen Vielfalt an Forschungen zum Emotionskonzept – „The term ‘emotion’ may be one of the fuzziest concepts in all of the sciences“ (FRIJDA und SCHERER 2009, S. 142) – kann diesbezüglich jedoch kein umfassender Überblick geboten werden (siehe hierfür LEWIS et al. 2008; MERTEN 2003; NIEDENTHAL et al. 2006; OTTO et al. 2000b; STEMMLER 2009b; ULICH und MAYRING 2003). Stattdessen ist es vordergründiges Ziel, (durchaus selektiv) allgemeine Ergebnisse und für diesen Beitrag relevante Kernaussagen der Emotionspsychologie zu skizzieren.

2.5.2.1 Gegenstandsbestimmung der Emotionspsychologie

„Emotionen sind ein Thema der Psychologie, das ebenso faszinierend wie im Großen immer noch unverstanden ist“, stellt STEMMLER (2009a, S. 1) resümierend fest (vgl. auch SCHMIDT-ATZERT 2009, S. 377). Im Gegensatz zur Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit von Emotionen besteht die Schwierigkeit der Wissenschaft darin, ein konsensuelles Verständnis von Emotionen zu entwickeln und somit die Grundlage für einen übergeordneten theoretischen Ansatz zu ebnen. Den Untersuchungsgegenstand charakterisieren dabei im Wesentlichen folgende Fragen, die auch für den vorliegenden Beitrag von Bedeutung sind:

- Wie sind Emotionen zu definieren? Sind die Begriffe „Emotion“, „Gefühl“, „Stimmung“ und „Affekt“ synonym zu verwenden?
- Wie viele verschiedene Emotionen gibt es und wie lassen sich diese strukturieren?

- Wie entstehen Emotionen und welche Funktionen haben sie?
- Welcher Zusammenhang besteht zwischen Bewertungsprozessen und Emotionen?
- Sind emotionale Reaktionen und mimische Ausdrucksmuster angeboren und somit universell?

In Abhängigkeit der jeweiligen – evolutionstheoretischen, sozialkonstruktivistischen, kognitiven, psychophysiologischen oder neurobiologischen – Forschungsperspektive (vgl. NIEDENTHAL et al. 2006; REISENZEIN und HORSTMANN 2006) werden diese Kernfragen teils kontrovers, teils einander ergänzend diskutiert. Nach TRAUE et al. (2005, S. 150 f.) gibt es weder eine einheitliche Theorie der Emotion noch eine interdisziplinär akzeptierte Definition des Emotionsbegriffs, sondern mehrere sich teilweise überschneidende Emotionstheorien mit jeweils anderem Fokus und unterschiedlichen Methoden (vgl. auch SCHERER 2009).

Durchsetzungs- und konsensfähig ist MERTEN (2003, S. 10 ff.) und SCHERER (2005, S. 699 ff.) folgend jedoch die gegenwärtige Auffassung, dass „Emotion“ von den Begriffen „Gefühl“, „Stimmung“ und „Affekt“ grundsätzlich differenziert zu betrachten ist (vgl. Abb. 12), auch wenn bestehende Wechselwirkungen zwischen den einzelnen, teils in ihren Randbereichen nur unscharf voneinander abzugrenzenden Konstrukten nicht gänzlich auszuschließen sind (vgl. auch MEES 2006).

Gefühl	Stimmung	Affekt
Betonung des subjektiven Erlebens und der Objektgerichtetheit	(Eher mittel- und langfristige Veränderungen); keine Reaktionen auf unmittelbare, spezifische Objekte/Ereignisse; unklare Objektgerichtetheit	Beiklang des Heftigen und Unkontrollierbaren; kurzfristige und besonders intensive Erregungen; ggf. Verlust der Handlungskontrolle

Abb. 12: Begriffe in Abgrenzung zum Emotionskonzept (modifizierte Darstellung nach MERTEN 2003, S. 11)

Jede Emotion ist durch ein für sie typisches psychisches Erleben gekennzeichnet, z. B. durch das Fühlen von Angst, Furcht oder Freude. Dem Erlebenden ist auf eine bestimmte Weise zumute, Angst „fühlt sich anders an“ als Ärger oder Freude, wobei das Gefühl nur der erlebenden Person direkt zugänglich und nur von ihr unmittelbar beobachtbar ist (vgl. REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 438). Der Gefühlsbegriff lässt hierbei andere wichtige Komponenten wie emotionaler Ausdruck, physiologische Veränderungen oder Handlungstendenzen (siehe weiter unten) unberücksichtigt und betont indessen einzig den Aspekt des subjektiven Erlebens (vgl. MERTEN 2003, S. 10; OTTO et al. 2000a, S. 13). Dieser ist, so SCHMIDT-ATZERT (1996, S. 21), zeitlich begrenzt, qualitativ näher differenzierbar – z. B. Angst versus Freude oder Traurigkeit – und durch unterschiedliche Intensitätsgrade spezifiziert; so können Angst oder Freude entweder stark oder weniger stark empfunden werden. Darüber hinausgehend zeichnen sich Gefühle nach REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 438) durch eine Objektgerichtetheit aus. Furcht, Misstrauen oder Freude sind auf etwas (als „Objekt“, das nicht real zu

existieren braucht) gerichtet, d. h. man hat Furcht vor etwas, misstraut jemandem oder freut sich über etwas. SCHMIDT-ATZERT (1996, S. 20) betont, dass auch interne Auslöser – im LUHMANNSCHEM Sinne Gedanken des psychischen Systems (vgl. Kap. 2.1.2) – auf der kognitiven Ebene, z. B. als Imagination einer bestimmten Situation, Gefühle auslösen können (vgl. auch SCHERER 2005, S. 700). „Wer ein Gefühl erlebt, befindet sich immer im Verhältnis zu etwas.“ Diese Aussage von ULICH (2003, S. 59) bekräftigt den konzeptionellen Ansatz der vorliegenden Arbeit, Mensch-Umwelt-Beziehungen aus einer transaktionalen Perspektive heraus zu analysieren (vgl. Kap. 2.2.1).

Stimmungen hängen – wie Heiterkeit, Lustlosigkeit oder Niedergeschlagenheit – werden hinsichtlich ihrer Intensität, Variabilität und Objektbezogenheit von geringerer und bezüglich ihrer Dauer von größerer Ausprägung als Gefühle angesehen (vgl. SCHERER 2005, S. 705; SCHMIDT-ATZERT 1996, S. 24). Während für eine Gefühlsempfindung ein klarer Bezug zu einem konkreten Auslöser angenommen wird – z. B. kann Ekel als Empfindung von Abneigung und Abgestoßensein durch stark kontaminiertes und geruchintensives Trinkwasser ausgelöst werden – stellen Stimmungen eine Art „Dauertönung des Erlebnissfeldes“ (OTTO et al. 2000a, S. 12, zitiert nach EWERT 1983) dar. So fühlt man „sich etwa traurig, ohne recht sagen zu können worüber oder weshalb“ (REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 438; vgl. auch LAZARUS 1991, S. 46 ff.). Stimmungen bezeichnen vorrangig mittel- und langfristige Veränderungen – „they [...] may last over hours or even days“ (SCHERER 2005, S. 705) – die nicht als Reaktionen auf unmittelbare, spezifische Reize zurückzuführen sind. MERTEN (2003, S. 11) zufolge lassen sich zwar die den Stimmungsumschwung bewirkenden Ereignisse durchaus identifizieren, doch werden diese nicht mehr als unmittelbarer Auslöser für die aktuellen Gefühle erlebt. Allerdings habe, so MERTEN (2003, S. 11), die Abgrenzung zu gefühlsbetontem Erleben mittels der Dauer etwas Beliebiges; bis wann könne von einem Gefühl, ab wann von einer Stimmung gesprochen werden? Aufgrund dieses schwierig zu klärenden Sachverhalts ist das Merkmal einer unklaren Objektgerichtetheit für den Stimmungsbegriff derzeit definitorisch ausschlaggebend (vgl. auch REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 438).

Im Gegensatz zu gefühls- und stimmungsbezogenen Phänomenen sind affektive, objektgerichtete Reaktionen durch den „Beiklang des Heftigen und Unkontrollierbaren“ charakterisiert (MERTEN 2003, S. 11). „Affekte“ bezeichnen OTTO et al. (2000a, S. 13) folgend somit kurzfristige und besonders intensive Erregungen, die oftmals mit einem Verlust der Handlungskontrolle einhergehen. Die englische Bezeichnung *affect* allerdings wird überwiegend als Synonym oder Oberbegriff für Emotion und verwandte emotionale Zustände, insbesondere Stimmungen, verwendet (vgl. ebd., S. 13; SCHMIDT-ATZERT 1996, S. 26); dies gilt es für die Interpretation der englischsprachigen Literatur in Bezug auf Kernthemen der *Emotional Geographies* (siehe vorangegangenes Kapitel 2.5.1) zu berücksichtigen. Vor diesem Hintergrund und zur Vermeidung missverständlicher Aussagen ist eine transparente Darlegung der gewählten Begriffsexplikationen und Arbeitsdefinitionen zu „Emotion“ bzw. *affect* daher unerlässlich.

2.5.2.2 Was ist eine Emotion?

Weshalb werden in der gegenwärtigen Emotionspsychologie Emotionen und Gefühle weitestgehend differenziert und nicht als Synonyme aufgefasst? In der Tat ist das subjektive Erleben eines Gefühls das „zentrale Bestimmungsstück der Emotion“ (MEES 2006, S. 116). Es ist, wie auch FRENZEL et al. (2009, S. 206) betonen, „notwendig und hinreichend für eine Emotion“. Doch nach vorherrschender Überzeugung der Fachliteratur weist der Emotionsbegriff gegenüber dem Konstrukt „Gefühl“ eine globalere, umfassendere Bedeutung auf (vgl. für viele LAZARUS 1991, S. 42 f.; LEDOUX 2007, S. 399 ff.; MERTEN 2003, S. 12; NIEDENTHAL et al. 2006, S. 6 f.; SCHERER 2005, S. 697).

„For example, during a state of anger, one might feel tense and hot; produce a frown, furrowed eyebrows and narrowed eyes; interpret the current situation as unfair, negative, and controllable; experience high arousal; and clench the fists in a readiness to strike.“

Dieses nach NIEDENTHAL et al. (2006, S. 7) zitierte Beispiel stellt veranschaulichend heraus, dass Emotionen unter der Beteiligung jeweils verschiedener organischer Subsysteme Prozesse darstellen, deren Zustandekommen und Ablauf zwar von einer gefühlsbetonten, aber zugleich *auch* von einer expressiven, kognitiven, physiologischen und motivationalen Komponente beeinflusst werden (vgl. MEES 2006; NIEDENTHAL et al. 2006; SCHERER 1990, 2005).

Zwar ist nach SCHMIDT-ATZERT (1996, S. 29) nicht gefordert, dass auf allen Ebenen, z. B. der Expression oder Motivation, zwangsläufig Veränderungen stattfinden, doch können mithilfe eines alle fünf Komponenten integrierenden Modells Messungen begründet werden, die sich auf Beobachtbares beziehen; das Emotionskonstrukt wird somit auf vielfältige Weise zugänglich (ebd., S. 22).

„An advantage of a component process approach to defining emotion is that it has the potential to characterize the richness of the subjective and behavioral aspects of emotion that we experience in everyday life“,

konstatieren NIEDENTHAL et al. (2006, S. 7) und plädieren ebenfalls für einen multikomponentiellen Ansatz (vgl. auch LAZARUS 1991, S. 36). ULICH (2003, S. 52) zufolge unterscheiden sich zwar Definitionen und Theorien vor allem hinsichtlich ihrer zugrunde liegenden Auffassungen darüber, welche Komponenten für das Auftreten einer Emotion als notwendig und hinreichend anzusehen sind und welche Gewichtung diesen jeweils beizumessen ist (vgl. auch MERTEN 2003, S. 16). In hohem Maße konsensfähig ist jedoch die Annahme, dass neben der gefühlsbetonten und motivationalen Komponente speziell die kognitive Komponente, genauer die Einschätzung der subjektiven Bedeutung eines Ereignisses, als auch Wechselwirkungen zwischen diesen Komponenten als konstitutiv für die Entstehung und den Verlauf von Emotionen angesehen werden (vgl. HESS und KAPPAS 2009, S. 267; REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 459; ULICH 2003, S. 52).

In Abbildung 13 sind zusammenfassend die fünf Emotionskomponenten in Anlehnung an SCHERER (1990, S. 3; 2005, S. 697) dargestellt, die seiner Auffassung nach als Zustandsformen der zugehörigen organischen Subsysteme zu definieren sind und ihrerseits jeweils eigene Funktionen aufweisen. Emotionspro-

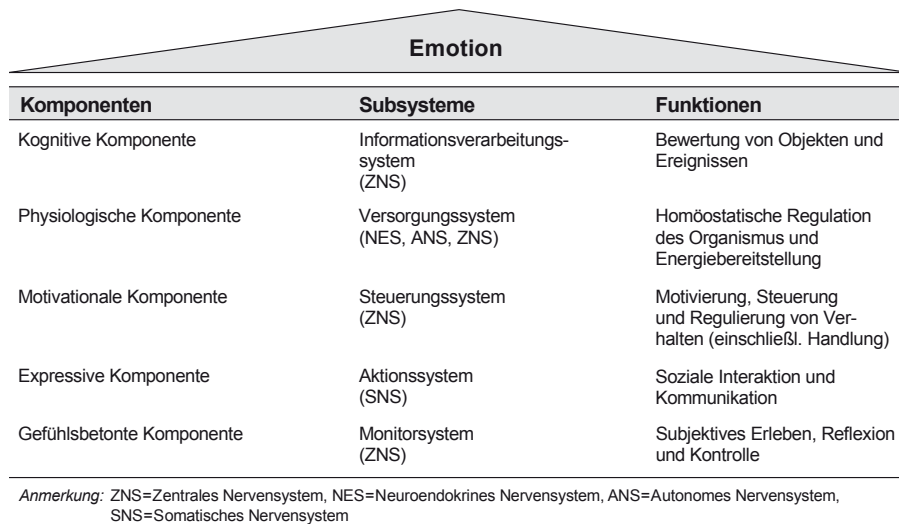


Abb. 13: Emotionskomponenten in Beziehung zu organismischen Subsystemen und Funktionen (modifizierte Darstellung nach SCHERER 2005, S. 698)

zesse sind diesem Ansatz entsprechend durch die enge Koordination der Veränderungen aller oder der mehrheitlichen Subsysteme gekennzeichnet (vgl. SCHERER 2005, S. 697 f.).

Kognitive Komponente

Die kognitive Komponente dient der Wahrnehmung und Bewertung externer Reize oder interner mentaler Repräsentationen (Vorstellungen, Erinnerungen) und ist Teil des informationsverarbeitenden zentralen Nervensystems (ZNS), bestehend aus Gehirn und Rückenmark. Allen modernen kognitiven Emotionstheorien liegt nach MEES (2006, S. 108) die Annahme zugrunde, dass Bewertungsprozesse sowohl die Qualität als auch die Intensität der jeweiligen Emotion bestimmen. Dieser Aspekt wird auch von LAZARUS (1991, S. 38) eingehend betont:

„The quality (e.g., anger versus fear) and intensity (degree of mobilization or motor-physiological change) of the emotional reaction depends on subjective evaluations – I call these cognitive appraisals“.

LAZARUS' kognitionspsychologischer Ansatz im Hinblick auf den Prozess der Stressentstehung sowie der Einfluss kognitiver Prozesse auf Emotionen werden im weiteren Verlauf dieses Beitrags noch tiefer gehend aufgegriffen.

Physiologische Komponente

Das über die physiologische Komponente repräsentierte Versorgungssystem dient SCHERER (2003, S. 171; 2005, S. 698) zitierend hingegen primär der neuroendokrinen (hormonellen) und autonomen (im peripheren Nervensystem automatisch ablaufenden) homöostatischen Regulation des Organismus und der Bereitstellung der notwendigen Energie bei Handlungsbedarf. Je nach Gefühlszustand können sich Herzrate, Puls- und Atemfrequenz oder Muskeltonus ändern, um z. B., evolutionsbiologisch betrachtet, bei starker Angst die Beinmuskulatur auf kraftvolles Rennen vorzubereiten. Desgleichen kann die (zumindest kurzzeitige) Ausschüttung von Stresshormonen (z. B. Adrenalin, Cortisol) mobilisierend auf den Organismus wirken (vgl. ausführlicher KALUZA 2007). In diesem Sinn besteht aus Sicht der chinesischen Medizin eine wichtige Funktion der Emotionen in der Regulierung des Qi (bzw. der Lebensenergie) und der Freihaltung des Qi-Flusses (vgl. ausführlicher MAIMON 2006). „Wenn die Emotionen zu stark sind, verursachen sie innere Krankheiten.“ (ebd., S. 42). Die Regulation der homöostatischen Funktionen wird vom ZNS koordiniert, wobei die Amygdala im anterior-medialen Temporallappen des Gehirns wesentlich an der Entstehung und Verarbeitung von Emotionen beteiligt ist (siehe hierzu in detaillierter Ausführung LEDOUX 2010; LEDOUX und PHELPS 2008; STEMMLER 2009b, Kap. 2, 3 und 8).

Motivationale Komponente

Weitgehend übereinstimmend wird nach ULICH (2003, S. 52) die Auffassung vertreten, dass Emotionen – nach SCHERERS (1990, S. 5) Ansatz mittels des aus dem ZNS bestehenden Steuerungssystems und der Formierung einer motivationalen Komponente – auf die Motivierung, Steuerung und Regulierung von Verhalten und bedürfnisbefriedigenden Handlungen einen bedeutenden Einfluss nehmen können. Dabei wird der Zustand dieses Subsystems durch die jeweilige Plan- und Zielstruktur des Menschen bestimmt (vgl. SCHERER 1990, S. 5). HAMM et al. (2009, S. 167 ff.) zeigen auf, dass Gefühle auf der Erlebnisebene stets positiv (Freude, Stolz) oder negativ (Angst, Scham) getönt sind und diese Tönung auf der Verhaltens-, einschließlich Handlungsebene mit einer motivationalen Komponente der Annäherung oder der Abwehr korrespondiert. Basierend auf evolutionspsychologischen Annahmen ermöglichen Emotionen adaptives (d. h. überlebensförderliches) Verhalten. So fördert Neugier die Initiierung von Annäherungs- und Explorationsverhalten oder Angst die Auslösung von Vermeidungs-, Angriffs- oder Fluchtverhalten (vgl. FRENZEL et al. 2009, S. 206 f.). Allerdings hat nach MEES' (2006, S. 112) Auffassung nicht jede Emotion eine spezifische Handlungsbereitschaft oder Handlung zur Folge. Beispielsweise werden positive Gefühle des Wohlergehens wie Freude oder Entzücken nach dem Eintreten von etwas Erwünschtem erlebt, ohne zwangsläufig eine unmittelbare Handlungsveranlassung nach sich zu ziehen. Jedoch sei, sofern eine Handlung durchgeführt werde, eine Emotion ihr direkter oder indirekter Grund oder anders formuliert:

„Handlungen haben subjektiv den Zweck, die affektive Qualität des Erlebens entweder zu erhalten bzw. zu verbessern oder aber die Verschlechterung der affektiven Qualität des Erlebens zu vermeiden bzw. zu verringern“ (MEES 2006, S. 112).

Kapitel 2.6, das sich dem Thema „Handeln und Verhalten“ umfassend widmet, greift diesen Aspekt noch eingehender auf.

Expressive Komponente

Gleichzeitig können verschiedene Gefühle mit einem für sie typischen verbalen (Wortwahl, Stimmlage, Sprechgeschwindigkeit) und nonverbalen (Mimik, Gestik, Blickverhalten, Körperhaltung und -bewegung) Ausdrucksverhalten einhergehen (vgl. SCHMIDT-ATZERT 2009, siehe ebenfalls BACHOROWSKI und OWREN 2008 zu *vocal expressions* und NIEDENTHAL et al. 2006, Kap. 4, zu Gesichtsmimiken). Nach SCHERERS (2005, S. 698) Komponentenmodell dient das über die expressive Komponente repräsentierte Aktionssystem – basierend auf dem somatischen (für die willentliche Steuerung motorischer Funktionen zuständigen) Nervensystem – vorwiegend der sozialen Interaktion und Kommunikation von Reaktion und Intention sowie der Ausführung von Verhalten (inklusive Handlungen). Die Ausdruckskomponente macht Gefühlszustände (wenn auch nicht immer kulturübergreifend, siehe unten) und Handlungsbereitschaften für die soziale Umwelt erkennbar und interpretierbar. Dementsprechend gehen wir

„einen Schritt zurück, wenn jemand vor Wut kocht, und wir kommen näher, wenn ein anderer Mensch mit einem Lächeln [...] Kontaktbereitschaft signalisiert“ (GERRIG und ZIMBARDO 2008, S. 464).

MERTEN (2003, S. 9) folgend stellt das Ausdrucksverhalten somit die Grundlage für soziale Austauschprozesse dar und dient der Abstimmung von Verhaltensweisen zwischen einzelnen oder mehreren Personen.

Gefühlsbetonte Komponente

Das über das ZNS regulierte Monitorsystem – das letzte der insgesamt fünf organismischen Subsysteme (vgl. obige Abb. 13) – äußert sich nach ZENTNER und SCHERER (2000, S. 159 f.) vorwiegend über das oben erläuterte subjektive Erleben bzw. die Gefühlskomponente, die funktionell als eine Meta-Repräsentation (ein *monitoring*) im Sinne einer teils unbewussten Reflexion und Integration aller anderen Komponenten des Prozesses aufzufassen ist und als Kontrollsystem die Aufmerksamkeit auf für den Menschen wesentliche interne und externe Umweltbedingungen lenkt (vgl. SCHERER 1990, S. 5). Das subjektive Erleben eines Gefühls übt somit eine überwachende Funktion aus und stellt einen leistungsfähigen Mechanismus zur Regulation und Kontrolle des emotionalen Verhaltens dar.

Arbeitsdefinition von Emotion im Kontext der vorliegenden Arbeit

Zusammenfassend betrachtet SCHERER (2003, S. 171) den Begriff der Emotion als übergeordnetes hypothetisches Konstrukt, das den Gefühlszustand als nur eine von mehreren Komponenten (kognitive Verarbeitung, physiologische Veränderungen, Handlungstendenzen, Ausdrucksverhalten) integriert. Basierend auf dieser Annahme definiert SCHERER (2005, S. 697 f.; Hervorhebung im Original) Emotion

„as an episode of interrelated, synchronized changes in the states of all or most of the five organismic subsystems in response to the evaluation of an external or internal stimulus event as relevant to major concerns of the organism. [...] The components of an emotion episode are the respective states of the five subsystems and the process consists of the coordinated changes over time“.

Die hier vorgeschlagene Definition postuliert somit einen episodischen, d. h. durch eine begrenzte Dauer mit zeitlichen Anfangs- und Endpunkten bestimmten, dynamischen Emotionsprozess sich wechselseitig bedingender, synchronisierter Veränderungen innerhalb der Komponenten, wobei sich die Emotion als Episode betrachtet von Persönlichkeitseigenschaften (engl. *traits*), d. h. zeitlich stabilen Merkmalen, unterscheidet. Für die nachfolgende Diskussion der Stressentstehung als zentral anzusehen ist insbesondere die Auffassung, dass nur solche externen Ereignisse oder internen mentalen Repräsentationen von Ereignissen Emotionen auslösen können, die vom Menschen als wichtig für die eigenen wesentlichen Bedürfnisse und Ziele erachtet werden. „This seems rather obvious as we do not generally get emotional about things or people we do not care about“, betont SCHERER (2005, S. 701) und bezeichnet Emotionen vor diesem Hintergrund auch als „relevance detectors“. Ein zentrales Bestimmungselement ist seiner Ansicht nach somit

„immer die hohe Ich-Beteiligung, das ‚involvement‘ des Organismus, aufgrund der hohen Bedeutung des Reizes oder des Ereignisses für die eigenen Ziele“ (ebd. 1990, S. 6).

Diesen Aspekt der Subjektzentriertheit akzentuiert auch LAZARUS (1991, S. 38):

„Emotions are, in effect, organized cognitive-motivational-relational configurations whose status changes with changes in the person-environment relationship as this is perceived and evaluated (appraised)“.

Zitiert sei in diesem Zusammenhang ebenfalls der epistemische Emotionsbegriff von SCHEELE (1990, S. 41): „Emotion ist der Zustand der Bewertung von Selbst-Welt-Relationen unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe“. Ohne subjektive Bewertung, ohne reflexiven Selbstbezug findet somit kein emotionales Erleben statt (vgl. auch ULICH 2003, S. 59). SCHERER fasst demzufolge, wie OTTO et al. (2000a) hervorheben, Emotionen als eine Schnittstelle zwischen dem Menschen und seiner Umwelt auf; sie „vermitteln zwischen ständig wechselnden Umweltsituationen und -ereignissen und dem Individuum“ (OTTO et al. 2000a, S. 15). Diese Aussage unterstreicht wiederholt die Bedeutung von Emotionen für eine tiefer gehende und differenzierte Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen.

Die Ergebnisse von Informationsverarbeitungsprozessen führen nach SCHERER (2003, S. 177, 210) zu Veränderungen der Zustände in den verschiedenen Subsystemen – z. B. gäbe es ohne die Bewertung einer ungewollten Aufmerksamkeitslenkung auf die eigene Person kein Schamgefühl, ohne physiologische und motorische Prozesse kein Erröten und Senken des Kopfes – wobei keine einfache kausale Verkettung, sondern ein komplexes, teils noch unzureichend erforschtes Netz wechselseitiger Beziehungen angenommen wird; so kann die Bewertung des Errötens selbst wieder Anlass der Scham sein (vgl. MAYRING 2003b, S. 182). Problematisch zu bewerten ist nach NEUMANN (2009, S. 136) allerdings die Tatsache, dass viele Emotionen wie etwa Neid oder Dankbarkeit über keinen spezifischen Emotionsausdruck verfügen. Auch bezüglich der Dauer von Emotionen besteht nach wie vor Uneinigkeit – „The duration depends on what one focuses on“, konstatiert FRIJDA (2008, S. 74).

„It may be 5 seconds at most, for an individual facial response. It may be an hour for a hostile of fearful interchange. It is up to days or longer for emotion episodes that continue over restless dream-ridden sleep“ (ebd., S. 74).

Während z. B. Tränen als nonverbale Ausdruckskomponente schwinden können, vermag die Gefühlskomponente, das Erleben des Traurigseins, weiterhin fortbestehen (vgl. ebenso NIEDENTHAL et al. 2006, S. 9).

Auch wenn vor dem Hintergrund der letzten Ausführungen ein simultanes Auftreten aller von SCHERER (2003, 2005) aufgeführten Emotionskomponenten als nicht notwendig und hinreichend für die Emotionsentstehung anzunehmen ist, dient dieser Komponentenansatz dennoch für die vorliegende Arbeit als geeigneter Analyserahmen des Emotionskonstrukts.

„This approach acknowledges that emotions are not a single thing (like a facial expression, or the report of a feeling state), not a rigid program, and it also acknowledges that there is interaction among the components“,

stellen NIEDENTHAL et al. (2006, S. 9 f.) treffend heraus. Für die Analyse von Prozessen der Stresswahrnehmung, -bewertung und des Copings bilden allerdings – auch in Anlehnung an LAZARUS (1991, 1999) – die kognitive Komponente (mit dem untrennbaren Fokus auf Ich-Beteiligung und Bewertungsprozesse), die Gefühlskomponente (mit der Objektgerichtetheit als wesentliches Kriterium) und die motivationale Komponente (im Hinblick auf Coping relevantes Verhalten) den Ausgangspunkt der Betrachtungen. Während physiologische Veränderungen im Kontext dieser Untersuchung als eigenständige Komponente zu vernachlässigen sind, wird die verbale und nonverbale Ausdruckskomponente jedoch vor allem im Rahmen konkreter Interviewsituationen und der Kommunikation spezifischer Gefühlszustände in Verbindung mit Gestiken oder Mimiken für die Atmosphäre der Gesamtinterviewsituation sowie die nähere Charakterisierung und Analyse verbaler Äußerungen als bedeutungsvoll erachtet (vgl. auch Kap. 5).

Basierend auf der vorangegangenen Diskussion des Emotionsbegriffs und in Anlehnung an ULICH (2003, S. 60) lässt sich folgende Arbeitsdefinition von Emotion ableiten (vgl. Kasten 5):

Kasten 5:**Arbeitsdefinition von Emotion im Kontext der vorliegenden Arbeit**

Eine Emotion ist in der vorliegenden Untersuchung als empirisch zugänglich und konzeptionell analysierbar zu betrachten,

- wenn eine Person innerhalb der für sie charakteristischen wertbezogenen „Selbst-Welt-Relationen“ (SCHEELE 1990, S. 41)
- ein externes Ereignis oder eine interne mentale Repräsentation im Rahmen eines transaktionalen Prozesses (vgl. LAZARUS 1999, S. 12 f.)
- in Form unter „hoher Ich-Beteiligung“ (SCHERER 1990, S. 6) wahrnimmt und als subjektiv bedeutsam bewertet,
- so dass sich in der Folge die Zustandsformen der Gefühlskomponente verändern und die Person auf verbaler, expressiver Ebene Auskunft über (mögliche) Modifikationen der motivationalen (und bei Bedarf) der physiologischen Komponente geben kann.

2.5.2.3 Anzahl und Struktur von Emotionen

Jeder Versuch, das Konstrukt der Emotionen näher zu beschreiben, führt zwangsläufig zu den äußerst schwierig zu beantwortenden Fragen, welche und wie viele Emotionen es gibt und wie diese sich strukturieren lassen. Das Nicht-Vorhandensein einer konsensuellen Emotionsdefinition lässt nach SCHMIDT-ATZERT (2000, S. 30 ff.) diesbezüglich keine allseits akzeptierten Aussagen zu. „How many emotions are there? I submit that there is currently no answer to this question“, stellt SCHERER (2005, S. 707) stellvertretend für viele gegenwärtige Emotionspsychologen fest (vgl. auch MERTEN 2003; NIEDENTHAL et al. 2006, Kap. 1; REISENZEIN und HORSTMANN 2006). Ein grundlegendes Problem hinsichtlich der Charakterisierung von Emotionen besteht in der unscharfen Abgrenzung zu Nicht-Emotionen. Während die Begriffe Angst, Freude, Traurigkeit oder Wut nach übereinstimmender Auffassung Emotionen beschreiben, ist es, wie SCHMIDT-ATZERT (2000, S. 33) aufzeigt, hingegen strittig, ob „Nervosität“ nicht eher dem Stimmungskonstrukt oder „Schüchternheit“ nicht primär einem überdauernden Persönlichkeitsmerkmal zuzuordnen ist.

„Do [...] optimism, depression, [...] phobic reactions, surprise, and psychological wellbeing all belong in the category of things that are emotions? It is hard to say“,

zeigen auch NIEDENTHAL et al. (2006, S. 4) anhand ähnlicher Beispielskonstrukte auf.

Ein viel zitiertes Verfahren, das eine mögliche Anzahl von Emotionen zumindest annäherungsweise einzugrenzen versucht, basiert auf der Erstellung und Analyse von Emotionslisten, die verschiedene Qualitäten von Gefühlsbegriffen umfassen (vgl. MERTEN 2003, S. 18). Hierzu werden z. B. Versuchspersonen um eine Aufzählung aller ihnen bekannten Emotionen gebeten. MANNHAUPT (1983, zitiert nach SCHMIDT-ATZERT 2000, S. 33) erhielt auf diese Weise von 200 deutschen Probanden insgesamt 119 verschiedene Begriffe; 200 kanadische Studienteilneh-

mer lieferten FEHR und RUSSELL (1984, zitiert nach SCHMIDT-ATZERT 1996, S. 87) 383 Bezeichnungen, wobei weniger häufig genannte Emotionsbegriffe in einem Folgeschritt üblicherweise von der „Rohliste“ bereinigt werden (vgl. ausführlicher SCHMIDT-ATZERT 1996, S. 87 f.; ebd. 2000, S. 32 f.). SMITH und SCHNEIDER (2009, S. 564) gehen von insgesamt rund 100 unterschiedlichen Emotionsbegriffen aus, die kulturübergreifend sowohl im englischen als auch im deutschen, japanischen und hochchinesischen (mandarinischen) Sprachgebrauch vertreten sind. Zwar zeigen nach REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 480 f.) Ergebnisse kulturvergleichender Untersuchungen, die u. a. das Emotionsvokabular von 64 Sprachen analysierten, durchaus interkulturelle Unterschiede bezüglich des Emotionswortschatzes, „doch was insgesamt stärker beeindruckt, sind die Ähnlichkeiten“ (ebd., S. 481; vgl. auch SCHERER 2003, S. 202 ff.). Zudem bedeuten diese Unterschiede im Vokabular nicht notwendigerweise einen Unterschied im emotionalen Erleben. So gäbe es z. B. im Tahitischen zum Zweck der leichteren Kommunikation zwar 46 Begriffe für unterschiedliche Formen des Ärgers, doch dies impliziere kein differenzierteres Ärgererleben.

Auch TURNER (2009) geht von rund 100, dem menschlichen Erleben zugrunde liegenden Emotionen aus, „*but just how these are manifest in facial expression, body gestures, and speech varies from culture to culture*“ (ebd., S. 343; Hervorhebung durch Verf.). Eine zentrale, durchaus kontrovers diskutierte Frage aktueller Ansätze tangiert die kulturübergreifende Universalität der expressiven und der physiologischen Komponente von Emotionen (vgl. MERTEN 2003, S. 35 ff.; NIEDENTHAL et al., S. 43 f.; REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 474 ff.). Gibt es Emotionsmechanismen, die evolutionsbedingt und genetisch codiert der Spezies Mensch inhärent sind? In Anbetracht der im Rahmen dieser Arbeit durchgeführten empirischen Datenerhebung in China und der kommunikativen, interkulturellen Verständigung ist diese Frage nicht unerheblich. Die bekannteste Ausformulierung einer evolutionspsychologischen Perspektive umfasst die teils divergierenden Theorien der Basisemotionen (vgl. REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 474). Gemeinsam ist ihnen die grundlegende Annahme, dass eine begrenzte Anzahl angeborener Emotionen – die meisten Studien postulieren das Bestehen der sechs Basisemotionen Freude, Trauer, Ärger, Angst, Ekel und Überraschung – über Kulturen hinweg eine hohe Ähnlichkeit im Gesichtsausdruck aufweisen, universell als Freude, Trauer etc. erkannt werden und über ein jeweils spezifisches physiologisches Erregungsmuster verfügen (vgl. ausführlicher MATSUMOTO und EKMAN 2009, S. 69 ff.; MERTEN 2003, S. 35 ff.; NIEDENTHAL et al., S. 43 f.).

Kulturvergleichende (Säuglings-)Studien und Untersuchungen an blind geborenen Kindern (vgl. MERTEN 2003, S. 41 ff.) unterstützen die Hypothese der biologischen Prädisposition von Basisemotionen, so dass GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 457) folgend

„Menschen in der ganzen Welt, unabhängig von kulturellen Unterschieden, Rasse, Geschlecht oder Erziehung, grundlegende Emotionen in nahezu der gleichen Weise zum Ausdruck bringen sowie Emotionen identifizieren können, die andere erleben, indem sie ihren Gesichtsausdruck lesen“.

Andere Emotionen sind hingegen erlernt (vgl. auch ATKINSON et al. 2001, S. 395). Allerdings deuten Forschungsergebnisse ebenfalls darauf hin, dass sich kulturelle Einflüsse bereits in den ersten Lebensmonaten auf angeborene emotionale Reaktionen auswirken können. So waren z. B. nach einer Studie von CAMRAS et al. (1998) elf Monate alte Säuglinge aus China signifikant weniger emotional in ihrem Gesichtsausdruck als Gleichaltrige aus Japan oder den USA. Vor dem Hintergrund ähnlicher Erkenntnisse schließt AVERILL (vgl. 1994) in seiner sozialkonstruktivistischen Emotionstheorie angeborene emotionale Mechanismen nicht aus, betont jedoch ihre relative Unbedeutsamkeit. Seiner Auffassung nach sind Emotionen vom Kindesalter an zunehmend sozial konstruiert und beruhen auf Lernprozessen, Überzeugungen, internalisierten (Ausdrucks-)Regeln, Werten sowie erworbenen Schemata (vgl. auch REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 478 ff.). In diesem Zusammenhang verdeutlichen ATKINSON et al. (2001, S. 395), dass – parallel zu universalen Ausdrucksmustern (z. B. Erröten, Zittern, Gänsehaut) – durchaus kulturspezifische Reaktionen bestehen. In China beispielsweise könne das Herausstrecken der Zunge ein Anzeichen von Überraschung sein oder ein Händeklatschen Besorgnis oder Enttäuschung symbolisieren.

MAIER und PEKRUN (2003) sowie SCHERER (2003) betonen die Existenz sowohl universaler als auch kulturspezifischer Einflussfaktoren auf emotionale Prozesse. Das Erlangen eines umfassenden Verständnisses von emotionalem Erleben und Verhalten ist auch nach MERTEN (2003, S. 59) nur unter der Berücksichtigung biologischer und kultureller Aspekte möglich; allerdings „krank“ (ebd., S. 134) seiner Ansicht nach die Diskussion um die biologische oder kulturelle Verankerung von Emotionen an dem Treffen von Aussagen auf der Basis unterschiedlicher Emotionsdefinitionen (vgl. auch die Kritik von MAIER und PEKRUN 2003, S. 302 zu uneinheitlichen methodischen und statistischen Verfahren). Die Relevanz kulturbezogener und biologischer Faktoren wird im weiteren Verlauf, insbesondere im Zusammenhang von Bewertungsprozessen, weitergehend aufgegriffen und diskutiert, jedoch unter dem Vorbehalt der kritischen Anmerkung von MERTEN.

Nach SCHMIDT-ATZERT (2000, S. 30) ist das Bestehen eines qualitativen Unterschieds zwischen den einzelnen Emotionen unstrittig; problematisch sei nur, worin die Unterschiede und auch Gemeinsamkeiten lägen. Versuche, Emotionen (auf der Grundlage trotz teils ungleicher Emotionslisten, siehe oben) zu ordnen bzw. zu strukturieren, gründen auf einem Konsens hinsichtlich der Ähnlichkeit einzelner Emotionen untereinander, der über Beurteilungen durch hinreichend viele Probanden herbeigeführt wurde (vgl. ausführlicher ebd; NIEDENTHAL 2006, Kap. 2). Ausgehend von dieser empirischen Datenbasis können Emotionen mittels faktoren- und clusteranalytischer Verfahren entweder in voneinander unabhängige Kategorien jeweils ähnlicher Exemplare eingeteilt oder auf wenige, voneinander unabhängige Dimensionen reduziert werden. Letzterer Ansatz umfasst die am häufigsten genannten und durch empirische Befunde verifizierten Dimensionen Valenz (positives bis negatives bzw. angenehmes bis unangenehmes emotionales Empfinden) und Aktivierung (niedrige bis hohe emotionale Erregung), wobei jede Emotion durch einen spezifischen Wert von Valenz und Aktivierung gekennzeichnet ist. So kann das Gefühl von Angst unangenehm und mit Erregung ver-

bunden sein, Langeweile hingegen als ebenfalls unangenehm, aber mit niedrigerer Erregung erlebt werden (vgl. ausführlicher SCHMIDT-ATZERT 2000; siehe auch MAYRING 2003b; NIEDENTHAL 2006, Kap. 2). Zahlreiche Untersuchungen bestätigen REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 481) folgend die kulturübergreifende Wirksamkeit dieser Dimensionen, die somit als zentrale Bestandteile des emotionalen Erlebens der Spezies Mensch anzusehen sind. Im Hinblick auf die Analyse von Stressbewertungsprozessen wird insbesondere die Valenz-Dimension von Bedeutung sein.

Die Klassifikation von Emotionen in inhaltliche Kategorien ermöglicht im Gegensatz zu einer dimensional Perspektive eine differenziertere Betrachtung von Emotionsqualitäten. „For example, the category ‘fear’ could be further broken down into something like ‘horror/panic’ and ‘nervousness/dread’“ (NIEDENTHAL 2008, S. 592) oder, wie SCHMIDT-ATZERT (1996, S. 90) aufzeigt, ist das Freudecluster in bis zu acht folgende Subcluster von Freude unterteilbar: Heiterkeit, Lust, Begeisterung, Zufriedenheit, Stolz, Optimismus, Entzücken und Erleichterung (vgl. ausführlicher ebd. 1996, 2000; MAYRING 2003b; NIEDENTHAL 2006, Kap. 2). Von bedeutungsähnlichen Emotionen wird dabei angenommen, dass sie im Erleben meist zusammen auftreten (vgl. SCHMIDT-ATZERT 2000, S. 35). Als gut repliziert, auch im chinesischen Kulturkreis, gelten SCHMIDT-ATZERT (2000, S. 36 ff.) folgend die übergeordneten Kategorien Ärger, Angst, Traurigkeit und Freude; hingegen sind beispielsweise in China die Kategorien „Scham“ und „traurige Liebe der Unglücklichen“ (chines. *fago*) von großer Relevanz. *Fago* bedeutet nach MERTEN (2003, S. 130) Mitgefühl/Liebe/Trauer und tritt bei Abwesenheit einer geliebten Person ein. SCHMIDT-ATZERT (2000, S. 38) betont jedoch, dass Unterschiede zwischen den Emotionskategorien unterschiedlicher Kulturen vorwiegend Ausnahmen bilden: „Die Gemeinsamkeiten dürfen nicht übersehen werden“ (ebd., S. 38). Für die vorliegende Arbeit ist zusammenfassend das Erfordernis zentral, ein Bewusstsein und eine Sensibilität sowohl für interkulturelle Differenzen im Hinblick auf die Analyse emotionaler Prozesse als auch für die Problematik der unzulänglichen Eingrenzbarkeit des Emotionsbegriffes, insbesondere vor dem Hintergrund der empirischen Datenerhebung, durchgängig beizubehalten.

2.5.2.4 Bewertungsprozesse und die Aktualgenese von Emotionen

Nach der Auffassung von kognitiven Emotionstheoretikern (vgl. z. B. LAZARUS 1991, 1999; REISENZEIN 2009; SCHERER 2001) entstehen Emotionen, wie oben stehende Ausführungen bereits andeuteten, auf der Grundlage von Bewertungsprozessen.

„The basic premise of appraisal research is that each appraisal component expresses a different meaning-related evaluation that influences the emotion that is aroused“ (LAZARUS 1999, S. 210; vgl. auch SCHERER und ELLSWORTH 2009a, S. 45).

Aus dieser Definition wird das Kernpostulat der Appraisaltheorien ersichtlich. Ob ein Ereignis oder Objekt bei einer Person eine Emotion auslöst und wenn ja, wel-

che Emotion (Freude, Furcht etc.) und mit welcher Intensität, hängt von der persönlichen Bewertung der Mensch-Umwelt-Transaktion ab – hauptsächlich in Relation zu den eigenen Zielen, Wertvorstellungen und Wünschen (vgl. REISENZEIN et al. 2003, S. 11). Bewertungstheorien (vgl. hierzu auch Kap. 3.3.5) stellen REISENZEIN (2000, S. 132 f.) folgend den dominierenden Ansatz zur Erklärung der Entstehung und qualitativen Differenzierung von Emotionen sowie der Darlegung inter- und intraindividueller Unterschiede in Bezug auf emotionales Erleben dar.

Dass Emotionen ihrerseits Einfluss auf den Bewertungsprozess nehmen können, wird, wie HESS und KAPPAS (2009, S. 267 f.) herausstellen, in den Bewertungstheorien berücksichtigt – z. B.

„insofern, als die gleiche Person zu verschiedenen Zeitpunkten dasselbe Ereignis unterschiedlich bewerten kann, wenn sich die Ressourcen oder das Verständnis der Situation ändern“.

Das Bestehen dieser Wechselwirkung betont auch LAZARUS (1991, S. 173):

„Appraisal influences emotion, but the resulting emotion also influences later appraisals reciprocally“.

Am besten belegt sind nach REISENZEIN (2006, S. 478) die Wirkungen von Freude und gehobener Stimmung versus Traurigkeit und gedrückter Stimmung auf Werturteile. Während Freude häufiger zu einer positiveren Bewertung eines Ereignisses oder Objekts führt als im „neutralen“ Zustand, resultiert aus Traurigkeit eine vergleichsweise negative Bewertung. Gleichzeitig kann Traurigkeit zu einer Herabsetzung der persönlichen Kontrolle führen und bei Angst werden Risiken oftmals höher eingeschätzt als im angstlosen Gefühlszustand (vgl. auch HESS und KAPPAS 2009, S. 268). Emotionen lassen sich somit nicht nur als Reaktionen betrachten, die „den weiteren Umgang mit dem in Frage stehenden Umweltausschnitt kanalisieren“ (DÖRING-SEIPEL 2008, S. 549), sondern sind in Umkehrung der Wirkungsrichtung ebenso als Faktoren zu konzipieren, die Handlung erst motivieren und in Abhängigkeit von Zielen und verfügbaren Ressourcen steuern (vgl. auch REISENZEIN 2006). Emotionen werden so zum zentralen Mediator zwischen Mensch und seiner Umwelt (vgl. DÖRING-SEIPEL 2008, S. 537).

Wenn Bewertungen bezüglich der Aktualgenese, der Entstehung von Emotionen, als zentraler Mechanismus anzusehen sind, entstehen Emotionen dann *ausschließlich* auf der Grundlage dieser kognitiven Prozesse? Als möglicher Beleg für einen bewertungsunabhängigen Weg der Emotionsentstehung werden nach REISENZEIN (2006, S. 477) Phobien (z. B. übermäßige Angst vor Höhen, Spinnen etc.) angeführt. Demnach sollen Phobiker Angst vor Objekten oder Situationen erleben, von deren Ungefährlichkeit sie (in der Regel) überzeugt sind. Neuere Untersuchungen falsifizieren jedoch diese Annahme und deuten darauf hin, dass Phobiker sehr wohl die von ihnen gefürchteten Objekte oder Situationen als bedrohlich einschätzen und somit kognitive Prozesse involviert sind (vgl. ausführlicher REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 460). Experimente zur sublimalen (nicht die Schwelle des Bewusstseins überschreitenden) Wahrnehmung werden ebenfalls als Beleg für die Existenz einer bewertungsunabhängigen Emotionsentstehung herangezogen. So fanden z. B. MURPHY und ZAJONC heraus (1991, zitiert

nach REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 460 f.), dass chinesische Schriftzeichen positiver bewertet wurden, wenn diesen ein unterschwellig, nur wenige Millisekunden lang präsentiertes Photo eines fröhlichen Gesichtsausdrucks vorausging, als wenn ein Photo mit einem ärgerlich blickenden Gesicht dargeboten wurde. Offenbar konnten auf diese Weise unbewusste Emotionen hervorgerufen werden (vgl. auch den Diskussionsbeitrag von WINKIELMAN und BERRIDGE 2009, S. 396 zu ähnlichen Ergebnissen).

Emotionen treten demnach auch ohne die bewusste Wahrnehmung ihrer Auslöser auf; daraus, so REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 461), ließe sich jedoch nicht zwingend auf die Auslösbarkeit von Emotionen ohne Einschätzungsprozesse schließen. Die Forschungsergebnisse legten nur nahe, dass keine bewussten Bewertungsprozesse erforderlich seien. Entscheidend ist, wie Kapitel 2.4.3 verdeutlicht, die Annahme, dass Einschätzungsprozesse *sowohl* schnell, unbewusst, nicht oder nur schwer kontrollierbar *als auch* langsam, bewusst und willentlich beeinflussbar ablaufen können (vgl. REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 461; siehe auch LAZARUS 1999, S. 81 ff.). Vor dem Hintergrund dieser breit gefassten Forschungsperspektive ist nach HESS und KAPPAS' (2009, S. 267) Auffassung davon auszugehen, dass Bewertungen eine primäre Rolle bei der Emotionsauslösung (und -modulation) einnehmen. Abbildung 14 stellt diesen Zusammenhang, einschließlich möglicher Rückkopplungsprozesse, stark vereinfacht dar.



Abb. 14: Aktualgenese von Emotionen durch Bewertungsprozesse (eigene Darstellung)

Wie sich die wechselseitige Beeinflussung von Emotionen und Kognitionen im Detail vollzieht und worin die hirnfunktionalen Korrelate dieser Interaktion bestehen, wird jedoch kontrovers diskutiert (vgl. z. B. BISCHOF 2009; LEDOUX 2007). Nach der auf neuroanatomischen Befunden basierenden Auffassung von SCHMALT und SOKOLOWSKI (2006, S. 537) handelt es sich bei Kognition und Emotion um qualitativ unterschiedliche und voneinander unabhängige Komponenten des psychischen Geschehens, da die Verarbeitung der entsprechenden Informationen in unterschiedlichen Arealen des zentralen Nervensystems erfolgt. Ob eine strikte Trennung von Kognition und Emotion jedoch sinnvoll erscheint, hängt nach LEDOUX (2007, S. 402) von der Definition dieser Begriffe ab. Für diesen Beitrag ausreichend ist die grundlegende Erkenntnis, dass Kognition und Emotion „eng miteinander verzahnt“ (REISENZEIN 2006, S. 475) sind, vornehmlich im Kontext von Bewertungsprozessen und der Aktualgenese von Emotionen.

2.5.2.5 Universalität oder kulturspezifische Variation von Emotionen und Bewertungsprozessen?

Vor dem Hintergrund dieser weitreichenden Bedeutung von Bewertungsprozessen, auch im Kontext der vorliegenden Forschungsarbeit, ist eine nähere Betrachtung der folgenden zwei Fragen in Anlehnung an MAIER und PEKRUN (2003, S. 291) als erforderlich anzusehen:

1. Sind ähnliche Bewertungsmuster kulturübergreifend mit den gleichen Emotionen assoziiert?
2. Werden von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen die „gleichen“ emotionsauslösenden Ereignisse unterschiedlich bewertet?

Die erste Frage wird, sofern als Aussage formuliert, auch als *Universal Contingency*-Hypothese bezeichnet:

„if people in different cultures appraise an event in the same way, they will feel the same emotion“ (SCHERER und ELLSWORTH 2009b, S. 397 f.; vgl. auch LAZARUS 1999, S. 69).

Diese aus Sicht der Bewertungstheorien bestehende Annahme von kulturstabilen, universalen Beziehungen zwischen Bewertungsmustern und Emotionen konnte nach MAIER und PEKRUN (2003, S. 292) empirisch bestätigt werden. Die Autoren verweisen hierbei u. a. auf die viel zitierten Studien von FRIJDA et al. (1995) und SCHERER (1997). So lösten unabhängig von der kulturellen Zugehörigkeit Situationen z. B. Ärger aus, die als unangenehm, unfair, unerwartet, der Zielerreichung hinderlich und fremd verursacht angesehen wurden (vgl. SCHERER 1997, S. 141). „The results show strong similarities for emotion-specific appraisal profiles across geopolitical regions“, betonen SCHERER und ELLSWORTH (2009b, S. 397). Zudem sind Verlusterfahrungen universell mit Trauerreaktionen assoziiert und die Antizipation von Situationen, die eine körperliche Schädigung implizieren, führen kulturübergreifend zu Angst (vgl. MAIER und PEKRUN 2003, S. 294).

Allerdings können Bewertungen von „gleichen“ emotionsauslösenden Ereignissen in Abhängigkeit von kulturspezifischen Wertesystemen, Normen und Traditionen variieren und somit unterschiedliche Emotionen und auch Handlungstendenzen initiieren:

„The ‘same’ event (e.g. winning a contest, leaving home) may not have the same meaning in different cultures, and may have different consequences for the individual and elicit different action tendencies“ (SCHERER und ELLSWORTH 2009b, S. 397; vgl. auch MERTEN 2003, S. 131 f.; MESQUITA und WALKER 2003, S. 784 f.).

Auch LAZARUS verweist im Kontext der Stressforschung auf den engen Zusammenhang zwischen kulturellen Einflüssen und Wahrnehmungs- und Bewertungsprozessen:

„The most obvious way in which cultural meanings can influence the experience and expression of emotion is through how a person *perceives, understands, and appraises* what is happening socially, which in turn depends on acquired beliefs and goals“ (ebd. 1991, S. 361; Hervorhebung im Original).

Insbesondere die Unterscheidung von individualistischen, die Unabhängigkeit und Einzigartigkeit des Individuums betonenden westlichen Kulturen und kollektivistischen, primär die Verbundenheit zur Familie und anderen sozialen Gruppen wertschätzenden Kulturen wird zur Erklärung kultureller Unterschiede des emotionalen Erlebens herangezogen (vgl. LAZARUS 1991, S. 365 f.; MAIER und PEKRUN 2003, S. 299 f.; MIYAMOTO und KITAYAMA 2009, S. 215 ff.). So zeigen z. B. Untersuchungen, dass Chinesen im Vergleich zu Amerikanern in signifikant geringerem Maße die eigene Leistung als Ursache von Stolz ansehen (vgl. MAIER und PEKRUN 2003, S. 300) oder dass Situationen des „Alleinseins“ in kollektivistischen Kulturen eher als soziale Isolation interpretiert und mit Gefühlen des Verlassenseins verbunden werden als in individualistischen Kulturen (vgl. ausführlicher MESQUITA et al. 1997).

Zusammenfassend lassen sich die vorangestellten Fragen bejahend beantworten. Ähnliche Bewertungsmuster sind kulturübergreifend mit den gleichen Emotionen assoziiert, kulturelle Unterschiede können hingegen in der Beziehung zwischen unterschiedlichen Bewertungen von Mensch-Umwelt-Transaktionen und dem daraus folgenden unterschiedlichen emotionalen Erleben bestehen (vgl. Abb. 15). Dass darüber hinausgehend auch interindividuelle Differenzen einen gewichtigen Einfluss auf Bewertungsprozesse nehmen, wird im Zusammenhang mit der Darstellung des Stresskonzepts noch ausführlich zu diskutieren sein.

Kulturkreis	Kulturelle Universalität des emotionalen Erlebens bei <i>gleichen</i> Bewertungsprozessen		
z.B. Dtl.	„ungleiche“ Mensch-Umwelt-Transaktion	→ gleiche Bewertung	→ gleiche Emotion
z.B. China			
Kulturkreis	Kultureller Einfluss auf das emotionale Erleben bei <i>ungleichen</i> Bewertungsprozessen		
z.B. Dtl.	„gleiche“ Mensch-Umwelt-Transaktion		→ ungleiche Emotion
z.B. China			→ ungleiche Emotion

Abb. 15: Bewertungsmuster und emotionales Erleben im Kulturvergleich (eigene Darstellung)

2.6 VERHALTEN UND HANDELN

Emotionen zeigen, wie die vorangegangenen Ausführungen verdeutlichen, im menschlichen Erleben „eine große Unmittelbarkeit und Evidenz“ (STEMMLER 2009c, S. 291). Emotionen „priorisieren bestimmte persönliche Ziele, motivieren unser Verhalten [...] und beeinflussen Handlungsentwürfe, manchmal gegen unseren Verstand“ (ebd., S. 291). „Much of what we do and how we do it is influenced by emotions and the conditions that generate them“, betont auch LAZARUS (1991, S. 3). Emotionen, Stresserleben und Coping stehen in einem engen Wechselverhältnis – „the three concepts [...] belong together and form a conceptual unit“, konstatiert LAZARUS (1999, S. 37). Bevor im weiteren Verlauf die Rolle der

Emotionen im Kontext von verhaltens-, einschließlich handlungsbezogenen Mensch-Umwelt-Transaktionen vertiefend betrachtet wird, erfolgt eine für diese und die nachstehende Diskussion des Copingkonzepts erforderliche Begriffsexplikation von „Handlung“ und „Verhalten“. Zentral ist die Annahme, dass ein ausschließlicher Bezug sowohl auf Handlungstheorien, die nur das beobachtbare Handeln reflektieren, vergleiche z. B. HABERMAS' Theorie des kommunikativen Handelns (1981) oder WERLENS Entwurf einer handlungszentrierten Sozialgeographie (1995, 1997b) als auch eine Fokussierung auf lediglich bewusste Kognitionsprozesse für eine umfassende Analyse unterschiedlicher Copingformen zu kurz greifen.

2.6.1 „Wir verhalten uns immer, aber nicht immer handeln wir“

Während in der gegenwärtigen Geographie der Verhaltensbegriff aus Gründen der Abgrenzung zum klassischen Behaviorismus und zu kognitiven Verhaltenstheorien (vgl. ausführlicher WERLEN 1997a, S. 36 ff.; WEICHHART 2008a, Kap. 9 und 10) dezidiert vermieden wird und stattdessen – insbesondere aus handlungstheoretischer Perspektive bevorzugt – die diametrale Akzentuierung eines bewusst und reflexiv, intentional, ziel- und sinnbezogen, beobachtbar agierenden Subjekts erfolgt, definiert sich hingegen die akademische Psychologie vornehmlich als die „Wissenschaft vom Erleben und *Verhalten*“ des Menschen (GOLLER 2009, S. 19; Hervorhebung durch Verf.; siehe auch LINGERKE 2007, S. 11; WALACH 2009, S. 15). Nach ROST et al. (2001, S. 15) wird „Verhalten“ in der Psychologie

„längst nicht mehr reduziert auf den Speichelfluss von Pavlov's Hund oder das Picken von Skinners Tauben. Seit der ‚kognitiven Wende‘ [...] sind auch Kognitionen und Emotionen dem Verhaltensbegriff zugeordnet“ (vgl. auch VESTER 2009, S. 45).

Verhalten fungiert somit als breit gefasster Oberbegriff für alle direkt und indirekt beobachtbaren und registrierbaren Lebensvorgänge, willkürlichen, unbewussten (vgl. Kap. 2.4.2) und automatisierten Reaktionen und Aktivitäten eines Organismus, Individuums oder einer Gruppe, wozu „jede motorische, verbale, kognitive, emotionale Aktivität“ (ESSER 2002, S. 178; Hervorhebung im Original) und jedes bewusste, absichtliche Handeln gehören (vgl. GOLLER 2008, S. 156). Der Verhaltensbegriff lässt sich, wie GOLLER (2008, S. 156) und SELG und DÖRNER (2005, S. 25) aufzeigen, in „offene“, (direkt und über Indikatoren indirekt) beobachtbare Vorgänge wie Körperbewegungen, verbale Äußerungen oder physiologische Prozesse (z. B. Erröten, Herzfrequenz) und in „verdeckte“, intrapsychische Phänomene wie Denken, Wollen und (emotionales) Empfinden unterteilen. Verdecktes Verhalten ist indes nur der Selbstbeobachtung zugänglich oder möglichenfalls, z. B. über die emotionale Ausdruckskomponente, aus offenem Verhalten indirekt erschließbar. Die vorliegende Arbeit wird sich fortführend auf diese grundlegende Differenzierung zwischen offenem und verdecktem Verhalten beziehen.

„Wir verhalten uns immer, aber nicht immer handeln wir“, stellen SELG und DÖRNER (2005, S. 26) aus psychologischer Perspektive mit Nachdruck heraus und konstatieren, dass eine Umschreibung der Psychologie als Wissenschaft vom

menschlichen Handeln zwar notwendig, jedoch nicht hinreichend sei (vgl. auch HASSES Plädoyer für eine Berücksichtigung des Verhaltenskonzepts in der Geographie; HASSE 1999a, S. 74). Beispielsweise werde für Handlungen die Bewusstheit betont, obgleich Handeln nicht den gesamten Forschungsbereich der Psychologie abdecke. Auch unbewusste, unabsichtliche, ungeplante Vorgänge (z. B. in entwicklungspsychologischen oder lernabhängigen Kontexten) sind nach SELG und DÖRNER (2005, S. 26) Untersuchungsgegenstand. Eine ausschließliche Bezugnahme auf handlungstheoretische Ansätze wäre zudem für die Analyse von Copingprozessen unzulänglich – so könnten z. B. unbewusste copingbezogene Erscheinungsformen (wie das Verleugnen, Verdrängen oder Bagatellisieren einer Problemsituation) nicht hinreichend erfasst werden. In diesem Zusammenhang stellt sich allerdings die für diesen Beitrag wichtige und diskussionsbedürftige Frage, ob verdecktes Verhalten ein lediglich auf kognitiven Prozessen basierendes, verdecktes Handeln einschließt. Oder anders formuliert: Können bewusste und zielgerichtete, intrapsychische Prozesse auch als Handeln aufgefasst werden?

Max WEBER, einer der Mitbegründer der deutschen Soziologie, definiert Handeln als

„ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) [...], wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden“ (WEBER 1922, S. 1; Hervorhebung im Original).

„Soziales Handeln“ hingegen umfasst seiner Ansicht nach nur solches Handeln,

„welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (ebd., S. 1; Hervorhebung im Original).

Diesem WEBERSCHEN (1922, S. 1) abstraktionshierarchischen Ansatz folgend ist Handeln durch seine Beschränkung auf nur sinnhaftes (und somit Intentionalität und Reflexivität implizierendes, vgl. MÜLLER 2007, S. 112) Verhalten als Spezialfall des – auch in der Psychologie als übergeordneter Analyserahmen fungierenden – Verhaltenskonzepts anzusehen. Gleichmaßen wird weiterführend soziales Handeln, das nach MÜLLER (2007, S. 112) einen sinnhaften Bezug auf anwesende, einzelne Handelnde oder abwesende, sich vorgestellte Andere (z. B. Ahnen, Idole oder Gott) voraussetzt, als Spezialfall von Handeln betrachtet (vgl. Abb. 16). Je konkreter der Begriff, desto kleiner ist folglich auch sein Anwendungsbereich. WEBER (1922, S. 11) veranschaulicht diesen Zusammenhang anhand folgender Beispiele:

So ist das massenhafte Aufspannen von Schirmen bei einsetzendem Regen als sinnbezogenes *Handeln* an dem Bedürfnis nach Nässeschutz und (normalerweise) nicht an dem Verhalten anderer orientiert. Das Zusammenstoßen zweier Radfahrer hingegen stellt ein *Verhalten* dar, „ein bloßes Ereignis wie ein Naturgeschehen“ (ebd., S. 11), während die auf den Zusammenstoß folgende „Schimpferei, Prügelei oder friedliche Erörterung „*soziales Handeln*““ (ebd., S. 11; Hervorhebung durch Verf.) symbolisiert.

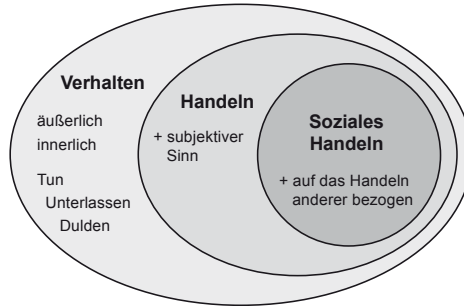


Abb. 16: Beziehungsgefüge von „Verhalten“, „Handeln“ und „sozialem Handeln“ nach der Handlungstheorie von WEBER (1922) (eigene Darstellung)

Einen differenzierteren Einblick in die Handlungstheorie WEBERS offerieren KRAEMER (2008), MÜLLER (2007) und VESTER (2009). Für die vorliegende Arbeit als bedeutsame Erkenntnis festzuhalten ist zum einen die begriffslogische Konzeption von Verhalten als Oberbegriff für Handeln und soziales Handeln sowie die Konzeption von Handeln als Oberbegriff für soziales Handeln. Auch wenn WEBER (1922, S. 2) gleichermaßen betont, dass eine trennscharfe Unterscheidung dieser Typenbildung in der Wirklichkeit kaum möglich sei (vgl. auch KRAEMER 2008, S. 84), ist diese jedoch – auch in Anlehnung an die psychologische Begriffskonzeption von „Verhalten“ (s. o.) – für die nachstehende Diskussion unterschiedlichen Copingverhaltens als hilfreicher Analyserahmen anzusehen. Coping ausschließlich auf sinnbezogenes Handeln zu reduzieren, hätte, wie zuvor erläutert, den Ausschluss zusätzlicher Erscheinungsformen des Copings und somit eine Begrenzung der Perspektive zur Folge.

Zum anderen ist zu betonen, und dies ist für die oben angeführte Frage nach verdecktem Handeln innerhalb des verdeckten Verhaltens aufschlussreich, dass Handeln WEBERS (1922, S. 1) Definition entsprechend neben dem sinnbezogenen äußerlichen Tun ebenfalls das *innerliche* Tun umfasst, das nach ESSER (2002, S. 178) nicht sichtbar „in der Binnenwelt des Organismus“ stattfindet (vgl. in ähnlicher Weise Alfred SCHÜTZ 1962 zu overt und covertem Handeln). Beispiele für inneres Tun wären das bewusste Phantasieren von Möglichkeiten, das Entwerfen und Abwägen von Plänen oder das Fassen von Entschlüssen (vgl. ESSER 2002, S. 178). In WEBERS (1922, S. 1 f.) handlungstheoretischer Konzeption ist die subjektive Sinnhaftigkeit des Handelns zentral, die „Erwägungen über Mittel und Zwecke bzw. Ziele“ (ESSER 2002, S. 196) beinhaltet. Vor diesem Hintergrund und Bezug nehmend auf WEBERS (1922, S. 1) obige Begriffserläuterung von Handeln ist somit auch verdecktes, von außen nicht beobachtbares, intrapsychisches Verhalten als Handeln aufzufassen, sofern es die allgemeinen Bestimmungskriterien des Handlungsbegriffs – bei WEBER (1922) ist dies der Sinnbezug – erfüllt. Diese Grundannahme wird im weiteren Verlauf noch eingehender spezifiziert.

2.6.2 Diskussion des Handlungsbegriffs

„Handeln“ als Prozess oder „Handlung“ als das Ergebnis dieses Prozesses, d. h. als das vollzogene Handeln (vgl. WERLEN 1997a, S. 38) konstituieren die grundlegenden Konzepte disziplinübergreifender, handlungstheoretischer Paradigmen. Nach GIDDENS' (1984, S. XXII) soziologischer Theorie der Strukturierung besitzen z. B. die Handelnden oder Akteure – er gebraucht diese Begriffe synonym – „as an inherent aspect of what they do, the capacity to understand what they do while they do it“ (ebd., S. XXII), wobei diese reflexive Fähigkeit, dieses Verstehen des eigenen Tuns seiner Ansicht nach nur teilweise auf diskursiver, d. h. auf sprachlich mitteilbarer Ebene operiert. Demnach existiert neben einem solchen „diskursiven Bewusstsein“ (engl. *discursive consciousness*), das alle artikulierbaren Wissensbestände umfasst, die im Handeln nicht nur zur Anwendung gebracht, sondern auch auf Nachfrage artikuliert werden können (vgl. WERLEN 1997b, S. 152), nach GIDDENS (1984, S. 5 ff.; 41 ff.) ebenso ein „praktisches Bewusstsein“ (engl. *practical consciousness*): Die Akteure kennen implizit die Rahmenbedingungen ihres Handelns, können diese jedoch nicht verbal zum Ausdruck bringen (vgl. ausführlicher GIDDENS 1984, Kap. 2; WERLEN 1997b, Kap. 4.2.2). So beruht beispielsweise routiniertes, den Großteil menschlichen Handeln ausmachendes Alltagshandeln auf einem praktischen Bewusstsein (vgl. MIEBACH 2010, S. 384). Handeln, betont GIDDENS (1988, S. 289), beziehe sich nicht in erster Linie

„auf die Intentionen der beteiligten Subjekte, sondern eher auf deren praktisches Vermögen, Veränderungen in der objektiven Welt zu bewirken und auf die vom Handeln produzierte Objektivität selbst. [...] Handeln ist, mit anderen Worten, nichts als das ständige Eingreifen der Menschen in die natürliche und soziale Ereigniswelt“.

Dieses Zitat verdeutlicht zusammenfassend, dass GIDDENS' Handlungsbegriff Intentionalität und ein diskursives Bewusstsein für ein Verhalten nicht logisch voraussetzt, um dieses als Handeln verstehen zu können (vgl. GIDDENS 1984, S. 58 ff.; KRAEMER 2008, S. 96).

Aus übergeordnet psychologischer Perspektive hingegen sind nach SELG und DÖRNER (2005, S. 26) Handlungen

„(wenigstens zum Teil, z. B. bezüglich ihres Sinns) bewusste, zielgerichtete Verhaltensmuster, die nach einem Plan mit bestimmten Absichten und Erwartungen ablaufen“.

In ähnlicher Weise, jedoch unter der Berücksichtigung emotionaler Einflüsse und der Betonung, dass die folgenden Merkmale nur im Idealfall *alle* bestehen, definieren die Psychologen FREY und GREIF (1999, S. 321) Handeln als das

„bewusste, zielgerichtete und geplante, gewollte und von Emotionen begleitete, sozial gesteuerte und kontrollierte Verhalten“.

„Bewusstheit“, so die Autoren (S. 321), impliziere, dass der Handelnde, auch wenn dies nicht immer der Fall sein müsse, seine handlungsbezogenen Kognitionen, Willensprozesse und Emotionen wahrnehme und über diese selbstreflexiv berichten könne. „Zielgerichtet“ beinhalte die Ausrichtung auf einen zukünftigen, vorgestellten Zustand. HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 256) bezeichnen

den Zielbegriff auch als die Vorwegnahme angestrebter Handlungsfolgen (vgl. auch Kap. 3.3.3). „Geplant“ verweise auf die Vorstellung des Weges zum Ziel und „gewollt“ auf Willensprozesse, die nach FREY und GREIF (1999, S. 321) zumindest schwierige Handlungen erforderten. „Emotionen“ steuerten Handlungen und verliehen diesen Wichtigkeit, während „sozial gesteuert und kontrolliert“ die Einbettung von Handlungen in soziale Kontexte betone (ebd., S. 321).

Letzterer Aspekt wird insbesondere von GIDDENS (1984, S. 25) in seinem Konzept der „Dualität der Struktur“, der Wechselbeziehung von Handlung und Struktur, tiefer gehend herausgestellt. Der Begriff „Struktur“ (oder der sozialen Struktur) bezieht sich seiner Definition folgend auf Regeln und Ressourcen, die in die Produktion und Reproduktion sozialer Systeme eingehen (vgl. ausführlicher ebd., S. XXXI ff.). Strukturen sind, wie TREIBEL (2006, S. 261) veranschaulicht, die

„institutionellen, dauerhaften Gegebenheiten, mit denen die Individuen konfrontiert werden, in denen sie sich ‚bewegen‘ und mit denen sie ‚leben‘ und sich auseinandersetzen müssen“.

Entscheidend, auch für den vorliegenden Beitrag, ist jedoch die Auffassung GIDDENS' (1984, S. 25), dass eine Struktur erst aus dem Handeln resultiert und zugleich das Handeln mitbedingt bzw. produziert und reproduziert:

„The constitution of agents and structures are not two independently given sets of phenomena, a dualism, but represent a duality“ (ebd., S. 25; vgl. hierzu auch LUHMANN 1997, S. 430 f., der Strukturen ebenfalls als nicht normativ vorgegeben und als nicht stabil betrachtet).

Dabei dürfe Struktur keinesfalls mit Zwang gleichgesetzt werden; sie schränke Handeln nicht nur ein, sondern ermögliche auch Handeln, biete Orientierung und definiere die Rahmenbedingungen individueller Handlungsoptionen. Demnach sind Handeln und Struktur als komplementäre Aspekte derselben Sache (vgl. Abb. 17) und nicht als polare Gegensätze aufzufassen (vgl. WEICHART 2008a, S. 285).

Darüber hinaus wird Handeln nicht nur durch einen subjektiven Sinnbezug und durch Intentionalität (vgl. z. B. WEBER 1922), sondern auch durch die im Handeln umgesetzte Fähigkeit charakterisiert, (intendierte und nicht intendierte) Veränderungen in der sozialen und der physisch-materiellen Welt zu bewirken (vgl. GIDDENS 1984, Kap. 1).

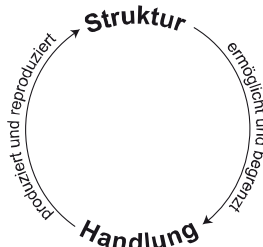


Abb. 17: Die Dualität von Struktur und Handlung nach GIDDENS (1984) (eigene Darstellung)

Dieser Zusammenhang wird desgleichen in ähnlicher Weise von UEXKÜLL (1931, S. 206; vgl. seinen Entwurf des relationalen Umweltbegriffs in Kap. 2.1.1) thematisiert:

„Unsere Gebrauchsgegenstände stellen immer ‚gefrorene Handlungen des Menschen dar‘ und dienen uns als Wegweiser zu den ihnen entsprechenden Handlungen.“

Mensch und Umwelt beeinflussen sich über den Handlungsprozess wechselseitig und nachhaltig; die Frage, ob nicht auch Verhalten Struktur schaffen kann und umgekehrt Struktur Verhalten, sei dahingestellt. Für eine umfassende Diskussion des Copingkonzepts ist GIDDENS' dialektische Verbindung zwischen struktur- und individualtheoretischen Ansätzen bzw. die Verknüpfung von Mikro- und Makroperspektive (vgl. TREIBEL 2006, S. 259) von zentraler Bedeutung. Handeln als eine „durée“ (GIDDENS 1984, S. 3), als kontinuierlicher Verhaltensstrom, existiert nicht ohne Struktur; Handlungen sind, wie WERLEN (2008, S. 290) betont, immer „Ausdruck des jeweiligen sozial-kulturellen Kontextes“. Dass im Handeln allerdings auch auf den Handelnden selbst (und nicht nur auf die soziale und physisch-materielle Welt) wichtige Rückwirkungen produziert werden können, findet in der Handlungstheorie GIDDENS', so WEICHHART (2008a, S. 288), weniger Beachtung. Insbesondere aus psychologischer Sichtweise und im Kontext der Stress- und Copingforschung ist dieser Aspekt jedoch als wesentliches Bestimmungselement in den Analyserahmen einzubeziehen; schließlich nimmt das Copingverhalten eines Individuums Einfluss auf sein subjektives Stressempfinden und emotionales Erleben.

Ohne die Diskussion des Handlungsbegriffs bzw. handlungstheoretischer Ansätze weiterführend zu vertiefen, ist anzumerken, dass sowohl der Psychologie (vgl. z. B. HIEMISCH 2009; STAUB 2002 oder den kontroversen Meinungsaustausch zur definitorischen Abgrenzung von „Handlung“ in „Ethik und Sozialwissenschaften“ 1998) als auch der Geographie und Soziologie kein konsensfähiger Handlungsbegriff zugrunde liegt (vgl. z. B. WALGENBACH 2006 zur Kritik an GIDDENS' Strukturationstheorie oder WERLENS handlungstheoretischen Entwurf in kritischer Reflexion von ARNOLD 1998 und bei MEUSBURGER 1999a). Uneinigkeit besteht hinsichtlich der zentralen Bestimmungselemente, die bestehen *müssen* oder im „Idealfall“ (s. o.) bestehen *können*, um ein Verhalten als Handeln klassifizieren zu können. „Man kann“, so LUHMANN (2009, S. 78), „keine Merkmale angeben, die allen Handlungen und nur Handlungen zukommen“. Offenbar ist es wie so oft eine Frage der konzeptionellen Überzeugung. Während GIDDENS (1984) Intentionalität als weniger maßgebend ansieht, stellen, wie dargelegt, für SELG und DÖRNER (2005) sowie FREY und GREIF (1999) aus psychologischer Perspektive eine Intentionalität und Zielorientierung die wesentlichen Kriterien des Handlungsbegriffs dar (vgl. diesbezüglich auch das in der gegenwärtigen Psychologie viel zitierte „Rubikonmodell“ intentionaler Handlungsphasen von HECKHAUSEN und GOLLWITZER 1987).

Trotz der vorangegangenen kritischen Anmerkung LUHMANNs sind vor allem im Sinne nachfolgender Diskussionen eine kurze Darlegung (vgl. Kasten 6) und eine Erörterung der in dieser Arbeit befürworteten Begriffsauffassung von Handlung erforderlich.

Kasten 6:**Arbeitsdefinition von Handeln und Verhalten im Kontext der vorliegenden Arbeit**

Ein Verhalten ist als Handeln aufzufassen, wenn es von einem Individuum

- für Dritte direkt/indirekt mit Ausnahmen beobachtbar (offen) und/oder für Dritte unbeobachtbar (verdeckt bzw. intrapsychisch),
- „diskursiv bewusst“ (vgl. GIDDENS 1984, S. 41 ff.) und selbstreflexiv,
- intendiert (gewollt und auf ein Ziel oder mehrere Ziele gerichtet)
- und von Emotionen begleitet,
- mit intendierten, erwarteten und/oder nicht intendierten, unerwarteten oder ohne Handlungsfolgen ausgeführt oder nicht ausgeführt wird.

Die in Kasten 6 aufgezeigte Definition grenzt Handeln von den nicht weniger wichtigen, sogenannten „Geschehnissen“ ab, von (automatisiertem) Routineverhalten, Reflexen sowie nicht kontrollierbaren und nicht intendierten Ereignissen, die einem Individuum zunächst widerfahren oder schlicht zustoßen (z. B. sich ungewollt ärgern, langweilen oder stolpern; vgl. ausführlicher BRANDTSTÄDTER 2001, Kap. 2; GOLLER 2009, S. 158 f.). Eine Freiheit im Sinne der Möglichkeiten und Fähigkeiten, zu jeder Zeit in jeder vermeintlich transparent erscheinenden Situation beliebig „offen“ (bzw. für Dritte beobachtbar) handeln zu können, widerspricht allerdings den „realen“ Bedingungen (vgl. diesbezüglich auch GIDDENS' vorsichtigen Gebrauch des Intentionalitätsbegriffs; GIDDENS 1984). Jedes Handeln, so BRANDTSTÄDTER (2001, S. 124), „bewegt sich auf einem Kontinuum zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung durch aufgezwungene Intentionalität“; Zwischenstufen seien dabei der typische Fall (vgl. auch GOLLER 2009, S. 160 ff.). Umweltfaktoren, oftmals aber auch eigene Wünsche und Überzeugungen, sind von einem Individuum kognitiv nicht vollständig zu erfassen (vgl. BRANDTSTÄDTER 2001 S. 123). Zudem könne immer „was dazwischen kommen“ (ebd., S. 122) und ein Divergieren von Handlungsintentionen und Ergebnissen erwirken. Dennoch sind nach BRANDTSTÄDTER (2001, S. 34) – und dies soll ex aequo für diese Arbeit gelten – Wünsche und Ziele auch und gerade dann die Wünsche und Ziele eines Individuums, wenn selbiges nicht in deren Genese, Entwicklung und Modifikation beliebig eingreifen kann.

Der Vielschichtigkeit des Handlungsbegriffs entspricht, dass gleichzeitig bestehende, unterschiedliche Intentionen *einer* Handlung nicht auszuschließen sind (vgl. BRANDTSTÄDTER 2001, 38). Wer Arbeit sucht, vermag dies aus finanziellem Interesse zu tun, möglicherweise aber auch aus Gründen der Selbstverwirklichung. Zentral ist zudem die bereits im Rahmen der Diskussion von WEBERS (1922) Handlungsbegriff erwähnte Annahme, dass Handeln sich auch verdeckt, d. h. nur dem Handelnden über Introspektion zugänglich, vollziehen kann. Ein kognitiver Prozess, z. B. das Akzeptieren einer Stress induzierenden Situation, ist dann als Handeln zu bezeichnen, wenn dieser diskursiv bewusst, intendiert und emotional abläuft und intendierte und/oder nicht intendierte oder keine Handlungsergebnisse nach sich zieht. Beispielsweise kann ein Ziel von Akzeptanz die Beendigung der Auseinandersetzung mit einer ohnehin nicht beeinflussbaren Si-

tuation beinhalten, um die Aufmerksamkeit auf andere Dinge richten zu können. Plakativ formuliert vollzieht sich die Handlung lediglich als Gedanke im Kopf.

Basierend auf den vorangegangenen Ausführungen skizziert Abbildung 18 zusammenfassend das der vorliegenden Arbeit zugrunde liegende Ordnungsschema der Begriffe „Verhalten“ (vgl. Kap. 2.6.1) und „Handeln“. Verhalten als Oberbegriff subsumiert offenes und verdecktes (intrapsychisches) Verhalten, das sich jeweils in Handeln und Geschehnis (s. o.) aufgliedern lässt. Offenes und verdecktes Handeln sind auch dann als Handeln aufzufassen, wenn dieses bewusst und intendiert *nicht* ausgeführt, d. h. unterlassen wird, indem z. B. eine Person nicht zur Arbeit geht oder einen Gedanken bewusst und gezielt verdrängt. Das Nicht-Ausführen von offenem Handeln ist jedoch keinesfalls immer beobachtbar. Nur vor dem Hintergrund andersartiger Erwartungen aus dem sozialen Umfeld wird ein Nicht-Handeln oder Unterlassungshandeln sichtbar (vgl. SCHIMANK 2010, S. 42). Das verdeckte Verhalten beinhaltet ferner unbewusste kognitive Prozesse (vgl. auch Kap. 2.4.2).

Trotz ihrer analytischen Trennung sind Handeln und Geschehnis jedoch als nicht voneinander losgelöst zu betrachten. So basiert die Ausführung einer auf motorische Prozesse des menschlichen Bewegungsapparates zurückgreifende, offene Handlung auf automatisierten Bewegungsabläufen (z. B. beim koordinierten Gehen) oder, wie SCHIMANK (2010, S. 28) hervorhebt, ein „bloßes Verhalten“ des Gegenübers (z. B. bei einem Ohnmachtsanfall) ruft aufseiten von Anwesenden Handeln hervor (Verständigung des Notarztes). Gleichzeitig kann HEFFELS (2008, S. 16) zufolge Handeln durch häufig wiederholtes Handeln zur Gewohnheitsbildung und Routine werden und somit, nach Auffassung der vorliegenden Arbeit, zum Geschehnis.

Dass jedes offene Handeln im Rahmen von Mensch-Umwelt-Transaktionen stattfindet und von einem „präformierten Feld von Möglichkeiten“ (BRANDT-STÄDTER 2001, S. 123) beeinflusst wird, ist offensichtlich. „No man is an island“, and individual functioning does not take place in a vacuum“, stellen MAGNUSSON und TÖRESTAD (1992, S. 93) treffend heraus.

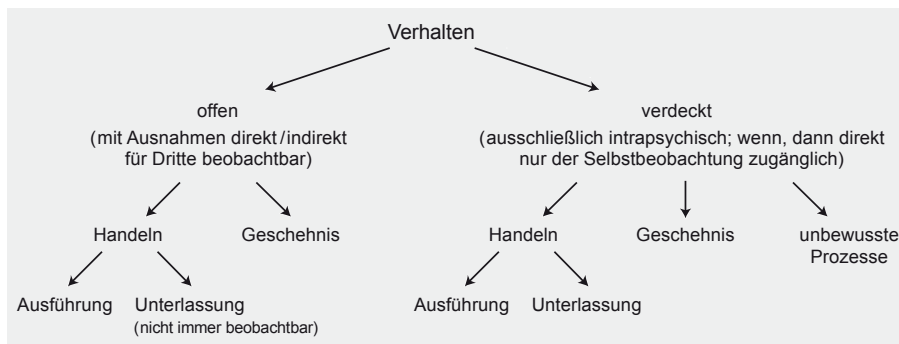


Abb. 18: Ordnungsschema der Begriffe „Verhalten“ und „Handeln“ im Kontext dieser Arbeit (eigene Darstellung)

Auch WERLEN (2008, S. 283 ff.) betont, dass die Fähigkeit zum Handeln zwar nur einem Individuum und nicht einem Kollektiv, einem Staat oder einer sozialen Gruppe inhärent; ausschließlich individuelle Handlungen gäbe es jedoch nicht. Dies wird ebenfalls aus umweltpsychologischer Perspektive von ECKENSBERGER (2008, S. 247) hervorgehoben: Jedes Handeln reflektiert die

„Struktur und die Funktionen der zeitlichen, kulturellen, sozialen und physikalischen Aspekte des Kontexts und trägt selbst etwas zu diesem Kontext bei“.

Im Folgenden werden in Kürze und stark vereinfacht grundlegende Faktoren angeführt, die offenes Handeln (und somit auch offenes Copingverhalten) und das Nicht-Ausführen von offenem Handeln beeinflussen können. Verhalten als Geschehnis und verdecktes, intrapsychisches Verhalten bleiben in diesem Zusammenhang unberücksichtigt.

2.6.3 Rahmenbedingungen des offenen Handelns und Nicht-Handelns

MEULEMANN (2006, S. 29) definiert Handeln als eine Bezugnahme des Menschen auf seine Umwelt. Hierbei stellt sich die Frage nach den Variablen, die diese Bezugnahme unter der Annahme eines transaktionalen (analytisch betrachteten) Beziehungsverständnisses von Mensch und Umwelt (vgl. Kap. 2.2.1) charakterisieren. Abbildung 19 zeigt vier für den vorliegenden Beitrag relevante Einflussgrößen auf, die – ohne dies ausführlicher zu skizzieren – einerseits aus psychischen (einschließlich emotionalen) und physisch-anatomischen (vgl. Kap. 2.1.2 zum Menschen als Systemkonglomerat), andererseits aus soziokulturellen, ökonomischen, politisch-institutionellen, ökologischen und baulich-artifiziellen Konstellationen resultieren und die Initiierung, Durchführung, Beendigung oder das Unterlassen von Handeln bedingen. Dass Handeln sich immer in einem temporalen Kontext (Zeit $t_1, t_2, t_3, \dots, t_n$) ereignet und dieser nicht nur, wie auch GIDDENS (1984, Kap. 3) mehrfach akzentuiert, als bloße Randbedingung oder äußerer Faktor anzusehen ist, wurde bereits ausführlich in Kapitel 2.3.1 diskutiert (siehe v. a. die Ausführungen zum „Umgang mit der Zeit“). „All social life occurs in, and is constituted by, intersections of presence and absence in the ‚fading away‘ of time“, betont in diesem Sinne GIDDENS (1984, S. 132).

In Anlehnung an STENGEL (1999, S. 191) stellt „Wollen“, synonym auch Volition, als (Antizipations-)Motivation eine entscheidende Größe im Handlungsprozess dar. Kennzeichnend ist das Bestreben, eine bestimmte Handlung auszuführen, die auf die Verwirklichung eines vorgestellten Erfolgs gerichtet ist; das Ich wird dabei als Ursache dieses Verhaltens erlebt. Der Entschluss, d. h. die Bildung einer Vornahme, einer Absicht ist nach SEEBERG (2009, S. 1098) für das Wollen wesentlich.

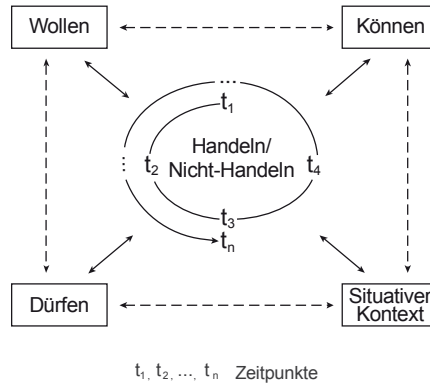


Abb. 19: Einflussgrößen menschlichen Handelns und Nicht-Handelns (modifiziert nach STENGEL 1999, S. 191)

Doch volitionale Prozesse sind für das Ausführen einer Handlung nicht hinreichend. Die erlebte oder faktische (Un-)Fähigkeit, das „Können“ (STENGEL 1999, S. 191), trägt zur Verwirklichung des Handelns grundlegend bei. Ausschlaggebend ist die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung des individuellen Leistungsvermögens sowie der erforderlichen Rahmenbedingungen im Hinblick auf die Realisierung gewollten Handelns. Der Gesundheitszustand, demographische Variablen wie das Alter, der Zugang zu Ressourcen (vgl. z. B. den *livelihoods*-Ansatz des DFID 1999), aber auch Wissen und internale und externale Kontrollüberzeugungen bzw. die Bewertung des eigenen Handelns als fremd- oder selbstkontrolliert (vgl. ausführlicher Kap. 3.3.3) nehmen u. a. Einfluss auf das Empfinden der eigenen (Un-)Fähigkeit. Wichtig diesbezüglich, auch vorgreifend auf die nachstehende Analyse von Stresserleben und „ineffektivem“ Copingverhalten, ist die Berücksichtigung möglicher Diskrepanzen zwischen subjektiven Bewertungen einerseits und „objektiven“, tatsächlich bestehenden Gegebenheiten andererseits (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 185 ff.). So kann Nicht-Handeln, z. B. das Unterlassen der Arbeitssuche, auf der fälschlichen Annahme beruhen, dass alle relevanten Arbeitsplätze belegt sind.

„Dürfen“ hingegen steht nach STENGEL (1999, S. 191) in enger Verbindung zur antizipierten Reaktion der sozialen Umwelt auf (potentielles) Handeln. Institutionen, die gesellschaftlichen Spielregeln oder nach NORTH (1990, S. 3) „the humanly devised constraints that shape human interaction“ definieren und limitieren den Handlungsbereich des Einzelnen (vgl. diesbezüglich auch den *entitlements*-Ansatz von SEN 1981). Formale Institutionen umfassen NORTH (1990, Kap. 5 und 6) folgend juristische Regeln und Gesetze; informelle Institutionen beziehen sich auf Traditionen, Normen und Konventionen, wobei insbesondere die „Quelle der informellen constraints [...] in der Kultur der jeweiligen Gesellschaft“ (MIEBACH 2010, S. 90) verankert ist.

Für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse ist die Frage, inwiefern sich die institutionellen Rahmenbedingungen in China, Stresserleben und Coping-

verhalten wechselseitig beeinflussen. Institutionen verringern Unsicherheit, indem sie, so NORTH (1990, S. 3), für Ordnung im alltäglichen Leben sorgen – „They are a guide to human interaction“ (ebd., S. 3). Doch sind z. B. Gesetze in China, wie BECKER und STRAUB (2007, S. 121) sarkastisch behaupten, hauptsächlich für diejenigen gedacht, die über keine Beziehungen (chines. *guanxi*) verfügen? Erhöhen staatliche Willkür, Korruption und ein fehlendes Vertrauen in ein zuverlässiges Rechtssystem das Unsicherheitsgefühl, während inoffizielle, moralische, aus sozialen Netzwerken resultierende Verpflichtungen Orientierung und Sicherheit verleihen?

DING (1994, zitiert nach FRIEDMANN 2005, S. 108) spricht in diesem Zusammenhang metaphorisch von „institutional amphibiousness“, von der Unbestimmtheit bzw. des „sowohl als auch“-Charakters von Institutionen. In seinen Ausführungen bezieht sich DING nicht ausschließlich auf China:

„In East Asia, the states are organizationally pervasive, without clear-cut boundaries. Their powers and functions are diffuse, and they pay little respect to due process. Consequently, the lines between public and private, political and personal, formal and informal, official and non-official, government and market, legal and customary, and between procedural and substantial, are all blurred“ (DING 1994, S. 317, zitiert nach FRIEDMANN 2005, S. 108).

In Anlehnung an DING (1994) schreibt CHEN (2008) insbesondere den Medien in China eine „amphibische“ Qualität zu:

„Although they [the official media; Anm. der Verf.] are designated to be a mouthpiece of the party-state, they also report ordinary people's opinions and reveal misconduct by state agents“ (ebd., S. 58).

Welche Spielregeln werden wann gespielt und unter welchen Bedingungen erfolgen mögliche Sanktionen bei regelwidrigem Spielverhalten? Die zwei zuletzt vorgetragenen Zitate deuten an, dass „Spielrandgrenzen“ verschwimmen und die Funktionen einzelner Institutionen intransparent und kontradiktorisch sein können. Entscheidend für die Analyse von Stress und Coping ist jedoch die Berücksichtigung dieser Faktoren aus der Perspektive der betroffenen und interviewten Personen.

Gleichzeitig beeinflusst die Situation, die komplexe „situative Ermöglichung oder Behinderung“ (STENGEL 1999, S. 191), als eine wichtige Größe die Handlungsausführung. Naturkatastrophen, kriegerische Auseinandersetzungen, die Geburt eines Kindes oder Transformationsprozesse im Kontext von Megaurbanisierung (vgl. Kap. 4) können die Realisierung dessen, was „gewollt“ wird, behindern, undurchführbar machen, aber auch ermöglichen und optimieren. Anzumerken bleibt allerdings, dass die in der obigen Abbildung 19 illustrierten Einflussgrößen auf das Handeln nicht isoliert voneinander zu analysieren sind. Sie beeinflussen sich wechselseitig; so beendet z. B. die erlebte Unfähigkeit des eigenen Könnens eine ursprüngliche Handlungsmotivation. Insbesondere eine integrierende Betrachtung der Konzepte „Dürfen“ und „Können“ lässt an GIDDENS' (1984, S. 17) Strukturbegriff erinnern, der Regeln und Ressourcen umfasst. Dass Regeln nicht ohne Ressourcen bestimmt werden können und es somit einer ganzheitlichen

Perspektive bedarf, verdeutlicht GIDDENS (1984, S. 18) anhand folgender Aussage:

„Rules cannot be conceptualized apart from resources, which refer to the modes whereby transformative relations are actually incorporated into the production and reproduction of social practices“.

Zusammenfassend ist deutlich geworden, dass Handeln von einer Vielzahl von Variablen beeinflusst werden kann. Hervorzuheben ist jedoch, dass trotz eines begrenzten Handlungsspielsraumes Individuen in Anlehnung an HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 55) als aktive Organismen aufzufassen sind, die nicht nur reagieren, sondern Situationen auch aktiv aufsuchen und gestalten. Diesen Standpunkt vertreten auch LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 354):

„People are not passive recipients of environmental demands; they actively select and shape the environments of their lives to a greater or lesser extent“.

Hierbei spielen Emotionen eine zentrale Rolle. „Die Emotionen, die wir momentan erleben, beeinflussen praktisch alles, was wir tun“, behauptet GOLLER (2009, S. 48). Auch für DÖRNER (2005, S. 350) sind Emotionen für das Handeln von zentraler Bedeutung; so seien z. B. Handlungstendenzen von Emotionen abhängig. Die Frage, wie Emotionen und (offenes/verdecktes) Handeln einander beeinflussen, steht im Fokus der folgenden Betrachtungen.

2.6.4 Die Rolle der Emotionen im handlungstheoretischen Kontext

Handeln ist nach der Auffassung von DÖRNER (2005, S. 330) „weder ‚Kognition‘ noch ‚Motivation‘ noch ‚Emotion‘, sondern all dies zusammen“. Er betont, dass Handeln und Emotionen wechselseitig von zentraler Bedeutung sind; z. B. handelt eine Person anders bei Ärger als wenn sie sich wohl fühlt und umgekehrt ärgert sie sich, wenn ihr etwas misslingt (ebd., S. 330). Nach Ansicht hedonistischer Motivationstheorien (vgl. REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 465 ff.) werden Emotionen (unbewusst) zum Ziel von Handlungen und beeinflussen diese durch den Wunsch, einerseits vorhandene angenehme Emotionen beizubehalten und unangenehme loszuwerden (Hedonismus der Gegenwart) oder andererseits antizipierte positive Emotionen herbeizuführen und negative zu vermeiden (Hedonismus der Zukunft). MEES und SCHMITT (2003, S. 13 f.) sprechen in diesem Zusammenhang auch von Annäherungs- und Vermeidungsmotivationen. So kann ein enttäuschtes Gerechtigkeitsempfinden Ärger auslösen und entsprechende offene Handlungen, z. B. das Mobilisieren einer Bürgerbewegung, initiieren; das Unterlassen einer offenen Handlung hingegen, wie das bewusste Vermeiden des sich Informierens über Korruptionsvorgänge, vermag das Erleben von Frust als mögliche Handlungskonsequenz reduzieren. Gleichzeitig, betonen REISENZEIN und HORSTMANN (2006, S. 468), können Emotionen direkt – d. h. ohne ein „dazwischengeschaltetes“ hedonistisches Motiv“ (ebd., S. 468) – Handlungsimpulse zur Bewältigung der emotionsauslösenden Situation aktivieren. Mitleid beispielsweise

kann primär den Wunsch, einer bemitleidenswerten Person zu helfen, beinhalten und nicht das vordergründige Ziel, das eigene Emotionserleben zu modifizieren (vgl. ausführlicher REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 468 ff.).

MEES und SCHMITT (2003, S. 28) folgend bestehen zwischen Emotionen (wenn auch nicht bei allen) und Handlungen analytische, konzeptuelle Beziehungen:

„Bestimmte Handlungen werden durch bestimmte Emotionen erst konstituiert [...] und umgekehrt ‚wecken‘ bestimmte Gefühle bestimmte Handlungsbereitschaften, auch wenn diese dann nicht immer in entsprechende Handlungen umgesetzt werden (können)“ (ebd.; vgl. auch MEES 2006, S. 112 f.).

So setzt die Handlung des sich Beschwerens die Emotion „Ärger“ voraus oder man möchte „vor Scham im Boden versinken, ohne eine Möglichkeit zu haben, dies zu tun“ (FRIJDA und ZEELBERG 2001, S. 143). Auch LAZARUS (1991, S. 116) stellt den Zusammenhang zwischen Emotionen, (unterschiedlichen) Mensch-Umwelt-Transaktionen und Handeln anhand eines vereinfachten Beispiels heraus: „Women who fear rape [...] will arrange different patterns of activity than will those who do not“ (ebd., S. 116). Ob allerdings, wie MEES (2006) und MEES und SCHMITT (2003) annehmen, *jede* Handlung direkt oder indirekt emotional motiviert ist, bleibt strittig (vgl. z. B. REISENZEIN und HORSTMANN 2006, S. 463); dies ist auf unterschiedliche Definitionsversuche oder missverständliche Anwendungen des Handlungsbegriffs zurückzuführen. In Anlehnung an DÖRNER (2005, S. 346 ff.) und GOLLER (2009, S. 48 ff.) wird in der vorliegenden Arbeit – insbesondere vor dem Hintergrund des Forschungsthemas „Stress“ – den Emotionen eine zentrale Rolle im Handlungsprozess zugesprochen (vgl. die in Kap. 2.6.2 festgelegte Arbeitsdefinition für Handeln).

„The notion of emotion [...] serves to help our understanding that different people may react in different ways to the same situations, and that one given person may react differently to one given situation on different occasions“,

betont FRIJDA (2008, S. 69). Emotionen liefern einen Erklärungsbeitrag hinsichtlich der Gründe für das Handeln und Nicht-Handeln und spezifizieren die Art und Weise des Handelns. Dennoch finden Emotionen in den handlungstheoretischen Ansätzen der Geographie oder Soziologie bislang keine angemessene Beachtung. Bereits in den 1980er Jahren wies WEICHHART auf die Notwendigkeit hin, emotionale Komponenten in handlungstheoretischen Konzeptionen dezidiert zu berücksichtigen (vgl. ebd. 1986b, S. 89). Zudem stellt er in diesem Zusammenhang rund 20 Jahre später heraus, dass neben Werten und Bedürfnissen auch Emotionen zur Ausbildung konkreter Handlungsziele führen (vgl. ebd. 2008a, S. 263). Auch in LUHMANNs (1984, 1997) „Theorie sozialer Systeme“ erhalten Emotionen keinen prominenten Stellenwert. LUHMANN (1984, S. 370 ff.) stellt lediglich fest, dass Gefühle „als interne Anpassungen an interne Problemlagen psychischer Systeme“ (ebd., S. 371) bei auftretenden Problemen den Weitervollzug der Autopoiesis des Bewusstseins sichern (vgl. ausführlicher BAECKER 2004).

In Anlehnung an WEICHHARTs (2008a) Plädoyer für eine „stärkere Berücksichtigung psychischer Aspekte von Handlungsprozessen und die Einbeziehung psychologischer Konzepte und Theorien“ (ebd., S. 257), die „zusätzliche Erklä-

rungs- und Deutungsmöglichkeiten eröffnen“ (ebd., S. 257), ist es das Ziel des vorliegenden Beitrags, die Komponenten des emotionalen Erlebens in die Analyse von Verhalten (einschließlich offenem und verdecktem Handeln) und somit von Coping zu integrieren. Die vorangegangenen Ausführungen zum Emotionskonzept und zum Begriffsverständnis von Handeln und Verhalten, aber auch zu den Themenkomplexen Mensch und Umwelt, Mensch-Umwelt-Transaktion, Zeit sowie Wahrnehmung und Bewertung bilden die konzeptionelle Grundlage für die nachfolgenden Diskussionen der Konstrukte soziale Vulnerabilität, Stress, Coping und Resilienz.

3 DISKUSSION DER KONZEPTE STRESS, COPING UND RESILIENZ

If men define situations as real, they are real in their consequences.

THOMAS und THOMAS 1928, S. 572

3.1 SOZIALE VULNERABILITÄT

„Vom Raum zum Menschen“ – so könnte nach BOHLE (2007a, S. 797) die Geographische Entwicklungsforschung wegweisend charakterisiert werden, die vornehmlich in den vergangenen 15 Jahren im Zuge „weltgesellschaftlicher Herausforderungen“ (RAUCH 2008, S. 203) als neues Teilgebiet der Geographie aus der Entwicklungsländergeographie hervorgegangen ist und als mehrdimensionaler, problemorientierter und interdisziplinärer Ansatz die Schnittstelle zwischen *structure* und *agency* im Sinne GIDDENS' (1984) markiert (vgl. ausführlicher BOHLE 2007a; RAUCH 2008). Vor dem Hintergrund ökologischer, sozialökonomischer und gesellschaftspolitischer Risiken und Destabilisierungsprozesse im Kontext einer „Weltrisikogesellschaft“ (BECK 2007b, vgl. auch LUHMANN 1997, S. 1088 ff.) beinhaltet die Geographische Entwicklungsforschung als ein zentrales Themenfeld die Vulnerabilitätsforschung (synonym auch Verwundbarkeitsforschung). Das Ziel der folgenden Ausführungen liegt in der Diskussion möglicher Forschungslücken dieses Ansatzes, an die die vorliegende Arbeit anzuknüpfen versucht.

3.1.1 Einführung

Verallgemeinernd dargelegt fokussiert der Schwerpunkt des Vulnerabilitätsansatzes die Analyse der Funktion von Risikoexposition einerseits sowie Sensibilität und Reaktion andererseits (vgl. CHAMBERS 1989). Hierbei werden unterschiedliche Aspekte und teils ineinander greifende Problematiken aus unterschiedlichen Blickwinkeln (inter- und transdisziplinär) einer näheren Betrachtung zugeführt – vgl. z. B. die Beiträge zu Armut und Hungersnot von WATTS und BOHLE (1993, 2003), zu *Global Environmental Change* von ADGER (2006) und in KASPERSON und KASPERSON (2001), zu *Natural Hazards* in BIRKMANN (2006a) und von WISNER et al. (2007) oder zu *Urban Livelihoods* und Prozessen der Megaurbanisierung von BERCHT und WEHRHAHN (2010), in BOHLE und WARNER (2008), in RAKODI und LLOYD-JONES (2002) oder von WEHRHAHN et al. (2008).

Die disziplinübergreifend geführten Diskurse über die „Geographien von Verwundbarkeit“ (BOHLE 2007b, S. 20) basieren jedoch aufgrund der divergierenden

Kernthemen und Forschungsperspektiven auf uneinheitlichen konzeptionellen Auffassungen von Vulnerabilität.

„[V]arious disciplines have developed their own definitions of vulnerability and pre-analytic visions of what vulnerability means“,

erläutert BIRKMANN (2006b, S. 11) und stellt resümierend heraus:

„the concept [of vulnerability; Anm. der Verf.] is still somewhat fuzzy and often used with differing connotations“ (ebd., S. 16; vgl. ebenso WISNER 2009, S. 176).

Einen umfassenden Überblick über die vielfältigen Begriffsauffassungen, Konnotationen und Modelle von Vulnerabilität (z. B. das *Sustainable Livelihoods Framework* des DFID 1999, *Pressure and Release*-Modell von WISNER et al. 2007) offerieren BIRKMANN (2006), WISNER (2009) sowie BOHLE und GLADE (2008) als auch THYWISSEN (2006). Für die vorliegende Arbeit ist insbesondere das grundlegende Konzept der sozialen Vulnerabilität als aufschlussreich zu bewerten, von dem wichtige Impulse für ein integratives Verständnis von den Ursachen und Bedingungen ausgehen, die Anfälligkeiten und Fragilität von Individuen, Haushalten oder Gruppen gegenüber erschwerten Lebensumständen begünstigen, aber auch reduzieren oder verhindern. Fragen zu Schutzlosigkeit, Marginalisierung, Abhängigkeitsverhältnissen, Machtkonstellationen, Partizipation oder zum Zugang zu Ressourcen stehen hierbei im Mittelpunkt der Betrachtungen.

Soziale Verwundbarkeit im Kontext von Naturkatastrophen umfasst nach WISNER et al. (2007, S. 11)

„the characteristics of a person or group and their situation that influence their capacity to anticipate, cope with, resist and recover from the impact of a natural hazard“.

In ähnlicher Weise, ohne sich auf Hazards zu beschränken, bezieht CHAMBERS (1989, S. 1) soziale Vulnerabilität auf „exposure to contingencies and stress, and difficulty in coping with them“. In diesem Zusammenhang konzipiert er Vulnerabilität nachdrücklich als Spannungsfeld zwischen äußerer Bedrohung („risks, shocks, and stress“) und internalen Faktoren („defencelessness“). Auf Grundlage dieser Definition entwickelte BOHLE (2001) das in der Literatur vielfach rezipierte Konzept der Doppelstruktur von Verwundbarkeit. Während die externe Seite (Exposition) die strukturellen Dimensionen von Gefahren und Risiken sowie den Grad der Bedrohung aufzeigt und mittels humanökologischer, verfassungsrechtlicher und politisch-ökonomischer Theorieansätze differenziert betrachtet, spiegelt die interne Seite (Bewältigung) die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Betroffenen wider, „im Angesicht der Bedrohungen zu (über)leben“ (BOHLE 2007b, S. 20). Für die Analyse dieser Möglichkeiten bzw. des Umgangs mit Gefahren und Risiken werden insbesondere handlungstheoretische Ansätze herangezogen (vgl. ausführlicher BOHLE 2001; 2007a).

Das Ausmaß der Vulnerabilität, so BOHLE (2007b, S. 20), resultiert vor diesem Hintergrund aus dem Zusammenspiel der variablen externen und internen Seite sowie aus der spezifischen Position von Individuen oder Gruppen innerhalb dieses Gefüges, so dass Vulnerabilität als relationales und dynamisches Konzept zu begreifen ist. Hierbei nimmt der Autor (2007a, S. 805) explizit Bezug auf GID-

DENS' Strukturierungstheorie (1984) und stellt die dialektische Verbindung zwischen Struktur und Handlung im Kontext der Vulnerabilitätsdebatte heraus:

„Innerhalb von risikobehafteten Rahmenbedingungen (*structure*) suchen verwundbare Gruppen und Gesellschaften aktiv nach Anpassungsmöglichkeiten und Bewältigungsoptionen (*agency*), um ihr Überleben zu sichern und drohende negative Folgewirkungen abzuwehren“ (BOHLE 2007a, S. 805; Hervorhebung im Original).

Soziale Vulnerabilität lässt sich, wie diese Aussage verdeutlicht, somit nur in gleichzeitiger Betrachtung ihrer externen *und* internen Seite angemessen analysieren. Dies entspricht auch der dieser Arbeit zugrunde liegenden transaktionalen Perspektive von Mensch-Umwelt-Beziehungen (vgl. Kap. 2.2.1). Zusammenfassend bilden nach BOHLE (2007a, S. 805) sowie WATTS und BOHLE (1993, S. 45) die folgenden drei „Koordinaten“ das dynamische Grundgerüst der sozialen Vulnerabilitätsforschung:

- Risikoexposition (Art und Intensität der Bedrohung),
- Bewältigung (Fähigkeiten und Möglichkeiten) und
- Folgewirkungen (relationaler Grad der Verwundbarkeit).

3.1.2 Offene Fragen und Forschungspotential

Das Konzept der sozialen Vulnerabilität und insbesondere das Schema der Doppelstruktur von BOHLE (2001, 2007b) erweisen sich als eine wertvolle und anregende Ausgangsbasis für eine umfassende Auseinandersetzung mit den Bestimmungsfaktoren von Vulnerabilität. Deshalb sollen diese für die folgenden Ausführungen und Diskussionen als übergeordneter Analyserahmen fungieren. Dennoch bedarf es im Zuge einer vertiefenden Betrachtung – auch stellvertretend für die Verwundbarkeitsforschung insgesamt – der Herausstellung einiger Fragen und Anmerkungen. Wo besteht möglicherweise bislang vernachlässigtes Forschungspotential, das durch eine dezidierte Berücksichtigung – insbesondere aus psychologischem Blickwinkel heraus – die Vulnerabilitätsforschung ergänzen und bereichern könnte?

BOHLE stellt in seinem Beitrag „Geographien der Verwundbarkeit“ (2007b) heraus, dass die externe Vulnerabilitätsseite „den Grad der Bedrohung angibt“ (ebd., S. 20). Wer jedoch bestimmt – plakativ gefragt – für wen nach welchen Kriterien die Qualität und Intensität dieser Bedrohung? Ist die Kenntnis über objektive Messwerte, z. B. im Kontext von Überschwemmungen der Wasserstandspiegel, hinreichend, um die Schwere von Gefahren und Risiken klassifizieren zu können? Schwieriger wird die Präzisierung weniger offensichtlicher Beeinträchtigungen wie der latenten Angst vor Diskriminierung oder vor politischer Repression. In BOHLES (2001) Konzept der Doppelstruktur von Verwundbarkeit werden Exposition und Bewältigung einander gegenübergestellt. Allerdings erscheint es sowohl für die Analyse der externen als auch internen Seite förderlich zu sein, individuelle Wahrnehmungs- und insbesondere (emotional beeinflusste) Bewer-

tungsprozesse (vgl. Kap. 3.3.5) als erkennbare Mediatorvariablen „zwischen“ beide Vulnerabilitätsseiten zu schalten. Auf diese Weise können explizit individuelle und psychische Komponenten (vgl. hierzu auch KRÜGER 2003, S. 8 f.) sowie der Leitgedanke des Konstruktivismus (vgl. Kap. 2.4.1) dezidiert in die Untersuchungen integriert, die Qualität der Exposition (unter dem Einfluss kultureller Faktoren) umfassender analysiert und das komplexe Wechselgefüge von Exposition und Bewältigung tiefergehend ergründet werden. Die zentrale Aussage von LAZARUS (1999, S. 12),

„The person and environment interact, but it is the person who appraises what the situation signifies for personal well-being“,

hebt treffend die Bedeutung von Bewertungsprozessen hervor. Dass diese zudem in entscheidendem Maße emotionales Erleben initiieren und modifizieren, erläuterte bereits Kapitel 2.5.2.4.

Wie obige Ausführungen andeuten, richten sich nach BOHLE (2001; 2007a, S. 805) handlungsorientierte Ansätze verstärkt auf die interne Seite der Vulnerabilität respektive die Bewältigung (vgl. auch KRÜGER 2003). Dass ein handlungszentrierter Analyserahmen, der ausschließlich für Dritte beobachtbares Handeln und bewusste Prozesse reflektiert, nach Auffassung der vorliegenden Arbeit als notwendig, jedoch – unter Verweis auf das Verhaltenskonzept – als nicht hinreichend anzusehen ist, wurde zuvor in Kapitel 2.6 diskutiert.

„[C]oping is a highly complex, contextual and dynamic issue, especially in times of acute crisis, but also in coping with everyday or seasonal risks“,

betont BOHLE (2001, S. 6) und unterstreicht die Vielschichtigkeit des Copingkonzeptes. Gleichzeitig macht er auf ein Forschungsdefizit aufmerksam:

„[T]he ‘internal’ side of coping has so far been widely neglected, especially in conceptual and theoretical terms“ (ebd., S. 6).

Dieses Zitat ist einem Appell gleichzusetzen, einem Aufruf nach einer intensiveren und fokussierten Integration des komplexen, für die Vulnerabilitätsanalyse so elementaren Copingkonzeptes in übergeordnete theoretische Ansätze. Der vorliegende Beitrag setzt sich das Ziel, diesem Appell nachzukommen und Coping – aus *verhaltensorientierter* Perspektive einschließlich emotionaler Prozesse – sowohl konzeptionell als auch empirisch umfassend in die Untersuchungen einzubinden. Wie eine Durchsicht der gegenwärtigen Literatur zum Vulnerabilitätsdiskurs erkennen lässt, besteht bezüglich einer intensivierten Diskussion des Copingkonzeptes weiterhin grundlegender Forschungsbedarf.

Darüber hinaus verweist BOHLE (2007c, S. 4) – auch wenn er die Problematiken einer quantitativen Erfassung von Vulnerabilität kritisch aufzeigt und die Fruchtbarkeit qualitativer Methoden skizziert (vgl. BOHLE und GLADE 2008, S. 111 ff.) – auf die fehlenden Versuche des Aufzeigens von Indikatoren für Vulnerabilität und menschliche Sicherheit, die Generalisierungen zulassen und die Messbarkeit und Vorhersehbarkeit von sozialer Verwundbarkeit ermöglichen. Ein im Hinblick auf die Formulierung und Umsetzung von Handlungsempfehlungen sowie Präventionsmaßnahmen hoher, durchaus gerechtfertigter Anspruch, der

aber, auch in Ermangelung eines konsensuellen Vulnerabilitätsverständnisses, nur schwerlich zu erfüllen ist. KRÜGER (2003, S. 10 f.) äußert in Bezug auf die Operationalisierung von Vulnerabilität anhand auserwählter (globaler) Risikoindikatoren berechnete Zweifel und kritisiert die fragwürdige, oftmals aus eurozentrischer Sicht vorgenommene Einteilung in „kaum“, „mäßig“ oder „stark“ verwundbar. „Zumindest von den Betroffenen, den ‚Verwundbaren‘“, so KRÜGER (2003, S. 10), „muss Vulnerabilität implizit als etwas Negatives wahrgenommen werden“. In Anlehnung an diese Auffassung (vgl. auch BOHLE und GLADE 2008, S. 112) und an KRÜGERS (2003, S. 10) Akzentuierung der Bedeutung von „psychisch-seelischen Folgen“ im Rahmen der Vulnerabilitätsdiskussion stellt sich die Frage, ob das Konzept der Emotionen (vgl. Kap. 2.5) gegebenenfalls einen Beitrag für eine differenziertere Analyse unterschiedlicher Vulnerabilitätsgrade auf individueller Ebene leisten kann. Die vorliegende Arbeit wird diese Möglichkeit auf Basis der erhobenen empirischen Daten überprüfen.

Ferner ist die Funktion von Ressourcen aufgrund ihrer Bedeutsamkeit für die Herausbildung und Modifikation von Vulnerabilität vertiefend zu diskutieren. Im Fokus der sozialen Verwundbarkeitsforschung steht die Analyse der zur Verfügung stehenden Ressourcen bzw. Aktiva (*livelihood assets* wie Humankapital, Sachkapital, Finanzkapital etc.; vgl. ausführlicher das *Sustainable Livelihoods Framework* des DFID 1999) als Lebenssicherung oder als „Anpassungs- oder Bewältigungsstrategien im Alltagshandeln“ (KRÜGER 2003, S. 11). Die Ressourcen bestimmen, so COY (2007, S. 17), die Optionen und Grenzen von Copingstrategien, die Betroffene im Umgang mit Krisensituationen und deren (un-)mittelbaren Folgen anwenden können.

„The more assets they [people; Anm. der Verf.] control, the less vulnerable they are and the greater are their capacities to successfully cope with risks, stress and shocks“,

betont BOHLE (2001, S. 4) und akzentuiert ausdrücklich die Bedeutung des Sozialkapitals für besonders verwundbare Bevölkerungsgruppen im Entwicklungskontext.

Grundsätzlich sind traditionelle Sicherungssysteme, soziale Netzwerke oder auch Humankapital wie Bildung, Wissen und Intelligenz als Schutzfaktoren aufzufassen; dies belegen auch zahlreiche Studien (vgl. z. B. ausführlicher BOHLE 2005 zu Sozialkapital; WEICHSELGARTNER 2006 zur gesellschaftlichen Verwundbarkeit und „Wissen“ oder die Beiträge in RAKODI und LLOYD-JONES 2002 zu *urban livelihoods*). Dennoch ist fraglich, ob Faktoren wie soziale Netzwerke, Wissen oder Intelligenz bei Vorhandensein per definitionem als Aktiva zu bezeichnen sind oder nicht möglicherweise eine kontextabhängige Multifinalität aufweisen, d. h. ein ansonsten günstiger Pol eines Merkmals (z. B. ein enges soziales Netzwerk) unter bestimmten Voraussetzungen zu einer Erhöhung der Vulnerabilität beiträgt und umgekehrt ein ansonsten ungünstiger Pol (z. B. ein niedriges Bildungsniveau) eine protektive Funktion erzeugen kann. Unter der Annahme, dass a-priori-Unterscheidungen zwischen Risiko- und Schutzfaktoren problematisch sind, wird der Aspekt der Multifinalität fortführend aufgegriffen und ausführliche Erörterung finden (vgl. insbesondere Kap. 3.5.3).

Abschließend sei provokativ hinterfragt, ob Vulnerabilität – zumindest unter bestimmten Voraussetzungen – nicht über ein gewisses Maß an „Doppelgesichtigkeit“ verfügt? Besteht neben dem Risiko, persönlichen Schaden und Verletzungen jeglicher Art zu erleiden nicht gleichzeitig die Chance für nachhaltig positive (Struktur-)Veränderungen, möglicherweise auf allen (räumlichen) Maßstabsebenen? Sind es nicht gerade die Herausforderungen, an denen Menschen wachsen und die verstärkt zu Kreativität und Flexibilität anregen – z. B. um neue (informelle) Zugänge zu potentiellen Ressourcen zu erschließen, neue Netzwerke aufzubauen, innovative Institutionen zu etablieren oder neue Technologien zu entwickeln? In der chinesischen Sprache ist dieser Grundgedanke symbolisch verankert; so setzt sich das Schriftzeichen für „Krise“ (危機) aus den Zeichen für Gefahr (危) sowie Chance/Gelegenheit (機) zusammen und verweist mittels dieses Zusammenschlusses auf eine (mögliche) Dialektik des Phänomens von Risiko und Chance. Dennoch lässt sich die nicht unprekär erscheinende Frage nach einer gleichzeitigen Chance sicherlich nur kontextabhängig und Bezug nehmend auf konkrete Beispiele beantworten. Sie sollte allerdings im Hinblick auf Umstrukturierungsprozesse, Entwicklungspotentiale oder die Diskussion von Resilienz in jedem Fall Beachtung finden.

Zusammenfassend ist es unter Bezugnahme auf den Kontext der sozialen Vulnerabilitätsforschung die Intention des vorliegenden Beitrags,

- die Bedeutung von Bewertungsprozessen als Mediatorvariable zwischen Mensch und Umwelt stärker in den Fokus der Analyse von (Krisen-)Exposition und Coping zu rücken,
- das Copingkonzept aus verhaltensorientierter Perspektive einschließlich emotionaler Prozesse und Handeln vertiefend zu diskutieren,
- den Stellenwert von Emotionen als mögliche Indikatoren für unterschiedliches Vulnerabilitätsempfinden zu überprüfen,
- die Multifinalität von Schutz- und Risikofaktoren kritisch zu reflektieren sowie
- den Chancenaspekt von Vulnerabilität näher zu betrachten.

Um diesen Zielsetzungen nachzukommen und den Diskurs über die soziale Vulnerabilität aus einer psychologischen Perspektive heraus zu erweitern, bauen das methodische Vorgehen und die empirische Datenerhebung dieser Arbeit auf dem nachfolgend dargestellten psychologischen Stresskonzept und dem transaktionalen Stressmodell des Kognitionspsychologen Richard S. LAZARUS und Mitarbeitern auf. Des Weiteren werden – ergänzend zur Darstellung geographischer Ansätze – psychologische Betrachtungsweisen in der Diskussion des Resilienzkonzeptes aufgegriffen.

3.2 STRESS

„Risks, shocks, and *stress*“ umschreiben nach CHAMBERS (1989, S. 1; Hervorhebung durch Verf.), wie zuvor erläutert, die externe Seite von Vulnerabilität. „Stress“ ist ein vielschichtiger und im Alltagssprachlichen Umgang häufig verwendeter Begriff, der von CHAMBERS (1989) nicht eingehend definiert wird, doch für die vorliegende Arbeit als „Anpassungsproblem“ (HOMBURG 2008, S. 567) zwischen Mensch und Umwelt von zentraler Bedeutung ist. Für VESTER (2003, S. 10) zählt das Stressgeschehen im Kontext von Mensch-Umwelt-Beziehungen sogar zu den wichtigsten und interessantesten Phänomenen: „Es hilft, rettet, beflügelt, macht aber auch krank, unglücklich, tötet sogar; es reguliert und stört, gleicht aus und verzerrt“.

3.2.1 Ein Modewort mit schillernder Bedeutung

„Ich bin im Stress!“ oder „Ich bin gestresst!“ sind keine ungewöhnlichen Antworten auf die Frage nach dem Befinden eines Menschen. Überforderung, Herausforderung oder auch Unterforderung (vgl. GREIF und COX 1997, S. 432) – kaum ein Bereich des allgegenwärtigen Lebens, der nicht mit dem Begriff „Stress“ assoziiert wird:

„Stress und seine Wirkung [spielen] nicht nur unter den Lebensbedingungen des gehetzten Managers eine Rolle, sondern genauso beim Facharbeiter, beim Schüler, in der Familie, in Urlaub und Freizeit, in der Dichte der Großstadt ebenso wie in der Isolation des Alters“,

betont VESTER (2003, S. 10). Nicht selten, so KALUZA (2007, S. 4 f.), ist der Beschwerde über ein Zuviel an Stress sogar ein Unterton von Stolz zu entnehmen. Stress impliziert hiernach Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der eigenen Person; Stress wird zu einem „Statussymbol, das Anerkennung von anderen verspricht“ (ebd., S. 5).

„Stress has become a household word, and we are flooded with messages about how it can be prevented, eliminated, managed, or just lived with“,

bekräftigt auch LAZARUS (1999, S. 27). Noch vor rund 50 Jahren war der (anglizistische) Terminus „Stress“ KALUZA (2007, S. 4) zufolge weitestgehend unbekannt. LAZARUS (1999, S. 27) führt die Entstehung einer fundierten Stressforschung auf die Geschehnisse des 1. und 2. Weltkriegs sowie des Vietnam- und Koreakriegs zurück:

„It can legitimately be said that war is a likely impetus for the exploration of stress, especially how it affects the well-being and performance of soldiers“ (ebd., S. 27).

Beispielsweise stellte sich die Frage nach wirkungsvollen Trainingsmethoden mit dem Ziel, Soldaten die effektive Bewältigung von „combat stress and its deleterious effects“ (ebd., S. 28) zu erleichtern (vgl. ausführlicher LAZARUS 1999, S. 27 ff.). Die Erkenntnis, dass nicht nur kriegserische Auseinandersetzungen Stresserleben begünstigen, setzte sich zunehmend in den 1960er Jahren durch.

Heute scheint nach LITZCKE und SCHUH (2010, S. 2) Stress alltäglich und dadurch auf „penetrante Art“ (ebd., S. 2) beliebig; oft werden (vermeintlich) banale Erlebnisse mit Stressempfinden verknüpft, die Betroffene dennoch „gut im Griff“ (ebd., S. 2) haben. Allerdings kann Stress – insbesondere bei unzureichendem oder ungeeignetem Copingverhalten – desgleichen direkt (z. B. über die Ausschüttung des Stresshormons Cortisol) und indirekt (aufgrund veränderter Lebensgewohnheiten, z. B. erhöhten Alkoholkonsums) den Gesundheitszustand negativ beeinträchtigen, schlimmstenfalls sogar zu nachhaltigen physiologischen und psychischen Erkrankungen (Herz-Kreislaufbeschwerden, verminderter Immunkompetenz, Depression etc.) führen (vgl. ausführlicher HUBER 2008, Kap. 5; KALUZA 2007, S. 30ff.; LOVALLO 2005; siehe ebenso RÜEGG 2007 zu Stress und psychosomatischen Erkrankungen). Auch auf sprachlicher Ebene manifestieren Redewendungen einen Zusammenhang zwischen Empfindungen einerseits und körperlichen Reaktionen andererseits: Ein Problem „bereitet Kopfschmerzen“, Misserfolg wird „zu Herzen genommen“, traurige Nachrichten „gehen unter die Haut“, man hat „viel um die Ohren“, Ärger „schlägt auf den Magen“ bzw. nach chinesischem Sprachgebrauch „auf die Leber“, die Angst „geht an die Nieren“ oder, wie ein chinesisches Sprichwort besagt, „die Blase ist der Spiegel der Seele“ (vgl. LITZCKE und SCHUH 2010, S. 43; STUDDT und PETZOLD 1999, S. 203).

Dass das Phänomen „Stress“ nicht nur im westlichen, sondern auch im chinesischen Kulturraum in vielfältiger Hinsicht präsent ist und von chinesischen Wissenschaftlern in unterschiedlichen Kontexten umfassend analysiert wird, zeigen in China durchgeführte Studien u. a. zu den Themenbereichen „Migrationsstress“ (vgl. WONG und HE 2008), „Antizipation von Migration und psychologischer Stress“ (vgl. HWANG et al. 2007), „Marktreformen und psychologischer Distress“ (vgl. LAI und LEE 2006), „Stresserleben bei Studenten der Shanghai Universität“ (vgl. CHEN et al. 2009), „Stress am Arbeitsplatz“ (vgl. LU et al. 2005), „tägliche Jobsuche und psychologischer Stress“ (vgl. SONG et al. 2009) oder „posttraumatische Belastungsstörungen als Folge von Katastrophen“ (vgl. KUN et al. 2009 zu den Auswirkungen des Wenchuan-Erdbebens in der Sichuan Provinz 2008 oder WANG et al. 2010 zur Überschwemmung des Zhijian-Kohlebergwerks in der Henan Provinz 2007). LAM und PALSANE (1997) folgend etablierte sich in China die Stressforschung in den 1980er Jahren:

„Research on life stress in Chinese societies received an impetus in the 1980s when it became clear that many of the factors being discussed in Western literature were also applicable to various Asian societies, especially the urban centres“ (ebd., S. 270).

Nach HERTZER (2006, S. 20) gleicht der chinesische Ausdruck *jinzhang* mit seinem Bedeutungsspektrum von „(an)gespannt“, „unruhig, nervös“ sowie „stressig“ bis hin zur Bedeutung „knapp“ oder „Engpass“ der westlichen Vorstellung von „Stress“. Ferner wird der Begriff *yali* häufig für „Stress“ oder „stressig“ verwendet und verweist mit seiner ursprünglichen Bedeutung für „Druck“ sogar auf die Herkunft des Stressbegriffs (s. u.). Für die vorliegende Arbeit relevant ist die Tatsache, dass das Stresskonstrukt im (modernen) Chinesisch offenbar aufgrund seiner gesellschaftlichen Relevanz sprachlich verankert ist und gleichzeitig in China –

dem empirischen Forschungskontext dieser Untersuchung – als Gegenstand wissenschaftlicher Diskussionen eine tief gehende Beachtung erfährt und folglich keinen „rein westlichen Untersuchungsgegenstand“ markiert, der zwecks Forschungsinteresse „gekünstelt und erzwungen“ auf einen anderen Kulturraum übertragen wird.

Allerdings spiegeln sich die Schwierigkeiten, Stress als komplexes „Modewort“ mit schillernder Bedeutung (JANKE 1976, S. 432) wissenschaftlich eindeutig zu definieren, in Kontroversen und Meinungsverschiedenheiten wider. Unstimmigkeiten bestehen insbesondere hinsichtlich einer breit oder eng gefassten Begriffsexplikation von Stress und angemessener Operationalisierungs- und Messmethoden. Da Stress ein interdisziplinäres Forschungsfeld skizziert und die Grundsatze debatte u. a. aus medizinischen, psychologischen, biologischen und soziologischen Blickwinkeln disziplinübergreifend geführt wird (vgl. KALUZA 2007, S. 4), existieren, wie folgende Ausführungen darlegen, unterschiedliche Schwerpunktsetzungen bei der definitorischen Begriffseingrenzung von „Stress“. Mit einer Veränderung der theoretischen Perspektive verändere sich, wie SCHULZ (2005, S. 219) konstatiert, auch der Stressbegriff.

3.2.2 Begriffsannäherung anhand stresstheoretischer Ansätze – von Selye zu Lazarus

Lange vor seiner umfassenden Einführung in den wissenschaftlichen Diskurs – initiiert durch den Physiologen Walter B. CANNON (1932) und intensiviert durch den Mediziner Hans SELYE (1936, 1956) zu Beginn des 20. Jahrhunderts – erschien der Stressbegriff in seiner gegenwärtigen Bedeutung bereits 1303 in einem Werk des englischen Dichters Robert MANNING (vgl. ausführlicher MARGETTS 1975, zitiert nach NITSCH 1981, S. 33). Der englische Physiker Robert HOOKE verwendete den Ausdruck „Stress“ (lat. *stringere*: zusammendrücken, zusammenziehen, anspannen) erstmalig 1678 in den Naturwissenschaften und formulierte das noch heute geltende „HOOKEsche Gesetz“ zur physikalischen Elastizität deformierbarer Körper (lat. *ut tensio sic vis*: „Wie die Dehnung, so die Kraft“). Demnach erzeugt eine auf einen physikalischen Körper einwirkende äußere Kraft (engl. *load*) im Körperinnern einen Druck bzw. eine Spannung (engl. *stress*), die wiederum zu einer Deformation (engl. *strain*) des Körpers führt (vgl. tiefer gehend COOPER und DEWE 2005; NITSCH 1981). HOOKES (1678) Grundidee des physikalisch-technischen *load-stress-strain*-Konzeptes wurde rund 250 Jahre später von der biomedizinischen und psychologischen Forschung aufgegriffen und als Grundlage für eine analoge Differenzierung von Stressor (Einwirkung), Stress (resultierende Zustandsänderung) und Krankheit (Stressfolge) herangezogen (vgl. LAZARUS 1999, S. 31 f.; NITSCH 1981, S. 35). Die Entlehnung des aus dem angelsächsischen Sprachraum stammenden *stress*-Begriffs und seine Übertragung auf den humanwissenschaftlichen Kontext begründete somit in den 1930er Jahren, insbesondere durch die Pionierarbeiten von SELYE (s. u.), die Entstehung des interdisziplinären Fachbereichs der Stressforschung (vgl. RENSING et al. 2006, S. 4;

einen umfassenderen Einblick in die Geschichte des Stresskonzeptes gewähren COOPER und DEWE 2005; MASON 1975a,b; NITSCH 1981).

Basierend auf den unterschiedlichen Annahmen und fachspezifischen Schwerpunktsetzungen lassen sich, wie die Literatur einheitlich skizziert (vgl. für viele ALDWIN 2007; EPPEL 2007; HOMBURG 2008; LYON 2005; SCHULZ 2005), die theoretischen Ansätze zur Erklärung des Phänomens Stress in drei übergeordnete Kategorien aufgliedern: Stress wird entweder a) als organismisches Antwortverhalten (Stress als Reaktion), b) als Einwirkung aus der Umwelt (Stress als Reiz) oder c) als bestimmte Mensch-Umwelt-Beziehung (Stress als Transaktion) konzipiert.

a) Stress als Reaktion

In reaktionsorientierten Stresstheorien ist Stress unabhängig von den auslösenden Bedingungen als abhängige Variable definiert und ausschließlich über physiologische, psychische und handlungsbezogene Störungs- und Anpassungsreaktionen operationalisiert (vgl. HOMBURG 2008, S. 569; NITSCH 1981, S. 43). Der Akzent liegt auf der neurophysiologischen Wirkung objektiver Reize und der Annahme, dass eine Überbeanspruchung des physiologischen Systems mittel- bis langfristig mit dem Risiko gesundheitlicher Beeinträchtigungen verbunden ist. Der Mediziner SELYE (1936, 1956), neben CANNON (vgl. seine Arbeiten zum *fight-flight*-Verhalten 1932) der Begründer der Stressforschung, definiert Stress als unspezifische, allgemeine Reaktion des Organismus auf jede Form physikalischer und psychosozialer Anforderungen (vgl. SELYE 1956). Zentraler Bestandteil der physiologischen Stressreaktion ist nach SELYE (1956) die erhöhte Ausschüttung von Corticosteroiden als Folge der Aktivierung der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse, wobei sich der Verlauf dieser Stressreaktion – von SELYE als „Allgemeines Adaptationssyndrom“ (AAS) bezeichnet – von einer Alarmfunktion (Veränderung der Körperfunktionen) über eine Widerstandsphase (Anpassung mittels physiologischer Gegenreaktionen) bis hin zu einer Erschöpfungsphase (unkontrollierbare Stresswirkungen; v. a. bei Dauerstress) vollziehen kann (vgl. hierzu ausführlicher COOPER und DEWE 2005, Kap. 2; LYON 2005; TAYLOR 2003, Kap. 6). Zur Unterscheidung von pathogenem und nicht pathogenem Stress führte SELYE 1974 die Begriffe „Distress“ (lat. *dis*: schlecht, negativ) und „Eustress“ (griech. *eu*: gut, positiv) ein. Während Distress „damaging or unpleasant stress“ (ebd. 1974, S. 31) umschreibt und sich negativ auf die Gesundheit auswirken kann, bezieht sich Eustress auf den positiven, vitalisierenden Stress – auf die „Würze des Lebens“ (SELYE 1974, S. 85). „Who would enjoy a life of no runs, no hits, no errors?“ (ebd., S. 85). Dieser grundsätzliche Aspekt der Positivität von Stress wird in Kapitel 3.4 tiefer gehend aufgegriffen.

SELYEs streng auf physiologische Abläufe begrenzter Ansatz ist im Sinne einer einfachen Reiz-Reaktions-Theorie formuliert und lässt perzeptive und kognitive Faktoren (wie individuelle Bewertungsprozesse) bzw. die Bedeutung der zwischen der Umwelteinwirkung und der Stressreaktion intervenierenden Variablen

unberücksichtigt (vgl. HOMBURG 2008, S. 569; LYON 2005, S. 27). Die Pauschalität der Definition von Stress als unspezifische Reaktion des Organismus klammert gleichzeitig „spezifische Muster psychophysiologischer Reaktionen“ (LYON 2005, S. 28) aus; „there is evidence that not all stressors produce the same endocrinological responses“, betont auch TAYLOR (2003, S. 181; vgl. ausführlicher gleichfalls KALUZA 2009, S. 21 ff.; LYON 2005, S. 28). Vielmehr ist die Gesamtreaktion der betreffenden Person bestimmt durch reizspezifische Effekte, überdauernde Persönlichkeitsmerkmale, individuelle Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse, Copingmechanismen und durch das aktuelle physische und psychische Befinden (vgl. NITSCH 1981, S. 44; TAYLOR 2003, S. 181). Wird Stress zudem, wie KALUZA und VÖGELE (1999, S. 332) kritisieren, ausschließlich über das Auftreten einer Reaktion definiert, ist die Wirksamkeit von Umwelteinflüssen erst nachträglich registrierbar und erschwert demzufolge das Treffen wissenschaftlich fundierter Prognosen und das Ergreifen begründeter Präventionen. Letztendlich handelt es sich nach LAZARUS' Auffassung bei reaktionsorientierten Stressdefinitionen stets um Tautologien:

„What is circular or tautological in its reasoning is that stress stimulus is defined mainly by the fact there is a stress response, and the stress response is, in turn, defined by referring back to the stimulus that presumably brought it about in the first place“ (ebd. 1999, S. 52).

b) Stress als Reiz

In reizorientierten Stresstheorien hingegen liegt der Interessensschwerpunkt auf psychischen und nicht auf physiologischen Belastungen (vgl. LYON 2005, S. 29). Stress wird im Sinne einer unabhängigen Variablen ausschließlich über objektive, d. h. positive oder negative Umweltbedingungen und Ereignisse operationalisiert, die beim Menschen „Funktionsstörungen“ (NITSCH 1981, S. 42) auslösen können oder „ein hohes Maß an Anpassungsleistungen und persönlicher Umorientierung“ (KOHLMANN 2002, S. 558) erfordern, beispielsweise im Kontext einer Scheidung, Hochzeit oder eines Arbeitsplatzverlustes. Im Vordergrund steht die Annahme, dass bestimmte Situationen *grundsätzlich* als belastend erlebt werden; „der Tod eines nahen Angehörigen“, exemplifizieren GREITEMEYER et al. (2006, S. 119), „führt [...] für fast alle Menschen zu mehr Stress als Geschenke einkaufen zu Weihnachten“. Die Psychiater HOLMES und RAHE (1967), zwei der „bedeutsamsten Vertreter“ (GREITEMEYER et al. 2006, S. 119) reizorientierter Ansätze, definieren Stress im Rahmen des Konzeptes dieser „kritischen Lebensereignisse“ (*critical life events*; für eine zusammenfassende Darstellung siehe FILIPP und AYMANN 2010; REINECKER 2005) als das Ausmaß, in dem Personen ihr Leben als Folge konkreter Ereignisse neu strukturieren müssen. Je stärker sich das Ereignis (z. B. Umzug, berufliche Veränderung, Gefängnisstrafe) auf das Leben auswirke, desto intensiverer Stress werde erzeugt (vgl. GREITEMEYER et al. 2006, S. 119). Basierend auf diesen Annahmen und umfangreichen Stichprobenanalysen entwickelten HOLMES und RAHE zur individuellen Messung von Stress als Anpassungsaufwand

1967 die *Social Readjustment Rating Scale (SRRS)*, eine Rangskala, die 43 Lebensereignisse aufgrund jeweils unterschiedlicher Anpassungsleistungen zwischen den Polen mit maximaler Belastung (Rang 1: Tod des Ehegatten, Rang 2: Scheidung, Rang 3: Trennung ohne Scheidung etc.) und minimaler Belastung (Rang 42: Weihnachten, Rang 43: kleinere Gesetzesverstöße) einstuft (vgl. HOLMES und RAHE 1967, S. 216; eine tiefer gehende Erläuterung der *SRRS* findet sich bei COOPER und DEWE 2005, Kap. 3; HUBER 2008, Kap. 5; LITZCKE und SCHUH 2010, S. 16 f.). HOLMES und RAHE (1967) folgend lässt sich mittels der *Social Readjustment Rating Scale* der Stresswert einer Person in Abhängigkeit bestimmter Erlebnisse erfassen, wobei ihren Schlussfolgerungen nach ein Zusammenhang zwischen insgesamt hohen Stresswerten auf der Skala einerseits und psychischen und physischen Erkrankungen andererseits festzustellen ist (vgl. KALUZA 2009, S. 28).

Ähnlich wie bei den zuvor beschriebenen reaktionsorientierten Ansätzen sind jedoch auch bei reizbezogenen Stresstheorien interindividuelle Reaktionsunterschiede (z. B. unterschiedlicher Anpassungsaufwand) in Abhängigkeit von subjektiven Bewertungen und Copingfähigkeiten und -mustern nicht hinreichend berücksichtigt (vgl. KALUZA 2009, S. 119; NITSCH 1981, S. 42; SCHULZ 2005, S. 222). Selbst vermeintlich stark Stress auslösende kritische Lebensereignisse wie der „Tod des Ehegatten“ werden nach LAZARUS' Auffassung durchaus differenziert wahrgenommen und bewertet:

„Thus, death of a spouse is extremely traumatic for one person, but may be a welcome relief for another who has seen the spouse suffer greatly in an extended, traumatic period of dying and has shared in that suffering“ (ebd. 1999, S. 53).

Die Kenntnis der Reizbedingung erlaubt somit keineswegs Rückschlüsse auf bestimmte psychische oder physiologische Reaktionen. Ereignisse werden erst aufgrund ihrer subjektiven Wahrnehmung und Bewertung wirksam, d. h. sie weisen keine an sich definierte Wirkung auf, sondern ergeben sich erst aus kognitiven Vermittlungsprozessen (vgl. LAZARUS 1999, S. 54).

„And as we move from major catastrophes to lesser ones, individual differences in the kind and degree of the stress reaction increase“ (ebd., S. 54; vgl. auch Kap. 2.2.2).

Bezug nehmend auf die *Social Readjustment Rating Scale* schließt nach LAZARUS (1999, S. 52) zudem die begrenzte Auswahl der Items wichtige Ereignisse aus; so fehlen z. B. Skaleninhalte mit Bezug auf

„earthquakes, floods, or fires, and man-made disasters, such as war, uprooting, and immigration“ (ebd., S. 53).

Darüber hinaus beziehen sich verschiedene Kritikpunkte auf methodische Probleme (vgl. COOPER und DEWE 2005, Kap. 3; FRESE und SEMMER 1997; HUBER 2008, Kap. 5). So sind die Items der *SRRS* nicht unabhängig voneinander konstruiert (z. B. Scheidung und Umzug), Formulierungen der Items bleiben uneindeutig (was genau sind z. B. „kleinere Gesetzesverstöße“?) und die Unterscheidung zwischen Stressoren und Stressfolgen ist aufgrund der Konfundierung dieser Variablen oftmals unklar. Viele der erfragten Ereignisse können ebenfalls als Re-

sultat von Stresserleben und nicht als deren Voraussetzung interpretiert werden (z. B. Ehescheidung als Folge und nicht als Auslöser von Stress). Neuere Ansätze der Lebensereignisforschung versuchen jedoch, diesen genannten Kritikpunkten zu begegnen und entsprechende Messinstrumente unter stärkerer Einbeziehung von Persönlichkeitsvariablen zu entwickeln (vgl. ausführlicher LYON 2005; SCHULZ 2005; SCULLY et al. 2000); dies lässt auf die Relevanz des folgenden Ansatzes hinweisen.

c) Stress als Transaktion

Transaktionale Stresstheorien schreiben die Ursache von Stress nicht isolierten Person- und/oder Umweltvariablen zu, sondern den dialektischen Wechselwirkungen zwischen diesen Variablen und betonen die Wirksamkeit von Moderator- und Mediatorprozessen (vgl. ALDWIN 2007, S. 3 ff.; LYON 2005, S. 33 ff.). Der Begriff „Transaktion“ wurde bereits in Abgrenzung zum Interaktionsbegriff grundlegend in Kapitel 2.2.1 diskutiert (vgl. dazu Abb. 7). Zusammenfassend impliziert Transaktion

„a newly created level of abstraction in which the separate person and environment elements are joined together to form a new relational meaning“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 294).

Stress ist diesem Grundsatz folgend somit weder in der Umwelt noch in der Person begründet, sondern reflektiert das Ergebnis eines prozessualen Zusammenspiels dieser Variablen, das die Entstehung einer neuen Analyseeinheit bewirkt (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 354). Der im Verlauf dieser Arbeit bereits vielfach genannte und zitierte amerikanische Kognitions- und Emotionspsychologe Richard S. LAZARUS – vergleiche insbesondere Kapitel 2.2.1 zum Thema „Interaktion und Transaktion“, Kapitel 2.4.3 zur „Relevanz von Bewertungsprozessen“ oder Kapitel 2.5.2 zu „Emotionen in der Psychologie“ – formulierte in seiner Monographie „Psychological Stress and the Coping Process“ von 1966 eine erstmals explizit am transaktionalen Ansatz orientierte kognitive Stresstheorie, die er in Folgepublikationen (u. a. 1981 in Zusammenarbeit mit Raymond LAUNIER und 1984 mit Susan FOLKMAN) und später mittels einer stärkeren Integration des Emotionskonzeptes (vgl. LAZARUS 1991, 1999) erweiterte und vertiefte.

Bevor eine fortführende Diskussion der Stresstheorie von LAZARUS und Mitarbeitern erfolgt, sei zunächst auf die in der Literatur (vgl. z. B. BUCHWALD 2007; SCHWARZER und DÜCKERS-KLICHOWSKI 2007) ebenfalls viel beachtete transaktionale „Theorie der Ressourcenerhaltung“ (engl. *Conservation of Resources Theory*) von Stevan E. HOBFOLL aus dem Jahr 1989 verwiesen, der gemäß der Zugewinn und Verlust von Ressourcen „the *single* unit necessary for understanding stress“ (HOBFOLL 1989, S. 516; Hervorhebung durch Verf.) darstellen (vgl. auch EPEL 2007, S. 174 ff.; SCHULZ 2005, S. 223). Unter der Berücksichtigung des Zusammenspiels von Persönlichkeits- und Umweltvariablen – jedoch ohne primäre Fokussierung auf kognitive und emotionale Prozesse (vgl. SALEWSKI 2009,

S. 167) – ist dieser Theorie entsprechend psychologischer Stress als Reaktion auf eine Umwelt definiert, in der

- a) der Verlust von Ressourcen droht,
- b) der tatsächliche Verlust von Ressourcen eintritt oder
- c) der adäquate Zugewinn von Ressourcen nach einer Ressourceninvestition ausbleibt (vgl. HOBFOLL 1989, S. 516).

Hierbei bestehen Ressourcen nach HOBFOLLS (1989, S. 517) Definition sowohl aus Objekten physischer Natur (z. B. das eigene Auto oder Haus), Verhältnissen (z. B. Familienstand, Alter oder berufliche Position) als auch aus persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften (z. B. Selbstwirksamkeit oder Optimismus) sowie Energien (z. B. Zeit, Geld oder Wissen). Die zentrale Aussage der Theorie HOBFOLLS (1989, 1998, 2001) bezieht sich auf die ausschlaggebende Bedeutung von Ressourcen auf das Stresserleben:

„[R]esources, not cognitions, are the *primum mobile* on which stress is hinged. [...] Cognition is a player, not the play“,

betont HOBFOLL (1998, S. 21 f.; Hervorhebung im Original) und kritisiert – insbesondere Bezug nehmend auf die Stresstheorie von LAZARUS und dessen Konzept der subjektiven Bewertung – die Schwerpunktsetzung der Stressforschung auf kognitive Prozesse und subjekt fokussierte Ansätze (vgl. HOBFOLL 1998, S. 21; 2001, S. 359). HOBFOLLS Auffassung nach ist der Einfluss von Wahrnehmungen

„more automatic, objectively determined, and socially constrained than traditional stress-appraisal theory has allowed“ (ebd. 2001, S. 361).

LAZARUS (1999, S. 82) bezieht allerdings die Existenz intuitiver, automatischer, vor- und unbewusster Bewertungsprozesse explizit in seine Betrachtungen ein (vgl. Kap. 2.4.3) und bringt in Anlehnung an die Kritik HOBFOLLS dezidiert zum Ausdruck, dass seine transaktionale Stresstheorie gleiche Bewertungsergebnisse von Individuen, z. B. bei gleichen Zielen und Wünschen, nicht ausschließe (vgl. ebd. 2001, S. 385 ff.). Jedoch, so LAZARUS, gäbe es keine objektiven Umwelten:

„Bear in mind that the word ‘objective’ can only refer to *subjective consensus* among a sample of people about how they appraise a given reality“ (ebd. 2001, S. 385; Hervorhebung im Original; vgl. auch LAZARUS’ aufgezeigte konstruktivistische Perspektive in Kap. 2.1.1 und 2.2.1).

Darüber hinaus ist in konträrer Hinsicht zu HOBFOLLS Darstellung (2001, S. 339; siehe auch LAZARUS 2001, S. 382) gleichfalls das Konzept der Ressourcen elementarer Bestandteil der Stresstheorie von LAZARUS (vgl. LAZARUS 1999, S. 58 f. und 77 ff.): „Stress is a product of the balance of forces between demands and *resources*“, konstatiert LAZARUS (2001, S. 382; Hervorhebung durch Verf.) und verweist auf die nicht abgeschlossene Auflistung bedeutungsvoller Ressourcen wie

„intelligence, money, social skills, education, supportive family and friends, physical attractiveness, health and energy, and sanguinity“ (ebd., S. 382).

Dieser kontrovers geführte Meinungs Austausch zwischen HOBFOLL (2001) und LAZARUS (2001) ist in dem Journal „Applied Psychology: An International Review“ 2001 (Bd. 50, H. 3) ausführlich wiedergegeben.

In (teils widersprüchlicher) Abgrenzung zu LAZARUS' Stresstheorie sind nach HOBFOLLS Auffassung (2001), wie aufgezeigt, die objektiv bestimmbaren Ressourcen ausschlaggebend für das Stresserleben und nicht die subjektiven Bewertungsprozesse – es sei denn, so die dargelegten Ausnahmen HOBFOLLS, es liegt eine Uneindeutigkeit des Stressors vor, objektive Umstände sind nicht allgegenwärtig oder Spielraum für Interpretationen ist vorhanden (vgl. detaillierter HOBFOLL 2001, S. 359). „Das klingt nach Rückzugsgefecht“, behauptet BURISCH (2006, S. 58). In der Tat räumt HOBFOLL (2001, S. 359 und 361) ein, dass seine Theorie auf mikroanalytischer Ebene an Vorhersagekraft verliere und Bewertungsprozesse im Gegenzug an Bedeutung gewinnen. In sarkastischer Anspielung auf HOBFOLLS „rückzugsartige“ Hinwendung zu kognitiven Prozessen und einer daraus resultierenden Annäherung an LAZARUS' kognitionsbezogenen, stresstheoretischen Entwurf entstehe nach BURISCH (2006, S. 58) der Eindruck,

„dass hier altbekannter Wein lediglich in neue Schläuche (mit frischen Etiketten) umgefüllt worden [sei]“ (vgl. ebenso die Kritik von ALDWIN 2007; EPEL 2007).

Auch wenn anzuerkennen bleibt, dass HOBFOLLS „Theorie der Ressourcenerhaltung“ breite Anwendung in verschiedenen Kontexten findet, z. B. im Zusammenhang von Stress und Burnout-Symptomen verschiedener Berufsgruppen (vgl. HALBESLEBEN 2006) oder von Stress und Stressbewältigung im Gesundheitsbereich (vgl. die Beiträge in BUCHWALD et al. 2004), ist vor dem Hintergrund der obigen Schilderungen im Rahmen dieser Arbeit die transaktionale Stresstheorie von LAZARUS und Mitarbeitern der Ressourcen-Theorie von HOBFOLL, aber auch den reaktions- und reizbezogenen Theorien vorzuziehen. Abbildung 20 offeriert einen zusammenfassenden Überblick über die unterschiedlichen stresstheoretischen Ansätze.

Theoretischer Ansatz	Konzeptualisierung von Stress	Operationalisierung	Bekannte Vertreter
Stress als Reaktion	Stress als unspezifische, allgemeine Reaktion des Organismus auf jede Form physikalischer und psychosozialer Anforderungen	Objektive physiologische Stressreaktion (Stress als abhängige Variable)	Cannon (1932); Selye (1936, 1956)
Stress als Reiz	Stress als Ausmaß der persönlichen Anpassungsleistung und Umorientierung	Objektive kritische Lebensereignisse (Stress als unabhängige Variable)	Holmes und Rahe (1967)
Stress als Transaktion	Stress als subjektives Mensch-Umwelt-Beziehungsgefüge	Subjektive Person- und Umweltvariablen (Stress als dialektische Wechselwirkung zwischen Person- und Umweltvariablen)	Lazarus (1966, 1991, 1999) und Lazarus und Folkman (1984); Hobfoll (1989, 1998, 2001)

Abb. 20: Stresstheoretische Ansätze und ihre bekannten Vertreter (eigene Darstellung)

Die gegenwärtige Stressforschung wird nach SALEWSKI (2009, S. 163 f.) von transaktionalen stresstheoretischen Ansätzen aufgrund ihrer forcierten Überwindung der vergleichsweise engen Konzeptualisierungen von Stress dominiert, auf denen hingegen reaktions- und reizorientierte Ansätze stufen.

„Stress is, indeed, partially a function of the environment, but it is also partially a function of the internal characteristics of the individual (whether psychological, hormonal, or immunological). It makes little sense to ignore one at the expense of the other“,

betont auch ALDWIN (2007, S. 36).

Die transaktionale Stresstheorie von LAZARUS und Mitarbeitern ist nach SONNENTAG und FRESE (2003, S. 457) „one of the most prominent stress models“ (vgl. auch COOPER und DEWE 2005, S. 67; EPPEL 2007, S. 11) und dient kulturübergreifend als „eine der einflussreichsten psychologischen Theorien zu Stress“ (JONAS et al. 2007, S. 577) zahlreichen, aktuellen Studien als grundlegender Analyse Rahmen (vgl. z. B. LAUGAA et al. 2008; MATTHIEU und IVANOFF 2006; POLLICH 2007). Dass der Grundgedanke eines *transaktionalen* Mensch-Umwelt-Beziehungsgefüges auch aus geographischer Perspektive insbesondere von WEICHHART (1993a, 2004) proklamiert wird, verdeutlichte bereits Kapitel 2.2.1. Allerdings ist die schwer zu operationalisierende Komplexität transaktionaler Ansätze auch Gegenstand von Kritik. Die vorliegende Arbeit wird diese in Kapitel 3.3.8 reflektieren.

Für diesen Beitrag wegweisend und von zentraler Bedeutung ist die Tatsache, dass chinesische Wissenschaftler (einschließlich Forschern aus Hong Kong) im Kontext stressrelevanter Fragestellungen ebenfalls auf LAZARUS' stresstheoretische Konzeption zurückgreifen: vgl. z. B. CHEN et al. (2009) zu „Stresserleben bei Studenten der Shanghai Universität“, SUN und SHA (2001) zu „Stressbewertung bei Herzklappenpatienten“ oder WONG et al. (2001) zu „Stress, Coping und Gesundheit im Berufsfeld der Krankenschwester“. KRUSE (1991, S. 62) sieht in dem transaktionalen Stressmodell von LAZARUS ein „vereinheitlichendes Konzept mit hohem Integrationswert“ (vgl. auch ALDWIN 2007, S. 36). Aufgrund der umfassenden Betrachtung sich wechselseitig beeinflussender Personen- und Umweltvariablen einschließlich emotionaler Faktoren und intervenierender Prozesse sowie der Bewertung und des Copings bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für disziplinübergreifende und transdisziplinäre Forschungsbereiche – so auch für die in der Geographie und ihren Nachbardisziplinen verankerte Vulnerabilitätsforschung.

Das Stressmodell von LAZARUS eröffnet – im Gegensatz zu HOBFOLLS „Theorie der Ressourcenerhaltung“ (s. o.) – die für das Forschungsinteresse dieser Arbeit erforderliche (idealisierte) Annäherung an eine ganzheitliche Perspektive.

„The important point is *to understand* clearly which components of the stress process are important in a given context“,

konstatiert ALDWIN (2007, S. 36; Hervorhebung durch Verf.). Um diesem Anspruch des *Verstehens* gerecht zu werden, ist hinsichtlich der Komplexität und Vielschichtigkeit des vorliegenden Untersuchungsgegenstands einer „Verkürzung

konkreter Sachverhalte“ (LAMNEK 2005, S. 4) entgegenzuwirken und eine explorative und induktive Offenheit zu gewährleisten. Die transaktionale Stresstheorie von LAZARUS und Mitarbeitern sowie die Argumentation LAMNEKS dienen somit dem vorliegenden Beitrag fortführend als theoretisch-methodologisches Grundgerüst – jedoch nicht ohne selbige kritisch zu reflektieren (vgl. Kap. 3.3.8).

3.3 DAS TRANSAKTIONALE STRESSMODELL VON LAZARUS UND MITARBEITERN

„There is nothing either good or bad, but thinking makes it so.“ Dieses berühmte Zitat von SHAKESPEARE'S Hamlet wird von LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 24) als Kernthese vor dem Hintergrund ihrer stresstheoretischen Annahmen explizit aufgegriffen und spannt sich als roter Faden latent durch ihre Diskussion der Hauptelemente des transaktionalen Stressmodells. Diese umfassen vor dem Hintergrund der Analyse von psychologischem Stress, wie nachfolgend aufgezeigt wird, Personen- und Umweltvariablen, kognitive Bewertungsprozesse, emotionales Erleben sowie Funktionen und Formen des Copingverhaltens.

3.3.1 Metatheoretischer Analyserahmen

„My frame of reference has always been an epistemological, and theoretical approach that emphasizes individual differences, the cognitive-motivational-relational concepts of appraisal and coping, and a process-centered holistic outlook“,

skizziert LAZARUS (2000b, S. 665) den metatheoretischen Bezugsrahmen seiner (teils in Zusammenarbeit mit seinem Forschungsteam konzipierten) transaktionalen Stresstheorie. Basierend auf der grundlegenden Annahme, dass Menschen Transaktionen und Bedeutungen konstruieren, die aus ihrer Beziehung zur Umwelt erfolgen (vgl. LAZARUS 1999, S. 13), ist eine Situation nicht per se als Stress auslösend zu betrachten; sie wird erst, betont der Autor, durch eine betroffene Person als solche eingeschätzt:

„Transaction centers on the personal meaning of the relationship that, in turn, depends on the appraisal process by means of which that meaning is constructed. This meaning is the primary cause for emotion and action“ (LAZARUS 1998, S. 395; vgl. hierzu in Kap. 2.1.2 auch LUHMANN'S Annahme, dass es in der Umwelt keine Irritationen per se gibt).

Das Konstrukt der Bewertung – das LAZARUS (1999, S. 61) auch als „theoretical heart of psychological stress, and the emotions“ bezeichnet – ist seiner Auffassung nach für das Stresserleben und die Aktualgenese von Emotionen ausschlaggebend und als subjektiver Prozess nur über die Selbstbeobachtung des wahrnehmenden und bewertenden Individuums tiefer gehend analysierbar. Dieser Standpunkt forciert regelrecht die Einnahme einer subjektfokussierten Forschungsperspektive:

„To a considerable extent, we depend on introspection by persons about [...] psychological characteristics, which shall henceforth be referred to as self-report“ (ebd. 1999, S. 6).

LAZARUS schließt, wie die Diskussion seines Modells noch verdeutlichen wird, die Einflussnahme umweltrelevanter Variablen auf Bewertungsprozesse und Copingverhalten nicht aus, doch nähert sich dieser über eine subjektzentrierte und insbesondere das Kernkonstrukt der Bewertung akzentuierende Perspektive. Ohne persönliche Ziele, Pläne, ohne Motive und Motivationen, ohne „a goal at stake“ (ebd. 1999, S. 70) können seinen Annahmen folgend kein Stress und keine Emotionen entstehen: „To speak of harms and benefits is to allude to motivational as well as cognitive processes“ (ebd. 1993, S. 357). Basierend auf dieser Prämisse umschreibt LAZARUS (2000a, S. 210) seine stresstheoretische Perspektive als „kognitiv-motivational-relational“. Kognition und Motivation stellen gemeinsam mit der subjektiv konstruierten relationalen Bedeutung der Person-Umwelt Beziehung für die prozessuale Herausbildung von Stress und Emotionen die wesentlichen Elemente dar. Kognitive Bewertungsprozesse beziehen sich hierbei nicht einseitig auf Personen- respektive Umweltvariablen, sondern auf die Beziehung (Relation) zwischen Person und Umwelt.

In diesem Zusammenspiel umfasst das Konstrukt „Motivation“ nach LAZARUS (1991, S. 96 f.)

„the actual mobilization of mental and behavioral effort in a particular encounter to achieve a goal or to prevent its thwarting“.

Diese Definition entspricht weitestgehend auch den grundlegenden Begriffsauffassungen der gegenwärtigen Motivationspsychologie. So bezieht sich SCHMALT und SOKOLOWSKI (2006, S. 503 f.) folgend Motivation auf alle inneren und äußeren Bedingungsfaktoren, die an der Zielgenerierung und -ausrichtung des Erlebens und Verhaltens beteiligt sind. Nach HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 1) ist das motivierte Handeln durch die Organisation von Zielengagement und Zieldistanzierung charakterisiert. Motive hingegen sind LAZARUS (1991, S. 94) zufolge „viewed as traits, they are latent, being merely dispositions to strive for goal attainment“. In ähnlicher Weise definieren auch SCHMALT und SOKOLOWSKI (2006, S. 505) Motive als überdauerndes Persönlichkeitsmerkmal (engl. *trait*), die eine dispositi-onelle Neigung in der Auswahl und Verfolgung bestimmter Ziele beschreiben. Motive verleihen somit als Bewertungsdisposition einem Ereignis eine Bedeutung – einen „Verlockungs- oder Bedrohungscharakter“ (ebd., S. 505) – um dadurch einen Motivationsprozess beginnend bei der Zielbildung einzuleiten. Dabei ist die Wirkung von Motiven appellativer Art; sie legt einer Person bestimmte Wahrnehmungen, Interpretationen und Verhaltensweisen näher als andere mögliche in der konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion (vgl. SCHMALT und SOKOLOWSKI 2006, S. 518). Ein Motiv setzt somit die Rahmenbedingungen für das Erleben und Handeln fest und ist als Erklärung dafür heranzuziehen, dass Individuen sich bei der Wahl von Zielen deutlich voneinander unterscheiden (interpersonale Variabilität); jedoch bleibt eine individuumsspezifische Konstanz (intrapersonale Stabilität) bei der Zielauswahl zu beobachten (vgl. ebd., S. 514). Während das Konzept der Motivation somit den gegenwärtigen Zustand des Motiviert-

seins beschreibt, umfasst das Konstrukt des Motivs die latente Bewertungsdisposition des Individuums (tiefer gehende Einblicke in diese Konstrukte gewähren BRANDSTÄTTER und GOLLWITZER 2005 sowie SCHMALT und LANGENS 2009).

Für eine ausführlichere Erläuterung der zentralen Konzepte „Transaktion“ (einschließlich des Zusammenspiels von Analyse und Synthese, vgl. Kap. 2.1.1 und Abb. 2), „Bewertung“ (vgl. Kap. 2.4.3), der Wechselbeziehung von „Bewertungsprozessen und der Aktualgenese von Emotionen“ (vgl. Kap. 2.5.2.4) sowie des Konzepts „Emotion“ (vgl. Kap. 2.5.2) sei auf die bereits vorangegangenen Diskussionen verwiesen. Die entsprechenden Kapitel reflektieren jeweils die konzeptionelle Position von LAZARUS bezüglich der einzelnen Themenschwerpunkte der jeweiligen Diskussionen.

3.3.2 Psychologischer Stress

Ausgehend von einem transaktionalen Forschungsverständnis definieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 21) psychologischen Stress als

„relationship between the person and the environment that is appraised by the person as taxing or exceeding his or her resources and endangering his or her well-being“.

Stress bezieht sich dieser Begriffsexplikation folgend auf eine Beziehung mit der Umwelt, die vom Individuum im Hinblick auf seine Ziele, Bedürfnisse oder Überzeugungen und sein Wohlergehen als bedeutsam bewertet wird sowie gleichzeitig externe und/oder von der Umwelt beeinflusste internale Anforderungen (s. u.) an das Individuum stellt, die gemäß seiner Bewertung seine Ressourcen und folglich seine Copingmöglichkeiten beanspruchen oder überfordern (vgl. LAZARUS 1999, S. 110).

Die Bezeichnung „psychologischer Stress“ akzentuiert nach LAZARUS (1995a, S. 213), auch in Abgrenzung zu SELYES physiologischem Stresskonzept (s. o.), den Prozess einer bewussten, vor- oder unbewussten „kognitiven Bewertung“ (engl. *cognitive appraisal*). Die pleonastische Charakterisierung von „Bewertung“ durch das Adjektiv „kognitiv“ sei zwar, wie LAZARUS (1999, S. 81) zugesteht, redundant (Bewertungen sind immer kognitiv), verdeutliche jedoch den für die Stressentstehung so elementaren komplexen, *evaluativen* Vorgang.

„We suggest that *cognitive appraisal* is the mediating process that sets the whole train of psychological events into motion, including coping activity, the emotional reaction, and the somatic changes that are part of any stress state“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 284; Hervorhebung im Original; vgl. auch HUBER 2008, S. 118).

Basierend auf dieser Annahme wird Stress somit als umfassender Begriff konzipiert, der neben den die Transaktionen auslösenden Bewertungen die gleichfalls wichtigen, sich reziprok beeinflussenden (offenen und verdeckten) handlungsorientierten, emotionalen und physiologischen Prozesse einschließt (vgl. Abb. 21).

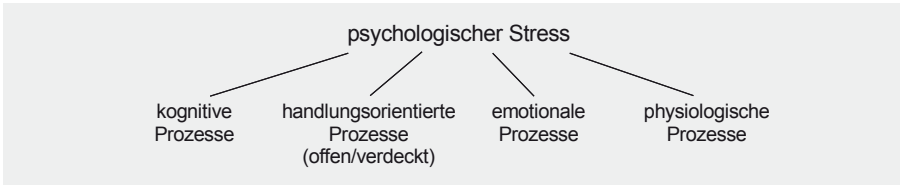


Abb. 21: Zentrale Prozesse des Stresserlebens (eigene Darstellung)

Diesen Entwurf eines breit gefassten Begriffsverständnisses von Stress teilen u. a. auch GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 468), LITZCKE und SCHUH (2010, S. 24 ff.) oder KALUZA:

„Wir reagieren sozusagen immer als ganzer Mensch mit Herz und Muskeln, mit Gefühlen und Gedanken und mit typischen Handlungen auf die Konfrontation mit einem Stressor“ (KALUZA 2007, S. 9).

Zur (analytischen) Veranschaulichung des relationalen „Kräftespiels“ zwischen Person und Umwelt – beide Seiten sind nach SCHWARZER (2000, S. 14) aus der Perspektive des Betroffenen zu betrachten – bedient sich LAZARUS (1999, S. 58) der Analogie eine Wippe –

„with environmental load on one side of the balance point or fulcrum and the person’s resources on the other side“.

Eine Dysbalance aufgrund der im Vergleich zu den verfügbaren und zugänglichen Ressourcen „schwerer wiegenden“ Anforderungen mündet in einer als „stressreich“ (synonym auch als belastend) bewerteten Mensch-Umwelt-Transaktion. Der Begriff „Ressource“ (vgl. Kap. 3.3.3) – dies sei vorweggenommen – wird von LAZARUS (1991, 1999) sowie LAZARUS und FOLKMAN (1984) definitorisch nicht näher eingegrenzt, sondern lediglich mittels einer Aufzählung von Faktoren (vgl. Kap. 3.2.2) umschrieben, die den Charakter einer Ressource, eines moderierenden „Schutzfaktors“ (EPPEL 2007, S. 80) aufweisen. Aufgrund seiner Relevanz für die vorliegende Arbeit wird der Ressourcenbegriff in Abschnitt 3.5.3 jedoch noch ausführlicher betrachtet.

Hervorzuheben ist indessen die Kritik von LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 50) bezüglich einer im Rahmen der psychologischen Stressforschung oftmals angewandten, jedoch zu kurz greifenden Konzeptualisierung von Vulnerabilität „in terms of the adequacy of the individual’s resources“ (ebd., S. 50). Psychologische Vulnerabilität bezieht sich den Autoren (1984, S. 51) folgend auf die durch Personen- und Umweltvariablen beeinflusste Anfälligkeit für Stresserleben. Eine unzureichende Ressourcenverfügbarkeit, so LAZARUS und FOLKMAN, sei zwar eine notwendige, jedoch *nicht hinreichende* Voraussetzung für psychologische Vulnerabilität:

„A deficiency in resources makes a person psychologically vulnerable only when the deficit refers to something that matters“ (ebd. 1984, S. 50 f.).

Für die vorliegende Arbeit von wesentlicher Bedeutung ist diesbezüglich die zentrale Aussage, dass ein aus der Forscherperspektive bzw. mit LUHMANNs Worten aus der Beobachtung 2. Ordnung (vgl. Kap. 2.4.1) beobachteter limitierter oder verwehrter Zugang zu vermeintlichen Ressourcen nicht zwangsläufig Vulnerabilität impliziert. Übertragen auf den Forschungskontext dieser Arbeit stellt beispielsweise der niedrige Schulbildungsgrad eines chinesischen Migranten nur dann ein Ressourcendefizit dar, wenn dieses das Erreichen konkreter individueller Ziele beeinträchtigt. Psychologische Vulnerabilität, erläutern LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 51) mit Nachdruck,

„is determined not just by a deficit in resources, but by the relationship between the individual's pattern of commitments and his or her resources for warding off threats to those commitments“ (Hervorhebung im Original).

Diese Annahme akzentuiert sowohl die unerlässliche Anwendung eines übergeordneten subjektzentrierten Analyserahmens als auch die notwendige Untersuchung umweltbezogener Variablen. Bedrohungen können nur in der Transaktion von Mensch *und* Umwelt entstehen (vgl. Abb. 5 in Kap. 2.2.1).

Die bewertete Qualität eines Ereignisses als Stress auslösend und die Intensität des Stresserlebens hängen folglich analog primär von subjektiven Erwartungen, Zielen und ihrer Wichtigkeit ab. LAZARUS betont (1999, S. 60):

„A person is under stress only if what happens defeats or endangers important goal commitment and situational intentions, or violates highly valued expectations. The degree of stress is, in part, linked with how strong these goal commitments are, and partly with beliefs and the expectations they create, which can be realized or violated“.

In diesem Zusammenhang ist nach LAZARUS (1999, S. 54) ein externaler oder internaler Reiz oder „potentieller Stressor“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 288) erst dann als Stressor zu bezeichnen, wenn dieser von einer Person als eine ihre Ressourcen und Copingmöglichkeiten beanspruchende oder überfordernde Anforderung wahrgenommen und bewertet wird (in der Resilienzforschung finden analog zu dieser differenzierten Betrachtung die Begriffe „Risikofaktor“ und „Risikomechanismus“ Anwendung; vgl. ausführlicher Kap. 3.5.3). In Bezug auf die Qualität von Stressoren differenziert LAZARUS (1999) zwischen „major life changes such as divorce and bereavement“ (ebd., S. 57) einerseits und Alltagswidrigkeiten (engl. *daily hassles*) andererseits, „such as [...] having too many responsibilities, being lonely, having an argument with one's spouse“ (ebd., S. 56 f.). Hierbei können beide Arten von Stressoren über unterschiedliche Dimensionen wie die der Dauer (kurz-, langfristig, chronisch), Neuheit (unbekannt, bekannt), Berechenbarkeit (berechenbar, unberechenbar) und Eindeutigkeit (eindeutig, uneindeutig) verfügen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 83 ff.). Ferner sei ergänzend hinzugefügt, dass sich mit JANKE und WOLFFGRAMM (1995, S. 302) sowie EISENHARDT (2008, S. 105) weitere Dimensionen unterscheiden lassen, z. B. hinsichtlich des Beginns (plötzlich, schnell, langsam eintretend), des Wirkungseintritts (sofort, verzögert), der Kontrollierbarkeit (beeinflussbar, unbeeinflussbar) oder Vorhersagbarkeit (vorhersehbar, unvorhersehbar). Für einen fortführenden

Überblick vergleiche auch EPPEL (2007, S. 22 ff.), HUBER (2008, Kap. 5) und TAYLOR (2003, Kap. 6).

Um dieses komplexe Beziehungsgefüge zwischen persönlichen Erwartungen, Zielen, Bewertungen einerseits und Stresserleben und Coping andererseits umfassend analysieren zu können, differenzieren LAZARUS (1991, 1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) aus rein analytischen Gründen zwischen folgenden Variablen, deren Inhalte und teils reziproke Wechselwirkungen in den nachstehenden Kapiteln ausführlich diskutiert und in Abbildung 22 (auf der Folgeseite) vereinfacht skizziert werden:

- Personen- und Umweltvariablen als Antezedenzien für Bewertungsprozesse, emotionales Erleben, Stresserleben und Coping respektive für Nicht-Erleben von Stress,
- Bewertungsprozesse als Mediatorvariablen zwischen Person und Umwelt zu unterschiedlichen Zeitpunkten und
- Copingprozesse als Mediatorvariablen zwischen Person und Umwelt zu unterschiedlichen Zeitpunkten.

Die einzelnen Modellelemente sind über verschiedene Wirkbeziehungen in das Prozessmodell eingebettet. Herauszustellen ist hierbei die Unterscheidung zwischen Mediatorvariablen (z. B. Bewertungs- und Copingprozessen) und Moderatorvariablen (vgl. Abb. 23), die sowohl Personenmerkmale (z. B. Alter, Geschlecht, Persönlichkeit, Motivation, emotionalen Zustand) als auch Umweltbedingungen (z. B. Ressourcen, Anwesenheit von Mitmenschen) umfassen können. Eine Mediatorvariable vermittelt in einer stressbezogenen Transaktion den Zusammenhang zwischen Belastungssituation und Wohlergehen eines Individuums.

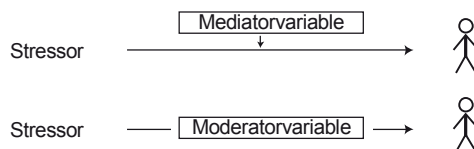


Abb. 23: Wirkprozesse von Mediatorvariable und Moderatorvariable im Vergleich (eigene Darstellung)

So erklären z. B. Bewertungs- und Copingprozesse – und nicht die Ausgangssituation selbst – den Einfluss von Umweltvariablen auf das Wohlergehen und das emotionale Erleben einer Person. „Wenn wir die Bewertung ermitteln, können wir die Freude besser erklären“, erläutert SCHMIDT-ATZERT (1996, S. 58).

„Coping is a powerful mediator of the emotional outcome of a stressful encounter. It is not a moderator because the coping process arises *de novo* from the transaction between the person and the environment – that is, it is not present as a personality disposition before the encounter occurs“,

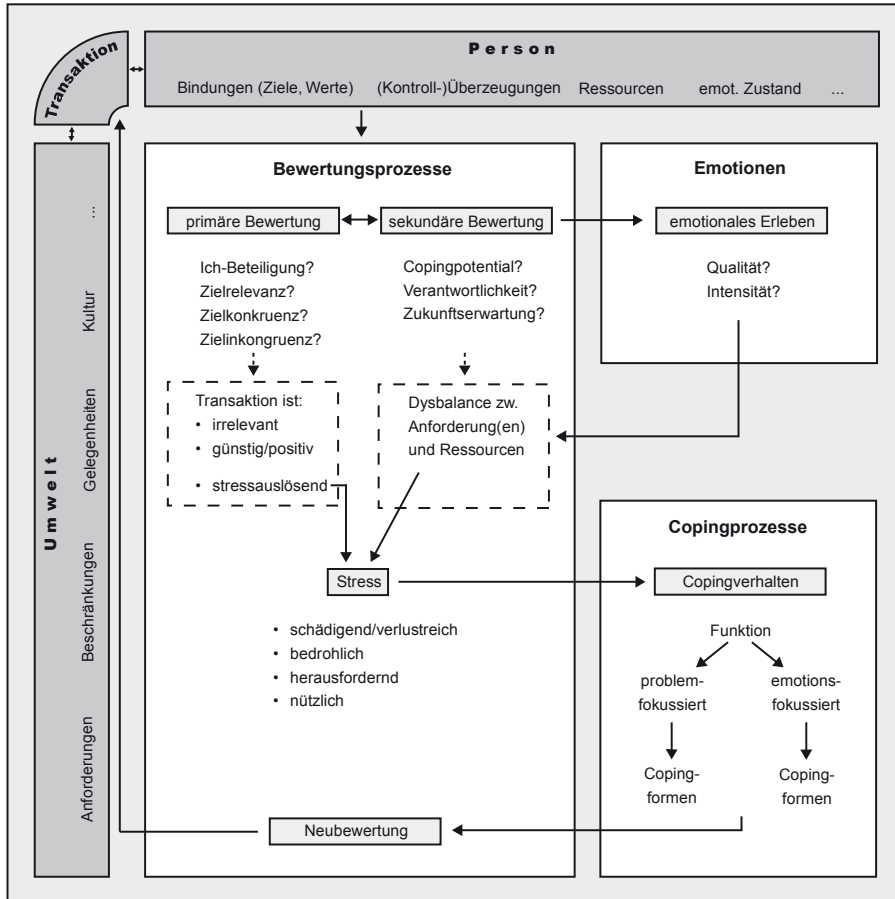


Abb. 22: Das transaktionale Stressmodell (modifiziert nach LAZARUS 2000a, S. 211)

betont LAZARUS (1999, S. 121 f.; Hervorhebung im Original) und verdeutlicht, dass Moderatorvariablen im Gegensatz zu Mediatorvariablen unabhängig von einer aktuellen Belastungssituation existieren (beispielsweise ist eine Person stets männlichen Geschlechts). Eine Moderatorvariable, auch Drittvariable genannt, beeinflusst den Zusammenhang zwischen zwei weiteren Variablen. Demnach wird beispielsweise eine Umweltbedingung nur im Falle einer Bedrohung von zentralen individuellen Zielen wirksam. Für eine differenziertere Darlegung des Konzeptes von Mediator- und Moderatorvariablen im Kontext von Mensch-Umwelt-Beziehungen sei auf ALDWIN (2007, Kap. 9), BARON und KENNY (1986) sowie EVANS und LEPORE (1997) verwiesen.

3.3.3 Personenvariablen

„A transactional model [...] says that stress is neither in the environment nor in the person but a product of their interplay“,

konstatieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 354) und heben die reziproke Abhängigkeit von Personen- und Umweltvariablen als elementare Voraussetzung bzw. Antezedenz für die Entstehung von Stresserleben, Emotionen und Copingverhalten respektive für das Nicht-Erleben von Stress hervor. Ausschließlich „for purposes of discussion“, so die Autoren (ebd., S. 55), thematisieren sie Personen- und Umweltvariablen in separaten Kapiteln ihres Beitrags, allerdings nicht ohne eine wechselseitige Bezugnahme.

„For example, when we speak of commitment as a person factor that influences appraisal, there is always an implied ‘to’ – that is, a commitment *to* a relationship, an objective, or an ideal – that is pertinent to a specific transaction between the person and the environment“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 55; Hervorhebung im Original).

Personenvariablen sind somit immer (direkt oder indirekt) an Umweltvariablen gebunden. In Anlehnung an das analytische Vorgehen, diese Variablen zunächst separat zu betrachten, werden vor dem Hintergrund des transaktionalen Stressmodells zu Beginn folgende von LAZARUS (1999, S. 70 ff.) sowie LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 55 ff.) dezidiert betrachteten Personenvariablen reflektiert: a) Bindungen und Ziele, b) Überzeugungen und Kontrollüberzeugungen und c) Ressourcen. Eine Diskussion der elementaren Umweltvariablen erfolgt anschließend.

a) Bindungen und Ziele

Bindungen (engl. *commitments*)

„express what is important to the person, what has *meaning* for him or her. They determine what is at stake in a specific stressful encounter“,

präzisieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 56; Hervorhebung durch Verf.) den bereits im vorangegangenen Absatz erwähnten Bindungsbegriff und akzentuieren auch auf Grundlage ihres psychologischen Begriffsverständnisses von Stress (vgl. Kap. 3.3.2) den Aspekt der Bedeutungsgenerierung und Sinnstiftung als notwendige Voraussetzung für das Bewerten einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion als Stress auslösend. Bindungen sind somit relational auf unterschiedliche Facetten der Umwelt eines Individuums bezogen. Ohne die Bindung zu einer bestimmten Person, einer Tätigkeit, einem Objekt oder einem Ideal steht „nichts auf dem Spiel“ – es kann nichts verloren gehen, geschädigt, bedroht oder herausgefordert werden (s. u.) und folglich kein Stress entstehen (vgl. LAZARUS 1999, S. 76).

„Commitments [...] guide people into and away from situations that can challenge or threaten, benefit or harm them“.

LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 57) verweisen hiernach auf die handlungsmotivierende Komponente des Bindungsbegriffs und verdeutlichen diese anhand des Beispiels eines Jugendlichen, der für die Akzeptierung in einer ihm wichtigen Peergruppe gruppenorientierte Handlungen verstärkt ausführt und andere unterlässt, z. B. Skateboard statt Fahrrad fährt. Bindungen implizieren „choices, values, and/or goals“, argumentieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 56). Besteht aufgrund von bestimmten Persönlichkeitseigenschaften (z. B. der Naturverbundenheit) eine wichtige Bindung zu einer Umweltentität, ist es auch das Ziel, diese Bindung zu erhalten, zu stärken und Verhalten entsprechend auszurichten – zumindest solange das Eingehen dieser Bindung erstrebenswert erscheint. LAZARUS (1999, S. 76) spricht in diesem Zusammenhang auch von *goal commitment*, das ein besonderes Bemühen seitens des Individuums impliziert: „[A] person will strive hard to attain the goal, despite discouragement or adversity“ (ebd., S. 76).

Der Zielbegriff wird von LAZARUS (1991, S. 94 ff.; 1999, S. 70 f.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 56 ff.) nicht eingehend definiert. Allerdings akzentuieren die Autoren das (mögliche) gleichzeitige Vorhandensein mehrerer Ziele eines Individuums, die sich auf der Grundlage von Motiven generieren (s. o.) und in einem individuellen Sinnzusammenhang thematisch und hierarchisch angeordnet sind.

„For any given individual, such a [goal; Anm. der Verf.] hierarchy provides the basis for what is considered most or least harmful or beneficial“ (LAZARUS 1991, S. 94; vgl. auch SCHMALT und SOKOLOWSKI 2006, S. 518 ff.).

Ergänzend sei hinzugefügt, dass nach FREUND (2007, S. 372) Ziele allgemein als anzustrebende oder zu vermeidende Zustände definiert und als Annäherungsziele (Veränderung des gegenwärtigen Ist-Zustands hin zu einem erwünschten Zustand), als Vermeidungsziele (weg von einem unerwünschten Zustand) und als Erhaltungsziele (Beibehaltung des Ist-Zustands) differenziert betrachtet werden können. LIEBIG (2009, S. 1112) folgend umschreiben Ziele die für eine

„gerichtete Handlung oder das Ergebnis einer konkreten Leistung mögliche und notwendige Vorgabe eines Endzustands oder Endprodukts“.

Sie beziehen sich, wie auch HECKHAUSEN und HECKHAUSEN (2006, S. 256) hervorheben, auf zukünftige, angestrebte Handlungsziele. Wichtig festzuhalten ist nach LAZARUS (1999, S. 70 und 76) die zentrale Aussage, dass Ziele und *goal commitments* für das Erleben von Stress und Emotionen als Voraussetzung anzusehen sind: „Without a stake in one's well-being in any given situation, stress and its emotions will not occur“ (ebd., S. 76). Auch im Hinblick auf das Copingverhalten ist der motivationale Aspekt des Zielbegriffs – „which helps sustain coping effort“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 63) – von elementarer Bedeutung.

b) Überzeugungen und Kontrollüberzeugungen

Überzeugungen (engl. *beliefs*) hingegen umfassen die Gesamtheit der persönlichen Auffassungen und Einstellungen eines Individuums, die teils einem (heterogenen, s. u.) kulturellen Einfluss unterliegen und somit von einer Gruppe von Individuen geteilt werden können.

„Beliefs determine what is fact, that is ‘how things are’ in the environment, and they shape the understanding of its meaning“,

erklären LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 63) und LAZARUS (1999, S. 71) ergänzt:

„They shape our expectations about what is likely to happen in an encounter; what we hope for and fear; and, therefore, what our anticipatory and outcome emotions are likely to be“.

Überzeugungen beinhalten den persönlichen Glauben an die Richtigkeit von Wertvorstellungen und Ideen; sie geben Orientierung, beeinflussen Erwartungen und das Eingehen bestimmter Bindungen sowie die Generierung konkreter Ziele (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 65). Allerdings, so betonen die Autoren, können die Überzeugungen eines Individuums durchaus zueinander in Widerspruch stehen oder mit unkonformen Verhaltensweisen einhergehen. Beispielsweise hat eine Person Flugangst, weiß aber gleichzeitig um die statistisch belegte Sicherheit des Fliegens oder eine Person ist überzeugt von der Notwendigkeit des Hausmüllrecyclings, trennt jedoch nicht den eigenen Abfall (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 68; siehe auch JONAS et al. 2007, S. 214). Ohne auf (mögliche) theoretische Erklärungsansätze dieser Inkonsistenzen tiefer einzugehen (vgl. hierzu ausführlicher z. B. die „Theorie der kognitiven Dissonanz“ von FESTINGER 1957 oder die „Theorie des geplanten Verhaltens“ von AJZEN 1985), sind die Erkenntnisse für die vorliegende Arbeit zentral, dass sich kontradiktorische Überzeugungen nicht ausschließen lassen und Überzeugungen keine konformen Verhaltensweisen implizieren.

Einen Aspekt, den LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 65) hinsichtlich der Einflussnahme von Personeneigenschaften auf Bewertungsprozesse und somit auf Stresserleben dezidiert betrachten, ist das in der Psychologie renommierte und vielfach zitierte Konzept der generalisierten Kontrollüberzeugung von ROTTER (1966). Das Konstrukt „Kontrollüberzeugung“ (engl. *locus of control*) bezieht sich diesem Ansatz folgend auf die Überzeugung eines Individuums bezüglich des Ausmaßes, inwieweit sich primär interne, in ihm selbst liegende Ursachen oder eher externe, auf die Umwelt zurückgehende Bedingungen bestimmend auf sein Verhalten auswirken. Auf der Grundlage empirischer Untersuchungen unterscheidet ROTTER (1966) zwischen Personen mit internalen oder externalen Kontrollüberzeugungen.

„An internal locus of control refers to the belief that events are contingent upon one’s own behavior, and an external locus of control refers to the belief that events are not contingent upon one’s actions, but upon luck, chance, fate, or powerful others“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 66 in Anlehnung an ROTTER 1966).

Während Individuen mit einer internalen Kontrollüberzeugung situationsübergreifend im Rahmen eines vorgegebenen Handlungsspielraumes überwiegend der Ansicht sind, mittels eigener Fähigkeiten und Anstrengungen selbstbestimmend Einfluss auf Ereignisse nehmen und Ziele erreichen zu können, führen Personen mit einer externalen Kontrollüberzeugung hingegen die Beeinflussbarkeit von Ereignissen weniger auf eigene Kompetenzen, sondern vielmehr auf das Handeln anderer Personen oder auf nicht-personale Mächte wie Glück, Zufall oder Schicksal zurück. Insbesondere in komplexen, weniger eindeutigen und schwer durchschaubaren Situationen werden ROTTER (1966, zitiert nach LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 66 f.) folgend die unterschiedlichen Kontrollüberzeugungen wirksam.

Ob diese allerdings als generalisierende, situationsübergreifende Personeneigenschaften aufzufassen sind, stellen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 69) kritisch in Frage und zitieren Studienergebnisse u. a. zum Gesundheits-, schulischen und politischen Verhalten, die das Auftreten *konkreter, kontextabhängiger* Kontrollüberzeugungen seitens eines Individuums empirisch belegen (vgl. auch KROHNE und HOCK 2007, S. 293). Kontrollüberzeugungen sind demzufolge nicht ausschließlich als statische und stabile Personeneigenschaft, sondern auch als dynamische und veränderliche Variable anzusehen. Demgemäß können sich basierend auf der Sammlung von Erfahrungen in bestimmten Lebensbereichen spezifische Kontrollüberzeugungen entwickeln und etablieren (vgl. WAGNER 2004, S. 32 f.). Beispielsweise ist eine Person einerseits von ihrer Einflussnahmefähigkeit auf einen konkreten Krankheitszustand durch eigenes Handeln überzeugt, betrachtet jedoch andererseits eine Prüfungssituation als unbeeinflussbar durch ihre Handlungen.

„The more restrictions placed on the definition of general control expectancies, the more closely they begin to resemble situational control expectancies or appraisals“,

bemerken LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 69). Sie verweisen vor dem Hintergrund eines kontextabhängigen Kontrollüberzeugungskonzepts auf die zunehmende Schwierigkeit der Abgrenzung dispositioneller Faktoren von situativen Aspekten. Dass jedoch Kontrollüberzeugungen generell – „whether shaped more by person factors or situational contingencies“ (ebd., S. 76) – Stressbewertungsprozesse und Copingverhalten maßgeblich beeinflussen, unterstreichen LAZARUS und FOLKMAN (1984) mit Nachdruck:

„The important point is whether general or specific, illusory or realistic, one's *belief in one's ability to control an event* influences how that event is appraised and, through appraisal, subsequent coping activity“ (ebd., S. 77; Hervorhebung im Original; vgl. auch AMELANG et al. 2006, S. 426 f. oder RUIZ-BUENO 2005 zu „Stress und Kontrollüberzeugung“).

Bezug nehmend auf diese zentrale Aussage ist das Konzept der Kontrollüberzeugung für den vorliegenden Beitrag als unerlässlich und zielführend anzusehen. Ob allerdings die in den Interviews dieser Arbeit eruierten Kontrollüberzeugungen bezüglich einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion auf stabile Personeneigenschaften zurückzuführen sind oder dem Einfluss zeitlich fluktuierender Zustände unterliegen (in diesem Fall ist die internale oder externale Kontrollüber-

zeugung keine stabile Personeigenschaft, sondern situativ bedingt und kontextabhängig), lässt sich im Rahmen dieses Beitrags nicht eindeutig herausstellen. Verneint jedoch ein arbeitsloser Interviewpartner z. B. die Frage, ob er selbst eine Veränderung der Situation seiner Arbeitslosigkeit erwirken könne, mit der Begründung, sein Schicksal sei von ihm unabhängig, liegt diesbezüglich die Vermutung einer vorhandenen persönlichkeitsbezogenen externalen Kontrollüberzeugung nahe. Verweist ein arbeitsloser Interviewpartner hingegen auf sein aktives, aber vergebliches Bemühen bei der Arbeitssuche und führt den Misserfolg seiner Suche auf ein fehlendes Arbeitsplatzangebot zurück, sind situative Einflüsse nicht auszuschließen (zur Operationalisierung des Konstruktes der internalen/externalen Kontrollüberzeugung siehe z. B. KRAMPEN 1991). In der Diskussion der Ergebnisauswertung (vgl. Kap. 6) wird die Darlegung entsprechender Vermutungen und Annahmen bezüglich einzelner Interviewaussagen ausführlich erläutert und begründet.

c) Ressourcen

Ressourcen stellen die dritte von LAZARUS (1999, S. 71 ff.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 55 ff.) als bedeutsam eingestufte Personenvariable dar. Sie umfassen, wie bereits Kapitel 3.2.2 aufzeigte, unterschiedliche Faktoren: z. B. Finanzkapital, soziale Netzwerke, Gesundheit, Intelligenz, Bildung, Optimismus oder soziale Fähigkeiten. „We are born with many of them and others are achieved by sustained effort“, betont LAZARUS (1999, S. 71). Ressourcen „are something one draws upon“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 158) und inkludieren der obigen Aufzählung entsprechend materielle, soziale, physische und psychische Merkmale. Hierbei können nach LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 159 ff.) die psychischen Merkmale ebenfalls internale Kontrollüberzeugungen als Ressource beinhalten (vgl. auch KÜNZEL-SCHÖN 2000, S. 160 ff.; MORGENROTH 2008, S. 165). Diskussionsbedarf erhebt jedoch die ausschließliche Zuordnung von Ressourcen zur Kategorie der Personenvariablen. In Anlehnung an LUHMANNs (1984) systemtheoretische Betrachtungen (vgl. Kap. 2.1.2) werden im Rahmen dieser Arbeit jene Variablen wie z. B. soziale Netzwerke, die sich außerhalb des psychischen und biologischen Systems bzw. des Menschen als Systemkonglomerat befinden, als externale, der Umwelt zugehörige Ressourcen aufgefasst. Intelligenz oder Gesundheit hingegen sind als internale respektive dem Menschen inhärente Ressourcen zu bezeichnen (vgl. ausführlicher Kap. 3.5.3 zum Ressourcenbegriff im Kontext des Resilienzkonzeptes).

„[W]e believe that information about resources can contribute to an understanding of why some people [...] fare better than others over the course of numerous stressful encounters“,

akzentuieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 170) die grundlegende Relevanz des Ressourcenkonzepts für die Analyse von individuell unterschiedlichem Stresserleben. Die Autoren bringen jedoch gleichzeitig dezidiert zum Ausdruck, dass die Kenntnisse über die einer Person zugänglichen Ressourcen für die Voraussage

von Copingverhalten nicht ausreichen. Ergänzend sind – wie die nachfolgenden Ausführungen aufzeigen werden – sowohl Umweltvariablen (z. B. institutionelle Beschränkungen) als auch Bewertungsprozesse (z. B. die Frage nach der Auswahl geeigneter Ressourcen für die Reduzierung von Stresserleben) in die Betrachtungen einzubeziehen.

3.3.4 Umweltvariablen

„Some environmental circumstances impose too great a demand on a person's resources, whereas others provide considerable latitude for available skills and persistence“ (LAZARUS 2000a, S. 202).

LAZARUS unterstreicht vor diesem Hintergrund die zentrale Bedeutung der folgenden, im Hinblick auf Bewertungsprozesse, Stresserleben und Copingverhalten elementaren Umweltvariablen: a) Anforderungen, b) Beschränkungen, c) Gelegenheiten und d) Kultur. Weder LAZARUS (1991, 1999) noch LAZARUS und FOLKMAN (1984) gehen in ihren Ausführungen explizit auf den Umweltbegriff ein und offerieren somit keine (nominale) Begriffsdefinition von Umwelt. Sie betonen jedoch erneut die wechselseitige Abhängigkeit von Personen- und Umweltvariablen – „they must be analyzed and interpreted interdependently“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 56).

a) Anforderungen

Anforderungen (engl. *demands*) sind nach LAZARUS und FOLKMAN (1984) insbesondere direkt oder indirekt auf soziale Strukturen und Prozesse zurückzuführen:

„Aside from the many demands of our physical environment, including those that are by-products of society such as crowding, crime, noise, and pollution, there are a host of demands that stem directly from society itself“ (ebd., S. 238).

Die Autoren beschränken ihre Darstellungen auf das Konstrukt der sozialen Anforderung, das normative Erwartungsmuster in Bezug auf konkrete Verhaltensweisen beinhaltet. Dass allerdings diese normativen Erwartungsmuster nicht ausschließlich der Umwelt zuzuordnen sind, verdeutlichen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 238) anhand ihrer Unterscheidung zwischen externalen, von der sozialen Umwelt unmittelbar ausgehenden Anforderungen und internalen, von der Person selbst erhobenen Anforderungen,

„founded in the socialization process that reflect the person's development history and that are manifested in belief systems, patterns of commitment, and styles of coping“ (ebd., S. 238; vgl. auch LAZARUS 1999, S. 62).

So kann beispielsweise die von einer berufstätigen Mutter an sich selbst gestellte Anforderung, Familie und Beruf miteinander vereinbaren zu wollen, Stress bei einer Überbeanspruchung ihrer Ressourcen (z. B. der verfügbaren Zeit) auslösen

(vgl. ausführlicher LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 239 f.). Vor diesem Hintergrund vorweggenommen ist jedoch kritisch zu hinterfragen, ob internale Anforderungen nicht vielmehr als Personen- statt Umweltvariablen aufzufassen sind? Letztendlich exemplifiziert diese Frage die in Kapitel 2.1 aufgezeigte Schwierigkeit der definitorischen Eingrenzung des Umweltbegriffs und begründet umso mehr die Einnahme einer transaktionalen Perspektive, auch wenn aus analytischen Gründen Personen- und Umweltvariablen vorerst zu trennen sind. Festzuhalten bleibt jedoch die zentrale Annahme von LAZARUS (1999, S. 62), der zufolge

„demands, and the conflicts they can create with our inner goals and beliefs, are among the most obvious sources of psychological stress“.

b) Beschränkungen

Beschränkungen (engl. *constraints*) hingegen beziehen sich nach LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 165) auf Faktoren, die die Beziehung des Individuums zu seiner Umwelt auf unterschiedliche Weise begrenzen – „some of which arise from personal agendas, others of which are environmental“ (ebd., S. 165). Auch hier wird eine Differenzierung zwischen internalen und externalen Beschränkungen vorgenommen, die erneut die obige Frage nach einer angemessenen Zuordnung von internalen Prozessen zur Gruppe der Umweltvariablen aufwirft. Internale Beschränkungen, so die Autoren (1984, S. 165), verweisen auf internalisierte (kulturelle) Werte und Überzeugungen, die als sozial übergreifende, aber auch als individuell unterschiedlich ausgelegte Normen fungieren, „that determine when certain behaviors and feelings are appropriate and when they are not“ (ebd., S. 165). Beispielsweise wird sozial übergreifend in einer Gesellschaft das Erzählen eines Witzes während einer Beerdigung als pietätlos angesehen oder ein Individuum verwehrt in einer Problemsituation die Inanspruchnahme sozialer Unterstützung, da diese Handlung seiner Überzeugung nach eine Hilflosigkeit und Bedürftigkeit impliziert, die es als äußerst unangenehm empfindet (vgl. ausführlicher LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 165 f.; siehe auch LAZARUS 1999, S. 62 f.). Dieser Aspekt ist für die Analyse von individuellem Copingverhalten zentral und verdeutlicht erneut, dass – in diesem Fall – die beobachtete potentiell vorhandene soziale Unterstützung nicht per definitionem als Ressource oder Schutzfaktor (vgl. Kap. 3.5.3) aufzufassen ist.

Externe, umweltbezogene Beschränkungen nehmen LAZARUS (1999, S. 62 f.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 166 f.) folgend einerseits, ohne diese Begriffsinhalte näher zu definieren, Bezug auf (formale) Regeln und Institutionen, andererseits auf die Endlichkeit oder limitierte Menge von (potentiellen) Ressourcen, die Handlungs- und somit Copingoptionen begrenzt. Allerdings können sich internale und externale Beschränkungen, wie die Autoren jeweils dezidiert in ihren Ausführungen berücksichtigen, auch fördernd auf das Copingverhalten auswirken. So vermag innerhalb einer Gruppe das individuelle Unterdrücken von emotionalen Ausbrüchen im Kontext einer ausweglosen Situation – LAZARUS und

FOLKMAN (1984, S. 167) führen das Beispiel verschütteter Minenarbeiter an – den Mitbetroffenen helfen, Hoffnung zu bewahren und Panik zu vermeiden. Ferner können durch Gesetzesuntreue bedingte Sanktionen ein Individuum vom Drogenkonsum abhalten, der ebenfalls als mögliche Copingform aufzufassen ist (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 188; siehe auch KALUZA 2009, S. 53).

LAZARUS (1999, S. 62 f.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 165 ff.) thematisieren zwar nicht explizit den Ansatz der formellen und informellen Institutionen (vgl. Kap. 2.6.4), doch es liegen, wie die Auswahl ihrer Beispiele nahe legt, ähnliche Grundgedanken vor: Während das Konstrukt „internale Beschränkungen“ an das Konzept der informellen Institutionen (z. B. nach NORTH 1990) erinnern lässt, ähnelt das Konstrukt „externe Beschränkungen“ dem Konzept der formellen Institutionen. Zusammenfassend hervorzuheben ist die Erkenntnis, dass Beschränkungen eine Mensch-Umwelt-Transaktion auf unterschiedliche Weise beeinflussen können.

„Whether the constraints pose a conflict depends on the fit between the needs of the individual and the values of the institution“,

lautet die zentrale Aussage von LAZARUS (1999, S. 63), die wiederholt die Notwendigkeit einer subjektfokussierten Forscherperspektive im Rahmen eines transaktionalen Modells exponiert.

c) Gelegenheiten

Das Nutzen einer Gelegenheit (engl. *opportunity*) respektive einer Chance hingen „often requires the right action at the right moment“, erklärt LAZARUS (1999, S. 63). Er akzentuiert im Hinblick auf die Durchführung von effektivem Copingverhalten die Relevanz der Auswahl einer bestimmten Handlungsoption zu einem passenden Zeitpunkt. Dies setze jedoch das richtige Deuten und Erkennen einer Gelegenheit als solche voraus. Menschen können seiner Auffassung nach durchaus die Aussicht auf das Ergreifen von Gelegenheiten durch das „sich Erschaffen“ einer entsprechenden Umwelt willentlich begünstigen:

„We choose the most opportune social setting in which to live or work, or develop the necessary skills and knowledge – for example by seeking an education in relevant subjects“ (LAZARUS 1999, S. 63 f.).

Im Rahmen des Forschungskontextes dieser Arbeit zieht z. B. ein chinesischer Landarbeiter als Migrationsziel eine chinesische (Mega-)Stadt dem ländlichen Raum vor, da diese vergleichsweise mehr Gelegenheiten für die Suche nach einem Arbeitsplatz offeriert. Dennoch, bemerkt LAZARUS (1999), hänge das Auftreten einer Gelegenheit auch von „glücklichen“ Umständen ab:

„[A] combination of luck and positioning oneself to take advantage of an opportunity combine fortuitously“ (ebd., S. 64).

Die Frage nach Glück, Zufall oder Schicksal ist in diesem Zusammenhang für die vorliegende Arbeit jedoch weniger relevant. Entscheidend ist vielmehr der Aspekt

der Wahrnehmung und Bewertung einer bestimmten Situation als Gelegenheit zur Durchführung von (offenen) Handlungen (vgl. Kap. 2.6.2). Welche Gelegenheiten werden z. B. von einem Individuum in einer bestimmten Mensch-Umwelt-Transaktion als vermeintliche Handlungsoption wahrgenommen (vgl. diesbezüglich auch Kap. 2.4.2 zum Konzept der Wahrnehmungsfilter)? Welche Gelegenheiten werden vom Individuum tatsächlich ergriffen und welche bleiben aus welchen Gründen gewollt ungenutzt? Diese Frage schließt sich an die Frage nach den Ursachen für ein Nicht-Handeln an, die ebenfalls für die Diskussion der empirischen Interviewergebnisse von zentraler Bedeutung sein wird.

d) Kultur

Kultur (engl. *culture*), die letzte der von LAZARUS (1991, 1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) als besonders relevant erachteten Umweltvariablen, kann nach Ansicht der Autoren – wie Kap. 2.5.2.5 bereits aufzeigte – durchaus Einfluss auf individuelle Bewertungsprozesse, das Erleben von Emotionen und auf das Verhalten nehmen.

„Culture provides a set of internalized meanings that people carry with them into transactions with the social and physical environment“,

umschreibt LAZARUS (1991, S. 355) den Kulturbegriff und betont,

„that culture influences the values, goals, and goal hierarchies its members acquire and express, including their ego-identities“ (ebd., S. 367).

So ist z. B. das Ziel japanischer Kinder, der Mutter mittels Gehorsam und Folgsamkeit nahe zu sein, tendenziell ausgeprägter als bei amerikanischen Kindern. Ferner werden in Japan oder China Ziele vergleichsweise weniger wertgeschätzt, die primär eigenen Interessen und nicht denen der Familie oder der Gesellschaft zweckdienlich sind (vgl. ausführlicher LAZARUS 1991, S. 367 ff. und 1999, S. 64 ff.).

Allerdings warnt LAZARUS (1999, S. 66 f.) gleichzeitig vor einer monolithischen Konzeption des Kulturbegriffs und verurteilt die angenommene Homogenität und fehlende Binnendifferenzierung bzw. den generalisierenden Entwurf eines „nationalen Charakters“ –

„as if everyone growing up and living within the same culture subscribes to the same values and beliefs, or shares common emotional and coping processes“ (ebd., S. 66).

Stattdessen betont er die seiner Auffassung nach auch für Japan, Korea oder China geltende (zunehmende) Heterogenität von Kulturen und plädiert für einen kritischen und weniger verabsolutierenden Diskurs des Kulturbegriffs (vgl. hierzu auch ANDERSON 2010; MEE 2009 oder den Beitrag von WERLEN und LIPPUNER 2007 zu „Regionale Kulturen und globalisierte Lebensstile“). Vor dem Hintergrund dieser Annahmen kann es *die* chinesische Kultur folglich nicht geben.

Ausführlicher lassen sich der vielschichtige Kulturbegriff und die damit verbundenen Diskurse einschließlich der Frage, wie chinesische Kulturen charakterisiert werden könnten, im Rahmen dieser Arbeit nicht reflektieren (für eine tiefer

gehende Diskussion sei auf die im letzten Absatz zitierten Autoren sowie MITCHELL 2000 verwiesen). Entscheidend ist vielmehr eine Bewusstseins-etablierung für diese Problematik und das entsprechende Einnehmen einer flexiblen Perspektive, die einen „anti-essentialistischen und konstruktivistischen Blick auf die zu untersuchenden Phänomene“ (GEBHARDT et al. 2007, S. 14) gewährleistet. Basierend auf den Grundideen dieser konzeptionellen Debatte spiegelt sich LAZARUS' (1999) Distanzierung von einem monolithischem Begriffsverständnis von Kultur in seiner programmatischen – und für diesen Beitrag aufschlussreichen – Betrachtung von Kultur wider:

„To the extent that the people of a culture are heterogeneous rather than homogeneous, one could identify discrete groups that share common outlooks of certain kinds and assess the contributions of these outlooks to their tendency to react to social transactions with this or that emotion, or to select particular coping strategies“ (ebd., S. 67).

3.3.5 Bewertungsprozesse und emotionales Erleben aus stresstheoretischer Perspektive

Um dieses komplexe Beziehungsgefüge zwischen verschiedenen Personen- und Umweltvariablen im Hinblick auf individuelles Stresserleben und die Generierung von Emotionen und Copingverhalten analysieren zu können, differenzieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 31 ff.) – analytisch betrachtet – zwischen a) primärer Bewertung, b) sekundärer Bewertung und c) Neubewertung. Die Adjektive „primär“ und „sekundär“ implizieren keine Reihenfolge, sondern verweisen lediglich auf unterschiedliche Funktionen und Inhalte dieser Bewertungsprozesse. Alle drei Kategorien sind reziprok voneinander abhängig, stehen in aktiver Wechselwirkung zueinander, können sich zeitlich überlagern und sind als integrale Bedeutungskomponenten eines komplexeren Prozesses aufzufassen (vgl. LAZARUS 2000a, S. 200 f.). Während das Nomen „Bewertung“ für das Produkt des Beurteilungsprozesses steht, bezieht sich das Verb „bewerten“ hingegen auf den vielschichtigen prozessualen Akt des Beurteilens (vgl. ebd. 1999, S. 75).

a) Primäre Bewertung

Das Konzept der primären Bewertung (engl. *primary appraisal*) bezieht sich auf jede Auseinandersetzung mit der Umwelt, in der die Bedeutung vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Implikationen im Hinblick auf das eigene Wohlergehen eingeschätzt wird (vgl. LAZARUS 1995a, S. 212; LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 32 ff.):

„Do I have a goal at stake, or are any of my core values engaged or threatened? And if there is a stake, what might the outcome be?“ (LAZARUS 1999, S. 76).

Ohne Ich-Beteiligung (vgl. Kap. 2.5.2.2), ohne die Relevanz von Zielen und Bedürfnissen, ohne eine Ziel- und Bedürfnisinkongruenz, der zufolge sich Transak-

tionen auf die Ziele und Bedürfnisse der betroffenen Person hinderlich auswirken, können nach LAZARUS' (1999, S. 92) Auffassung kein Stress und keine stressbezogenen Emotionen wie Ärger oder Angst entstehen. Gemäß seines kognitiv-motivational-relationalen Ansatzes stehen im Rahmen einer beliebigen Mensch-Umwelt-Transaktion somit folgende Fragen im Mittelpunkt eines individuellen (bewussten oder unbewussten) primären Bewertungsprozesses (vgl. auch Abb. 22 in Kap. 3.3.2):

- Zielrelevanz: Sind wichtige persönliche Bindungen und Ziele oder Bedürfnisse betroffen?
- Zielkongruenz oder Zielinkongruenz: Falls ja, sind diese Ziele, Bindungen und Bedürfnisse in ihrer Verwirklichung und/oder Beibehaltung begünstigt, beeinträchtigt oder gefährdet?

Vor dem Hintergrund dieser Fragen lassen sich nach LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 32) und LAZARUS (1999, S. 91) drei fundamentale Formen von Bewertungsmustern differenziert betrachten (vgl. Abb. 24).

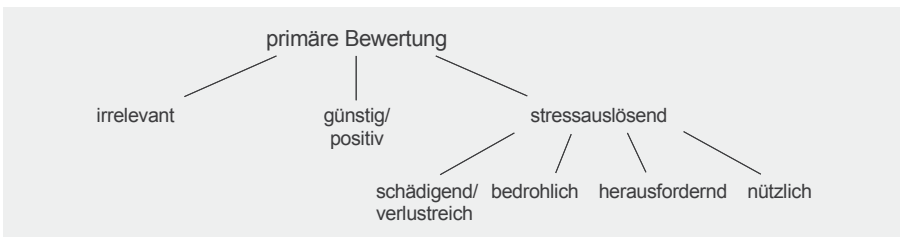


Abb. 24: Unterschiedliche Formen der primären Bewertung (eigene Darstellung)

Eine Mensch-Umwelt-Transaktion wird als irrelevant (1) bewertet, wenn diese in ihrer gegenwärtigen Form – nach Auffassung der vorliegenden Arbeit in der „dauernden Gegenwart“ (vgl. Kap. 2.3.2) – weder in positiver noch in negativer Hinsicht wichtige Bindungen oder Ziele und somit das individuelle Wohlergehen beeinflusst. „[N]othing is to be lost or gained in the transaction“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 32), so dass weder Stress noch Emotionen entstehen. Relevant für die vorliegende Arbeit ist die Frage nach den Voraussetzungen für diese Einschätzungsform. Welche möglichen Schutzfaktoren einer Person (vgl. Kap. 3.5.3) beispielsweise führen zu der Einschätzung eines Ereignisses als irrelevant, das bei anderen betroffenen Personen hingegen Stress hervorruft? Die Autoren (1984, S. 32) betonen diesbezüglich das hohe Adaptivitätspotential von Personen, die zwischen den für sie relevanten und irrelevanten Ereignissen und Faktoren angemessen unterscheiden können und somit z. B. nicht fälschlicherweise „tatsächlich“ bestehende Gefahren als belanglos einschätzen oder umgekehrt Kräfte für Auseinandersetzungen mit vermeintlich vorhandenen Bedrohungen (umsonst) mobilisieren. Dieser Aspekt sowie die Frage nach den Schutzfaktoren werden

insbesondere für die Diskussion des Resilienzkonzeptes (vgl. Kap. 3.5) von Bedeutung sein.

Eine günstig-positive Bewertung (2) resultiert indessen aus einer das individuelle Wohlergehen vorteilhaft beeinflussenden Transaktion – „that is, if it preserves or enhances well-being or promises to do so“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 32). Ein Anpassungs- oder Copingbemühen ist folglich nicht erforderlich; stattdessen erlebt die betroffene Person in Abhängigkeit von ihrer Interpretation der Ziel- oder Bedürfniskongruenz „pleasurable emotions“ (ebd., S. 32) wie Freude, Erleichterung oder Heiterkeit. Der obigen Frage nach den Voraussetzungen für diese Bewertungsform und nach den möglichen Schutzfaktoren dieser Person (z. B. des Vorliegens einer internalen Kontrollüberzeugung) ist auch in diesem Zusammenhang nachzugehen. Allerdings verweisen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 32) auf die Tatsache, dass bestimmte Hinweisreize dem Individuum die zeitliche Begrenzung positiv bewerteter Transaktionen anzeigen können oder verdeutlichen, dass Anstrengungen zur Erhaltung dieser Transaktion erforderlich sind. Einige Personen beispielsweise erfahren selten Freude, die nicht auch gleichzeitig von der Besorgnis, die Situation könne unmöglich so bleiben, getrübt ist. Eine positive Bewertung mit leichter Einschränkung resultiert den Autoren und ihrer Stressdefinition folgend allerdings noch nicht zwangsläufig in Stresserleben (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 32).

Erst wenn eine Mensch-Umwelt-Transaktion – unabhängig von ihrer „tatsächlichen“ Qualität – aufgrund einer empfundenen Beeinträchtigung relevanter Ziele oder Bedürfnisse als schädigend/verlustreich, bedrohlich oder herausfordernd eingeschätzt wird (3), können unter der einschließenden Mitwirkung der sekundären Bewertung (z. B. das Fehlen notwendiger Ressourcen für effektives Coping, s. u.) Stress und stressbezogene Emotionen entstehen. Während sich das Bewertungsmuster „Schädigung/Verlust“ (engl. *harm-loss*) auf ein bereits eingetretenes Ereignis bezieht, z. B.

„as in an incapacitating injury or illness, recognition of some damage to self- or social esteem, or loss of a loved or valued person“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 32),

verweist die Bewertung „Bedrohung“ (engl. *threat*) hingegen auf Schädigungen oder Verluste, die noch nicht erfolgt sind, aber antizipiert werden können. Allerdings, so LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 32 f.), implizieren eine Schädigung oder ein Verlust – auch wenn diese Situationen bereits eingetreten sind – gleichzeitig das Vorliegen einer Bedrohung:

„Even when a harm/loss has occurred, it is always fused with threat because every loss is also pregnant with negative implications for the future“ (ebd., S. 33 f.).

Der Tod eines Ehepartners beispielsweise erfordert nicht nur die Verarbeitung des vorliegenden Verlustes, sondern auch die der zukünftigen (antizipatorischen) Anforderungen, z. B. das Alleinerziehen der Kinder. Wichtig hervorzuheben ist, auch vorgreifend auf die Diskussion der empirischen Ergebnisse dieser Arbeit, neben der bestehenden Parallelität verschiedener Bewertungsmuster die Tatsache, dass die Kategorie „antizipatorisches Coping“ nur auf die Bewertung eines zukünftig

erwarteten Ereignisses zurückzuführen ist, z. B. im Falle einer Bedrohung oder auch Herausforderung.

Die dritte stressbezogene Bewertungsform „Herausforderung“ (engl. *challenge*) bezieht sich nach LAZARUS und FOLKMAN (1984) auf einen schwer erreichbaren, möglicherweise risikoreichen, jedoch mit potentiell positiven Folgen assoziierten Nutzen:

„Challenge appraisals focus on the potential for gain or growth inherent in an encounter and they are characterized by pleasurable emotions such as eagerness, excitement, and exhilaration“ (ebd., S. 33).

LAZARUS (2000a, S. 201) verweist auf eine grundlegende Ähnlichkeit zwischen der Herausforderungsbewertung und dem Eustress-Konzept von SELYE (vgl. Kap. 3.2.2); Stresserleben schließt somit die positiven Aspekte eines möglichen persönlichen Wachstums, der Bestätigung und Stärkung eigener Kompetenzen oder der „Meisterung einer Situation“ (LAZARUS 1995a, S. 212) nicht aus (vgl. ausführlicher Kap. 3.4). Um dies explizit herauszustellen und nicht nur assoziierten, sondern auch erlebten Nutzen von Stress und entsprechende Emotionen analysieren zu können, führte LAZARUS (1999, S. 91) nachträglich die vierte stressbezogene Bewertungsform „Nutzen“ (engl. *benefit*) in das Stressmodell ein.

Allerdings kann, um auf das Konzept der Herausforderungsbewertung zurückzukommen, die Empfindung einer Herausforderung – z. B. in einer Prüfungssituation ein gutes Ergebnis erzielen zu wollen – simultan mit der Bewertung einer Bedrohung – der Angst zu versagen – einhergehen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 33). In ähnlicher Weise vermag ein chinesischer Landarbeiter die Migration in die Stadt sowohl als herausfordernd (es ist möglich, in der Stadt vergleichsweise mehr Geld zu verdienen) als auch bedrohlich bewerten (kein formeller Zugang zu Bildungs- und Versorgungseinrichtungen; vgl. Kap. 4.1.2). Interessant für die vorliegende Arbeit ist vor dem Hintergrund unterschiedlicher Copingmuster die Analyse des wechselseitigen Dominierens einer der beiden Bewertungsformen:

„A situation that is appraised as more threatening than challenging can come to be appraised as more challenging that threatening because of cognitive coping efforts which enable the person to view the episode in a more positive light [...], or through changes in the environment that alter the troubled person-environment relationship for the better“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 33 f.).

Internale Kontrollüberzeugungen und der Zugang zu geeigneten Ressourcen erhöhen die Wahrscheinlichkeit, ein Ereignis eher herausfordernd als bedrohlich einzuschätzen.

Die Bewertungsformen „irrelevant“, „günstig-positiv“ und „Stress auslösend“ mit den Komponenten „Schädigung/Verlust“, „Bedrohung“, „Herausforderung“ und „Nutzen“ ändern sich in Abhängigkeit von sich modifizierenden Mensch-Umwelt-Transaktionen. „Each type of stress [...] contains its own particular issues requiring decision and action“, stellt LAZARUS (1999, S. 78 f.) zusammenfassend heraus und skizziert gleichzeitig die enge Wechselbeziehung zwischen Bewertungsprozessen und Emotionen: „The way we evaluate an event determines

how we react emotionally“ (ebd., S. 87). So löst z. B. eine als bedrohlich erlebte Situation Angst oder Furcht aus, während der empfundene Verlust die Emotionen Traurigkeit oder Wut hervorruft und nicht umgekehrt. Zwar können diese Emotionen gleichzeitig erlebt werden, sind jedoch auf unterschiedliche Qualitäten eines Ereignisses zurückzuführen (vgl. das obige Beispiel zum Tod des Ehepartners). Dieser Aspekt ist für diesen Beitrag von großer Bedeutung. So lassen sich anhand einer detaillierten Analyse von Emotionen konkrete Mensch-Umwelt-Transaktionen und somit individuelles Vulnerabilitätsempfinden eingehender betrachten. Da die Bewertungsformen „günstig-positiv“ sowie „Schädigung/Verlust“, „Bedrohung“, „Herausforderung“ und „Nutzen“ als breite Kategorien primärer Bewertung aufzufassen sind, können diese nach LAZARUS und LAUNIER (1981, S. 237) zudem jeweils in weitere, die Analyse vertiefende Subkategorien untergliedert werden (z. B. Bedrohung der persönlichen Sicherheit, der finanziellen Situation, des Gesundheitszustandes etc.).

b) Sekundäre Bewertung

Wie bereits angedeutet, ist jedoch für die Auslösung von Stress die alleinige primäre Bewertung einer „troubled person-environment relationship“ (LAZARUS 1999, S. 114) nicht hinreichend. Das Individuum muss darüber hinaus mittels des (simultan ablaufenden) sekundären Bewertungsprozesses (vgl. Abb. 22 in Kap. 3.3.2) zu der Einschätzung gelangen, dass seine Ressourcen und seine Copingmöglichkeiten zur Behebung einer unausgewogenen Transaktion wesentlich beansprucht oder überfordert werden (siehe die obige Stressdefinition von LAZARUS und FOLKMAN). Das Konzept der sekundären Bewertung (engl. *secondary appraisal*) bezieht sich auf eine belastete Mensch-Umwelt-Transaktion, eine „Soll-Ist-Diskrepanz“ (KALUZA 2009, S. 34) und beinhaltet

„an evaluation of the person's options and resources for coping with the situation and future prospects“ (LAZARUS 1991, S. 145).

Wie ist einer Schädigung, einem Verlust, einer Bedrohung oder Herausforderung auf der Grundlage verfügbarer Ressourcen und Copingoptionen zu begegnen? Welche internalen und externalen Beschränkungen stehen der Umsetzung von Coping entgegen (vgl. hierzu auch Kap. 2.6.4)?

„Die Person muß – absichtlich und bewusst oder unbewusst und automatisch – eine Entscheidung treffen“,

ob und was, wie, wann zu tun ist, betont LAZARUS (1995a, S. 214) und akzentuiert „die Fülle komplexer Einschätzungsprozesse“, die sich auf das Copingpotential (engl. *coping potential*) und somit auf die Entscheidung für oder gegen ein bestimmtes Copingverhalten beziehen. Copingpotential entsteht LAZARUS (2000a, S. 212) folgend aus der persönlichen Überzeugung, inwieweit eine Schädigung, ein Verlust, eine Bedrohung verringert oder beseitigt oder die mit einer Heraus-

forderung assoziierte Chance ergriffen werden kann. Er stellt jedoch heraus, dass dieser Prozess noch kein Coping darstellt:

„I emphasize that coping potential is not actual coping but only an evaluation by a person of the prospects for doing or thinking something that will, in turn, change or protect the person-environment relationship“ (ebd. 1991, S. 150).

Gelangt ein Individuum zu der Erkenntnis, dass seine Copingmöglichkeiten weder wesentlich beansprucht noch überfordert werden, entsteht kein Stress. Die folgende Auswahl möglicher Fragen, die sich ein Individuum bewusst oder unbewusst stellt (vgl. auch LAZARUS 2000a, S. 200), verdeutlicht diese Komplexität des sekundären Bewertungsprozesses (anzumerken ist, dass der Handlungsbegriff von LAZARUS verdecktes Handeln, vgl. Kap. 2.6.2, implizit einschließt):

- Muss ich handeln? Welche Konsequenzen sind mit Nicht-Handeln verbunden?
- Kann ich handeln? Welche Ressourcen stehen zur Verfügung und welche Beschränkungen liegen vor?
- Wie kann ich handeln? Welche Vor- und Nachteile sind mit welchen Handlungsoptionen verbunden? Welche Handlungsoption ist die beste?
- Wann sollte ich handeln?
- Ist es besser, (doch) nicht zu handeln?

„Decisions about coping actions are not usually etched in stone and must often be changed in accordance with the flow of events, through some are unchangeable once we go beyond a given decision point“,

stellt LAZARUS (1999, S. 78) heraus. So kann beispielsweise die primäre Bewertung einer bestimmten Arbeitsanforderung in Abhängigkeit von der Rückmeldung über den Erfolg von eingesetztem Copingverhalten (auf Basis der sekundären Bewertung) zwischen Bedrohung oder Herausforderung oszillieren (vgl. KALUZA 2009, S. 34 f.) oder die Furcht vor dem Verlust des Arbeitsplatzes reduziert sich aufgrund nachlassender Rationalisierungsmaßnahmen innerhalb des Unternehmens.

Bevor nachfolgend diese Rückkopplungsprozesse zwischen primärer, sekundärer Bewertung und sich ändernden Umweltbedingungen unter dem Konzept der Neubewertung vertiefend betrachtet werden, sei zuvor darauf hingewiesen, dass LAZARUS (1991, S. 150 ff.) ergänzend zur obigen Bewertungsdimension „Coping-potential“ zum einen die Dimension der Zuschreibung von „Schuld und Verdienst“ (engl. *blame and credit*) bzw. von Verantwortlichkeit für einen Verlust, eine Schädigung, Bedrohung, Herausforderung oder ein positives Ereignis und zum anderen die Dimension „Zukunftserwartung“ (engl. *future expectancy*) in die Betrachtungen einbezieht, um auf diese Weise den Zusammenhang zwischen einer konkreten Emotion und einem spezifischen Bewertungsmuster umfassender eruieren zu können.

Beispielsweise führt eine positive Bewertung des Copingpotentials (ich kann mit der Situation umgehen) zu grundlegend positiven Emotionen (z. B. Erleichte-

rung, Freude) und umgekehrt impliziert eine negative Bewertung des Copingpotentials (ich kann mit der Situation nicht oder nur unter großer Anstrengung zu recht kommen) zu grundlegend negativen Emotionen (z. B. Angst, Traurigkeit). Ferner hängt die Aktualgenese bestimmter Emotionen von der Zuschreibung der Verantwortlichkeit ab – „if we *blame* we become angry; if we accept *credit* we feel pride, which is positively toned“, argumentiert LAZARUS (1999, S. 93; Hervorhebung durch Verf.). Wird jedoch ein Geschehen als unvermeidlich eingeschätzt, ist die Zuschreibung von Schuld und Verdienst schwieriger. Gleichzeitig spezifiziert eine Zuschreibung von Verantwortlichkeit die Richtung einer Emotion – z. B. kann sich Ärger gegen sich selbst (ich bin schuld) und/oder gegen andere Personen (sie sind schuld) richten (vgl. LAZARUS 1991, S. 226). Zukunftserwartungen beinhalten hingegen die sichere oder unsichere Einschätzung bezüglich einer voraussichtlichen Verbesserung oder Verschlechterung einer beeinträchtigten Mensch-Umwelt-Transaktion (vgl. LAZARUS 1991, S. 226 ff.). So besteht z. B. bei Furcht und Angst eine Unsicherheit bezüglich künftiger Erwartungen (vgl. ebd., S. 238).

Festzuhalten bleibt die zentrale These von LAZARUS (2000a, S. 217), dass sich, vorausgesetzt eine Person gibt eine (ehrliche) Auskunft über ihr Emotionsempfinden, Rückschlüsse „to some degree“ (ebd., S. 217) auf entsprechende Bewertungsprozesse ziehen lassen.

„If a person appraises his or her relationship to the environment in a particular way, then a specific emotion, which is tied to the appraisal, will usually follow [...]. And if two individuals make the same appraisal, then they will experience the same emotion, regardless of the actual circumstances“ (LAZARUS 1999, S. 69; vgl. auch Kap. 2.5.2.4).

Angst beispielsweise tritt nach LAZARUS (1991, S. 234 ff.; vgl. auch MAYRING 2003b, S. 163 ff.) auf, wenn ein Individuum eine Situation als ungewisse, mehrdeutige und existenzielle Bedrohung einschätzt (primäre Bewertung), somit ein negatives Ereignis antizipiert und gleichzeitig unsicher ist, dieses Ereignis „bewältigen“ zu können (sekundäre Bewertung).

„Anxiety [...] is usually slow and vague, a diffuse, continuing, anticipatory state of unease“ (LAZARUS 1999, S. 235).

Angst, z. B. vor einer ungewissen Zukunft, umschreibt ein diffuses, „unspezifisches, globales“ (MAYRING 2003b, S. 163) Gefühl, das von einem möglichen Kontrollverlust gekennzeichnet ist.

In Abgrenzung zur Angst resultiert Furcht aus der Bewertung einer *konkreten* Situation als *plötzlich* bedrohlich. Trotz dieser im Vergleich zur Emotion Angst unterschiedlichen primären Bewertung besteht hinsichtlich der sekundären Bewertung – die Bedrohung ist nicht sicher zu beeinflussen – eine ähnliche Ungewissheit (vgl. LAZARUS 1991, S. 235 ff.; siehe auch ÖHMAN 2009, S. 182). Beim Auftreten einer plötzlichen und konkreten Bedrohung – LAZARUS (1999, S. 235) führt hier das Beispiel eines unerwarteten Tornados an – ist allerdings das Empfinden von Ungewissheit und Mehrdeutigkeit vergleichsweise schwächer ausgeprägt.

„As with anxiety, uncertainty or ambiguity is always a feature of fright because the harm is always in the future. However, since the danger is concrete and sudden and there is little time to reflect, uncertainty is not as prominent in fright as it is in anxiety, where the threat is symbolic, existential, and ephemeral“ (LAZARUS 1991, S. 235).

Ärger hingegen umschreibt nach LAZARUS (1999, S. 217) „a demeaning offense against me and mine“, eine Erniedrigung der Selbstachtung und ist durch Elemente der Schuld und/oder der Erfahrung einer absichtlich durchgeführten, ungerechtfertigten Behandlung gekennzeichnet. Impulsive und offensive Reaktionen seitens des betroffenen Individuums sind nach LAZARUS (1991, S. 226 f.) nicht auszuschließen. Wie MAIMON (2006, S. 45) hervorhebt, steht Ärger in der chinesischen Medizin für das „Potential, etwas zu bewegen; die Kraft, Hindernisse überwinden zu wollen“ und kann als wichtiger Impulsgeber für die Initiierung von Veränderungen angesehen werden. Ärger umfasst darüber hinaus als übergeordneter Begriff u. a. die Emotion Wut, die sich in einer stärkeren Intensität des Erlebens einer Erniedrigung ausdrückt.

Hoffnung indessen spiegelt das Befürchten des Schlimmsten und das Sehnen nach Besserem wider, beinhaltet gleichzeitig den Glauben an einen günstigen Ausgang und kann somit z. B. das Aufrechterhalten bestimmter Verhaltensweisen begünstigen – „we look up in hope rather than down in sadness“ (LAZARUS 1991, S. 285). Hoffnungslosigkeit hingegen basiert auf der Bewertung, einem antizipierten negativen Ereignis nicht entgegen zu können. Dies kann z. B. zum Unterlassen von (offenem) Handeln führen (vgl. auch REISENZEIN et al. 2003, S. 73 ff.). Traurigkeit wiederum bezieht sich auf das Erleben eines unwiderruflichen Verlustes. Erleichterung resultiert aus der Einschätzung, dass sich ein quälender, zielinkongruenter Sachverhalt zum Besseren wendet oder zielkongruent wird (vgl. LAZARUS 1991, S. 217 ff.).

Diese aufgezeigten Beispiele verdeutlichen den Zusammenhang zwischen Bewertungsprozessen einerseits und der Aktualgenese spezifischer Emotionen andererseits. Jede Emotion weist eine spezifische emotionale Bedeutung auf, die vom Individuum in Beziehung zu seiner Umwelt konstruiert wird. Eine ergänzende Diskussion weiterer Emotionen findet sich bei LAZARUS (1991, Kap. 6 und 7; 1999, Kap. 9). Für die vorliegende Untersuchung sind die zuvor diskutierten Emotionen als besonders wichtig zu erachten. Erneut sei an dieser Stelle auf die von LAZARUS (1991, S. 173) akzentuierte Tatsache verwiesen, dass emotionales Erleben reziprok Einfluss auf Bewertungsprozesse nehmen kann (vgl. Kap. 2.5.2.4).

c) Neubewertung

Die bereits zuvor erwähnten Rückkopplungsprozesse zwischen primärer, sekundärer Bewertung und sich ändernden Umweltbedingungen werden von LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 38) als Neubewertung (engl. *reappraisal*) bezeichnet. „A reappraisal is simply an appraisal that follows an earlier appraisal in the same encounter and modifies it“ (ebd., S. 38). Im Verlauf der Auseinandersetzung mit der Umwelt und der dadurch (mit hoher Wahrscheinlichkeit) modifizierten Umwelt-

und Personenvariablen kann sich eine Neubewertung der Mensch-Umwelt-Transaktion herausbilden und eine Änderung der ursprünglichen primären und sekundären Bewertung bewirken – z. B. aufgrund von neuen Hinweisen aus der Umwelt, Reflexionen sowie Rückmeldungen hinsichtlich des eigenen Verhaltens und resultierender Konsequenzen. Gleichzeitig können vom Individuum unabhängige Umweltänderungen zu einer Neueinschätzung führen, die sich von dem Ergebnis der ursprünglichen Bewertung unterscheidet. Nach KALUZA (2009, S. 34 f.) betont das Konzept der Neubewertung den dynamischen Charakter einer Person-Umwelt-Transaktion und schließt zugleich die Konzepte der Erfahrungsbildung und des Lernens ein. So beeinflussen frühere Erfahrungen im Umgang mit Stress auslösenden Ereignissen aktuelle Bewertungsprozesse und können dazu beitragen, dass ehemals belastende Situationen weniger oder keinen Stress mehr generieren.

Zwischenfazit

Zusammenfassend betrachtet ist psychologischer Stress somit als ein relationales Konstrukt aufzufassen, das sich nur durch das prozessuale Zusammenspiel von Personen- und Umweltvariablen erklären lässt. Stress „ist nicht objektiv am Eintreten bestimmter Ereignisse festzumachen“ (EPPEL 2007, S. 18), sondern entsteht, wie die obige Definition von psychologischem Stress darlegt, durch komplexe und vielschichtige Bewertungsprozesse innerhalb des Individuums. Dass scheinbar „identische“ Ereignisse bei verschiedenen Personen unterschiedliche Reaktionen hervorrufen, ist nach LAZARUS (2000a, S. 196) auf die individuell divergierenden Bewertungsprozesse zurückzuführen. Gleichzeitig bedingen ungleiche Bewertungsmuster unterschiedliche Emotionen.

„In any case, appraisal is the process most proximal to a person's emotional state, because it reflects what the person understands and cares about“ (LAZARUS 1991, S. 138).

Die subjektiven Bewertungsprozesse von Individuen sind als elementare Voraussetzungen für Stresserleben und Coping anzusehen. In diesem Kontext sei auf das der interpretativen Soziologie und der Sozialpsychologie als Grundpfeiler und Leitmotiv dienende Thomas-Theorem von THOMAS und THOMAS (1928, S. 572) verwiesen: „If men define situations as real, they are real in their consequences.“ Situationen, die Menschen als wirklich definieren, sind auch in ihren Folgen real. So bricht z. B. eine Person den Kontakt zu ihren Nachbarn ab, die sie (fälschlicherweise) des Diebstahls verdächtigt. Die Interpretation der Situation bestimmt das Verhalten – unabhängig davon, ob diese Interpretation „objektiven“ Gegebenheiten entspricht oder nicht (vgl. ausführlicher ESSER 1996, S. 3 ff.). Diese grundlegende Aussage spiegelt sich – auch ohne explizite Bezugnahme auf das Thomas-Theorem – im von LAZARUS und Mitarbeitern postulierten Zusammenspiel der primären und sekundären Bewertung und Neubewertung wider. Die Einschätzung einer Situation als schädlich, verlustreich, bedrohlich oder herausfordernd einerseits und des eigenen Copingpotentials andererseits charakterisieren und spe-

zifizieren das entsprechende Copingverhalten – „Coping is shaped by appraisal“, bringt LAZARUS (1998, S. 394) dezidiert zum Ausdruck.

3.3.6 Coping

Das Konzept des Copings repräsentiert vor diesem Hintergrund eine zentrale Variable des transaktionalen Stressmodells (vgl. Abb. 22 in Kap. 3.3.2) und beeinflusst neben dem Kernkonstrukt des Bewertungsprozesses in gewichtigem Maße die Modifikation und Qualität von Mensch-Umwelt-Transaktionen respektive von Stresserleben und Emotionen. Der (anglizistische) Begriff „Coping“ ist mit dem in der deutschsprachigen Fachliteratur vielfach verwendeten Bewältigungsbegriff assoziiert, konnotiert das Überwinden, das Meistern einer belastenden Situation und impliziert somit zunächst ein vermeintlich einfaches Begriffsverständnis. Dass das Copingkonstrukt jedoch als „highly complex, contextual and dynamic issue“ (BOHLE 2001, S. 6) eine diffizilere und komplexere Begriffsexplikation erfordert als zunächst angenommen, verdeutlicht die umfassende Diskussion des Copingbegriffs von LAZARUS (1991, 1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) innerhalb ihrer stresstheoretischen Annahmen.

3.3.6.1 Begriffsdefinition

Die Autoren definieren Coping als

„constantly changing cognitive and behavioral efforts to manage specific external and/or internal demands that are appraised as taxing or exceeding the resources of the person“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 141; Hervorhebung durch Verf.).

Ausgehend von dieser zunächst weit gefassten Definition sind folgende Erläuterungen für eine schärfere konzeptionelle Eingrenzung des Copingbegriffs heranzuziehen:

(1) Dynamische Transaktionen

Coping bezieht sich LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 141 ff.) folgend primär auf prozesshaft-dynamische, an Mensch-Umwelt-Transaktionen gebundene Ereignisse und weniger auf dispositionelle, stabile Copingstile – „as reflected in the words *constantly changing* and *specific demands*“ (ebd., S. 141, Hervorhebung im Original). Die Autoren (1984, S. 128 ff.) negieren zwar nicht die Existenz stabiler, personenbezogener Copingeigenschaften – z. B. das stabile Vermeidungsverhalten einer Person als Reaktion auf nahezu jede Bedrohung – oder das personenbezogene Präferieren bestimmter Copingformen, doch verweisen sie auf eine statistisch moderate Vorhersagekraft von dispositionellen Copingstilen auf entsprechende Verhaltensweisen in einem konkreten Kontext. LAZARUS (1999, S. 103 ff.)

referiert den Aspekt der stabilen Persönlichkeitseigenschaften innerhalb der Copingforschung tief gehend und gelangt, basierend auf eigenen empirischen Untersuchungsergebnissen, zu der Erkenntnis, dass eine *trait*-orientierte Perspektive die Flexibilität von individuellem Copingverhalten und somit den starken Einfluss situationsspezifischer und zeitlicher Rahmenbedingungen nicht hinreichend erklären kann (vgl. auch die obige Diskussion zum internalen/externalen Kontrollüberzeugungskonzept).

„[T]o speak of a coping process means speaking of *change in coping thoughts and acts* as a stressful encounter unfolds. Coping is thus a shifting process in which a person must, at certain times, rely more heavily on one form of coping, say defensive strategies, and at other times on problem-solving strategies, as the status of the person-environment relationship changes“,

konstatieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 142; Hervorhebung im Original). Coping verändert auf vielfältige Weise die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt, wobei diese Veränderung mittels komplexer Neubewertungsprozesse (s. o.) mitunter aufgrund von Lernerfahrungen das Copingverhalten neu ausrichten und modifizieren kann.

(2) Kognitive und behaviorale Prozesse

Coping beinhaltet kognitive *und* behaviorale Prozesse. Während im Kontext des oben definierten Copingbegriffs kognitive Prozesse intrapsychische, nicht direkt beobachtbare Vorgänge umfassen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 318), wird der Begriff „behavioral“ weder von LAZARUS (1991, 1999) noch von LAZARUS und FOLKMAN (1984) definitorisch präzisiert. Allerdings lässt ihre Betonung der konzeptionellen Berücksichtigung *sowohl* intrapsychischer *als auch* (nicht-intrapsychischer, sondern) behavioraler Prozesse auf eine Äquivalenz von behavioralen Prozessen und offenem Verhalten respektive direkt beobachtbarem Handeln (vgl. Kap. 2.6.2) schließen. Die Betrachtung intrapsychischer und behavioraler Vorgänge ist insbesondere für die tiefer gehende Darstellung problem- und emotionsfokussierter Copingfunktionen (s. u.) von Bedeutung.

(3) Dysbalance zwischen Anforderung(en) und Copingressourcen

Coping wird von automatisiertem Verhalten und bloßen Anpassungsprozessen abgegrenzt – „by limiting coping to demands that are appraised as taxing or exceeding a person’s resources“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 141 f.). Die Definitionen von psychologischem Stress (s. o.) und Coping sind im Rahmen des transaktionalen Stressmodells somit eng miteinander verknüpft. Nur im Zusammenhang von Stresserleben, basierend auf einer empfundenen Dysbalance zwischen Anforderung(en) und Copingressourcen, ist von Coping zu sprechen. Routiniertes Autofahren, exemplifizieren die Autoren (1984, S. 130), erfolge z. B.

inklusive des Lenkens, Schaltens der Gänge oder des Haltens an Ampeln weitestgehend automatisch und sei folglich nicht als Coping, ergo als das „Meistern“ des Autofahrens, aufzufassen –

„These acts are adaptive but they should not be called coping. If they were, coping would consist of almost everything we do“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 130 f.).

Ein Fahranfänger hingegen könne jedoch das Erlernen des Autofahrens einschließlich korrespondierender Anforderungen anfangs als Stress auslösend bewerten und entsprechendes Copingverhalten initiieren (z. B. das Radio als Ablenkungsfaktor ausschalten). LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 131) verweisen allerdings selbstkritisch auf die oftmals schwierige Abgrenzung zwischen coping-bezogenen und automatisierten Prozessen – „many coping responses become automatized as learning takes place“ (ebd., S. 131). Zur Minimierung dieser Unterscheidungsproblematik betonen die Autoren jedoch die für das Copingverhalten notwendige Erforderlichkeit des sich Anstrebens oder Bemühens; siehe Punkt (5) in diesem Kapitel.

(4) Bewusste und/oder unbewusste Prozesse

Das Postulat des Ausklammerns automatisierter Prozesse vom Copingkonstrukt wirft jedoch die entscheidende Frage auf, ob somit auch unbewusste Prozesse vom Copingkonstrukt auszuschließen sind. Unter der Annahme einer konzeptionellen Gleichsetzung automatisierter und unbewusster Vorgänge wäre diese Frage zu bejahen (vgl. MOORS 2009 für einen Überblick über konträre Auffassungen bezüglich einer solchen Gleichsetzung). LAZARUS (1991) äußert jedoch Bedenken:

„I suppose that automatic and unconscious might not necessarily be conjoined, though they often are when discussed“ (ebd., S. 153).

Zwar vollzögen sich automatisierte Prozesse tendenziell unbewusst, doch dieses Zusammenspiel sei weitaus komplexer und bedürfe weiterer Forschungserkenntnisse (ebd. 1995b, S. 185). Unter das Konzept des Unbewussten subsumiert er sowohl das kognitive Unbewusste als auch das dynamische Unbewusste (vgl. 1995b, S. 185; siehe auch Kap. 2.4.2). Ob diese differenzierte Betrachtung von automatisierten und unbewussten Vorgängen allerdings den Einschluss unbewusster Prozesse in das Copingkonzept impliziert, bleibt in Ermangelung einer eindeutigen Definition des Konzeptes der Automatisierung bzw. Nicht-Automatisierung seitens LAZARUS' spekulativ (vgl. hierzu auch die Kritik von KALUZA und VÖGELE 1999, S. 356 f.; WEBER 1992, S. 17 f. und die u. a. auf diese Begriffsproblematik Bezug nehmende Diskussion verschiedener Autoren im Journal „Psychological Inquiry“ 1995, Bd. 6, Nr. 3).

Infolge dieses Definitionsdefizits wird das von LAZARUS und Mitarbeitern konzipierte Copingkonstrukt in der Literatur unterschiedlich reflektiert und interpretiert. Während dieses nach Ansicht einiger Wissenschaftler – offenbar bedingt

durch eine angenommene Synonymität automatisierter und unbewusster Vorgänge – lediglich bewusste Copingprozesse umfasst (vgl. z. B. HEUVEL et al. 2010; MANNE 2003), bezieht sich das Copingkonstrukt nach Auffassung anderer Autoren gleichfalls auf unbewusste Copingprozesse (vgl. z. B. DOWDING und BARR 2002; KRAMER et al. 2009). Das Gros der Autoren lässt hingegen die Frage nach bewusstem/unbewusstem Coping in ihren Darstellungen gänzlich unberücksichtigt (vgl. z. B. EPPEL 2007; FRYDENBERG 2008). In der Copingforschung werden jedoch grundlegend auch unbewusste Prozesse als Coping aufgefasst (vgl. z. B. ALDWIN 2007; BURISCH 2006; STÄUDEL und WEBER 1988).

Die Vermutung, dass LAZARUS ebenfalls unbewusste Prozesse als Coping betrachtet, erhärtet sich allerdings zum einen durch seine explizite Subsumierung von Abwehrmechanismen unter den Copingbegriff: „I view ego defense as falling within the broader rubric of coping“ (ebd. 1999, S.102). In der Psychologie werden Abwehrmechanismen weitestgehend als unbewusste Prozesse aufgefasst (vgl. z. B. SOMERFIELD und MCCRAE 2000, S. 620). Zum anderen kann Coping nach Auffassung von LAZARUS (1999, S. 120) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 151) auch – die zu den drei grundlegenden Bewertungsprozessen des transaktionalen Stressmodells gehörenden – Prozesse des Neubewertens beinhalten (s. o.). Diese können sich, wie die Autoren explizit herausstellen, ebenfalls unbewusst vollziehen (vgl. Kap. 2.4.3). Abschließend sei auf die grundsätzlich positive Einstellung von LAZARUS gegenüber dem Konzept des unbewussten Copings verwiesen:

„I have long been convinced that research on stress, coping, and the emotions must address unconscious processes and ego defense. [...] To overlook it is to risk not covering the ground of this field adequately and to restrict the study of coping to only deliberate and conscious decision making“ (LAZARUS 2000b, S. 671).

Vor diesem Hintergrund wird für die vorliegende Arbeit angenommen, dass das Copingkonzept von LAZARUS unbewusste Prozesse einschließt.

(5) Anstrengung/Aufwand

Coping erfordert im Gegensatz zu automatisierten Vorgängen oder Routineprozessen „*efforts* to manage stressful demands“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 134; Hervorhebung im Original). Es definiert sich somit über das zentrale Kriterium der Anstrengung oder des Aufwands, nicht aber über erfolgreiches Gelingen –

„which permits coping to include anything that the person does or thinks, regardless of how well or badly it works“ (ebd. 1984, S. 142).

Kein Copingverhalten, so die zentrale Annahme von LAZARUS (2000a, S. 202), ist unter allen Umständen effektiv oder ineffektiv (vgl. ausführlicher Kap. 3.3.6.3 zur Copingeffektivität). Um jedoch eine angemessene und kontextabhängige Beurteilung der Effektivität einer konkreten Copingform gewährleisten und eine diese Beurteilung beeinträchtigende Konfundierung von Coping mit Zwischen- respekt-

tive Endergebnissen ausschließen zu können, sind Copingprozesse und ihre Resultate notwendigerweise separat zu erfassen (vgl. ebd., S. 202). „A coping function refers to the purpose a strategy serves; outcome refers to the effect a strategy has“, konstatieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 149). So könne z. B. eine Strategie die Funktion von Vermeiden beinhalten, jedoch nicht in ein Vermeidungsverhalten münden.

„In other words, functions are not defined in terms of outcomes, although we can expect that given functions will have given outcomes“ (ebd., S. 149).

(6) Unvoreingenommenheit

Insofern ist der deutschsprachige Bewältigungsbegriff aufgrund seiner semantischen Nähe zur erfolgreichen Überwindung, zum Meistern einer spezifischen Anforderung problematisch (vgl. auch EPPEL 2007, S. 44; SALEWSKI 2009, S. 172). Im Kontext chronischer (und unheilbarer) Erkrankungen wird dies besonders deutlich (siehe hierzu die Beiträge in SCHAEFFER 2009). Streng genommen, erwägen LAUX und WEBER (1990, S. 564), „müßte man demnach von Bewältigungsbemühung oder Bewältigungsversuch sprechen“. Vor dem Hintergrund dieser sprachbedingten, terminologischen Problematik (vgl. ausführlicher FILIPP und AYMANN 2010, S. 128 f. zur etymologischen Reskonstruktion des Bewältigungsbegriffs) wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit der anglistische Copingbegriff dem deutschen Bewältigungsbegriff grundsätzlich vorgezogen oder durch verbale Umschreibungen wie „umgehen mit“ oder „handhaben“ möglichst wertneutral präzisiert. Ausnahmen bilden jedoch Fälle, in denen eine erfolgreiche Überwindung und somit die Bewältigung einer Belastung erfolgt (vgl. Kap. 3.5 zum Resilienzkonzept).

„[B]y using the word *manage*, we also avoid equating coping with mastery. Managing can include minimizing, avoiding, tolerating, and accepting the stressful conditions as well as attempts to master the environment“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 138, Hervorhebung im Original).

Die Begriffskonzeption von Coping ist dementsprechend weit gefasst und wird hinsichtlich der in ihrem Grundsatz proklamierten Unvoreingenommenheit gegenüber verschiedenen Copingformen gerecht. In Abhängigkeit der jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion können folglich auch Vermeiden, Tolerieren oder Akzeptieren geeignetes Copingverhalten repräsentieren. Dass sich Anstrengungen oder ein Aufwand somit nicht auf behaviorale Prozesse beschränken, hebt LAZARUS (1995b, S. 184) eingehend hervor: „Defenses also represent an effort to transform meanings in order to make them less threatening“. Verleugnung z. B. beinhalte hingegen die Anstrengung, ein Problem zu negieren:

„Die Person redet sich auf die eine oder andere Weise ein, daß sie nicht ärgerlich ist, nicht sterben wird, nicht in Gefahr ist usw.“ (LAZARUS 1995a, S. 222).

3.3.6.2 Funktionen und Formen von Coping

Dass Coping nach LAZARUS und Mitarbeitern sowohl behaviorale (bzw. direkt beobachtbare) als auch intrapsychische Prozesse beinhaltet, impliziert unterschiedliche Funktionen und Richtungen des Copingverhaltens hinsichtlich der Modifikation von belasteten Mensch-Umwelt-Transaktionen und der Relativierung oder Beseitigung von Stresserleben. LAZARUS (1991, S. 112 ff.; 1999, S. 114 ff.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 148 ff.) unterscheiden grundsätzlich zwischen a) problemfokussierten und b) emotionsfokussierten Copingfunktionen, heben jedoch das oftmalige, gleichzeitige Auftreten beider Funktionen im Rahmen ein und derselben Handlung hervor (s. u.).

a) Problemfokussiertes Coping

Alle Anstrengungen einer Person, auf die Umwelt selbst verändernd einzuwirken und alle problembezogenen, intrapsychischen Bemühungen, eigene Personenmerkmale (z. B. durch das Ändern von Zielen, Werten, Einstellungen) neu zu strukturieren und mittels einer dadurch veränderten Neubewertung der Stress auslösenden Situation eine belastete Mensch-Umwelt-Transaktion zu reduzieren oder aufzuheben, umfassen problemfokussiertes Coping (engl. *problem-focused coping*).

„[A] person obtains information about what to do and mobilizes actions for the purpose of *changing the reality* of the troubled person-environment relationship“ (LAZARUS 1999, S. 114; Hervorhebung durch Verf.).

Copinverhalten kann demnach auf die Umwelt (z. B. den Ausbau eines Hauses) oder die eigene Person (z. B. durch problembezogene Neubewertungen oder das Erlernen neuer Fähigkeiten und Fertigkeiten) gerichtet sein. Das entscheidende Kriterium des problemfokussierten Copings beinhaltet eine direkte Fokussierung eines stressauslösenden Problems mit dem Ziel, die „Realität“ dieser Stresssituation zu modifizieren.

b) Emotionsfokussiertes Coping

Alle Versuche einer Person, die nicht das direkte Verändern einer stressauslösenden Situation, sondern das Kontrollieren und Steuern der mit dieser Situation verbundenen Emotionen intendieren, sind indessen als emotionsfokussiertes Coping (engl. *emotion-focused coping*) zu bezeichnen.

„The emotion-focused function is aimed at regulating the emotions tied to the stress situation – for example, by avoiding thinking about the threat or reappraising it – *without changing the realities* of the stressful situation“ (LAZARUS 1999, S. 114; Hervorhebung durch Verf.).

In ähnlicher Weise kann das Vermeiden einer problemfokussierten Auseinandersetzung mit einer Bedrohung das Erleben von Angst reduzieren.

„And if we successfully deny that anything is wrong, there is no reason to experience the emotion appropriate to the particular threat or harm – say, anxiety, anger, guilt, shame, envy“ (LAZARUS 1991, S. 112).

Vermeidungs- und Abwehrprozesse, aber auch Neubewertungen (s. o.) modifizieren emotionales Erleben, indem eine neue relationale Bedeutung der belastenden Situation konstruiert wird, ohne allerdings die „Realität“ der Stresssituation zu beeinflussen (vgl. LAZARUS 2000a, S. 205). So gelangt z. B. eine Person durch eine Neubewertung zu der Erkenntnis, dass eine bestimmte Situation schlimmer sein könnte als sie ist oder dass wichtigere Dinge der Aufmerksamkeit bedürfen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 150). Emotionsfokussiertes Coping ist zwar im Vergleich zum problemfokussiertem Coping ausschließlich personen- und nicht umweltbezogen, jedoch aufgrund seiner internalen Restrukturierungsprozesse und der Erfordernis von Anstrengung und Aufwand ebenfalls als aktiver Prozess zu begreifen (vgl. LAZARUS 1991, S. 112).

Implikationen von problem- und emotionsfokussiertem Coping

Zusammenfassend bezieht sich die Differenzierung zwischen problem- und emotionsfokussiertem Coping auf das *Was*, das im Fokus des Copings steht (Problem oder Emotion), und *nicht* auf das *Wie* des Copingverhaltens, das hingegen durch unterschiedliche behaviorale und kognitive Copingformen charakterisiert wird (vgl. auch KALUZA und VÖGELE 1999, S. 361 ff.). Wichtig hervorzuheben ist in diesem Zusammengang LAZARUS' (1993, S. 374) dezidierte Kritik bezüglich der Auffassung, eine der beiden Copingfunktionen grundsätzlich effektiver als die jeweils andere einzuschätzen:

„Of the two functions of coping, problem-focused and emotion-focused, there is a strong tendency in western cultures to venerate the former and distrust the latter“.

Funktionen und Formen des Copings sind voneinander unabhängig, so dass eine Gleichsetzung von offenem Verhalten mit problemfokussiertem Coping und von verdecktem, intrapsychischem Verhalten mit emotionsfokussiertem Coping unzulässig ist (vgl. LAZARUS 1993, S. 363; siehe auch EPPEL 2007, S. 47). Beide Copingfunktionen (vgl. Abb. 25) können auf oberster Abstraktionsebene sowohl für Dritte beobachtbares, offenes Verhalten beinhaltende (nach LAZARUS „behaviorale“) Copingformen – z. B. das Ausüben einer Thai-Chi-Entspannungsübung (Erklärung s. u.) – als auch nicht beobachtbares, verdecktes Verhalten beinhaltende (nach LAZARUS „kognitive“ bzw. „intrapsychische“) Copingformen – z. B. Neubewertungen – umfassen. Diese übergeordneten Copingformen lassen sich fortführend in unterschiedliche Kategorien (z. B. Abwehrmechanismen, konfrontatives Coping etc.) und Subkategorien (z. B. Leugnung, Isolierung oder Informationssuche, Inanspruchnahme sozialer Unterstützung) auf vielfältige Weise untergliedern.

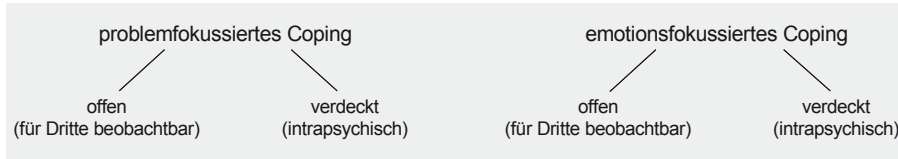


Abb. 25: Copingfunktionen und verhaltensbezogene Copingformen (eigene Darstellung)

Allerdings bezeichnen, wie zuvor angedeutet, eine Problem- oder Emotionsorientierung nicht zwei distinkte, einander ausschließende Kategorien. So kann beispielsweise eine verstärkte Informationssuche in einer Belastungssituation die (problemfokussierte) Funktion aufweisen, den eigenen Wissensstand zu erweitern und somit ein effizienteres Einwirken auf die Situation zu ermöglichen. Gleichzeitig vermögen die vermehrt aufgenommenen externen Hinweise von der in dieser Situation ausgelösten emotionalen Erregung (emotionsfokussiert) abzulenken oder zu Entscheidungsfindungen beizutragen, die Mut geben und anfängliche Angst reduzieren (vgl. LAZARUS 1995a, S. 218 f.). Ebenso vermag die (problemfokussierte) Einnahme einer Valiumtablette vor einer Prüfungssituation (emotionsfokussiert) die Prüfungsangst zu reduzieren und zu einer Leistungssteigerung zu verhelfen (vgl. LAZARUS 2000a, S. 205).

Darüber hinaus kann die Funktion ein und derselben Copingform je nach situativem Kontext variieren. So wird eine Thai-Chi-Entspannungsübung einerseits (problemfokussiert) zum Kräftesammeln für das Angehen einer bevorstehenden Leistungsanforderung eingesetzt, andererseits (emotionsfokussiert) zur Erholung und Regulierung des emotionalen Erlebens. Einzelne Bewältigungsformen sind somit nicht a-priori einer der beiden Copingfunktionen zuzuordnen.

„They way [...] thoughts or actions function in any instance can only be known by a careful examination of the context in which they occur“,

betonen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 319) und akzentuieren vor diesem Hintergrund die Notwendigkeit tiefgehender und kontextbezogener, qualitativer Interviews (vgl. ebd., S. 321 ff.).

Ferner verweisen die Autoren (1984, S. 153 f.) auf die Bedeutung des synchronen, sich wechselseitigen Ergänzens und Behinderens von problem- und emotionsfokussiertem Copingverhalten. Emotionsfokussierte Entspannungsübungen beispielsweise oder zur Beruhigung beitragende Gespräche mit Familienmitgliedern können die blockierende Angst vor einer Bedrohung regulieren und somit zu einer Konzentrationsausrichtung auf problemfokussiertes Handeln verhelfen, welches wiederum zu einer Reduzierung von Angst beizutragen vermag. Im Gegensatz zum folgenden Beispiel wirken hier beide Copingfunktionen einander ergänzend: Im Zuge einer diagnostizierten Erkrankung kann jedoch die problemorientierte Internetrecherche nach Informationen zum Krankheitsbild (gerechtfertigte oder ungerechtfertigte) Besorgnis erregen und das emotionsfokussierte Regulieren von Angst negativ beeinträchtigen, was sich rückwirkend hemmend auf das Vor-

gehen einer strukturierten, objektiven Recherche auswirken kann (vgl. hierzu auch EPPEL 2007, S. 48).

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass das Vollziehen einer klaren Trennung zwischen problem- und emotionsfokussierten Copingfunktionen zu einer „übermäßig vereinfachten und allzu prosaischen“ (LAZARUS 2000a, S. 205) Vorstellung vom Ablauf des Coping führte.

„[I]t seems better to use these categories of functions as general guides for thought than as pigeonholes into which any particular thought or action must be inevitably placed“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 319).

Die vorliegende Arbeit wird dieser Aufforderung nachkommen und unter Bezugnahme auf die dargelegte Komplexität des Copingkonzepts die Analyse von Copingfunktionen entsprechend differenziert durchführen.

Ein weiterer, ebenso bedeutsamer Aspekt betrifft die Problematik einer möglichen Konfusion von Bewertungs- und Copingprozessen. Stellt stressbezogenes Verhalten in einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion eine Bewertung oder ein Copingverhalten dar oder beides? Diese Unsicherheit resultiert aus dem Umstand, dass Neubewertungen einerseits im Rahmen der primären und sekundären Bewertung (s. o.), andererseits als problem- und/oder emotionsfokussiertes Coping (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 151 ff.) erfolgen können. LAZARUS ist sich dieses konzeptionellen Konfliktpotentials bewusst und reflektiert die Schwierigkeit einer stets eindeutigen Zuordnung: Während das Bewertungskonzept im Rahmen einer belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion die Evaluierung „of what might be thought or done“ (LAZARUS 1991, S. 113) beinhaltet, bezieht sich das Copingkonzept – in ähnlicher Weise – auf „what a person thinks and does“ (ebd., S. 113). Eine Antwort auf die Frage nach der Art des gerade stattfindenden Prozesses könne, so LAZARUS (2000a, S. 206), somit nur auf einer gründlichen Exploration der psychischen Vorgänge der betreffenden Person und des Kontexts beruhen, in dem sich die Mensch-Umwelt-Transaktion vollziehe. Wichtig für diesen Beitrag sind die Etablierung eines Bewusstseins für diese Zuordnungsproblematik, eine entsprechende Sensibilität bei der Interviewführung sowie die Offenlegung möglicher Konfusionen von Bewertungs- und Copingprozessen.

Coping ist ein komplexer und vielschichtiger Prozess, der sich nur in einem Gesamtkontext unterschiedlicher Parameter umfassend erschließen und analysieren lässt. Das in Tabelle 1 dargestellte Ordnungsschema von Copingprozessen skizziert vereinfachend in Anlehnung an LAZARUS und LAUNIER (1981, S. 245 ff.) mittels der Kombination unterschiedlicher Parameter ein Raster, das mit konkreten inhaltlichen Formen des Copingverhaltens ausgefüllt werden kann. Dieses Ordnungsschema dient ausschließlich dem Zweck einer analytischen Annäherung an die Komplexität von Copingprozessen und soll in dieser Funktion der vorliegenden Arbeit als Grundlage dienen.

In der Grundlage des primären Bewertungsprozesses (vgl. Kap. 3.3.5) liegen unterschiedliche zeitliche Orientierungen hinsichtlich des Copingverhaltens vor, das im Rahmen dieses Beitrags (und zum Zeitpunkt der Interviewsituation) aus der Perspektive der dauernden Gegenwart (vgl. Kap. 2.3.2) betrachtet wird.

Coping	Zeitliche Orientierung			
	vergangene oder gegenwärtige Gegenwart		zukünftige Gegenwart	
	Funktionen		Funktionen	
	problem-fokussiert	emotions-fokussiert	problem-fokussiert	emotions-fokussiert
Ausrichtung Person Umwelt	Copingformen	Copingformen	Copingformen	Copingformen
	Copingformen	Copingformen	Copingformen	Copingformen
Primäre Bewertung	Schädigung, Verlust, Nutzen		Bedrohung, Herausforderung, Nutzen	

Tab. 1: Ordnungsschema von Copingprozessen (modifiziert nach LAZARUS und LAUNIER 1981, S. 246)

Das Copingverhalten erfordert im Kontext einer vorangegangenen oder gegenwärtigen Schädigung respektive eines Verlustes oftmals andere Copingformen als im Kontext einer zukünftigen Bedrohung oder Herausforderung, die beispielsweise vorausschauendes und präventives Coping erforderlich machen. Eine Copingform kann hierbei auf die Person selbst, die Umwelt oder auf beides gerichtet sein und sowohl eine problem- als auch emotionsfokussierte Funktion ausweisen. In diesen Fällen ist die entsprechende Copingform in mehr als einem Rasterausschnitt vertreten. LAZARUS (1995a, S. 220) betont ferner, dass

„in einer komplexen sozialen und innerpsychischen Welt jede Handlung potentiell an moralische, soziale oder physische Grenzen stoßen [kann]“

und somit die Unterdrückung eines beobachtbaren Handlungsimpulses, der z. B. möglicherweise Schaden anrichtet, ebenfalls als Copingform aufzufassen ist (ebd., S. 220). Im Rahmen dieser Arbeit wird zudem angenommen, dass Copingverhalten grundsätzlich sowohl (offenes und verdecktes) Handeln als auch unbewusste Prozesse beinhalten kann (vgl. Kap. 2.6 zum Verhaltens- und Handlungsbegriff).

3.3.6.3 Die Beurteilung der Effektivität von Copingverhalten

Angesichts der Komplexität und Vielfalt unterschiedlicher Anforderungssituationen und der Heterogenität möglicher Copingformen stellt sich die wichtige und herausfordernde Frage nach der Effektivität unterschiedlicher Copingprozesse.

„Coping must be measured separately from its outcomes, so that the effectiveness of each coping strategy can be properly evaluated“ (LAZARUS 1999, S. 111);

so lautet eine der zentralen Implikationen der Definition des Copingbegriffs von LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 141; vgl. Punkt 5 in Kap. 3.3.6.1). Die vorlie-

gende Konzeption von Coping, die – ohne Einschränkung auf erfolgreiches Gelingen – sämtliche Formen des Umgangs mit Anforderungen umschließt, macht die Beurteilung der Wirksamkeit von Copingprozessen, wie LAUX und WEBER (1990, S. 579) skizzieren, zu einer *empirischen* Aufgabe. Nach GREVE (1997, S. 30) wird im Rahmen dieser nicht unproblematischen Diskussion eine „prinzipielle Grenze“ überschritten und die „Ebene der wissenschaftlichen Beschreibung und Erklärung“ verlassen. Dass die Beurteilung der Copingeffektivität aufgrund ihrer unausweichlichen Verknüpfung mit „Wertvorstellungen“ (LAZARUS 1995a, S. 224) und „heiklen Wertfragen“ (LAZARUS und LAUNIER 1981, S. 253 f.) „äußerst schwierig“ (ebd. 1981, S. 253) ist, stellen LAZARUS (1995a, S. 224; 1999, S. 111 ff.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 184 ff.) vor dem Hintergrund ihres transaktionalen Stressmodells umfassend heraus:

- Hinsichtlich welcher Kriterien sollen Copingprozesse „effektiv“ (oder synonym wirksam, erfolgreich) sein?
- Wer bestimmt den Grad der Erfüllung dieser Kriterien?
- Auf Basis welcher Kosten wird Copingeffektivität möglicherweise erreicht?

Einer transaktionalen Perspektive entsprechend ist die Analyse von Copingeffektivität nur mittels einer gleichzeitigen Betrachtung von Personen- und Umweltvariablen möglich.

„Efficiency depends on the type of the person, the type of threat, the stage of the stressful encounter, and the outcome modality – that is, subjective well-being, social functioning, or somatic health“,

betont LAZARUS (1999, S. 111) und verweist mit dieser Aussage auf den geringen Sinngehalt der normativen Frage nach *der* Effektivität von Coping. Vielmehr stellt sich die Effektivitätsbestimmung als ein „differentielles Problem“ dar (LAUX und WEBER 1990, S. 579), als komplexe Frage, *welche Formen* des Copings bei *welchen Personen* im Rahmen *welcher Person-Umwelt Transaktionen* bezüglich *welcher Kriterien* als effektiv beurteilt werden können. „A strategy that is effective in one situation can be ineffective in another, and vice versa“, akzentuieren LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 185) die Kontextgebundenheit von Copingprozessen. Während beispielsweise, so exemplifiziert LAZARUS (1999, S. 112), im Rahmen einer zurückliegenden und überstandenen schweren Erkrankung das Verdrängen des sich Vergegenwärtigens der nächsten medizinischen Kontrolluntersuchung und möglicher positiver Krankheitsbefunde Angst und Stress reduzierend und somit zweckdienlich sein könne, wäre hingegen das Verdrängen des Aufsuchens medizinischer Hilfe im Falle einer Neuerkrankung von großem Gesundheitsrisiko und dementsprechend bedenklich.

Eine greifbare und nahe liegende Operationalisierung von Effektivitätskriterien vermag von der einfachen Schlussfolgerung ausgehen, dass die Wirksamkeit von Bewältigungsformen auf der Erfüllung postulierter Funktionen beruht. Hiernach wären das problemfokussierte Coping respektive die Veränderung Stress

auslösender Mensch-Umwelt-Transaktionen und emotionsfokussiertes Coping respektive die Regulation von Emotionen Kriterien für erfolgreiches Coping. Diese „enge Definition“ (WEBER 1992, S. 20) von Copingwirksamkeit in Bezug auf *Funktionen* wird jedoch von LAZARUS und FOLKMAN (vgl. 1984, S. 181 ff.) und LAZARUS (1991, S. 87 f. und Kap. 10) um die Kriterien der *zeitlichen Perspektive* (kurz- versus langfristige Effektivität) und der *Folgen* (auf das psychisch-emotionale, soziale und physiologische Wohlergehen) erweitert.

Sowohl die kurz- als auch die langfristige Effektivität von Coping – ohne diese zeitlich näher einzugrenzen – lassen sich nach Auffassung der Autoren jeweils anhand drei grundlegender, sich wechselseitig beeinflussender Indikatoren des Wohlbefindens bemessen:

- a) Zuversicht und Zufriedenheit mit den Lebensbedingungen sowie emotionaler Zustand (engl. *morale*),
- b) Funktionstüchtigkeit im sozialen und beruflichen Leben (engl. *social functioning*) und
- c) körperliche Gesundheit (engl. *somatic health*) bzw. physiologische Veränderungen im Kontext kurzfristiger Folgen (vgl. Kap. 3.2.1).

Diese unterschiedlichen Bereiche des Wohlergehens „compose a general trait of good or poor adaptation“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 221). Allerdings heben LAZARUS und FOLKMAN gleichzeitig die Komplexität der Wechselbeziehung zwischen diesen drei Aspekten heraus:

„It is important to recognize that good functioning in one sphere may be directly related to poor functioning in another and that good functioning in one area does not necessarily mean that the person is functioning well in all areas“ (ebd. 1984, S. 225).

Auf die sich anschließende Frage hinsichtlich des gleichzeitigen Wohlergehens in allen drei Bereichen als Voraussetzung für effektives Coping legen sich die Autoren offenbar bewusst nicht fest. „Optimales‘ menschliches Funktionieren“, so LAZARUS (1995a, S. 228), mag eine harmonische Beziehung zwischen Zufriedenheit, sozialer Funktionstüchtigkeit und physischer Gesundheit zwar einschließen, doch ob die Beeinträchtigung einer der drei (komplexen und in weitere Indikatoren unterteilbaren) Aspekte zwangsläufig effektives Coping ausschließt, bleibt fraglich. Vielmehr ist es die vordergründige Intention der Autoren, die Vielschichtigkeit des Effektivitätskonstruktes aufzuzeigen und eine einseitige Betrachtung effektivitätsbezogener Kriterien kritisch zu reflektieren –

„we must take into account not a single adaptational outcome, but multiple outcomes“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 222).

Darüber hinaus lässt sich nicht von einer kurzfristigen Copingeffektivität auf eine langfristige schließen und umgekehrt. Diese Restriktion verkompliziert die Analyse von erfolgreichem Copingverhalten und macht Langzeitbetrachtungen sowie wiederholte Kriterienmessungen unausweichlich. So kann Alkoholkonsum zwar kurzfristig negative Emotionen regulieren, problemfokussiertes Coping allerdings

langfristig beeinträchtigen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 188). Desgleichen vermag ein zunächst als befriedigend erlebter Ärgerausbruch nachfolgend Schuldgefühle hervorrufen oder ein anfangs störend wirkender Ärgerausbruch zum Umdenken und somit zu einer endgültigen Problemlösung beitragen (vgl. LAUX und WEBER 1990, S. 581; siehe auch LITZCKE und SCHUH 2010, S. 52 ff.).

„In any encounter with the environment, the key problem for the person is to make a series of realistic judgements about its implications for his or her well-being. An appraisal that leads to appropriate and effective outcomes must match or at least approximate the flow of events“,

betonen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 185 f.). Die Copingeffektivität unterliegt somit nicht ausschließlich der Wahl für oder gegen eine konkrete Copingform. Ferner können sich unterschiedliche Diskrepanzen zwischen situativen Gegebenheiten und primären, sekundären Bewertungsprozessen und Neubewertungen (s. o.) direkt und indirekt auf die Generierung und Wirksamkeit von Coping auswirken. Die Autoren (1984, S. 186) verweisen auf Personen, die eine Situation als verlustreich, schädigend, bedrohlich oder herausfordernd einschätzen (primäre Bewertung) und somit Stress empfinden, obgleich diese Situation die Bedingungen eines Verlustes, einer Schädigung etc. „objektiv“ betrachtet nicht erfüllt.

„For instance, a [...] person who sees threat where there is none and takes actions in accordance with that appraisal is likely to cause harm to others“ (ebd. 1984, S. 187).

Umgekehrt bewerten Personen trotz gegenteiliger Voraussetzungen eine Situation als nicht verlustreich, schädigend, bedrohlich oder herausfordernd, so dass copingrelevantes Verhalten gar nicht erst initiiert wird. „[A] woman with a breast lump who sees no threat or danger may cause harm to herself“, verdeutlichen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 187) die Risiken des Verkennens einer Schädigung, einer Bedrohung usw. für das eigene Wohlergehen oder das Wohlergehen von Mitmenschen, z. B. der Familie. „The quality of the appraisal is critical for good coping“, stellt LAZARUS (1999, S. 80) resumierend heraus.

Insbesondere eine Diskrepanz zwischen primärer Bewertung (z. B. liegt eine Bedrohung vor) und sekundärer Bewertung (was kann ich tun?) vermag die Effektivität von Coping z. B. in der Weise beeinträchtigen, dass aufgrund einer Fehlinterpretation der zur Verfügung stehenden Ressourcen ausschließlich emotionsfokussierte Copingformen eingesetzt werden und nicht (dringend notwendige und auch mögliche) problemfokussierte Formen. Darüber hinaus können sich, wie zuvor aufgezeigt, emotionsfokussiertes und problemfokussiertes Coping wechselseitig beeinträchtigen und somit effektives Coping erschweren.

„A person who manages a problem effectively but at great emotional cost cannot be said to be coping effectively“,

befinden LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 188) und verweisen auf die Notwendigkeit, Copingeffektivität sowohl auf emotions- als auch problemfokussiertes Coping zu beziehen.

Eine zentrale Schwierigkeit hinsichtlich der Beurteilung von effektivem Coping umfasst die Frage nach den Kosten, d. h. dem Preis, den Coping abverlangen kann. So mag die Auflösung einer Partnerschaft der Gesundheit dienen, jedoch

emotionale Befriedigung verhindern (vgl. LAZARUS 1995a, S. 225). Kann eine Form des Copings als erfolgreich bezeichnet werden, wenn diese mit einem erheblichen Aufwand an Ressourcen wie Zeit und Kraft oder mit einer massiven Belastung für andere Personen verbunden ist? Anstrengungen, den Arbeitsplatz zu sichern, können zu Lasten von Gesundheit, sozialen Kontakten oder Engagement in der Familie gehen. „Kann man“, fragt EPPEL (2007, S. 69) bewusst provokativ, „von Gelingen sprechen, wenn es mit Scheitern in anderen Lebensbereichen erkauft ist?“ Wo ist die Grenze zwischen Kosten und Nutzen zu ziehen? Darüber hinaus kann Coping, wie LAUX und WEBER (1990, S. 580) darlegen, zur Verschlechterung bereits bestehender oder zur Schaffung neuer Probleme führen. Dieser Aspekt wird in der Diskussion der Interviewergebnisse (vgl. Kap. 6) vertiefend aufgegriffen. Festzuhalten bleibt zusammenfassend das unumgängliche Dilemma, einerseits die Beurteilung der globalen Effektivität einzelner Copingformen im Hinblick auf wirkungsvolles und nachhaltiges Stressmanagement zu ermöglichen und andererseits die bestehende Komplexität und Kontextualität von Coping im Rahmen individueller Mensch-Umwelt-Transaktionen in die Analysen einzubinden und somit entsprechend zu berücksichtigen.

„[T]o understand the relational meanings underlying the coping process, its measurement by superficial questionnaires should be supplemented with in-depth interviews designed to get at the personality variables involved and how the individual appraises what is happening“,

argumentiert LAZARUS (1999, S. 125). Er plädiert vor dem Hintergrund der Vielschichtigkeit des Copingkonstrukts dezidiert für die Anwendung eines qualitativen Forschungsdesigns, nicht ohne jedoch die grundlegenden methodischen Probleme von Tiefeninterviews und Selbstberichten kritisch zu reflektieren (vgl. ausführlicher Kap. 3.3.7). Im Rahmen des transaktionalen Stressmodells bestimmt die betroffene (und interviewte) Person die Einschätzung über das eigene erfolgreiche, weniger erfolgreiche oder erfolglose Copingverhalten (vgl. auch EPPEL 2007, S. 68).

„Appraisals of the outcome of an encounter involve judgements about how successfully desired goals were achieved and how satisfied the person is with his or her performance. With respect to well-being, the central issue is the relationship between expectations and the encounter outcome“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 196).

Entscheidend für die Analyse von Copingeffektivität ist dieser Aussage entsprechend die subjektive Selbsteinschätzung und Beurteilung hinsichtlich der Erfüllung wichtiger persönlicher Ziele und Erwartungen durch ein konkretes Copingverhalten. Einschätzungen bezüglich der Wirksamkeit von Coping sind von subjektiv formulierten Maßstäben abhängig.

Anhand von (narrativen) Interviews lassen sich die drei oben genannten Kriterien a) Zuversicht, eine Zufriedenheit mit den Lebensbedingungen und emotionaler Zustand, b) Funktionstüchtigkeit im sozialen und beruflichen Leben und c) körperliche Gesundheit bzw. physiologische Veränderungen unter Bezugnahme auf einzelne Copingformen tiefer gehend analysieren. Problematisch wird indes die Übertragung der Beurteilung von Copingwirksamkeit auf die das Copingverhalten ausübende Person insbesondere in den Fällen, in denen für den Beobachter (z. B.

Interviewpartner) eine Selbsttäuschung des Betroffenen deutlich erkennbar ist, die sich negativ auf das Wohlbefinden auswirken kann (vgl. obiges Beispiel zum Verdrängen). Copingformen, die grundsätzlich das Wohlbefinden beeinträchtigen – dies trifft beispielsweise auch auf erhöhten Alkoholkonsum zu, obgleich dieser Stress reduzierend zu wirken vermag – sind jedoch als ineffektiv anzusehen (vgl. LAZARUS 1999, S. 111 ff.; LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 188 ff, siehe auch KALUZA 2009, S. 53 ff.).

Eine global effektive Copingform lässt sich hingegen, wie die bisherigen Ausführungen nahe legen, nach LAZARUS (1999, S. 111) nicht identifizieren (vgl. auch DEWE et al. 2010, S. 158). Zu vielfältig sind, wie auch KALUZA (2009, S. 55) aufzeigt, die in Frage stehenden Anforderungsbedingungen und zu heterogen die betroffenen Personen mit ihren individuellen Bindungen und Zielen, Werten, Normen und Überzeugungen und damit verbundenen Copingpräferenzen. Die Wirksamkeit von Coping bezieht sich LAZARUS (2000b, S. 672) folgend auf die Qualität der Passung zwischen einer Person und ihrer Umwelt, die jedoch prozessualen Veränderungen unterliegt:

„[W]e view this relationship as constantly changing: in effect, as a process that depends on shifting work demands and settings and a fluid personal outlook“.

Vor diesem Hintergrund nimmt seiner Auffassung nach flexibles, auf die jeweilige Situation abgestimmtes Copingverhalten einen gewichtigen Einfluss auf die Effektivität –

„good coping [...] consists of being able quickly to abandon a strategy that is failing and shifting flexibility to another“ (LAZARUS 1999, S. 80).

LAZARUS (1999) verweist in diesem Zusammenhang auf die epigrammatische Qualität des Gelassenheitsgebets, das als Sinnspruch auch den Anonymen Alkoholikern dient und die Bedeutung von (insbesondere sekundären) Bewertungsprozessen in Bezug auf erfolgreiches Coping veranschaulicht:

„Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann; den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“ (ebd., S. 80).

„It is the fit between thinking and action – that is, the balance between them and the environmental realities – which makes coping efficacious or not“,

stellt LAZARUS (1999, S. 124) zusammenfassend heraus. Aufgrund der spezifischen Mensch-Umwelt-Beziehungen kann es nach Auffassung von SALEWSKI (2009, S. 173) hinsichtlich der Beurteilung von Copingwirksamkeit demnach auch „kein ‚golden bullet‘-Kriterium geben“; vielmehr ist eine sorgfältige Auswahl der Kriterien bezüglich ihres Sinngehalts in einem bestimmten Kontext erforderlich (vgl. auch KALUZA und VÖGELE 1999, S. 367). Wegbereitend für die Analyse von Copingverhalten ist die zentrale Erkenntnis, Effektivitätsaussagen jeweils auf das zu betrachtende Kriterium hin zu präzisieren (vgl. LAZARUS 1995a, S. 224).

Die vorliegende Diskussion konnte die eingangs gestellte Frage nach der Effektivität von Coping nicht abschließend und zufriedenstellend beantworten. Viel-

mehr reflektieren die Ausführungen die Komplexität und Vielschichtigkeit des Effektivitätskonzeptes und die Schwierigkeiten einer umfassenden Operationalisierung, die generalisierende Aussagen bezüglich effektiven Copings zulässt. Dennoch konnten grundlegende Eckpfeiler aufgezeigt werden, an denen sich im Rahmen dieser Arbeit eine kritische Darlegung effektiver und ineffektiver Copingformen – auch im Hinblick auf das Resilienzkonzept – orientieren kann. Wie in der Literatur einheitlich skizziert wird, besteht bezüglich des Konzeptes der Copingeffektivität weiterhin umfassender Forschungsbedarf (vgl. z. B. LAZARUS 2000b, S. 673; RIEF und NANKE 2003, S. 116 f.; SALEWSKI 2009, S. 174).

3.3.7 Methodische Implikationen des transationalen Stressmodells

Stress, Coping und Emotionen stellen komplexe Phänomene dar, die entsprechend vielschichtig erlebt, nachgewiesen und gemessen werden können. In der Literatur besteht bislang kein Konsens hinsichtlich einer allseits akzeptierten Operationalisierung dieser einzelnen Konstrukte. So spiegelt sich beispielsweise in Abhängigkeit der Definition von Stress als Reaktion, Reiz oder Transaktion (vgl. Kap. 3.2.2) die Komplexität des Forschungsfeldes in einer großen Bandbreite unterschiedlicher Messinstrumente und Analyseverfahren von Stress wider. Einen Einblick gewähren diesbezüglich z. B. ALDWIN (2007, Kap. 5), BRANNON und FEIST (2009, Kap. 5) sowie die Beiträge in ICE und JAMES (2007) und FRANKE et al. (2007). Über die vielfältigen methodischen Erfassungsmöglichkeiten des Copingkonzeptes, insbesondere in Form standardisierter Fragebögen, referieren ALDWIN (2007, Kap. 8), FRANKE et al. (2007), FRYDENBERG (2008, Kap. 3) und SCHWARZER (2000, S. 35ff.). Unterschiedliche Messmethoden im Kontext der Analyse von Emotionen werden hingegen von NIEDENTHAL et al. (2006, Kap. 1), SCHERER (2005), SCHMIDT-ATZERT (1996, Kap. 4) ausführlicher reflektiert.

LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 286 f.) betonten nachdrücklich die Notwendigkeit eines interdisziplinären Forschungsparadigmas unter Einbindung unterschiedlicher Betrachtungsebenen, um eine umfassende Analyse der Wirkmechanismen von Stresswahrnehmung, Stressbewertung und Coping gewährleisten zu können: „[W]e must approach stress at all three levels – sociological, psychological, and physiological“ (ebd., S. 287). Während nach Auffassung der Autoren (ebd., S. 286 f.) die Soziologie, Politologie und Anthropologie übergeordnete gesellschaftspolitische und kulturelle Prozesse auf der Makroebene und die Physiologie und Biochemie neurophysiologische und organismische Prozesse auf der zellulären Mikroebene analysieren, fokussiert die Psychologie hingegen das Individuum auf der Mesoebene. LAZARUS (1998) akzentuiert in diesem Zusammenhang die Erforderlichkeit sowohl einer *bottom-up*- als auch *top-down*-Perspektive:

„If we could respect both points of view as essential features of science, we might make more progress in our efforts at understanding the human mind and its role in adaptation, and the social world in which we live“ (ebd., S. 403).

Auch wenn sich LAZARUS als Wissenschaftler der Psychologie primär mittels des Kernkonstrukts der individuellen Bewertungsprozesse an die Makroperspektive annähert, verleiht er dem Aspekt der Umweltkomponenten durch ihre Einbindung in das transaktionale Stressmodell eine entsprechende Bedeutung (vgl. Kap. 3.3.4). Sein Plädoyer für eine die psychologische Sichtweise bereichernde, interdisziplinäre Zusammenarbeit eröffnet somit Anknüpfungspunkte für einen fachübergreifenden Diskurs.

Vor dem Hintergrund eines intendierten umfassenden Verständnisses der Konzeptionen von psychologischem Stress, Coping und Emotionen ziehen LAZARUS (1991, 1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) – wie die vorangegangenen Diskussionen bereits andeuten – ein qualitatives Forschungsdesign in Form von narrativen Interviews den weniger präzisen und tief gehenden quantitativen Methoden vor:

„Questionnaires [...] permit quantification, which is an asset, but are apt to produce superficial data because they overlook meaning“ (LAZARUS 1998, S. 398).

Nomothetische und auf Fragebogenverfahren basierende Methoden können nach LAZARUS' (1995a, S. 227 f.) Auffassung nicht hinreichend erfassen,

„wie kompetente und flexible Personen in einer Vielzahl von adaptiven Transaktionen in einer sich wandelnden Umwelt handeln“ (ebd., S. 227).

Subjektive Selbstauskünfte hingegen

„allow us to learn more about stress and emotion, and about coping and its adaptational outcomes, than any other single source, despite the difficulties of validation“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 322).

LAZARUS (2000a, S. 209) verurteilt die Tendenz speziell naturwissenschaftlich orientierter Psychologen, auf Introspektion und Selbstauskünften beruhende Daten aufgrund mangelnder Validität abzulehnen und verweist auf die ebenso bestehenden methodischen Probleme quantitativer Ansätze. Dennoch zeigen LAZARUS und FOLKMAN (1984) selbstkritisch mögliche Schwächen narrativer Ansätze auf –

„including inadequate memory, retrospective falsification – which is itself a process of coping – and difficulties of precisely identifying the coping thought or act that is connected with different phases of the encounter“ (ebd., S. 320; vgl. ausführlicher auch LAZARUS 1999, S. 212 ff.).

Insbesondere die Analyse von auf Abwehrmechanismen (wie z. B. Leugnen, Verdrängung oder Vermeidung) beruhenden psychischen Inhalten stellt nach LAZARUS (2000a) ein schwerwiegendes Problem dar:

„They distort what a person can tell us about the relational meaning of an encounter with the environment“ (ebd., S. 209).

Abwehrprozesse verbergen die eigentliche (bewusste oder unbewusste) Bewertung von möglicherweise belastenden Mensch-Umwelt-Beziehungen und erschweren für den Beobachter 2. Ordnung (vgl. Kap. 2.4.2) den Prozess der „Wahrheitsfindung“. Bei einer abwehrbedingten Verzerrung von Selbstauskünften können jedoch Widersprüche in den Interviewaussagen oder Widersprüche zwi-

schen den Aussagen einerseits und der Verhaltensebene andererseits – wenn z. B. Stimmfärbung und Gestik oder offene Handlungen im Gegensatz zum Gesagten stehen – auf Abwehrmechanismen hindeuten (vgl. LAZARUS 1999, S. 84). Gleiches gilt darüber hinaus für Interviewaussagen, die nicht der Reaktion entsprechen, die unter normalen Umständen Menschen mehrheitlich zeigen – z. B. Angst vor einem Raubüberfall (ohne selbst bewaffnet zu sein). Trotz dieser unterschiedlichen Anzeichen für mögliche Abwehrmechanismen ist nach LAZARUS (2000a, S. 209) beim Ziehen entsprechender Rückschlüsse dennoch Vorsicht geboten. Dies gilt es auch im Rahmen dieser Arbeit zu beachten.

Seiner Auffassung nach gibt es keinen geradlinigen, garantiert erfolgreichen Weg zur Wahrheitsfindung über psychische Vorgänge, sondern nur „fragmentarische Anhaltspunkte“ (ebd. 2000b, S. 209), die es sorgfältig zu untersuchen gilt. „I prefer to put my faith in the effort to *understand* rather than predict“, bringt LAZARUS (2001, S. 389; Hervorhebung durch Verf.) dezidiert zum Ausdruck. Er führt einen tiefer gehenden Verstehensprozess vor allem auf ipsativ-normative Längsschnittstudien zurück. Um sich ändernde Mensch-Umwelt-Transaktionen sowie den prozessualen Verlauf von Stresswahrnehmung und -bewertung, emotionalem Erleben, Copingverhalten und Copingeffektivität in Abhängigkeit von variierenden Personen- und Umweltvariablen adäquat erfassen zu können, sind nach LAZARUS (2000b, S. 668 f.) und LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 299 f.) Langzeitbetrachtungen mit ihrer Verpflichtung zu wiederholten Messungen erforderlich. Gleichzeitig ermöglicht ihrer Ansicht nach ein ipsatives (intraindividuelles) Forschungsdesign die intensive Verhaltensanalyse einer konkreten Person im Kontext einer Vielzahl von Situationszusammenhängen.

„By repeatedly assessing a person’s coping processes in a variety of contexts, it is possible to determine the patterns the person uses and the context to which those patterns vary across encounters“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 300).

Ferner lässt sich die Effektivität des Copingverhaltens einer Person erst über einen längeren Beobachtungszeitraum sinnvoll evaluieren. Ein normativer (interindividueller) Ansatz hingegen beinhaltet ergänzend eine vergleichende Analyse unterschiedlicher Personen desselben Forschungskontextes, so dass sich auf diese Weise beispielsweise überprüfen lässt, ob eine spezifische Gruppe von Personen mit einem konkreten Ereignis in konsistenter Weise umgeht. Speziell dieser Ansatz wird für den vorliegenden Beitrag von Bedeutung sein.

3.3.8 Zusammenfassung und kritische Stellungnahme

Im Hinblick auf die Analyse von der Entstehung, Modifikation und Beendigung von Stresserleben skizziert das transaktionale Stressmodell von LAZARUS und Mitarbeitern umfassend das komplexe, sich fortlaufend über die Zeit ändernde, dialektische Zusammenspiel von Personen- und Umweltvariablen und Prozessen der primären, sekundären Bewertung und Neubewertung, des emotionalen Empfindens und des Copings. Aus transaktionaler Perspektive ist psychologischer Stress

weder gleichbedeutend mit einem Umweltreiz, einer Reaktion noch einem Personenmerkmal, sondern stellt ein relationales Konstrukt dar,

„indem ein Gleichgewicht hergestellt werden muss zwischen Anforderungen und der Fähigkeit, mit diesen Anforderungen ohne zu hohe Kosten oder destruktive Folgen fertigzuwerden“ (LAZARUS 1995a, S. 213).

Hierbei steht die Individualität der Wahrnehmung und Bewertung im Fokus der Betrachtung und ermöglicht das Erlangen eines tiefer gehenden Verständnisses der Gründe für unterschiedliche Verhaltensweisen auf vermeintlich gleiche Umweltbedingungen. Zur Vereinfachung und zwecks Übersichtlichkeit stichwortartig zusammengefasst sind weiterführend folgende Kernaussagen und Implikationen des transaktionalen Stressmodells festzuhalten (vgl. Kasten 7):

Kasten 7:

Kernaussagen und Implikationen des transaktionalen Stressmodells

Psychologischer Stress:

- Ausgangspunkt des Stressprozesses ist das relationale Verhältnis zwischen Personenvariablen (Bindungen, Ziele, Überzeugungen, Kontrollüberzeugungen, Ressourcen) und Umweltvariablen (Anforderungen, Beschränkungen, Gelegenheiten, Kultur).
- Es bestehen Wechselwirkungen zwischen Person und Umwelt mit Bezug auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
- Die Analyse von Stress erfordert eine kognitiv-motivational-relationale Forschungsperspektive.
- Stress basiert auf der Konstruktion relationaler Bedeutungen.
- Ohne Ich-Beteiligung, ohne Tangierung persönlicher Ziele und Bedürfnisse und ohne Ziel- und Bedürfnisinkongruenz können kein Stress und keine Emotionen entstehen.
- Eine unzureichende Ressourcenverfügbarkeit impliziert nicht per se Stresserleben.
- Das Konzept des psychologischen Stresses betont die zentrale Wirkung kognitiver Bewertungsprozesse als Auslöser für Stresserleben, berücksichtigt jedoch ebenfalls handlungsorientierte, emotionale und physiologische Prozesse.
- Stresserleben schließt die positiven Aspekte eines möglichen persönlichen Wachstums und der Bestätigung und Stärkung eigener Kompetenzen nicht aus.
- Die Analyse von belasteten Person-Umwelt-Transaktionen erfordert eine analytische Reduktion der Ganzheitlichkeit dieser Transaktionen auf die Variablen Person und Umwelt und eine simultane Synthese dieser Komponenten in einen übergeordneten Gesamtkontext.

Kognitive Bewertung:

- Bewertungsprozesse stellen das Kernelement des transaktionalen Stressmodells dar.
- Sie sind als Mediatorvariablen (zwischen Person und Umwelt) konzipiert.
- Bewertungsprozesse vollziehen sich entweder bewusst oder unbewusst.
- Sie erzeugen, steuern, modifizieren, reduzieren und beenden Stresserleben und sind für die Aktualgenese von Emotionen entscheidend.
- Primäre Bewertungsprozesse fokussieren Fragen der Zielrelevanz, Zielkongruenz und Zielinkongruenz unter Bezugnahme auf an das Individuum gestellte Anforderungen (sind Ziele betroffen und wenn ja, inwiefern?).

- Eine Person-Umwelt-Beziehung kann als a) irrelevant, b) günstig-positiv oder als c) Stress auslösend (genauer als schädigend/verlustreich, bedrohlich, herausfordernd und/oder als nutzbringend) bewertet werden.
- Die Art der Bewertung bestimmt die Art des emotionalen Erlebens.
- Sekundäre Bewertungsprozesse fokussieren Fragen des Initiierens von Handeln (muss gehandelt werden?) und des Copingpotentials, der Evaluierung von intrapsychischen und auf offenes Handeln bezogene Copingmöglichkeiten (kann gehandelt werden? Was ist wie, wann zu tun?).
- Stresserleben bedingt sowohl primäre als auch sekundäre Bewertungsprozesse.
- Neubewertungsprozesse (Reevaluationen von Mensch-Umwelt-Beziehungen z. B. aufgrund sich ändernder Umweltbedingungen oder Lernerfahrungen) können ursprüngliche primäre und sekundäre Bewertungsprozesse modifizieren.
- Die Bewertungsdimensionen „Copingpotential“, Zuschreibung von „Schuld und Verdienst“ bzw. von Verantwortlichkeit für einen Verlust, eine Schädigung, Bedrohung, Herausforderung oder ein positives Ereignis und die Dimension „Zukunftserwartung“ beeinflussen den Zusammenhang zwischen einer konkreten Emotion und einem spezifischen Bewertungsmuster.

Coping:

- Copingprozesse sind als Mediatorvariablen (zwischen Person und Umwelt) konzipiert.
- Coping umschreibt sich stets ändernde intrapsychische und auf offenes, beobachtbares Verhalten bezogene Bemühungen, mit internalen und/oder externalen Anforderungen umzugehen, die die Ressourcen einer Person beanspruchen oder überfordern.
- Copingverhalten umfasst bewusste Prozesse und (wenn auch nicht explizit von LAZARUS und Mitarbeitern herausgestellte) unbewusste Prozesse.
- Copingverhalten erfordert Bemühung, Anstrengung oder Aufwand und grenzt sich somit von automatisierten Verhaltensprozessen ab.
- Coping definiert sich nicht über erfolgreiches Gelingen.
- Copingverhalten und Zwischen-/Endergebnisse des Copingverhaltens sind separat zu erfassen.
- Problemfokussiertes Coping bezieht sich auf das Stress auslösende Problem mit dem Ziel, die „Realität“ dieser Stresssituation zu modifizieren.
- Emotionsfokussiertes Coping bezieht sich auf die mit einer Stresssituation verbundenen Emotionen mit dem Ziel, diese zu kontrollieren und zu steuern, ohne jedoch die „Realität“ der Stresssituation zu modifizieren.
- Problem- und emotionsfokussiertes Coping beinhalten jeweils sowohl intrapsychisches als auch auf offenes Handeln bezogene Verhaltensweisen und fokussieren das Was des Copingverhaltens (Problem oder Emotion).
- Problem- und emotionsfokussiertes Coping können gleichzeitig stattfinden, sich ergänzen oder hemmen.
- Copingformen fokussieren das Wie des Copingverhaltens (unterschiedliches intrapsychisches und offenes Handeln).
- Die Funktion ein und derselben Copingform kann je nach situativem Kontext problem- oder emotionsfokussiert sein.
- Copingeffektivität ist in Bezug auf Copingfunktionen, eine zeitliche Perspektive (kurz- vs.

langfristige Effektivität) und auf Copingfolgen (hinsichtlich des psychisch-emotionalen, sozialen und physiologischen Wohlempfindens) zu analysieren.

- Copingeffektivität wird sowohl von Diskrepanzen zwischen primärer, sekundärer Bewertung und Neubewertung als auch dem Kostenaufwand beeinflusst.
- Es gibt keine global effektiven, sondern nur vom individuellen Kontext abhängige Copingformen.
- Copingeffektivität resultiert aus der Qualität der Passung zwischen Person und ihrer Umwelt.

Methodik:

- Interdisziplinäres Forschungsdesign mit bottom-up und auch top-down-Perspektive.
- Qualitative Methoden in Form narrativer Interviews zur Vertiefung und Erweiterung des Verstehensprozesses von stress- und copingbezogenen Abläufen.
- Anwendung ipsativ-normativer Längsschnittstudien.

Das transaktionale Stressmodell von LAZARUS und Mitarbeitern offeriert aufgrund seiner Komplexität und Vielschichtigkeit einen umfassenden Einblick in Wirkprozesse unterschiedlicher, für die Analyse von Stressgeschehen als grundlegend zu erachtende Variablen. Allerdings wird dieser ganzheitliche Betrachtungswinkel in der Literatur auch kritisch reflektiert.

„[S]o umfassend, prozessorientiert und elegant das transaktionale Stressmodell ist, stellt doch gerade seine Komplexität eine kaum zu bewältigende Aufgabe für die Stressforschung dar“,

konstatiert SALEWSKI (2009, S. 165). Das Hauptproblem dieses Ansatzes, spezifiziert SCHULZ (2005, S. 223), liegt in seiner „Unzulänglichkeit gegenüber einer direkten empirischen Überprüfung“. Der theoretischen Elaboriertheit des Modells, betonen auch KALUZA und VÖGELE (1999, S. 334), steht ein „Mangel an Operationalisierungsmöglichkeiten“ gegenüber. Wie ist das dynamische und vielfältige Beziehungsgefüge zu messen? Die möglichen Dimensionen und Wirkbeziehungen sind nach GREIF und COX (1997, S. 434) so vielschichtig, dass sich

„jedes beliebige Ereignis unter Hinweis auf – theoretisch nicht ausschließbare – individuelle und situative Effekte oder Interaktionen nachträglich rechtfertigen lässt“.

Dieses „Beliebigkeitsproblem“ mache, so die Autoren (ebd., S. 434), die empirische Verifikation oder Falsifikation des Modells unmöglich. Das Dilemma des transaktionalen Stressmodells ist SCHWARZER (2000) folgend, dass „absichtlich alles mit allem zusammenhängt, weil dies nämlich im wahren Leben auch so ist“.

Sicherlich ist die Kritik der einzelnen Autoren vor dem Hintergrund eines quantitativen Forschungsdesigns nachvollziehbar, das präzise Operationalisierungen erfordert und das Treffen von Prognosen und generalisierenden Aussagen sowie die Darlegung statistisch-quantitativer Kausalzusammenhänge erzielt. Allerdings sind dies, wie mehrfach aufgezeigt wurde, nicht die Intentionen von LAZARUS. Sein Kerninteresse fokussiert vielmehr den flexiblen Prozess des Verstehens und Nachvollziehens von komplexen Wechselwirkungen. Basierend auf seiner Kritik an einer überaus normativen Forschungstradition der Psychologie, „that is, concerned too much with central tendencies and having too little regard for

variation“ (LAZARUS 2001, S. 388), stellt das Stressmodell bewusst keine Theorie im engeren Sinne dar,

„aus der durch formale Deduktion Hypothesen abgeleitet werden könnten oder die für eine gesetzmäßige Erklärung konkreter Verarbeitungsmuster sowie deren Prognosen eingesetzt werden könnte“ (RUFF 1993, S. 93).

Stattdessen repräsentiert es vornehmlich ein beschreibendes Rahmenmodell, das nach RUFF (1993, S. 93) „zentrale Beobachtungsbegriffe“ einführt, diese zueinander in Verbindung setzt und sich für die Entwicklung von Fragestellungen eignet. Dieser Blickwinkel ist zentral für die vorliegende Arbeit, die mittels einer flexiblen, explorativen und stets neu reflektierten Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand ebenfalls den Prozess des Verstehens in den Fokus stellt (vgl. ausführlicher Kap. 5.2.1).

Berechtigte Kritik betrifft hingegen die unpräzisen und teils ausbleibenden Explikationen wesentlicher Schlüsselbegriffe des transaktionalen Stressmodells (vgl. auch KROHNE 1996, S. 261). Wie in den vorangegangenen Ausführungen bereits vorgehend angedeutet, sind beispielsweise der Umwelt-, Ziel- und Ressourcenbegriff unzureichend definiert. Desgleichen erscheint die Zuordnung von internalen Anforderungen oder Beschränkungen zum Komplex der Umweltvariablen fraglich und hätte einer differenzierteren Betrachtung unterliegen müssen. Ferner lässt sich auf Basis der Publikationen von LAZARUS und Mitarbeitern nicht eindeutig erschließen, ob Coping neben den bewussten Prozessen auch unbewusste Kognitionen einschließt. Ein wichtiger Aspekt, der durchaus Klärungsbedarf aufwirft. Darüber hinaus ist der von LAZARUS (vgl. 1991, 1999) angewandte Strategiebegriff in Zusammenhang mit Copingstrategien kritisch zu hinterfragen. Impliziert der Strategiebegriff nicht ein längerfristig ausgerichtetes, bewusst überlegtes und planvolles Anstreben eines Ziels und gelangt somit in Widerspruch zu kurzfristig und weniger durchdachtem oder unbewusstem Copingverhalten wie z. B. Abwehrmechanismen oder Drogenkonsum? Aufgrund unterschiedlicher bestehender Definitionen des Strategiebegriffs ist diese Frage nicht leicht zu bejahen. BOURDIEU (1976, S. 215 f.) beispielsweise schreibt einer Strategie kein bewusstes Kalkül zu und auch in der Psychologie können Strategien je nach Begriffsauffassung unbewusste Prozesse umfassen (vgl. z. B. ALDWIN 2007). Im Rahmen dieses Beitrags wird dennoch aufgrund der einschlägigen Konnotationen des Strategiebegriffs grundsätzlich der allumfassendere Terminus „Copingform“ dem der „Copingstrategie“ vorgezogen. Nur in den Fällen, in denen ein geplantes und wohlüberlegtes, bewusstes Copingverhalten erkennbar zu beobachten ist, findet der Ausdruck „Copingstrategie“ Anwendung.

HOFBOLL (1998) erhebt zudem Kritik gegenüber dem im Rahmen des transaktionalen Stressmodells propagierten erkenntnistheoretischen Subjektivismus sowie einer dezidierten Fokussierung individueller, kognitiver Prozesse, die jedoch seiner Ansicht nach objektive Gegebenheiten nicht hinreichend erfassen können (vgl. auch Kap. 3.2.2). LAZARUS (2000a, S. 198) betont allerdings, dass er trotz seines am Subjekt ausgerichteten Modells die Sichtweise eines „modifizierten Subjektivismus“ vertrete. Dieser folgend sind Personen in der Auseinanderset-

zung mit zwei komplementären Bezugssystemen befindlich. Einerseits wollen Individuen Stress auslösende Situationen so realistisch wie möglich einschätzen, um mit diesen effektiv umgehen zu können, andererseits möchten sie Situationen in bestmöglichem Licht betrachten, um nicht Hoffnung und Zuversicht zu verlieren. Bewertungsprozesse spiegeln nach LAZARUS (2000a, S. 198) einen Kompromiss wider zwischen dem Leben, wie es ist und dem Leben, wie eine Person es gern hätte. Seiner Auffassung nach repräsentiert Subjektivismus

„a process of *negotiation* – between the objective conditions of life and what people wish or fear“ (ebd. 1999, S. 5; Hervorhebung im Original).

Dennoch akzentuiert LAZARUS (2003) die grundlegende Fähigkeit von Menschen, Implikationen von Situationen angemessen einschätzen zu können:

„If appraising were not, in the main, realistic about the adaptational requirements of the situation, the human species and its member individuals would not have survived and flourished“ (ebd., S. 95).

KALUZA und VÖGELE (1999, S. 334) folgend ist es gerade der wesentliche Beitrag des transaktionalen Stressmodells, Stress als Resultat einer subjektiv wahrgenommenen und bewerteten Dysbalance zwischen Anforderungen und zur Verfügung stehenden Copingmöglichkeiten zu beschreiben.

Grundsätzlich positiv zu bewerten sind die inter- und transdisziplinäre sowie kulturübergreifende Anschlussfähigkeit des transaktionalen Stressmodells aufgrund seiner ganzheitlichen Perspektive und der Einbindung von Personen- und Umweltvariablen als zentrale Antezedenzien für Stresserleben, der Berücksichtigung kultureller Faktoren und der Abgrenzung von einem monolithischen Kulturbegriff. LAZARUS und Mitarbeiter zeigen selbstkritisch konzeptionelle Schwierigkeiten auf, z. B. hinsichtlich möglicher Konfusionen von Bewertungs- und Copingprozessen, und reflektieren die Problematik der oft eng mit normativen Wertvorstellungen verknüpften Frage nach der Effektivität von Copingverhalten. Ferner wird die in der Stressforschung vielfach vernachlässigte positive Komponente von Stresserleben in das Modell integriert, um Stresserleben umfassend unter der Berücksichtigung möglicher Nutzungserscheinungen analysieren zu können (vgl. Kap. 3.3.5). Dennoch erhebt LAZARUS nicht den Anspruch auf Vollständigkeit seiner konzeptionellen Annahmen und verweist auf die Notwendigkeit weiterführenden Forschungsbedarfs: „Nevertheless, much more must be learned about how appraisals work“ (ebd. 2000b, S. 219; vgl. auch EPPEL 2007, S. 165).

Dass sich die in einem komplexen Modell verankerten Kernbegriffe nur schwerlich in Beziehung zueinander setzen lassen und die vielfältigen, prozessualen Wirkprozesse aufgrund ihrer Komplexität nur unzureichend nachzuzeichnen sind und als „schematizing snapshots“ (LAZARUS 1999, S. 201) eine Simplifizierung des Sachverhalts darstellen, wird von LAZARUS (1999, S. 196 ff.) durchaus reflektiert. In diesem Zusammenhang verweist er auf eine ihm willkommende Aussage von SPIEGEL (1997, zitiert nach LAZARUS 1999, S. 201):

„We are often caught in the dilemma that our theories are either too elegant to be meaningful or too full of meaning to be elegant“.

Nach ALDWIN (2007, S. 9) gibt es keine vollständige und korrekte Theorie und auch WEICHART (2008a, S. 395) bringt zum Ausdruck, dass jede Beobachtung der „Wirklichkeit“ inkomplett sei und Defizite aufweise. Forschungsansätze sind nach WERLEN (1995, S. 513)

„wie Brillen, anhand derer man die Wirklichkeit – oder zumindest das, was man dafür hält – unterschiedlich sieht. Jede Forschungsperspektive hat, je nach Zuständigkeitsbereich, in gewissem Sinne je spezifische Sehschärfen und tote Winkel“.

Vor diesem Hintergrund ist das Bewahren einer Multiperspektivität trotz der Ausrichtung des Forschungsprozesses entlang eines bestimmten theoretischen Ansatzes unerlässlich. Nach LAZARUS (1995a, S. 229) gibt es ferner nicht „das Paradigma“ zur Erforschung von Stress und Coping und „mit Sicherheit keines, das von allen Seiten Zustimmung finden wird“ (ebd., S. 229).

Im Kontext der vorliegenden Arbeit und der Zielsetzung, stressbezogene Prozesse besser verstehen zu lernen, ist das transaktionale Stressmodell trotz der diskutierten Kritikpunkte vor allem aufgrund seiner (sofern realisierbaren, vgl. Kap. 2.1.1) ganzheitlichen Betrachtung als geeigneter und kulturübergreifender Analyserahmen aufzufassen. In Anlehnung an LYON und RICE (2005, S. 603) bildet der von LAZARUS und Mitarbeitern vorgeschlagene theoretische Bezugsrahmen „gegenwärtig die besten Aussichten“, die Dynamik von belasteten Mensch-Umwelt-Transaktionen umfassend zu analysieren.

3.4 STRESS ALS CHANCE

„In laying the groundwork for our discussion, we want to emphasize that we do not view stress as inherently maladaptive and deleterious“,

stellen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 181) im Rahmen ihres transaktionalen Stressmodells mit Nachdruck heraus. Stress ausschließlich als ein negatives, mit Schädigungen, Verlusten oder Bedrohungen verbundenes Phänomen zu begreifen, bedarf der Einschränkung. Gemäß der altbekannten Erfahrungserkenntnis von NIETZSCHE (1888, S. 2) „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker“ oder der chinesischen Weisheit entsprechend „In jeder Krise liegt eine Chance“ (vgl. auch Kap. 3.1.2) kann Stress in Abhängigkeit der jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion ebenfalls einen positiven Funktionssinn aufweisen. Nach EPEL (2007, S. 15) wäre Entwicklung „undenkbar ohne Diskrepanzerleben als Motor“; auch NITSCH (1981, S. 51) folgend bliebe ohne Stress „so manche künstlerische, wissenschaftliche oder politische Leistung [...] unvollbracht“. GERRIG und ZIMBARDO (2008, S. 485) verweisen in diesem Sinne auf Studien, die belegen, dass

„man auch aus entschieden negativen Erlebnissen positive Erfahrungen ziehen und persönlich daran wachsen kann“ (vgl. auch ALDWIN 2007, Kap. 15; FOLKMAN und MOSKOWITZ 2000, 2004; LITZKE und SCHUH 2010; TEDESCHI und CALHOUN 2004).

Dass Situationen nach SELYES (1974) Stresskonzeption einen positiven, leistungssteigernden Eustress (vgl. Kap. 3.2.2) hervorrufen und Stress auslösende Heraus-

forderungen (vgl. Kap. 3.3.5) nach LAZARUS und FOLKMAN (1984) in ähnlicher Weise motivierend, stimulierend und persönlich bereichernd wirken und die Entfaltung von Entwicklungsmöglichkeiten begünstigen können, verdeutlichten bereits die vorangegangenen Diskussionen. In diesem Abschnitt steht vielmehr die Frage im Mittelpunkt, inwiefern negativer, möglichenfalls die Gesundheit beeinträchtigender Distress bzw. „highly stressful events“ (TEDESCHI und CALHOUN 2004, S. 1) oder nach LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 181) „major stress“ – der das „gewisse, notwendige Maß an Stress zur Erhaltung der Funktionstüchtigkeit“ (NITSCH 1981, S. 50) überschreitet – dennoch das Potential einer Chance beinhalten kann. Wie ALDWIN (2007) aufzeigt, thematisiert die Wissenschaft erst seit etwa zehn Jahren intensiv und systematisch diese Frage –

„indeed, the past 10 years have seen a dramatic shift in attitudes toward the positive aspects of stress“ (ebd., S. 306; vgl. auch TEDESCHI und CALHOUN 2004, S. 3).

Unter der bewusst breit gefassten Bezeichnung „stress-related growth“ subsumiert ALDWIN (2007, S. 306 f.) unterschiedliche, jedoch den Kernaspekt des stressbezogenen Wachstums beinhaltende Konzeptionen, so z. B. das posttraumatische Wachstum, Gedeihen (engl. *thriving*), Aufblühen (engl. *flourishing*) oder *benefit finding* – die Fähigkeit von Betroffenen, negativen Stresserfahrungen auch positive Faktoren abzugewinnen. Untersuchungen – u. a. zu den Themenkomplexen Trauerverarbeitung, Erkrankungen, Missbrauch, Geiselnahmen, Verkehrsunfällen, kriegsrische Konflikte oder Migration und Flucht (vgl. ausführlicher TEDESCHI und CALHOUN 2004, S. 3 f. mit jeweiligen Verweisen auf ausgewählte Autoren) – zeigen vielfältige Wege von Personen auf, Stresserleben (rückwirkend) als positiv und nutzbringend zu bewerten. Individuen, betont ALDWIN (2007, S. 307) jedoch, „can grow not only from highly traumatic circumstances but also from regular life events and even daily stressors“. Darüber hinaus sei ergänzend in die Betrachtungen einzubeziehen, dass eine einem Individuum helfende und es unterstützende, nicht direkt belastete Person stellvertretend ebenfalls persönlichen Wachstum erfahren kann (vgl. ausführlicher z. B. die Studie von MANNE et al. 2004 zum Untersuchungsgegenstand „Posttraumatic growth after breast cancer: Patient, partner, and couple perspectives“).

Stresserleben kann nach TEDESCHI und CALHOUN (2004, S. 6) zu Einstellungsänderungen hinsichtlich der Wertschätzung des eigenen Lebens führen, Prioritäten und Zielsetzungen neu strukturieren, die Aufmerksamkeit auf die vermeintlich „kleinen Dinge“ des Lebens lenken – „such as a child’s smile“ (ebd., S. 6) – und den zuvor als selbstverständlich hingenommenen Objekten oder Ereignissen eine neue Bedeutsamkeit und Wichtigkeit zuschreiben.

„Undergoing stressful experiences [...] may change both an individual’s perspective on problems and his or her value hierarchy“,

akzentuiert auch ALDWIN (2007, S. 319). Materielle Werte werden neu in Relation gesetzt zu immateriellen Werten wie Familie, Freunden oder spirituellen Grundsätzen. „Another well-documented positive effect of stress is a strengthening of social ties“, stellt ALDWIN (2007, S. 320) ergänzend heraus. Stress vermag soziale

Bindungen, z. B. durch Unterstützungs- und Emphatieprozesse, zu reformieren oder bestehende Stärken sowie das Zusammengehörigkeitsgefühl von Familien oder Gruppen zu bekräftigen.

„The recognition of possessing personal strength“ ist nach TEDESCHI und CALHOUN (2004, S. 6) ferner für die Persönlichkeitsentwicklung von wesentlicher Bedeutung. Die Erfahrung, mit einer schwierigen Situation zurechtzukommen oder diese gar bewältigt zu haben, kann sich förderlich auf das Selbstvertrauen, das eigene Kompetenzvermögen und nach ALDWIN (2007, S. 317) auf die Bildung und Festigung von internalen Kontrollüberzeugungen (vgl. Kap. 3.3.3) auswirken. LAZARUS und FOLKMAN (1984) verweisen zudem auf die Relevanz der persönlichen Weiterentwicklung im Hinblick auf den Prozess der Neueinschätzung bzw. des Gewährwerdens von bislang ungenutzten, jedoch vorhandenen Ressourcen:

„Major stress [...] causes some people to draw upon adaptive resources they never thought they had. Such people can gain strength from stress that can be used in subsequent crises; they seem to *grow* from stress“ (ebd., S. 181; Hervorhebung im Original).

Darüber hinaus kann die Konfrontation und Auseinandersetzung mit belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen eine desensibilisierende und „immunisierende“ Wirkung im Sinne einer „Stressimpfung“ (engl. *inoculation effect*) erzeugen (vgl. ALDWIN 2007, S. 316 f.; HUBER 2008, S. 93).

„Briefly, it suggests that undergoing stressful experiences may render future similar experiences less distressing, in part through an increase in the individual's coping repertoire“ (ALDWIN 2007, S. 316).

Allerdings bezieht sich der Effekt der „Stressimpfung“ nicht ausschließlich auf ähnliche Stresserfahrungen (ebd., S. 317). Vielmehr resultiert dieser aus dem Erwerb umfassender und vielfältiger Copingfähigkeiten. In diesem Zusammenhang verdeutlichen LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 181), dass als Kinder „überbehütet“ und geschützt vor Stress generierenden Situationen aufgewachsene Personen im Erwachsenenalter mit größerer Wahrscheinlichkeit eine stärkere Vulnerabilität bzw. Stressanfälligkeit gegenüber Anforderungen aufweisen als andere, „Stress erfahrener“ Personen „because they fail to learn coping skills that are needed for day-to-day living“ (ebd., S. 181). So legt auch RUTTER (1987) in Verbindung mit dem Resilienzkonzept nahe, dass ein Erfahrungsmangel im Umgang mit belastenden Situationen einen Vulnerabilitätsfaktor darstellen könne. Dieser in der Vulnerabilitätsforschung oftmals vernachlässigte, jedoch für einen weniger einseitigen und stattdessen umfassenderen geführten Vulnerabilitätsdiskurs so wichtige Blickwinkel verdeutlicht explizit die mögliche positive Komponente von Stresserleben.

Stress dient NITSCH (1981, S. 50) folgend somit als „lebenswichtiges Warnsignal“ dem Selbstschutz, sensibilisiert für Unzulänglichkeiten, zeigt die eigenen Leistungsgrenzen auf und wird somit zur Voraussetzung dafür, diese „sowohl einzuhalten als auch kontrolliert auszudehnen zu lernen“ (ebd., S. 50). Unter gewissen Bedingungen kann Stress den Weg zu einer Neuorientierung des Lebens ebnen und „gewissermaßen zu einer Anpassung auf höherem Niveau führen“ (ebd., S. 51). Ohne Stresserfahrung, betont auch EPEL (2007, S. 14), gäbe es kei-

nen Ansporn, Neues zu erproben. Vor diesem Hintergrund ist für NITSCH (1981, S. 50) Stress nichts „grundsätzlich ‚Abnormales‘“, sondern vielmehr „eine ‚gesunde Reaktion‘ auf ‚ungesunde‘ Umweltbedingungen“. Ein wichtiger Gedanke, der in der vorliegenden Diskussion der Untersuchungsergebnisse Berücksichtigung finden wird.

Wie die Nacht nicht ohne den Tag existieren kann, das Weibliche nicht ohne das Männliche oder die Anspannung nicht ohne die Entspannung, kann Stress auch nicht ohne Stress bestehen. Diese ganzheitliche Betrachtung spiegelt sich anschaulich im „Yin-Yang“-Konzept der chinesischen Philosophie wider, das das Prinzip der gegenseitigen Ergänzung demonstriert (vgl. ausführlicher HUANG 2008, S. 28 f.; LINCK 2006). Die Polarität der wechselseitigen Funktionen des Yin, des Schattigen, Kühlen, Dunklen und des Yang, des Besonnenen, Hellen und Warmen ist jedoch nicht als Dualismus, sondern als Dialektik aufzufassen. Yin und Yang grenzen sich nicht voneinander ab, sondern gehen ineinander über und halten einander. Sie sind komplementär und sich „gegenseitig bedürfend“ (HUANG 2008, S. 28) und nicht statisch, sondern in ständiger Bewegung und erst in Relation zueinander erfahrbare. Diese Ideologie lässt in ihrem Grundsatz an das Konzept der Transaktion von LAZARUS (1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) erinnern, das eine dynamische und dialektische Wechselwirkung von Mensch und Umwelt propagiert (vgl. Kap. 2.2.1).

Diese Dialektik, die Dynamik und die fließenden Übergänge von Yin und Yang zeigen sich symbolisch in der bildhaften Darstellung des bekannten Yin-Yang-Zeichens (vgl. Abb. 26) anhand der wellenförmigen Trennlinie und der jeweils ineinandergreifenden, schwarzen (Yin) und weißen (Yang) Fläche.



Abb. 26: Das Yin-Yang-Symbol zur Veranschaulichung des „Sowohl-als-auch“-Charakters von Stresserleben

Während der Kreis die Ganzheit visualisiert, bringt die Verortung des schwarzen und weißen Punktes im jeweils gegensätzlichen Farbfeld das In-sich-Tragen des Keimes von Yang im Yin zum Ausdruck und umgekehrt das Innewohnen des Keimes von Yin im Yang (vgl. YUAN 2008, S. 6). Es gibt demnach kein Sein, das nicht den Keim des Gegenteils in sich trägt bzw. es existiert kein „Entweder-oder“, sondern nur ein „Sowohl-als-auch“. Hiernach ist auch Stress nicht als ausschließlich negativ oder positiv aufzufassen.

„One would not exist without the other. We need the bad, which is part of life, to fully appreciate the good“,

betont auch LAZARUS (2003, S. 94) und hebt die Notwendigkeit einer ganzheitlichen Perspektive hervor:

„Any time you narrow the focus of attention too much to one side or the other, you are in danger of losing needed perspective“ (ebd., S. 94).

Aus Sicht der chinesischen Medizin wird die Gesundheit als harmonisches Miteinander von Yin und Yang begriffen. Allerdings kann ein Yin-Überschuss zum Yang-Mangel führen und umgekehrt ein Yang-Überschuss zum Yin-Mangel. Krankheit – eine Yin-Yang-Disharmonie – impliziert eine Störung des Zusammenspiels beider Komponenten (vgl. ausführlicher YUAN 2008, S. 6). Übertragen auf das Stresskonzept kann demnach aus individueller Betrachtung ein starkes Stressempfinden oder eine lang andauernde Stressperiode die psychische und physische Gesundheit nachhaltig beeinträchtigen; das Qi (bzw. die Lebensenergie) ist unausgewogen (vgl. ausführlicher MAIMON 2006, S. 41). Mittels Copingverhalten vermag jedoch eine Wiederherstellung des Yin-Yang Gleichgewichts erzielt werden.

Yin und Yang definieren sich zwar durch ihre Gegensätzlichkeit, allerdings ist zu betonen, dass diese relativ ist und nicht absolut. So erscheint der Frühling Yang („heller“) in Relation zum Winter, jedoch Yin („dunkler“) im Vergleich zum Sommer (vgl. YUAN 2008, S. 6). Diese grundlegende Perspektive der Relation deckt sich auch mit den Annahmen von LAZARUS (1999) und LAZARUS und FOLKMAN (1984) im Rahmen ihres transaktionalen Stressmodells. Eine Situation ist nicht per se Stress auslösend, sondern wird erst in Relation zu Personen- und Umweltvariablen von einem Individuum als solche bewertet. In Abhängigkeit von sich ändernden Personen- und/oder Umweltvariablen kann sich der Bewertungsprozess jedoch modifizieren.

Zusammenfassend wird von der Grundbedeutung des Yin-Yang-Prinzips ausgehend erkenntlich, dass es die Vorstellung einer einzigen Wahrheit nicht geben kann (vgl. HUANG 2008, S. 29). Diese Maxime wird implizit auch von der Positiven Psychologie repräsentiert, einer von Martin SELIGMAN 1998 begründeten Forschungsrichtung, die eine ausschließliche Störungs- und Defizitorientierung psychologischer Ansätze kritisiert und vielmehr die Erforschung dessen, was den Menschen allgemein stärkt, in den Vordergrund der Betrachtungen stellt:

„The aim of positive psychology is to begin to catalyze a change in the focus of psychology from preoccupation only with repairing the worst things in life to also building positive qualities“ (SELIGMAN und CSIKSZENTMIHALYI 2000, S. 5; vgl. auch die Beiträge in AUHAGEN 2008b und SNYDER und LOPEZ 2002).

LAZARUS befürwortet grundlegend dieses Kernparadigma der Positiven Psychologie (vgl. ausführlicher ebd. 2003), warnt jedoch vor einer zu einseitigen Fokussierung:

„[T]here is nothing wrong with giving more attention to the positive but not at the expense of the negative, and above all, they should not be regarded as separable“ (LAZARUS 2003, S. 94).

Selbst wenn Stress als Chance für positive Änderungen zu begreifen ist, dürfen die negativen Komponenten nicht verkannt und unterschätzt werden. Nicht jede belastete Mensch-Umwelt-Transaktion bietet aufgrund individueller Unterschiede

in der Wahrnehmung, Bewertung und Ressourcenausstattung das gleiche Potential für Weiterentwicklung und persönliches Wachstum.

„Thus, the question should not be whether stress is good or bad, but rather how much, what kinds, at which times during the life course, and under what social and personal conditions it is harmful or helpful“ (LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 182).

3.5 RESILIENZ

Der Kerngedanke, dass Stress oder schwerwiegende Lebensbedingungen die Chance einer neuen Lebensgestaltung und persönlichen Weiterentwicklung durch den Zuwachs an Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie den Aufbau neuer Wissensstrukturen, neuer Einstellungen oder neuer Sozialbeziehungen beinhalten, wird von der Resilienzforschung dezidiert aufgegriffen (vgl. WUSTMANN 2009, S. 68). Aus psychologischer Perspektive betrachtet lässt sich SCHARNHORST (2007, S. 57) zufolge das Konzept der Resilienz „gut einreihen“ in das Paradigma der Positiven Psychologie (vgl. Kap. 3.4), das gezielt die Stärken, Kompetenzen und Ressourcen von Individuen analysiert (vgl. auch FRYDENBERG 2008, S. 175). In diesem Rahmen versucht die psychologische Resilienzforschung insbesondere zu ergründen,

„warum sich manche Personen trotz hoher Risiken psychisch gesund entwickeln, warum sie kritische Lebensereignisse relativ gut bewältigen oder warum sie Traumata rascher und besser verarbeiten als andere“ (LÖSEL und BENDER 2007, S. 57).

Nach ZINNECKER (2007, S. 197) ist die Untersuchung von Resilienz somit „aus dem Geist der Differenziellen Psychologie geboren“; Individuen gehen auf unterschiedliche Weise mit Stress, Beeinträchtigungen und traumatischen Lebensereignissen um. Zur Erlangung eines tiefer gehenden Verständnisses von stressbezogenen Prozessen verweist LAZARUS (1995, S. 226) auf die Bedeutsamkeit, ebenfalls die Erfahrungen des „normalen Menschen“ zu erforschen und nicht von Stress betroffene (Vergleichs-)Personen in wissenschaftliche Studien zu integrieren. Doch nicht nur in der Psychologie, sondern auch in der Humangeographie und ihren Nachbardisziplinen wird das Resilienzkonzept eingehend diskutiert. Paradigmenwechsel in der Psychologie und Ökologie ebnen fortführend den Weg für eine (mögliche) disziplinübergreifende Resilienzforschung.

3.5.1 Paradigmenwechsel als Wegbereiter für eine disziplinübergreifende Resilienzforschung

ZANDER (2008, S. 29) folgend ist der Ursprung der psychologischen Resilienzforschung auf einen fundamentalen Paradigmenwechsel zurückzuführen, der sich in den 1970er Jahren im angloamerikanischen und angelsächsischen Raum und in den 1980er Jahren in Deutschland von einem krankheitsorientierten, pathogenetischen Ansatz (griech. *pathos*: Leiden, Krankheit) zu einem ressourcenorientierten,

salutogenetischen Leitbild (lat. *salus*: Wohlbefinden, Gesundheit) vollzogen hat (vgl. auch LÖSEL und BENDER 2007, S. 57; SCHOON 2006, S. 6; WERNER 2010, S. 28).

„The need for a new orientation arose because of accumulating evidence of studies showing positive developmental outcomes despite the experience of significant adversity in different contexts“,

begründet SCHOON (2006, S. 6 f.) diese perspektivische Neuausrichtung. Ausgangspunkt waren nach LUTHAR (2006, S. 740) vornehmlich Beobachtungen im Kontext der Kinder- und Jugendpsychopathologie, denen zufolge in schwierigen sozialen Verhältnissen aufgewachsene, sogenannte „Risikokinder“ im Erwachsenenalter erwartungswidrig positive Lebensläufe aufwiesen (vgl. auch BOHLE 2008, S. 436).

Die Erkenntnis, dass das Vorhandensein von (Entwicklungs-)Risiken offenbar nicht zwangsläufig in einer „Fehlanpassung“ münden muss, zog nach ZANDER (2008, S. 28) eine Abkehr von den traditionell monokausalen und deterministischen Erklärungsmodellen in der Entwicklungspsychopathologie nach sich. Im Gegenzug erfolgte eine Hinwendung zu komplexeren, multidimensionalen und insbesondere probabilistischen Ansätzen mit dem Ziel, die „Vielschichtigkeit menschlicher/kindlicher Entwicklungsprozesse“ (ebd., S. 28) angemessener abbilden zu können. Nicht die vorherbestimmte Zwangsläufigkeit, sondern vielmehr das Operieren mit Wahrscheinlichkeiten bildeten fortan die Grundlage für eine differenziertere Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen. Die Existenz bestimmter Risiken lässt demnach eine „Fehlentwicklung“ als wahrscheinlich annehmen, schließt ihre Abwendung durch moderierende Schutzfaktoren allerdings nicht aus (vgl. ZANDER 2008, S. 28).

Als Pioniere dieses Paradigmenwandels werden in der Psychologie neben GARMEZY (1975) und RUTTER (1979, 1987) vor allem WERNER und SMITH (1982, 2001) mit den Ergebnissen ihrer als „Meilenstein“ in der Resilienzforschung bekannt gewordenen Kauai-Studie angesehen (vgl. LUTHAR 2006, S. 740; ZANDER 2008, S. 29). Im Rahmen dieser auf der Hawaii-Insel Kauai von 1955 bis 1995 durchgeführten prospektiven Längsschnittstudie konnten erstmals explizit Zusammenhänge zwischen positiven Entwicklungsergebnissen und bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen von Kindern sowie Merkmalen ihrer sozialen Umwelt aufgezeigt werden. Untersucht wurde eine Kohorte, bestehend aus 698 im Jahr 1955 geborenen, unterschiedlichen ethnischen Gruppen zugehörigen Kindern (v. a. asiatischer und polynesischer Herkunft), die in chronischer Armut aufwuchsen. Zur Erklärung von Resilienz bzw. positiven Entwicklungen trotz schwieriger Ausgangsbedingungen ließen sich als personenbezogene Schutzfaktoren z. B. positive Kontrollüberzeugungen (vgl. Kap. 3.3.3) und das Erlernen einer frühen Selbstständigkeit nachweisen. Umweltbezogene Schutzfaktoren umfassten hingegen u. a. das Vorhandensein von Regeln und Strukturen im Alltag sowie die Kontaktaufnahmemöglichkeit zu alternativen Bezugspersonen neben den Eltern (vgl. ausführlicher ZANDER 2008, S. 74 ff.).

Zeitgleich formierte sich in den 1970er Jahren ein in seinen übergeordneten Grundsätzen ähnlicher Paradigmenwechsel in der Disziplin der Ökologie, der insbesondere durch die frühen Arbeiten des Kanadiers HOLLING (vgl. z. B. 1973, 1986) und seine Kritik an einer vornehmlich auf eindimensionalen Gleichgewichtszuständen, Harmonie- und statischen Stabilitätsvorstellungen basierenden Ökosystemforschung eingeleitet wurde:

„An equilibrium centered view is essentially static and provides little insight into the transient behaviour of systems that are not near the equilibrium“ (HOLLING 1973, S. 2).

Unter der Zugrundelegung multipler Gleichgewichtszustände sind nach HOLLING (1986) einfache Kausalitätsaussagen und Vorhersagen über die Entwicklung von Ökosystemen allerdings nur noch unzureichend zu treffen: Störungen können von einem System zunächst absorbiert werden, ohne jedoch die Funktionen des Systems zu beeinträchtigen; es bleibt robust und widerstandsfähig (vgl. ausführlicher GLEICH 2008; HOLLING 1996).

„In the ecological context, the resilience of an ecological system relates to the function of the system, rather than the stability of its component populations“ (ADGER und KELLY 2001, S. 25).

Diese Aussage lässt sich in abstrahierter Weise ebenfalls auf den (entwicklungs-) psychologischen Kontext übertragen. Ob Mensch oder Ökosystem – beide Komplexe bewegen sich nicht in einer vorherbestimmten, geradlinigen Gezwungenheit, sondern lassen unterschiedliche Gleichgewichtszustände zu. In diesem Zusammenhang spricht HOLLING (1986), wie BERKES et al. (2003a, S. 8) betonen, auch von einer „science of surprise“:

„Surprises occur when causes turn out to be sharply different than was conceived, when behaviors are profoundly unexpected, and when action produces a result opposite to that intended – in short, when perceived reality departs *qualitatively* from expectation“ (HOLLING 1986, S. 294; Hervorhebung im Original).

Resilienz schließt dieser Auffassung folgend ein Abweichen der wahrgenommenen „Realität“ von (normativen) Erwartungen in die Betrachtungen ein.

Basierend auf diesen wegweisenden Annahmen HOLLINGS und der Etablierung seines Resilienzkonzepts innerhalb der Ökologie eroberte die Resilienzforschung über die Sozialökologie, die Mensch-Natur-Interaktionen im Kontext nachhaltiger ökologischer, ökonomischer und sozialer Wirkungsgefüge analysiert (siehe die Beiträge in BERKES et al. 2003b; TURNER et al. 2003), weitere Themengebiete (vgl. FOLKE 2006; TURNER 2010). So ist z. B. nach BOHLE (2008, S. 436) das Resilienzkonzept für die geographische Gefahren- und Risikoforschung im Katastrophenkontext disziplinübergreifend von großer Relevanz. Ferner wird die Resilienz von Gesellschaften (vgl. ALLENBY und FINK 2005) oder Städten und Regionen – teils vor dem Hintergrund ökonomischer Zusammenhänge – in den Diskurs einbezogen (vgl. z. B. CHAPPLE und LESTER 2007 sowie die Beiträge in MÜLLER 2010). Im Zuge der Analyse von Mensch-Natur-Interaktionen einschließlich sozialer Faktoren formierte sich ergänzend zum ökologischen Resilienzkonzept das vornehmlich in der Humangeographie angewandte Konzept der sozialen,

auf Individuen oder Gruppen bezogenen Resilienz. In diesem Zusammenhang sei auf ADGER (2000) und die Beiträge in BERKES und FOLKE (1998) einschließlich ihrer umfassenden Diskussionen bezüglich der Wechselbeziehungen beider Konzepte verwiesen (vgl. hierzu auch die Publikationen des Forschungsnetzwerks *Resilience Alliance*: www.resalliance.org).

Gleichmaßen erfolgte in der Psychologie zunehmend eine Erweiterung der Resilienzforschung um Aspekte der kollektiven Resilienz, z. B. von Familien (vgl. PATTERSON 2002), Schulklassen (vgl. DOLL et al. 2006) oder Gesellschaften (vgl. ZINNECKER 2007) und um den Aspekt der Resilienz im Erwachsenenalter, z. B. in Bezug auf den Umgang mit Krankheit oder Trauer (vgl. die Beiträge in REICH et al. 2010). Ebenso werden über den sozialen Kontext hinaus die Auswirkungen von *Natural Hazards* und diesbezügliche Prozesse der Resilienz unter dem Dachkonzept der *Disaster Psychology* aus psychologischer Perspektive näher betrachtet (siehe hierzu die Artikel im „Handbook of International Disaster Psychology“ von REYES und JACOBS 2006). GOW und PATON (2008) untersuchen im Zusammenhang von Naturkatastrophen insbesondere die Resilienz von Gesellschaften. „The ideal of resilience can be applied to any functional system“, argumentieren MASTEN und OBRADOVIĆ (2006, S. 14) vor dem Hintergrund der offensichtlichen Vielschichtigkeit des Resilienzkonzepts.

Auch wenn dieser stark komprimierte Überblick über die von der Ökologie und Entwicklungspsychologie ausgehenden Paradigmenwechsel den Entstehungs- und Entwicklungsprozess der Resilienzforschung nicht abschließend referiert, lässt sich in diesem Kontext dennoch eine beiderseitige Annäherung des psychologischen und sozialgeographisch-naturwissenschaftlichen Forschungsverständnisses erkennen. Während die Psychologie in ihre anfängliche Beobachtung individueller Entwicklungsprozesse von Kindern und Jugendlichen vermehrt Fragen nach kollektiver Resilienz, Entwicklungsprozessen im Erwachsenenalter und nach der Qualität von übergeordneten Mensch-Natur-Beziehungen einbezieht und somit Resilienz in einem umfassenderen Rahmen als zuvor analysiert, erfolgt innerhalb der Geographie über den Weg naturwissenschaftlich orientierter Annahmen eine dezidierte Hinwendung zum Menschen, der als Individuum oder Mitglied einer Gruppe Resilienz aufzeigen kann. Diese wechselseitige Annäherung psychologischer und geographischer Perspektiven ermöglicht zahlreiche Anknüpfungspunkte für disziplinübergreifende Kooperationen. Zusammenführend steht die grundlegende Erkenntnis im Vordergrund, dass ein System, ein Mensch oder eine Mensch-Natur/Mensch-Umwelt-Beziehung trotz schwieriger Rahmenbedingungen seine/ihre Funktionen aufrechterhalten kann. Wie die vorangegangenen Diskussionen dieser Arbeit bereits darlegten, handelt es sich sowohl bei den Konzepten der Vulnerabilität und des psychologischen Stresses als auch, wie nachfolgende Erläuterungen zeigen, bei Resilienzprozessen sowie Risiko- und Schutzfaktoren um komplexe relationale und mehrdimensionale Konstrukte, die sich nur in einem inter- und transdisziplinären Austausch umfassend und vertiefend analysieren lassen.

Es ist jedoch nicht die Intention des vorliegenden Beitrags, den vielschichtigen und teils kontrovers geführten Diskurs des Resilienzbegriffs jeweils aus geo-

graphischer und psychologischer Perspektive detailliert und gegenüberstellend nachzuzeichnen. Vielmehr scheint eine Diskussion zielführend zu sein, die für die zentralen Forschungsfragen dieser Arbeit relevante Kernaspekte integriert und disziplinübergreifend betrachtet. Aufgrund der Orientierung am transaktionalen Stressmodell (vgl. Kap. 3.3) und seinen Implikationen für die Analyse von psychologischem Stress und Coping bilden psychologische, humangeographische und auf Mensch-Umwelt-Transaktionen bezogene Annahmen die Grundlage der Diskussionen. Hierbei sind folgende Fragen themenleitend:

- Welche Bedeutungen sind mit dem Resilienzbegriff assoziiert?
- Welche konsensfähigen Begriffsmerkmale lassen sich herausstellen?
- Was sind Risiko- und Schutzfaktoren und welche Wirkprozesse sind mit diesen Faktoren verbunden?

3.5.2 Diskussion und Definition des Resilienzbegriffs

Der Begriff „Resilienz“ leitet sich von dem englischen Terminus *resilience* ab (lat. *resilire*: abprallen, zurückspringen) und stammt ursprünglich – ähnlich wie der Stressbegriff (vgl. Kap. 3.2.2) – aus dem Fachbereich der Physik (vgl. SCHARNHORST 2007, S. 57; WUSTMANN 2005, S. 192). Im Rahmen der physikalischen Werkstoffkunde bezeichnet Resilienz die Fähigkeit eines Stoffes, sich verformen zu lassen und dennoch in seine Ausgangsform zurückzukehren. Demzufolge ist der Resilienzbegriff weiter gefasst als der sich nur auf die „Verformung“ beziehende Stressbegriff. Nach GROSSMANN und GROSSMANN (2007, S. 30) weist ein Wort ohne etymologische Verankerung in der Sprache keine konnotative Bedeutung auf – „es erhält sie erst durch die Dinge und die Zusammenhänge für die es steht“ (ebd., S. 30). Aufgrund der Komplexität und Vielschichtigkeit dieser „Dinge und Zusammenhänge“ sowie unterschiedlicher Denkschulen existieren sowohl in der Psychologie (vgl. ausführlicher KAPLAN 1999; SCHOON 2006) als auch in der Geographie (vgl. z. B. HASSINK 2010 zum Konzept der regionalen Resilienz) und ihren naturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen (vgl. BIRKMANN 2008; THYWISSSEN 2006) eine Vielzahl von Explikationen und Anwendungsbereiche des Resilienzbegriffs.

Im geographischen Kontext umfasst ADGER (2000, S. 347) folgend das Konzept der sozialen Resilienz

„the ability of groups or communities to cope with external stresses and disturbances as a result of social, political and environmental change“.

Seiner Auffassung nach ist soziale Resilienz somit

„an important component of the circumstances under which individuals and social groups adapt to environmental change“ (ebd., S. 347).

ADGER schließt in dieser Definition Individuen dezidiert ein und zeigt einen Zusammenhang zwischen Resilienz und Coping auf. Allerdings stellt sich die noch

ausführlicher zu diskutierende Frage, ob Copingfähigkeit als alleiniges Merkmal Resilienz hinreichend erklären kann. Dass sich die Annahmen ADGERS vor dem Hintergrund der *Climate Change*-Forschung bewegen, lassen ihr ausschließlicher Bezug auf externe Beeinträchtigungen und Störungen sowie die Betonung ihres Zustandekommens durch Veränderungen erkennen. Dementsprechend sind die Begriffe „stress“ und „environmental“ einem naturwissenschaftlich geführten Diskurs entlehnt und folglich nicht mit den dieser Arbeit zugrunde liegenden Begriffsverständnissen von Stress (vgl. Kap. 3.2) und Umwelt (vgl. Kap. 2.1) gleichzusetzen. Dennoch ist grundsätzlich zu hinterfragen, ob sich soziale Resilienz nicht ebenfalls auf (von der Umwelt mitbeeinflusste) internale Beeinträchtigungen und Störungen beziehen kann und ob nicht gerade das *Nicht*-Vorhandensein von Veränderungen Stresserleben zu generieren vermag.

Nach Auffassung der 1999 gegründeten *Resilience Alliance*, die ein internationales Konsortium unterschiedlicher Institutionen mit dem Ziel vereint, die Dynamiken und Prozesse der Resilienz integrierter Mensch-Natur-Systeme disziplinübergreifend zu analysieren, zeichnet sich Resilienz durch folgende drei Charakteristika aus:

- a) „The amount of change the system can undergo and still retain the same controls on function and structure“,
- b) „The degree to which the system is capable of self-organization“ und
- c) „The ability to build and increase the capacity for learning and adaptation“ (Resilience Alliance 2010).

Auch wenn sich diese Definition auf sozial-ökologische Systeme und nicht explizit auf individuelle Person-Umwelt-Transaktionen bezieht, sind ihre grundlegenden Annahmen dennoch als wegweisend für den vorliegenden Beitrag anzusehen. Sie gehen über den ursprünglichen Kerngedanken der Ökologie hinaus, Resilienz als Erholungsprozess nach einer Störungseinwirkung mit anschließender Rücküberführung in den ursprünglichen Gleichgewichtszustand aufzufassen (vgl. DAVIDSON-HUNT und BERKES 2003, S. 60).

Resilienz bezieht sich, wie die Resilience Alliance (2010) darlegt, vielmehr auf die Funktionsbeibehaltung eines Systems trotz Veränderungen, auf Selbstorganisationsprozesse und auf die Entwicklung und Zunahme der (sozialen wie ökologischen) Lern- und Adaptionsfähigkeit.

„Resilience is not only about being persistent or robust to disturbance. It is also about the opportunities disturbance opens up in terms of recombination of evolved structures and processes, renewal of the system and emergence of new trajectories“,

betont auch FOLKE (2006, S. 259). Seiner Auffassung nach beinhalten Störungen des Systems ebenso das Potential, Möglichkeiten für Innovation und Entwicklung zu schaffen; Möglichkeiten „for doing new things“ (ebd., S. 253). Wie zuvor aufgezeigt, wird dieser Standpunkt von FOLKE gleichermaßen von der psychologischen Resilienzforschung vertreten, wenn auch vornehmlich nur unter Bezugnahme auf Individuen.

Um jedoch individuelle Person-Umwelt-Transaktionen vor dem Hintergrund von Stresserleben und Resilienz vertiefend analysieren zu können, ist in Ergänzung zum vergleichsweise hohen Abstraktionsgrad sozial-ökologischer Betrachtungen eine individuumszentrierte und erkenntnistheoretische Perspektive hinzuzuziehen. Resilienz existiert, wie LEVOLD (2010, S. 234) aus psychologischem Blickwinkel skizziert, nicht „an sich“, sondern stellt eine aus ihrem sprachlichen Gebrauch zu erschließende Beobachtungskategorie dar, die

„nur in Bezug auf etwas anderes, das etwas ‚mit uns macht‘ und daher auf irgendeine Weise ein Problem [...] darstellt“ (ebd., S. 234),

nachzuvollziehen ist. Resilienz ist somit als relationaler Begriff aufzufassen: Stärken von Individuen können nach HILDENBRAND (2010, S. 20) ohne Belastungen weder entstehen noch sich entwickeln. EPPEL (2007, S. 119) folgend sind Individuen deshalb nicht per se, sondern nur im Kontext belastender Mensch-Umwelt-Transaktionen als resilient zu bezeichnen. „It seems to me that you can’t talk about resilience in the absence of stress“, betont auch GARMEZY (1999, S. 7). Entscheidend ist das Vorliegen einer Belastung, Bedrohung oder des Risikos für eine Belastung (vgl. WUSTMANN 2009, S. 18). Nach vorherrschender Auffassung in der Literatur ist Resilienz – und dies soll gleichfalls für diese Arbeit gelten – als positiver Gegenbegriff zu Vulnerabilität und Stressanfälligkeit anzusehen (vgl. für viele BENDER und LÖSEL 1998, S. 119; GABRIEL 2005, S. 207 oder WUSTMANN 2009, S. 22). Auch aus geographisch-naturwissenschaftlicher Position wird Resilienz als „loose antonym for vulnerability“ bezeichnet (ADGER 2000, S. 348; siehe auch FOLKE et al. 2002). Allerdings sei darauf hingewiesen, dass in Abhängigkeit divergierender Begriffsdefinitionen diesbezüglich auch kontroverse Ansichten bestehen (vgl. z. B. MILLER et al. 2010).

MASTEN und OBRADOVIĆ (2006, S. 14) beschreiben Resilienz als

„broad conceptual umbrella, covering many concepts related to positive patterns of adaptation in the context of adversity“.

In der psychologischen Resilienzforschung herrscht trotz divergierender Begriffsauffassungen der grundlegende Konsens, Resilienz als zweidimensionales Konstrukt aufzufassen (vgl. LUTHAR 2006, S. 740; RUTTER 2006b, S. 654; WUSTMANN 2009, S. 18): Sowohl das (subjektive) Vorhandensein von (potentiellen) Risiken und Belastungen als auch ein vergleichsweise „positiver Umgang“ mit diesen Risiken und Belastungen bilden die zentralen Variablen des Resilienzbegriffs. Dies wird jedoch im Einzelnen vor dem Hintergrund differenter Annahmen kontrovers reflektiert. Vor allem die Frage nach dem „Umgang“ mit Risiken und Belastungen offenbart multiple definitorische Auffassungen. So ist beispielsweise nach WUSTMANN (2009, S. 18) an eine signifikante Bedrohung die „erfolgreiche Bewältigung“ geknüpft. LUTHAR und CICCETTI (2000, S. 858) sowie EPPEL (2007, S. 118) sprechen hingegen von „positiver“ bzw. „konstruktiver Anpassung“, RUTTER (2006a, S. 2) folgend beinhaltet Resilienz

„a relative resistance to environmental risk experiences, or the overcoming of stress or adversity“

und nach BENDER und LÖSEL (1998, S. 119)

„geht es um eine relative Widerstandsfähigkeit gegenüber pathogenen Umständen und Ereignissen“.

In der Fachdiskussion werden die Begriffe „Widerstandsfähigkeit“, „Bewältigungsfähigkeit“ oder „Stressresistenz“, „Robustheit“, „Kompetenz“ und „Elastizität“ teilweise synonym für Resilienz verwendet (vgl. auch WUSTMANN 2009, S. 18) und erschweren das Finden einer gemeinsamen, Missverständnissen vorbeugenden Sprache.

MASTEN (2001, S. 193) zufolge impliziert der Resilienzbegriff im Kontext von Risiken und Belastungen das „in Ordnung sein“ eines Individuums hinsichtlich bestimmter, jedoch variierender Kriterien. Beispielsweise könne zwischen externaler Anpassung, z. B. dem Funktionieren in der sozialen Umwelt, und internaler Anpassung, z. B. mittels der Änderung von Einstellungen, differenziert werden (vgl. ebd., S. 193). RIECKMANN (2002, S. 463) verweist jedoch auf das Vorhandensein unterschiedlicher Auslegungen und Zugangsweisen bezüglich der Bedeutung von optimaler, positiver respektive erfolgreicher Anpassung oder normaler Funktionstüchtigkeit. Diese grundlegende und schwer lösbare Problematik der (normativen) Beurteilung von Erfolg und Positivität wurde bereits in vergleichbarer Form in Kapitel 3.3.6.3 zur Effektivität von Coping erörtert und soll daher nicht erneut aufgegriffen werden. Wie RIECKMANN (2002, S. 463) allerdings darlegt, ist nach vorherrschender Auffassung die Aufrechterhaltung des subjektiven Wohlbefindens als elementarer Bestandteil von positiver Anpassung anzusehen (vgl. hierzu auch LAZARUS' korrespondierende Annahmen im Kontext von Copingeffektivität und Wohlergehen in Kap. 3.3.6.3). „Was resilient ist, ist eine Frage des individuellen Falls“, konstatiert HILDENBRAND (2010, S.26). Wichtig ist auch nach EPEL (2007, S. 119), Resilienz als „dynamischen individuellen Bilanzierungsprozess“ zu begreifen.

Die bisherigen Ausführungen lassen unschwer erkennen, dass der komplexe und vielschichtige Resilienzbegriff in der Literatur weitestgehend unter Zuhilfenahme von gleichfalls komplexen und mehrdimensionalen Konstrukten wie der Anpassung oder Widerstandsfähigkeit näher eingegrenzt und definiert wird. Die Vielschichtigkeit der Bestimmungselemente von Resilienz verwehrt zwar einerseits den einfachen konzeptionellen Zugang, eröffnet jedoch andererseits die Möglichkeit der Einnahme mehrerer, sich ergänzender und der Komplexität gerecht werdender Perspektiven. MASTEN (2001, S. 193), WERNER (2010, S. 28 f.) und WUSTMANN (2009, S. 19) folgend befasst sich die gegenwärtige psychologische Resilienzforschung insbesondere mit den drei wesentlichen und weitreichenden Phänomenen a) des Widerstehens, b) des Zurechtkommens und c) des schnellen sich Erholens (vgl. Abb. 27). Eine vergleichende Betrachtung dieser Kategorien mit der oben aufgeführten definitorischen Begriffseingrenzung von Resilienz seitens der *Resilience Alliance* zeigt durchaus Parallelen auf. Eine gesunde Entwicklung trotz andauernder Risiken und Belastungen impliziert eine Widerstandsfähigkeit (vgl. WUSTMANN 2009, S. 19), die zwangsläufig eine Aufrechterhaltung der individuellen Funktionstüchtigkeit beinhaltet.

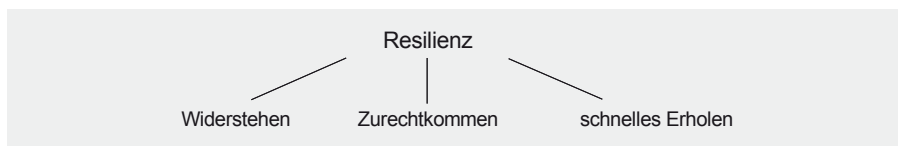


Abb. 27: Kernelemente des Resilienzbegriffs (eigene Darstellung)

Allerdings stellt sich die Frage, aus wessen Perspektive das Vorliegen von Risiken und Belastungen bestimmt wird. Vor dem Hintergrund des transaktionalen Stressmodells von LAZARUS und Mitarbeitern ist im Rahmen dieser Arbeit eine Person dann als widerstandsfähig einzuschätzen, wenn sie Risikofaktoren wahrnimmt und bewertet, die (noch) nicht die Qualität von Risikomechanismen aufweisen (vgl. detaillierter Kap. 3.5.3)

Das Zurechtkommen mit vorhandenen Risiken und Belastungen setzt hingegen eine vorangegangene Unfähigkeit, sich widersetzen zu können voraus und umfasst gleichzeitig ein (aus subjektiver Perspektive) erfolgreiches Copingverhalten, das Selbstorganisationsprozesse einschließen kann (die Verwendung des Begriffs „Zurechtkommen“ ist unter der Bezugnahme auf erfolgreiches Coping in diesem Fall als gerechtfertigt anzusehen; vgl. hierzu Kap. 3.3.6.1). Vor diesem Hintergrund definiert z. B. WELTER-ENDERLIN (2010, S. 13) Resilienz als die Fähigkeit von Individuen,

„Krisen [...] unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen“.

Dieser Aspekt der internalen und externalen Ressourcennutzung ist für diesen Beitrag als bedeutsam anzusehen und wird in Kap. 3.5.3 erneut aufgegriffen.

Das dritte Phänomen, das eng an den Prozess des Zurechtkommens gekoppelt ist, bezieht sich auf den Vorgang des „vergleichsweise“ schnellen Erholens von den negativen Folgen früherer Belastungserfahrungen und ist ebenfalls auf erfolgreiches Copingverhalten zurückzuführen. Die Begriffsbedeutung von „schnell“ lässt sich nur kontextabhängig näher bestimmen. GROSSMANN und GROSSMANN (2007, S. 30) betonen allerdings, dass „nichts zurückspringe“ (ebd., S. 30). Vielmehr versetzten gemachte Erfahrungen und neue Erkenntnisse den Menschen in eine neue Position; verinnerlichte Repräsentationen und Kognitionen werden „aktualisiert, erweitert, korrigiert, reicher, komplexer“ (ebd., S. 31). Dieser Standpunkt wird auch im Rahmen dieses Beitrags befürwortet. In Anlehnung an BOSS (2006, S. 67; Hervorhebung im Original) ist Resilienz

„mehr als die Bewältigung oder Überwindung eines Problems. Resilient sein heißt *gedeihen* trotz widriger Umstände“.

Wie BENDER und LÖSEL (1998, S. 119) herausstellen, lassen sich die drei Phänomene des Widerstehens, Zurechtkommens und Erholens zur Veranschaulichung analog mit den biologischen Schutzmechanismen des Organismus vergleichen und zwar

- a) mit der Protektion (z. B. der Verhinderung einer Erkrankung durch Immunabwehr),
- b) mit der Reparatur (z. B. bei der Wundheilung) sowie
- c) mit der Regeneration (z. B. beim Ausruhen).

Basierend auf dieser grundlegenden Dreiteilung bilden nach WUSTMANN (2009, S. 20) sowohl der Erhalt als auch die Neuherstellung des subjektiven Wohlbefindens die auch für die vorliegende Arbeit als bedeutsam anzusehenden, zentralen Kernelemente des Resilienzbegriffs. Wichtig hervorzuheben ist hierbei, dass Resilienz nicht nur eine vorhandene Copingfähigkeit, sondern auch Prozesse der Widerstandsfähigkeit umfasst, die Coping gar nicht erst erforderlich machen (vgl. Abb. 28). „So resilience includes coping capacity but at the same time goes beyond it“, betont auch THYWISSSEN (2006, S. 490).



Abb. 28: Copingfähigkeit als Teilmenge von Resilienz (eigene Darstellung)

Vor dem Hintergrund dieser Annahme sind des Weiteren in Anlehnung an EPPEL (2007) und WUSTMANN (2005, 2009) folgende, ebenfalls für diesen Beitrag relevante Charakteristika von Resilienz in den Diskurs einzubeziehen:

a) Resilienz als dynamischer und aktiver Anpassungs- und Entwicklungsprozess

Nach HAGEN und RÖPER (2007, S. 15), WUSTMANN (2009, S. 28) und ZANDER (2008, S. 19) ist Resilienz nach derzeitigem Konsens nicht als stabile Eigenschaft bzw. angeborenes Persönlichkeitsmerkmal, sondern vielmehr als eine individuelle Fähigkeit zu verstehen, die im Kontext von Mensch-Umwelt-Transaktionen (vgl. Kap. 2.2.1) erst erworben wird. Somit bezieht sich Resilienz den Autoren zufolge auf einen dynamischen, transaktionalen Prozess zwischen der Person und ihrer Umwelt. Wichtig sei, akzentuiert WUSTMANN (2009, S. 28), die Einnahme einer bidirektionalen Betrachtungsweise aufgrund der Beteiligung von Person *und* Umwelt an der Genese und Entwicklung von resilientem Verhalten. Zentral ist diesbezüglich die Annahme einer aktiven Rolle von Personen im Resilienzprozess: Ein Individuum wirkt „regulierend auf seine Lebensumwelt ein, indem es sie aktiv mitgestaltet und konstruiert“ (WUSTMANN 2009, S. 29; vgl. auch RUTTER 2006b, S. 653). Es findet folglich eine aktive Selektion der Umwelt statt. So konnte beispielsweise die im Kapitel 3.5.1 erwähnte Kauai-Längsschnittstudie aufzeigen, dass Kinder sich selbst eine Umwelt auswählten oder schufen, die sie schütz-

te und ihre Fähigkeiten und Kompetenzen aufrechterhielt oder fortführend verstärkte, z. B. durch einen Schulwechsel, den Anschluss an eine (neue) Peergruppe, mittels der Partner- und Berufswahl oder eines Umzugs (vgl. WERNER 2007, S. 25 f.; WUSTMANN 2009, S. 29). Der Anpassungsprozess im Rahmen von Risiken, Belastungen oder Stress auslösenden Situationen erfolgt aktiv – indem eine Person sich selbst und/oder ihre Umwelt ändert (vgl. KUMPFER 1999, LEVOLD 2010) – und schließt, wie bereits aus geographischer und psychologischer Perspektive aufgezeigt wurde, Prozesse der Entwicklung und des persönlichen Wachstums ein.

Im Kontext der Argumentation, Resilienz nicht als angeborenes Persönlichkeitsmerkmal aufzufassen, kann allerdings die attributive Bezeichnung „resiliente Person“ aufgrund ihrer Implikation des Vorliegens eines rein anlagebedingten Merkmals zu Missverständnissen führen (vgl. WUSTMANN 2009, S. 39). LUTHAR und CICHETTI (2000, S. 862) schlagen somit die Bezeichnungen „resiliente Anpassung“ oder „resilientes Profil“ vor. Allerdings ist anzumerken, dass in der Literatur zunehmend eine Integration genetischer Faktoren (wie der Heritabilität von Intelligenz oder des Temperaments) in die Resilienzforschung befürwortet wird (vgl. ausführlicher z. B. HOLTMANN und LAUCHT 2007; LÖSEL und BENDER 2007, WERNER 2007). Dazu gehören für WELTER-ENDERLIN (2010, S. 9) das zentrale Thema „Nature or nurture“ und die damit verbundene Frage:

„Ist die Fähigkeit zu Resilienz in bestimmten Menschen angelegt, oder ist sie ein Produkt guter Förderung in deren Sozialisationsprozess – oder beides?“ (ebd., S. 10).

Nach LÖSEL und BENDER (2007, S. 67) ist ein enges Zusammenspiel biologischer, psychologischer und sozialer Merkmale durchaus anzunehmen, doch blieb in wissenschaftlichen Studien eine hinreichende Berücksichtigung genetischer Variablen als protektive Faktoren bislang aus (vgl. auch HAGEN und RÖPER 2007).

LÖSEL und BENDER (2007) verweisen allerdings auf die generelle Annahme eines erheblichen Spielraums für Umwelteinflüsse trotz des (möglichen) Vorliegens genetischer Prädispositionen:

„Die Betonung der biologischen Einflüsse bedeutet nicht, dass Verhalten als genetisch determiniert anzusehen ist“ (ebd., S. 69).

Dennoch sind mit der schwierigen und anspruchsvollen *nature versus nurture*-Diskussion stets moralische Implikationen verbunden. GABRIEL (2005) und RUTTER (2006b) warnen vor der Gefahr einer Überbetonung genetischer Faktoren, der Vernachlässigung umweltbezogener Einflüsse und einer „Präformierung der Resilienzforschung durch biologische Denkweisen“ (GABRIEL 2005, S. 213). In Anlehnung an LÖSEL und BENDER (2007) sowie HOLTMANN und LAUCHT (2007) wird im Rahmen dieser Arbeit der Einfluss genetischer Faktoren auf das Resilienzverhalten grundsätzlich nicht ausgeschlossen, so dass auch attributive Formulierungen wie „resilientes Individuum“ oder „resiliente Personengruppe“ Anwendung finden. Wichtig ist jedoch die grundlegende Einnahme einer personen- und umweltorientierten transaktionalen Perspektive (vgl. hierzu auch Kap. 2.2.2 zum Einfluss von Personen- versus Umweltvariablen).

b) Resilienz als variable Größe

Trotz einer zunehmenden Betrachtung von biologischen Einflussfaktoren auf resilientes Verhalten verneint die Resilienzforschung, wie LÖSEL und BENDER (2007, S. 67) betonen, die Möglichkeit einer angeborenen Invulnerabilität (vgl. auch LUTHAR 2006, RUTTER 2006a). Es kann eine „absolute Unverletzlichkeit im menschlichen Dasein nicht geben“, akzentuiert auch GABRIEL (2005, S. 207). Stattdessen ist nach WUSTMANN (2009, S. 29) Resilienz als ein flexibles, sich über Zeit und Situationen hinweg variierendes Konstrukt aufzufassen. Die Fähigkeit, Risiken und Belastungen erfolgreich zu bewältigen, verändert sich in Abhängigkeit von sich neu formierenden Mensch-Umwelt-Transaktionen und daraus resultierenden neuen Ausgangsbedingungen.

c) Resilienz als situationsspezifisches und multidimensionales Konstrukt

Vor dem Hintergrund dieser Variabilität von Resilienz lässt sich dieses Konstrukt nicht zwangsläufig von einem spezifischen Lebensbereich auf alle anderen Lebens- oder Kompetenzbereiche übertragen (vgl. LUTHAR et al. 2000, S. 548; WUSTMANN 2009, S. 32). So können beispielsweise von chronischen familiären Konflikten betroffene Kinder hinsichtlich ihrer schulischen Leistungsfähigkeit resilient sein, im Umgang mit sozialen Kontakten hingegen Defizite aufweisen (vgl. WUSTMANN 2009, S. 32). „[R]esilience is never an across-the-board phenomenon, but inevitably shows some domain-specificity“, akzentuiert auch LUTHAR (2006, S. 741). Somit ist Resilienz nicht als universelles, allgemeingültiges, sondern als situations-, lebensbereichsspezifisches und mehrdimensionales Konzept zu konzipieren (vgl. WUSTMANN 2009, S. 32).

Um diese Komplexität und Vielschichtigkeit des Resilienzbegriffs zu reduzieren und Fehlinterpretationen zu vermeiden, werden in der Literatur diesen Begriff näher eingrenzende Termini verwendet, z. B. „akademische Resilienz“ in Bezug auf schulische Leistungen oder „emotionale Resilienz“, die sich u. a. auf eine erfolgreiche Regulation negativer und die Generierung positiver Emotionen bezieht (vgl. FRYDENBERG 2008, S. 178 f.; LUTHAR et al. 2000, S. 548; REICH et al. 2010, S. 199 f.). Dieser grundlegende Aspekt einer differenzierteren Betrachtung von Resilienz wird nach MILLER et al. (2010) ebenfalls in der Sozialökologie aufgegriffen:

„Specified resilience is about the resilience ‘of what, to what’ [...], for example, the productivity of specific ecosystem services, e. g. grass for livestock, in relation to particular threats [...]. General resilience concerns the resilience of all aspects of a system“ (ebd., S. 3).

Um dieser Bereichsspezifität von Resilienz Rechnung zu tragen, wird die vorliegende Arbeit im Rahmen der Diskussion ihrer Untersuchungsergebnisse auf einen jeweils kontextabhängigen, durch Attribute präzisierten Resilienzbegriff zurückgreifen.

Arbeitsdefinition von Resilienz im Kontext der vorliegenden Arbeit

In Abhängigkeit von der Situations- und Lebensbereichsspezifität sowie der für eine Untersuchung als relevant zu erachtenden Resilienzkriterien (z. B. soziale Kompetenz, Leistung am Arbeitsplatz) kann nach LÖSEL und BENDER (2007, S. 61) „keine Patentlösung für die Definition von Resilienz“ existieren. Dennoch besteht in der Resilienzforschung Konsens hinsichtlich des Vorliegens zentraler Bestimmungskriterien, die auch für diesen Beitrag richtungsweisend sind. Erst im Zuge einer sich intensivierenden Diskussion des komplexen Resilienzbegriffs wird eine definitorische Positionierung erforderlich.

Somit ist Resilienz in Anlehnung an die vorangegangenen Ausführungen und vor dem Hintergrund einer stresstheoretischen Perspektive im Rahmen dieser Arbeit aufzufassen als (vgl. Kasten 8):

Kasten 8: Resilienzbegriff der vorliegenden Arbeit

- (erkenntnistheoretische) Beobachtungskategorie,
- transaktionaler Begriff: Resilienz existiert nur im Kontext von Person-Umwelt-Transaktionen,
- relationaler Begriff: Resilienz besteht nur im Kontext von Risiken bzw. (potentiellen) Stressoren,
- zweidimensionales Konstrukt: Sowohl das Risiko für Stresserleben oder empfundenes Stresserleben als auch ein aus subjektiver Perspektive erfolgreicher Umgang mit dem Risiko oder mit dem Stresserleben bedingen Resilienz,
- dynamischer und aktiver Anpassungs- und Entwicklungsprozess,
- variable Größe, die Invulnerabilität ausschließt und als
- situations-, lebensbereichsspezifisches und mehrdimensionales Konstrukt.

Auf der Basis dieser übergeordneten Annahmen bezieht sich Resilienz auf einen:

- aktiven internalen und/oder externalen positiven Anpassungsprozess,
- der die bereichsspezifische Fähigkeit eines Individuums beschreibt,
- unter Rückgriff auf internale und/oder externale Ressourcen
- dem Risiko des Stresserlebens aus subjektiver Perspektive zu widerstehen, mit Stresserleben zurechtzukommen oder sich von Stresserleben vergleichsweise schnell zu erholen und,
- einhergehend mit Prozessen des Lernens und des persönlichen Wachstums,
- somit das subjektive Wohlempfinden in emotionaler und/oder sozialer und/oder physiologischer Hinsicht zu erhalten oder neu herzustellen.

3.5.3 Risiko- und Schutzfaktoren

Ausgehend von der salutogenetischen Fragestellung „Was lässt eine Person Stressrisiken widerstehen, mit Stress zurecht kommen oder sich von Stresserleben erholen?“ sind die nach WUSTMANN (2009, S. 36) „mit der Resilienzforschung stark verbundenen“ Konzepte der Schutz- und Risikofaktoren dezidiert in die Be-

trachtungen einzubeziehen (vgl. auch LÖSEL und BENDER 2007; LUTHAR et al. 2006; RUTTER 2006a; SCHOON 2006). „Ziel dabei ist es“, betonen GUTSCHER et al. (1998, S. 49),

„einer salutogenetischen Perspektive den Weg zu bahnen, ohne gleichzeitig die Bedeutung der pathogenetischen Denkweise zu mindern“,

so dass neben risikomildernden respektive schützenden (synonym auch protektiven) Bedingungen gleichfalls Mensch-Umwelt-Transaktionen destabilisierende Risikofaktoren in der Analyse stressbezogener Prozesse zu berücksichtigen sind.

Risikofaktoren

Der Risikobegriff findet in unterschiedlichen wissenschaftlichen Kontexten und Fachrichtungen Anwendung und ist durch Kontroversen sowie die Vielfalt gesellschaftlicher Aushandlungen gekennzeichnet. Entsprechend ambivalent verläuft nach MÜLLER-MAHN (2007, S. 4) der Diskurs zum Bedeutungsgehalt des Risikobegriffs (vgl. ausführlicher COY 2007; RENN et al. 2007; ZWICK und RENN 2008; siehe auch LUHMANN 2003 zur Unterscheidung zwischen Gefahr und Risiko). In Anlehnung an RENN et al. (2007, S. 20) wird im Kontext dieser Arbeit Risiko als ein mentales Konstrukt aufgefasst, das auf dem „Spannungsverhältnis zwischen unabwendbarem Schicksal und Eigenverantwortung“ fußt. Die erwarteten Konsequenzen einer Handlung oder eines Ereignisses und die Unsicherheit ihres Eintreffens bilden die wesentlichen Elemente des Risikobegriffs, wobei die Beurteilung dieser Konsequenzen hinsichtlich ihrer Negativität oder Positivität RENN et al. (2007, S. 20f.) folgend der subjektiven Bewertung obliegt.

Übereinstimmend mit diesen Grundannahmen bestimmen Risikofaktoren aus dem Blickwinkel der psychologischen Resilienzforschung die Wahrscheinlichkeit des Eintretens, der Entwicklung und des Verlaufs einer Störung oder Beeinträchtigung. Als Risikofaktor wird ein Merkmal bezeichnet,

„das bei einer Gruppe von Individuen, auf die dieses Merkmal zutrifft, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens einer Störung im Vergleich zu einer unbelasteten Kontrollgruppe erhöht“ (GARMEZY 1983, zitiert nach WUSTMANN 2009, S. 36).

Bezug nehmend auf die transaktionale Stresstheorie von LAZARUS und Mitarbeitern spezifiziert EPEL (2007, S. 34 f.) den Begriff des Risikofaktors und beschränkt diesen, wie auch für den vorliegenden Beitrag Geltung finden soll, auf Variablen der Umwelt oder eines Individuums, die entweder Stresserleben auslösen, verschärfen oder erfolgreiches Coping erschweren *können*. Betont wird nach EPEL (2007, S. 34 f.) und WUSTMANN (2009, S. 36) der probabilistische (auf Wahrscheinlichkeiten beruhende) Charakter von risikoerhöhenden Bedingungen:

„Das Risikofaktorkonzept versteht sich als Wahrscheinlichkeitskonzept, nicht als Kausalitätskonzept“ (WUSTMANN 2009, S. 36).

Infolgedessen existieren nach OPP und FINGERLE (2007, S. 13) zu jedem Risikofaktor auch Fälle, in denen sich keine Beeinträchtigungen entwickeln. Vor diesem

Hintergrund bedingen Risikofaktoren nicht per se Stresserleben und erschwertes Copingverhalten.

RUTTER (2001, 2006b) führt in diesem Zusammenhang die Differenzierung zwischen „Risikoindikator“ und „Risikomechanismus“ – und analog die Unterscheidung zwischen „Schutzindikator“ und „Schutzmechanismus“ (s. u.) – ein. So fungiert beispielsweise der Risikofaktor „elterliche Scheidung“ als Risikoindikator für betroffene Kinder, doch erst mögliche Risikomechanismen wie familiäre Disharmonie, elterliche Konflikte oder verunsichertes Erziehungsverhalten können sich nachteilig auf die kindliche Entwicklung auswirken. Die Risikoqualität liegt nach RUTTER (2001, 2006b) somit weniger in dem Faktor selbst, d. h. in der Variable als solcher, sondern vielmehr in den ihm zugrunde liegenden Risikomechanismen. Distale Faktoren wie Armut oder Scheidung weisen, wie auch LÖSEL und BENDER (2007, S. 63) hervorheben, nur dann einen erhöhten Risikoeffekt für Kinder auf, wenn dieser durch proximale Mechanismen wie z. B. Ablehnung oder Gleichgültigkeit seitens der Eltern vermittelt wird. Besteht den Autoren (2007, S. 63) folgend jedoch z. B. in armen Familien

„ein harmonisches Klima und günstiges Erziehungsverhalten, so verliert das sozioökonomische Merkmal seine Risikofunktion“.

Das heißt betroffene Kinder, die keine Beeinträchtigungen aufweisen, werden oftmals als resilient eingeschätzt, obgleich sie bei genauerer Betrachtung nur einem geringeren Risiko ausgesetzt waren als jene Kinder, bei denen distale und proximale Risiken zusammentreffen (vgl. RUTTER 2001). Losgelöst von einer entwicklungspsychologischen Perspektive ist die grundlegende Erkenntnis zentral, dass Risikofaktoren wie Armut, Arbeitslosigkeit oder ein niedriges Bildungsniveau zunächst nur als „Marker“ (LÖSEL und BENDER 2007, S. 63) respektive als Indikatoren für Beeinträchtigungen und stressbezogene Prozesse aufzufassen sind.

Schutzfaktoren

Im Gegensatz zu Risikofaktoren beziehen sich Schutzfaktoren auf Variablen, die das Auftreten von Störungen oder Beeinträchtigungen verhindern, mildern oder beenden können (vgl. EPEL 2007, S. 80 ff.; WUSTMANN 2009, S. 44 f.).

„The term ‘protective factor’, referring to something that modifies the effects of risk in a positive direction, clearly has positive connotations, referring to something that is helpful or beneficial“,

betonen in ähnlicher Weise auch LUTHAR et al. (2006, S. 106). Nach EPEL (2007, S. 80) umfassen Schutzfaktoren alle Faktoren, deren Verfügbarkeit die Auswirkungen von Risiken abpuffern sowie konstruktives Coping von Stress ermöglichen und erleichtern. Im Kontext der Stress- und Resilienzforschung werden von zahlreichen Autoren, darunter von EPEL (2007, S. 80), FILIPP und AYMANN (2010, S. 267) oder LAUCHT et al. (2000, S. 103), Schutzfaktoren auch als Res-

sources bezeichnet, die sowohl Merkmale einer Person als auch ihrer Umwelt beinhalten.

Der Ressourcenbegriff (lat. *resurgere*: hervorquellen) ist grundsätzlich mit positiven Aspekten konnotiert, impliziert eine „stützende, positiv-fördernde Wirkung von Faktoren“ (LAUX und WEBER 1990, S. 593) und bezeichnet nach AUHAGEN (2008a) mögliche, tatsächlich verfügbare und „mehr oder weniger bewusst“ (ebd., S. 6) aktiv eingesetzte Hilfsquellen „zum Erreichen von Zielen, Zuständen, Veränderungen, Optimierungen und Ähnlichem“ (ebd., S. 6). Psychische Komponenten, z. B. Optimismus, soziale Kompetenzen, emotionale Stabilität, Kontrollüberzeugungen oder ein positives Selbstkonzept einerseits und physische Faktoren wie motorische Fähigkeiten, Gesundheit oder physisches Leistungsvermögen andererseits können als Indikatoren für internale, personenbezogene bzw. den Menschen als Systemkonglomerat (vgl. Kap. 2.1.2) betreffende Ressourcen herangezogen werden (vgl. KLEMENZ 2003, S. 132 f.; WUSTMANN 2009, S. 44 ff.). Soziale Faktoren wie familiärer Zusammenhalt, ökonomische Faktoren wie z. B. Finanzkapital oder ökologische Faktoren wie der Zugang zu unkontaminiertem Trinkwasser sind hingegen als Indikatoren für externale, umweltbezogene Ressourcen aufzufassen. Ferner kann die Variable Zeit in bestimmten Mensch-Umwelt-Transaktionen die Funktion einer Ressource erlangen (vgl. Kap. 2.3.1). Unter der Voraussetzung, dass eine Variable gemäß der subjektiven Bewertung das Auftreten von Stresserleben verhindert, mildert oder beendet, wird diese im Rahmen der vorliegenden Arbeit als Ressource oder synonym als Schutzfaktor bezeichnet.

Ob Merkmale einer Person oder ihrer Umwelt allerdings die Qualität einer Ressource erhalten, ist nach Auffassung von KLEMENZ (2003, S. 123) wesentlich abhängig von der Funktionalität dieser Merkmale für die Bedürfnisbefriedigung eines Individuums, für die Realisierung von Zielen und das „Konsistenzerleben der psychischen Prozesse“ (ebd., S. 123). Der Ressourcenbegriff, aber auch das Stressorenkonzept (vgl. Kap. 3.3.2) „machen immer nur im Lichte einer subjektiven Zweckbestimmung Sinn“, betonen ebenfalls GUTSCHER et al. (1998, S. 53) und verweisen auf das Beispiel einer zunächst als Stressor eingestuften Giftpflanze, die jedoch unter Zuhilfenahme der Ressource „Wissen“ geschickt dosiert als heilbringende Pflanze und somit als Ressource genutzt werden kann. „[T]he protective quality lies in the mechanism and not in the variable as such“, argumentiert auch RUTTER (2006b, S. 659). Seiner Auffassung nach ist ein Merkmal nur dann als protektiv zu klassifizieren, wenn dieses die negative Wirkung eines Risikofaktors moderiert (vgl. ebd. 1987). Liegen keine Risikofaktoren vor, kann ein Merkmal dementsprechend auch keine Schutzwirkung entfalten (vgl. auch WUSTMANN 2009, S. 45). Das Fehlen von Schutzfaktoren erhöht hingegen die Wahrscheinlichkeit der Wirkung von Risikofaktoren (vgl. ebd., S. 44).

Multifinalität

Wie bereits in Kapitel 3.1.2 im Kontext des Vulnerabilitätsdiskurses angedeutet wurde, kann ein und derselbe Faktor in Abhängigkeit von der jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion sowohl den Effekt eines Risikofaktors als auch eines Schutzfaktors erlangen. Diese kontextabhängige Wirkungsentfaltung, in der Literatur auch als „Multifinalität“ bezeichnet (vgl. LÖSEL und BENDER 2007, S. 64 WUSTMANN 2009, S. 44), lässt somit eine a-priori-Unterscheidung zwischen Risiko- und Schutzfaktoren als wenig sinnvoll erscheinen (vgl. auch EPEL 2007, S. 98 f.; ZANDER 2008, S. 40). Demnach handelt es sich, wie HAGEN und RÖPER (2007, S. 16 unter Bezug auf HOLTSMANN und SCHMIDT 2004) hervorheben, bei den

„risikoerhöhenden und den risikomildernden Merkmalen nicht lediglich um die beiden Pole eines Kontinuums [...], so dass abhängig davon, welches Extrem betrachtet wird, eine Variable entweder als Risiko- oder als Schutzfaktor klassifiziert wird“.

So konnte beispielsweise im Rahmen empirischer Studien einerseits wiederholt aufgezeigt werden, dass eine über dem Durchschnitt liegende Intelligenz das Risiko für die Entwicklung antisozialer Tendenzen abpuffert. Andererseits erwies sich gleichzeitig eine erhöhte Intelligenz als Risikofunktion für depressive Störungen (vgl. HAGEN und RÖPER 2007, S. 19; LÖSEL und BENDER 2007, S. 60). Für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse ist der Erklärungsansatz für den letzteren Zusammenhang: Intelligente Personen nehmen nach LÖSEL und BENDER (2007, S. 60) ihre Umwelt tendenziell differenzierter wahr und reagieren somit sensibler auf Stress als andere Personen. Die Frage, ob eine komplexe und umfassende Umweltwahrnehmung (vgl. auch Kap. 2.4.2) in Verbindung mit einem vergleichsweise hohen Bildungsniveau oder Wissensstand, der z. B. ein tiefer gehendes Verstehen von Zusammenhängen ermöglicht, Stresserleben generieren oder verstärken kann, wird im Kontext der Ergebnisdiskussion dieses Beitrags Beachtung finden. Ebenso kann eine Multifinalität bei der Wirkung sozialer Faktoren vorliegen. Die Scheidung der Eltern z. B. ist kontextabhängig nicht nur als Risikofaktor (s. o.), sondern auch als Schutzfaktor für die betroffenen Kinder – als deren Befreiung aus einer Stresssituation – aufzufassen (vgl. RUTTER 2006b, S. 659; WUSTMANN 2009, S. 44).

Zusammenfassung

Im Hinblick auf die Analyse von Stress und Resilienz im Kontext dieser Arbeit bleibt festzuhalten, dass Risiko- und Schutzfaktoren lediglich als Indikatoren für destabilisierende respektive stabilisierende Prozesse aufzufassen sind, die sich erst mittels ihrer kontextabhängigen Wirkmechanismen im Rahmen konkreter Mensch-Umwelt-Transaktionen eingehend analysieren und somit verifizieren oder falsifizieren lassen. Die auf Untersuchungsergebnissen, statistischen und subjektiv empfundenen Wahrscheinlichkeiten und Alltagserfahrungen beruhende Klassifizierung von Merkmalen als Indikatoren bietet zunächst eine anfängliche Orientie-

runghilfe und einen unter Vorbehalt konstruierten Analyserahmen, der stets an die zu betrachtenden Mensch-Umwelt-Transaktionen neu anzupassen ist. So ist zwar die soziale Unterstützung durch nahestehende Personen mit großer Wahrscheinlichkeit als protektiv, resilienzfördernd und somit als Schutzindikator einzuschätzen (vgl. ZANDER 2008, S. 40 f.), doch die Risiko- oder Schutzwirkung entfaltet sich erst durch die Wahrnehmung und Bewertung auf Seiten der betroffenen Personen. Aus diesem Grund muss in Anlehnung an WUSTMANN (2009, S. 54) „jeweils problemspezifisch, differenziert und individuell vorgegangen werden“.

Resilienz ist nach Auffassung von GABRIEL (2005, S. 207) „primär als das Produkt protektiver Schutzfaktoren“ zu verstehen (vgl. auch WERNER 2010, S. 29), beinhaltet aber, wie OPP und FINGERLE (2007, S. 15) betonen sowie die in Kapitel 3.5.2 dargelegte Arbeitsdefinition von Resilienz verdeutlicht, nicht die völlige Abwesenheit von Beeinträchtigungen. Die Analyse der Wirkungsweisen von Risiko- und Schutzfaktoren ist im Rahmen des vorliegenden Beitrags für den Verstehensprozess von individuellen Unterschieden in Bezug auf Stresserleben und Resilienzverhalten als wesentlich anzusehen. Die Mechanismen risikoerhöhender und -mildernder personen- und umweltbezogener Merkmale können zur Beantwortung der Fragen beitragen, weshalb Personen im Vergleich zu anderen, mit den „gleichen“ Rahmenbedingungen konfrontierten Personen entweder

- keinen Stress erleben,
- mit ausgelöstem Stress effektiver zurechtkommen und/oder
- sich von Stresserleben schneller erholen.

Bevor diese Rahmenbedingungen und Forschungsfragen im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit näher konkretisiert und in einen übergeordneten Gesamtkontext eingefügt werden, ist zunächst eine ausführliche regionalspezifische Einordnung sowie Darstellung der in der südchinesischen Megastadt Guangzhou gelegenen Fallstudie Shibi Village erforderlich.

4 SHIBI VILLAGE IN GUANGZHOU, SÜDCHINA: KONTEXT UND FALLSTUDIE

Guangzhou presents an excellent opportunity to show how the local state builds up an entrepreneurial city through place-based strategic promotion and entrepreneurial image creation under soft budget constraints.

WU et al. 2007, S. 206

4.1 CHINA SEIT DER REFORM- UND ÖFFNUNGSPOLITIK 1978 – EXEMPLARISCHE EINBLICKE

Die historisch gesehen beispiellose Aufholjagd Chinas (vgl. Kap. 1.1) begann 1978 im Zuge der von Deng Xiaoping eingeleiteten Reform- und Öffnungspolitik. Ausgangspunkt für umfassende sozialökonomische Neustrukturierungen war die Reformkonferenz des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) im Dezember 1978, auf der die Parteiführung als Reaktion auf die Folgen der Kulturrevolution (vgl. tiefer gehend EBREY 2010; GRASSO et al. 2009) die „sozialistische Modernisierung“ der Wirtschaft zum Schwerpunkt der innen- und außenpolitischen Arbeit erklärte und in den folgenden Jahren tief greifende Strukturreformen zunächst in der Landwirtschaft, später auch im Industrie- und Dienstleistungssektor veranlasste (vgl. GUTHRIE 2009; HEBERER 2008).

4.1.1 Weltmarktöffnung und Prozesse der Urbanisierung

„Nach den Steinen tastend den Fluss überqueren“ – mit diesem metaphorischen Vergleich charakterisierte Deng Xiaoping die gradualistische Reformstrategie, bei der in kleinen experimentellen Schritten der Umbau der sozialistischen Wirtschaftsordnung erfolgen sollte (vgl. HEILMANN 2005, S. 8). Neben einer zunehmenden Lockerung des staatlichen Handelsmonopols und einem allmählichen Zulassen privatwirtschaftlicher Tätigkeiten manifestierte sich die Öffnungspolitik zu Reformbeginn 1980 in der Errichtung der vier an der Küste gelegenen Sonderwirtschaftszonen Shantou, Shenzhen und Zuhai (alle der Guangdong Provinz zugehörig) sowie Xiamen (Fujian Provinz), die ausländischen Investoren den Aufbau von Produktionsstätten zu Weltmarktbedingungen, niedrigen Lohnstrukturen und günstigen Besteuerungsregeln ermöglichten. Im selben Jahr trat China der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds (IWF) bei und wurde im darauf folgenden Jahrzehnt zu einem der wichtigsten Empfänger von Entwicklungskrediten der Weltbank (vgl. SHI 1998, S. 157). Mitte der 1980er Jahre führten weitere Reformschritte zur Weltmarktöffnung von 14 Küstenstädten (darunter von

Guangzhou im Perlflussdelta 1984) und der drei Deltaregionen Perfluss, Yangtse und Süd-Fujian sowie zur Aufnahme der Insel Hainan als fünfte Sonderwirtschaftszone. Ab 1994 erhielten auch inländische Regionen und Binnenstädte größere Gestaltungsmöglichkeiten bezüglich ihrer Außenwirtschaftsbeziehungen (vgl. ausführlicher SHEN et al. 2000). Ferner trat China 2001 der *World Trade Organization* (WTO) bei; dies begünstigte die Integration Chinas in die Weltwirtschaft und stellte eine wichtige Zäsur für die chinesische Außenwirtschaftspolitik im Hinblick auf die Verbindlichkeit der wirtschaftlichen Öffnung Chinas dar (vgl. tiefer gehend die Beiträge in BHATTASALI et al. 2004).

Der Volksrepublik gelang es seit der Reform- und Öffnungspolitik 1978 aufgrund von öffentlichen Investitionen in die Wirtschaft und Infrastruktur, Förderungen ausländischer Direktinvestitionen und starken Exportsteigerungen (vgl. Abb. 2 in WEHRHAHN und BERCHT 2008) und nicht zuletzt aufgrund einer zunehmenden Kaufkraft des neuen Mittelstands das starke Wirtschaftswachstum der Vorjahre aufrechtzuerhalten. China wies ab 2003 Wachstumsraten des Bruttoinlandsprodukts im zweistelligen Bereich auf (2003: 10,0 %, 2007: 14,2 %) und erholte sich nach dem durch die Weltwirtschaftskrise bedingten Rekordtief von 9,1 % im Jahr 2009 zügig unter Zuhilfenahme massiver Konjunkturprogramme (vgl. Weltbank 2010). Mit einem Wirtschaftswachstum von rund 10,0 % setzte sich der positive Trend 2010 unvermindert fort. Dieser beachtliche Aufschwung im Rahmen der Strukturreformen führte nach DOLLAR (2007) sowie RAVALLION und CHEN (2004) zu einer deutlichen Reduzierung des Anteils der unter der Armutsgrenze lebenden Bevölkerung. Während nach DOLLAR (2007, S. 1 f.) unter Verweis auf Angaben der Weltbank Ende 1970 rund 64 % der Einwohner Chinas unter der Armutsgrenze von einem US-Dollar pro Tag lebten, waren es 2004 vergleichsweise nur noch 10 % (vgl. auch WANG 2004, Kap. 4).

„However, different people have benefited to very different extents, so that inequality has risen during the reform period“,

bringt DOLLAR (2007, S. 6) gleichfalls zum Ausdruck. Der Aspekt der Entwicklung wachsender Einkommensdisparitäten wird im nachfolgenden Kapitel 4.1.2 vertiefend aufgegriffen.

Die Integration Chinas in den Weltmarkt und vielschichtige Globalisierungsprozesse bewirken in Form des (dialektischen) *global-local interplay* tief greifende, sich wechselseitig beeinflussende Veränderungen auf lokaler, regionaler und globaler Ebene. Die in die Weltwirtschaft integrierten Städte und Regionen bilden die Brückenpfeiler für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, formieren neue Governance-Prozesse der Stadtentwicklungspolitik (vgl. hierzu JESSOP und SUM 2000 zum Konzept *Glurbanization*), sind das Ziel von Arbeitsmigration und repräsentieren – im Gegenzug zur Ära Mao Zedongs (1949-1978), in der Städte aus ideologischen Gründen als „breeding places for the bourgeoisie“ (FEINER et al. 2001, S. 11) abgewertet wurden und Deurbanisierungsprozesse erfolgten – die Zentren für Innovation, Modernisierung und Wachstum. Die Gesamtfläche städtischer Bebauung in China verdoppelte sich nahezu von 7 438 km² im Jahr 1981 auf 14 011 km² im Jahr 1991 und vergrößerte sich von 1991 bis 2001 um rund 71,5 %

auf 24 027 km². Im Jahr 2004 betrug die Gesamtfläche städtischer Bebauung 30 406 km² (vgl. ZHU und HU 2009, S. 1634).

„Chinese cities are the country's engine of economic growth“, betont auch WU (2007a, S. 3). Nach Angaben von YUSUF und SAICH (2008, S. IX) trug die urbane Ökonomie 2007 knapp 80 % zum Bruttoinlandsprodukt Chinas bei; für das Jahr 2050 werden 95 % prognostiziert (vgl. WU et al. 2007, S. 1). Die wirtschaftliche Bedeutung urbaner Regionen für die Entwicklung Chinas spiegelt sich gleichzeitig in einem rasanten, vor allem auf Land-Stadt-Migration beruhenden Bevölkerungswachstum in den Städten wider (vgl. FAN 2008a; ZHANG 2008). Während 1980 YUSUF und NABESHIMA (2008, S. 1 f.) folgend lediglich 19,6 % der chinesischen Bevölkerung (rund 190 Millionen Menschen) in den Städten lebten, waren es 2005 bereits 42,9 % (rund 560 Millionen). Dieser Wert liegt somit nur geringfügig unter dem weltweiten Urbanisierungsgrad von durchschnittlich 50 % (vgl. ebd., S. 1). Schätzungen gehen ferner davon aus, dass der Urbanisierungsgrad Chinas im Jahr 2020 bei 60 % und 2050 bei 75 % liegen wird (vgl. ebd. 2008, S. 1; WU et al. 2007, S. 1). Diese Entwicklung entspricht durchaus dem globalen Trend. Nach Angaben der UN (2009) leben seit etwa 2007 weltweit mehr als die Hälfte der Menschen in Städten; 2050 werden es Prognosen zufolge zwei Drittel der Weltbevölkerung sein (allerdings ist der Stadtbegriff im länderübergreifenden Kontext nicht unproblematisch, vgl. hierzu LEE 2007; UN 2009 selbst). „Now and into the future, we will be *Homo urbanus*: the city dweller“, ist zwar nach CRANE und KINZIG (2005, S. 1225; Hervorhebung im Original) als grundlegende Erkenntnis festzuhalten, jedoch sind regionale Unterschiede bezüglich des Urbanisierungsgrads, z. B. zwischen Industrie- und Entwicklungsländern, nicht zu verkennen (vgl. ausführlicher UN 2009).

Im Rahmen dieser Arbeit findet in Analogie zum englischsprachigen Raum (vgl. z. B. FRIEDMANN 2005, Kap. 3; WU 2006) und in Anlehnung an KRAAS (2010) ein weit gefasstes Begriffsverständnis von Urbanisierung (lat. *urbs*: Stadt) Anwendung. Demzufolge werden Prozesse der Verstädterung in Bezug auf die „Vermehrung, Ausdehnung oder Vergrößerung von Städten nach Zahl, Fläche oder Einwohnern“ (BÄHR 2010, S. 59) unter den Urbanisierungsbegriff subsumiert, der darüber hinausgehend sowohl die Formierung und Ausbreitung städtischer Wirtschafts-, Lebens-, und Verhaltensweisen als auch physiognomische Veränderungen des Stadtbildes beinhaltet (vgl. ausführlicher FRIEDMANN 2005, S. 36 ff.).

Der exorbitante Urbanisierungsprozess in China lässt sich nach WU (2001), WU et al. (2007) und XU und YEH (2003) jedoch nicht unbeachtet der Auswirkungen staatlicher Reformprozesse im Wohnungswesen im Verlauf der 1980er und 1990er Jahre sowie im Bereich städteräumlicher Bodennutzungsrechte im Jahr 1988 erklären.

„[S]ubstantial marketisation in land and housing and the inflow of foreign capital into real estate have begun to qualitatively change the scene of urban development“ (WU 2001, S. 273).

Gemäß chinesischer Verfassung (vgl. Art. 10) befindet sich Boden in städtischen Gebieten in ausschließlichem Staatseigentum, doch seit 1988 kann der Staat ba-

sierend auf einer Verfassungsänderung (vgl. Art. 10, Abs. 4) das Recht der *Benutzung* von Grund und Boden in Übereinstimmung mit dem Gesetz unentgeltlich mittels Zuteilung oder entgeltlich mittels Überlassung im Rahmen von Verhandlungen, Ausschreibungen oder Auktionen auf Dritte übertragen (vgl. ausführlicher RUHE 2007; WU et al. 2007, Kap. 2). Die Veräußerung von Landnutzungsrechten stellt für die Regierung eine lukrative Einnahmequelle dar und ermöglichte erst die rasante Entwicklung einer profitträchtigen Immobilienbranche und eines weltweit beispiellosen dynamischen Booms der städtischen Bau- und Immobilienwirtschaft in China (vgl. exemplarisch Abb. 29).



Abb. 29: Boom der städtischen Bau- und Immobilienwirtschaft in Guangzhou, Südchina (eigene Aufnahmen 2008 und 2011)

Eine Verstärkung dieser Prozesse erfolgte durch die etappenweise vollzogene Privatisierung der staatlichen Wohnungsversorgung, die 1998 offiziell zur endgültigen Abschaffung der ursprünglich von staatlichen *Danweis*, den weitestgehend autarken Einheiten für Wohnen, Arbeit und soziale Versorgung, organisierten Wohnraumverteilung führte (vgl. tiefer gehend WU et al. 2007, Kap. 3). Die Auflösung von *Danwei*-Strukturen und die somit verstärkte Separierung von Wohnen, Arbeit, Versorgung und Freizeit forcierten eine zunehmende funktionale Ausdifferenzierung stadträumlicher Gebiete. Seit 2004 ist zudem der Schutz des privaten Eigentums in der Verfassung verankert, so dass Immobilien zunehmend als Renditeobjekte für private Kapitalanleger dienen (privates Eigentum umfasst jedoch nicht Grund und Boden; vgl. ausführlicher RUHE 2007).

„China’s stunning growth, characterized by fast suburban expansion and dramatic renewal of the central areas of cities, is a triumph of the dynamic market mechanism“,

stellen WU et al. (2007, S. 303) zusammenfassend heraus und verweisen auf die zentrale Bedeutung der vor allem die *Central Business Districts (CBDs)* entwickelnde Bau- und Immobilienbranche als „indispensable element of the so-called ‘great international city’“ (ebd., S. 247 f.). Insbesondere die Megastädte Shanghai und Peking (vgl. Abb. 30) – je nach Begriffskonzeption als *Global Cities* (vgl. KRAAS und NITSCHKE 2006, S. 20), Weltstädte (vgl. BREITUNG 2008, S. 52) oder „global command center[s]“ (WU 2007a, S. 11) bezeichnet – binden China als

Steuerzentren und Knotenpunkte für Verwaltung, Außenhandel, Auslandsinvestitionen und Tourismus in globale Netzstrukturen ein und sind sowohl Ziel als auch Erzeuger vielschichtiger Finanz-, Waren-, Personen- und Informationsströme. Durch städtebauliche Großprojekte (z. B. die Entwicklung des CBD „Pudong“ in Shanghai) und die Ausrichtung von Mega-Events (wie der Expo Real 2004 und der World Expo 2010 in Shanghai oder der Olympischen Spiele 2008 in Peking) manifestieren sie den Prozess der Internationalisierung und repräsentieren aus physiognomischer Perspektive zunehmend das Bild einer modernen globalen Stadt.

„China’s urban landscapes are being forcefully transformed: in first-tier cities such as Beijing, Shanghai, and Guangzhou but also in many other large cities such as Chongqing, Dalian, Shenzhen, Suzhou, Nanjing and Xi’an, skyscrapers mushroom in central areas; fast elevated multilane roads extend to suburbs where gated communities, development zones, and high-tech parks are scattered. Infrastructure is being built at an unbelievable pace“ (WU 2007a, S. 3).

Die Skyline des neuen Wirtschaftszentrums „Pudong“ in Shanghai und die architektonisch nach westlichen Vorbildern gestalteten Büro- und Wohnkomplexe entlang der Hauptverkehrsachsen Pekings (vgl. Abb. 30, rechtes Bild) versinnbildlichen diesen von WU beschriebenen Entwicklungsprozess.



Abb. 30: Die Skyline von Pudong in Shanghai (linkes Bild) und architektonisch modern gestaltete Büro- und Wohnkomplexe entlang der Hauptverkehrsachsen in Peking (rechtes Bild) als Symbole für die Einbindung in globale Netzwerke und Internationalisierung (eigene Aufnahmen 2006)

4.1.2 Sozioökonomische Disparitäten und Migration

Die Dynamiken des ökonomischen Aufschwungs und städtebaulichen Booms Chinas erhöhen jedoch nicht nur den Lebensstandard für weite Teile der Bevölkerung, sondern führen aufgrund ihres starken regionalen Bezugs auf die Küstenregionen gleichzeitig zu gravierenden sozialräumlichen und sozioökonomischen Disparitäten (vgl. WEHRHAHN und BERCHT 2008, S. 21 f.). In Bezug auf die Integration in globale Märkte, die ökonomische Leistungsfähigkeit, die staatlichen Investitionen, die Infrastrukturausstattung und das Einkommen besteht ein starkes

Gefälle zwischen den prosperierenden Küstenregionen und dem Binnenland einerseits sowie zwischen den städtischen und ländlichen Gebieten andererseits (vgl. diesbezüglich das Beispiel der Guangdong Provinz in WEHRHAHN und BERCHT 2008). Das Ausbleiben einer flächendeckenden Wirtschaftsentwicklung Chinas führte zu einem enormen Anstieg der Land-Stadt-Migration innerhalb der Volksrepublik. So hatten 2005 etwa 12 % (rund 150 Millionen) der chinesischen Bevölkerung den Status eines Migranten (mit ländlichem *hukou*, vgl. nachfolgenden Absatz). Gegenwärtige Studien prognostizieren ferner eine durchschnittliche Steigerungsrate des Migrantenanteils von 5 % pro Jahr, so dass voraussichtlich 2015 rund 200 Millionen und 2025 rund 250 Millionen chinesische Migranten in der Volksrepublik leben werden (vgl. ausführlicher FAN 2008a, Kap. 1 und 2; FAN 2008b). Aufgrund des für die Untersuchung der Fallstudie „Shibi Village“ so bedeutsamen Faktors der Land-Stadt-Migration sind folgende Hintergrundinformationen für das Nachvollziehen verschiedener Zusammenhänge erforderlich.

Die Prozesse von Migration und insbesondere ihre Einflüsse auf städteräumliche und gesellschaftspolitische Entwicklungen sind im chinesischen Untersuchungskontext nicht losgelöst vom staatlichen Haushaltsregistrierungssystem (chines. *hukou*-System) zu analysieren, das 1958 vor dem Hintergrund massiver Wirtschafts- und Versorgungsdefizite in ländlichen Regionen und der daraus resultierenden Land-Stadt-Flucht als institutionelles Schlüsselement zur Mobilitätskontrolle und (Re-)Stabilisierung der sozialen Ordnung eingeführt wurde (vgl. ausführlicher FAN 2008a, Kap. 3; MÜLLER und WEHRHAHN 2009). In Abhängigkeit des (ländlichen oder städtischen) Dauerwohnsitzes wird eine Person entweder als Mitglied eines ländlichen oder städtischen Haushalts registriert, wobei der Ort dieser Registrierung (der *local hukou*) ebenfalls von Relevanz ist. So richten sich beispielsweise in Peking einzelne Stellenausschreibungen lediglich an Personen mit einem Peking-*hukou* und nicht an Arbeitssuchende mit *local hukous* aus anderen Städten (vgl. FAN 2008a, S. 41). Der *hukou*-Status beeinflusst in entscheidendem Maße „people’s lives and access to resources and benefits“ (ebd., S. 45). In der Stadt wird nur Personen (einschließlich Kindern) mit einem städtischen *hukou* der Zugang zu Bildung, Krankenversorgung und Sozialversicherungen gewährt. In der Stadt lebende Migranten mit einem ländlichen *hukou* können diese Einrichtungen und Sozialversorgungen laut Gesetz (weitestgehend) nur in ihrem Heimatort (*local hukou*) beanspruchen. In Guangzhou beispielsweise ist der Schulbesuch für Migrantenkinder vereinzelt gegen Entrichtung von Extra-Gebühren möglich (vgl. Kap. 6).

Bis Ende der 1980er Jahre war der Bevölkerung mit ländlichen *hukous* der Umzug vom Land in die Stadt ohne behördliche Genehmigung strikt untersagt (eine Ausnahme beinhaltete u. a. der Nachweis über einen Studien- oder Arbeitsplatz in der Stadt).

„Therefore, the hukou system made China one of the most static societies in terms of population mobility in the world“,

konstatiert WANG (2002, S. 24). Erst im Zuge der Reform- und Öffnungspolitik 1978 und des steigenden Arbeitskräftebedarfs in den Städten und Küstenregionen

lockerte die Regierung graduell die Bestimmungen des Haushaltsregistrierungssystems. 1984 wurden erstmalig temporäre – halbjährlich oder jährlich – zu erneuernde Aufenthaltsgenehmigungen an in der Stadt lebende Migranten mit ländlichen *hukous* ausgestellt. Seit Ende der 1980er Jahre ist der käufliche Erwerb städtischer *hukous* gegen (äußerst) hohe Gebühren ermöglicht und seit 2001 können Migranten in kleinen Städten den städtischen *hukou* unter Nachweis eines Wohn- und Arbeitsplatzes erhalten (vgl. ausführlicher FAN 2008a, Kap. 3; WANG 2002). In größeren Städten bestehen hingegen unterschiedliche und oftmals strengere Nachweiskriterien. In den Metropolen Peking, Shanghai und Guangzhou ist der *hukou*-Status allerdings nach wie vor „a primary gatekeeper“ (FAN 2008a, S. 51). Guangzhou beispielsweise revidierte 2002 zuvor eingeführte Lockerungen des *hukou*-Systems „on the grounds that migrants overloaded the urban infrastructure“ (ebd., S. 51); temporäre Aufenthaltsgenehmigungen werden jedoch ausgestellt.

Die durch den Boom der Bau- und Immobilienbranche bedingte Nachfrage nach vergleichsweise günstigen Arbeitskräften sowie geringe landwirtschaftliche Erträge, Arbeitslosigkeit, Armut, fortschreitende Bodendegradationen (z. B. durch industrielle Abwässer) in ländlichen Regionen und der generelle Wunsch, am Aufschwung Chinas und am Globalisierungsprozess auf unterschiedliche Weise zu partizipieren, stellen wichtige Einflussfaktoren auf die Prozesse der Stadt-Land-Migration dar. Offiziellen Angaben zufolge betrugen 2008 die städtischen jährlichen Pro-Kopf-Einkommen 15 780 Yuan (2008 entsprachen zehn Yuan rund einem Euro), die ländlichen 4761 Yuan; das entspricht einem Verhältnis von 3,31:1 (zum Vergleich 1990: 2,2:1; vgl. National Bureau of Statistics of China 2009). Steigende Einkommensdisparitäten finden ebenfalls Ausdruck im Gini-Koeffizienten, der in China 1978 noch bei 0,21 lag und 2004 bereits einen Wert von 0,45 (europäische Staaten: zwischen 0,24 und 0,36; USA rd. 0,4) erreichte (vgl. DOLLAR 2007, S. 6). „Die Armen werden immer ärmer, und die Reichen immer reicher“, bringt HE (2006, S. 264) lakonisch zum Ausdruck.

Trotz des enormen Wirtschaftswachstums Chinas ist die Volksrepublik noch immer als Entwicklungsland einzustufen. So stieg nach Angaben des „Human Development Report 2010“ zwar das Pro-Kopf-Einkommen zwischen 1970 und 2010 um das Einundzwanzigfache, doch das derzeitige Pro-Kopf-Einkommen Chinas von 2940 US-Dollar im Jahr 2008 beträgt nur ein Fünftel des Durchschnitts der entwickelten Länder (vgl. HDR 2010, S. 42). Die positive Evaluierung des Wirtschaftswachstums Chinas ist somit in Relation zur Gesamtbevölkerungszahl des Landes und vor dem Hintergrund wachsender sozioökonomischer und regionaler Disparitäten zu bewerten. Die Widersprüche sind groß, wie BELWE (2006, S. 2) verallgemeinernd herausstellt, und betreffen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gleichermaßen:

„Es gibt Ansätze einer Zivilgesellschaft neben dem Beharrungsvermögen der Diktatur, makroökonomische Stabilität neben sozialem Chaos, irrwitzigen Reichtum neben bitterster Armut“ (ebd., S. 3).

4.2 DIE MEGASTADT GUANGZHOU IM PERLFLUSSDELTA

Seit Beginn der graduellen Weltmarktöffnung Chinas in den 1980er Jahren ist das in der südchinesischen Guangdong Provinz gelegene Perlflussdelta (engl. *Pearl River Delta*, kurz PRD; vgl. Abb. 31), in dem auch die Stadt Guangzhou liegt, Vorreiter und Motor des wirtschaftlichen Reformprozesses. Vor diesem Hintergrund eignet sich das Perlflussdelta in besonderem Maße als übergeordnetes demonstratives Regionalbeispiel für die Darlegung der komplexen Wirtschaftsdynamiken und vielschichtigen Prozesse der Urbanisierung, Migration, sozioökonomischen Veränderungen und des *Global Change* in China.

„In more than two decades, the PRD has become the most dynamic area with the highest rate of development in the country“ (CHEN und LI 2006, S. 29).

Die frühe Gründung der drei „von den konservativen Kräften Pekings“ (BREITUNG 2008, S. 55) entfernten Sonderwirtschaftszonen Shantou, Shenzhen und Zhuhai in der Guangdong Provinz 1980, die historischen Auslandskontakte sowie die räumliche Nähe des Perlflussdeltas zu Investoren aus Hongkong und Macau forcierten den Transformationsprozess des Perlflussdeltas von der traditionellen „Reiskammer und des Obstgarten Chinas“ (IPSEN 2004, S. 28) zu „China’s economic powerhouse and it’s most developed region“ (FRIEDMANN 2005, S. 27).

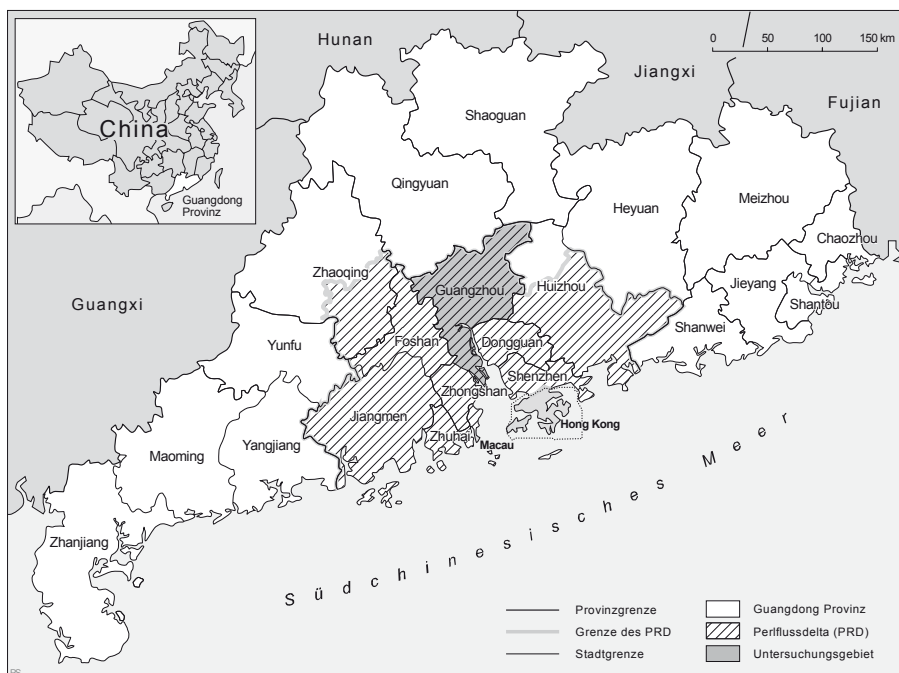


Abb. 31: Das Perlflussdelta in der südchinesischen Guangdong Provinz (eigene Darstellung)

2005 trug das Perlflussdelta rund 80 % zum Bruttoinlandsprodukt der Guangdong Provinz bei, 1/10 zum Bruttoinlandsprodukt Chinas und erreichte einen Urbanisierungsgrad von 72,7 % (vgl. ausführlicher YUENG und SHEN 2009). Rund 45 Millionen Menschen und somit rund 3,9 % der Gesamtbevölkerung Chinas bzw. knapp 50 % der Gesamtbevölkerung Guangdong, lebten im Jahr 2006 im Perlflussdelta (vgl. NG 2008). Dieses auch als mega-urbaner Agglomerationsraum bezeichnete Gebiet entspricht mit einer Fläche von 41 698 km² knapp der Größe Dänemarks (43 098 km²) und ist kleiner als das deutsche Bundesland Niedersachsen (47 627 km²). Die Guangdong Provinz ist hingegen mit einer Fläche von rund 178 000 km² etwa halb so groß wie Deutschland (357 112 km²) und ist mit rund 95 Millionen Einwohnern die bevölkerungsreichste und am dichtesten besiedelte Provinz Chinas; die Besiedlungsdichte lag 2008 bei 530 Einwohnern pro km² (zum Vergleich Deutschland: 230 Einwohner pro km²; vgl. OECD 2010, S. 32). Ferner schließt das so genannte *Greater Pearl River Delta* die Sonderverwaltungszone Hongkong und Macao ein und umfasst hiernach rund 52 Millionen Einwohner (vgl. ausführlicher OECD 2010). Für eine detaillierte Darstellung des Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Siedlungswachstums sowie vielschichtiger Landnutzungsänderungen im Perlflussdelta sei auf LI und YEH (2004), WONG et al. (2003) und die Beiträge in YEH et al. (2006) verwiesen.

Guangzhou, auch bekannt als Kanton (vgl. Abb. 32), ist die Hauptstadt der Provinz Guangdong (vgl. obige Abb. 31) und mit derzeit 10,3 Millionen (statistisch erfassten) Einwohnern (zum Vergleich Portugal: 10,6 Millionen) auf einer Fläche von 7 434 km² vor Shenzhen (8,9 Millionen) die größte von den insgesamt 9 Städten im Perlflussdelta und nach Shanghai (19,2 Millionen) und Peking (17,5 Millionen) die drittgrößte Chinas (vgl. National Bureau of Statistics of China 2010).



Abb. 32: Die südchinesische Stadt Guangzhou am Perlfluss (eigene Aufnahmen 2008 und 2009)

Guangzhou gehört mit einer über 2100-jährigen Geschichte zu den ältesten Städten der Volksrepublik, war bereits im 7. Jahrhundert (Tang Dynastie) eine der wichtigsten Hafenstädte weltweit und stellte insbesondere im 18. Jahrhundert das internationale Handelszentrum Chinas dar; im Jahr 1840 betrug die Einwohnerzahl Guangzhous bereits über eine Million (vgl. XU und YEH 2003, S. 363). Im Zuge der im Rahmen der Opium-Kriege im 19. Jahrhundert erfolgten Öffnung weiterer Handelshäfen in China, u. a. in Shanghai, und der zunehmenden Konkurrenz zu Hongkong sank jedoch die ökonomische Vormachtstellung Guangzhous, die es auch unter der kommunistischen Führung ab 1949 nicht zurückerlangen

konnte (für einen tiefer gehenden Einblick in die Geschichte Guangzhous siehe DAMING 2005, SCHINZ 1989 sowie XU und YEH 2003).

Erst unter dem Einfluss seiner Weltmarktöffnung 1984 und des wirtschaftlichen Booms der Perlflusdelta-Region (re-)avancierte Guangzhou zum

„political, economic, educational, cultural, as well as scientific and technological centre of the Guangdong Province and southern China“ (XU und YEH 2003, S. 361).

In einem Zeitraum von rund 30 Jahren stieg die Einwohnerzahl Guangzhous um 114 % von 4,8 Millionen im Jahr 1978 auf 10,3 Millionen im Jahr 2009 und das Bruttoinlandsprodukt der Stadt erhöhte sich seit 1978 stetig von 4,3 Milliarden RMB über 189 Milliarden RMB im Jahr 1998 auf 913 Milliarden RMB (rund 99 Milliarden Euro) im Jahr 2009 (vgl. Guangzhou Municipal Statistics Bureau 2010). Ferner vergrößerte sich im Zuge einsetzender Urbanisierungsprozesse die städtische Bebauungsfläche von Guangzhou von 71,8 km² im Jahr 1979 um das 8,5-fache auf 608 km² im Jahr 2003. Gleichzeitig halbierte sich nahezu die landwirtschaftlich Nutzfläche von 249 479 ha (1978) auf 100 784 ha im Jahr 2009 (vgl. ebd. 2010; WU et al. 2007, S. 276).

4.2.1 Das Konzept der Megastadt

Guangzhou hat sich zu einer Megastadt entwickelt, einer Stadt mit einer Einwohnerzahl in zweistelliger Millionenhöhe und einer Fläche von 7 434 km², die knapp dreimal der Größe Luxemburgs (2 586 km²) entspricht. Sind dies die elementaren Charakteristika einer Megastadt, eines bezüglich seines dynamischen Bevölkerungs- und Flächenwachstums neuen Phänomens der weltweiten Urbanisierung? Hinsichtlich seiner Abgrenzungsmerkmale wird der Megastadt-Begriff in der Literatur durchaus kontrovers diskutiert. Je nach definitorischer Auffassung sind Städte mit mindestens fünf, acht oder zehn Millionen Einwohnern als *Megastädte* zu bezeichnen. Partiiell werden zusätzlich Schwellenwerte der Mindestdichte von 2 000 Einwohnern pro km² als erforderliches Erfüllungskriterium herangezogen oder lediglich Städte mit monozentrischen Strukturen berücksichtigt (vgl. ausführlicher KRAAS und NITSCHKE 2006; SCHWENTKER 2006). In einem erweiterten, auch dieser Arbeit zugrunde liegenden Begriffsverständnis sind ebenfalls polyzentrische Agglomerationen wie das Perlflusdelta oder Rhein-Ruhr-Gebiet „als funktional integrierte mega-urbane Räume“ (KRAAS 2010, S. 184) in das Konzept der Megastadt einzubeziehen.

In Anlehnung an KRAAS und NITSCHKE (2008, S. 448) sowie LEE (2007) bleiben jedoch rein quantitative Abgrenzungen aufgrund uneinheitlicher Erhebungsverfahren und Raumabgrenzungen unbefriedigend; Ranglisten über die größten Städte der Welt fallen demnach unterschiedlich aus. Schwierigkeiten bereiten insbesondere Statistiken der chinesischen Regierung, die ein (in der Regel ausge-dehntes) agrares Umland in die administrativ-statistische Abgrenzung chinesischer Städte einbeziehen, Bezugsflächen allerdings selten angeben. Ferner ist statistischen Angaben zur Stadtbevölkerung Chinas nicht immer eindeutig zu ent-

nehmen, ob diese den Anteil der registrierten Migranten (mit ländlichem *hukou*, vgl. Kap. 4.1.2) inkludieren, exkludieren oder Schätzungen über die Anzahl nicht registrierter Personen bereits beinhalten (vgl. auch LEE 2007; YAN et al. 2006). Vor diesem Hintergrund sind chinesische Bevölkerungsstatistiken sowie Länder vergleichende Studien in Bezug auf städtische Einwohnerzahlen unter Vorbehalt zu betrachten und lediglich als richtungsweisender Orientierungsrahmen anzusehen.

Das Konzept der Megastadt, betont SOJA (2000, S. 235),

„refers both to the enormous population size of world's largest urban agglomerations, and to their increasingly discontinuous, fragmented, polycentric, and almost kaleidoscopic socio-spatial structure“.

Seiner Ansicht nach ist eine über die quantitative Abgrenzung von Megastädten hinausgehende qualitative Analyse von stadt- und sozialräumlichen Prozessen erforderlich. Für diese Einnahme einer mehrdimensionalen Perspektive wird ebenfalls im Kontext des vorliegenden Beitrags plädiert. Ob eine Stadt die Einwohnerzahl von fünf, acht oder zehn Millionen aufweist oder die Kriterien einer Mindesteinwohnerdichte erfüllt, ist weniger entscheidend. Vielmehr stehen, wie auch KRAAS (2010) und WEHRHAHN und HAUBRICH (2010) hervorheben, die komplexen Entwicklungsdynamiken und Dimensionen von rasantem Flächen- und Bevölkerungswachstum, das Zusammenspiel zahlreicher und unterschiedlicher Akteurskonstellationen, die vielfältigen Knotenpunkte internationaler Verflechtungen sowie die

„hohe Konzentration von Bevölkerung, Infrastruktur, Kapital und Entscheidungsmacht“ (KRAAS 2010, S. 185)

im Fokus der Betrachtungen. Soziale, ökonomische, politische, ökologische und kulturelle Prozesse sind geprägt von hoher Eigendynamik, Vielschichtigkeit, Überlagerung und Gleichzeitigkeit sowie von ihren reziproken, sich

„zum Teil selbst verstärkende[n] Beschleunigungs- und Rückkopplungseffekte[n]“ (ebd., S. 185; vgl. ausführlicher KRAAS 2010; YAN 2006).

Insbesondere in China charakterisieren verallgemeinernd betrachtet sowohl Phänomene der städteräumlichen Fragmentierung, sozialen Polarisierung und Diversifizierung innerurbaner Zentren (vgl. SCHOLZ 2004), intensive Expansions-, Suburbanisierungs- und innerurbane Verdichtungsprozesse als auch infrastrukturelle Überlastungserscheinungen sowie umfassende städtebauliche Restrukturierungsmaßnahmen den rasanten Urbanisierungsprozess von Megastädten (vgl. KRAAS 2010; WU et al. 2007; YAN et al. 2006). Begleitet werden diese Entwicklungen KRAAS (2010, S. 185) zufolge oftmals von einem steigenden Verlust der Regierung und Steuerbarkeit von Städten bei gleichzeitiger Zunahme von Informalität, d. h. von selbstregulativen Prozessen in Bezug auf wirtschaftliche Aktivitäten (z. B. Straßenhandel, Müllsammlung), Bautätigkeiten (z. B. Ausweitung von Wohnraum) oder von personengebundenen Absprachen innerhalb sozialer Netzwerke (vgl. hierzu auch die Beiträge zum Konzept *Urban Informality* in ROY und AL-SAYYAD 2004).

Jenseits dieser Verallgemeinerungen von qualitativen Charakteristika hat dennoch jede Megastadt eine eigene Geschichte, eine eigene Identität. Die Dynamik von Städten macht, wie LEE (2007, S. 65) treffend herausstellt,

„jede städtische Region zu einem besonderen Platz, einer unverwechselbaren sozialen und milieugeprägten Szenerie, um die sich Loyalitäten und Antipathien herausbilden können“.

Je nach Betrachtungswinkel bieten Megastädte Projektionsflächen für Wachstum und Verfall, Aufbau und Niedergang, Ressourcenverbrauch und Nachhaltigkeit, Umweltverschmutzung und grüne Stadtlandschaften, Lebenschancen und -risiken, Zugang und Ausschluss, Wohlstand und Armut, Stress und Wohlempfinden oder Hoffnung und Enttäuschung. Es ist die Intention des nachfolgenden Kapitels 4.2.2, die Dimensionen der rasanten urbanen Transformationsprozesse und ihre Vielschichtigkeiten an ausgewählten Beispielen der Megastadt Guangzhou aufzuzeigen und dadurch den für die Analyse der Fallstudie „Shibi Village“ wichtigen gesamtstädtischen Kontext zu eröffnen.

„Guangzhou presents an excellent opportunity to show how the local state builds up an entrepreneurial city through place-based strategic promotion and entrepreneurial image creation under soft budget constraints“,

betonen WU et al. (2007, S. 206) und begründen dieses Vorgehen Guangzhous insbesondere mit seiner räumlichen Lage im Perflussdelta, „where perhaps the most intensive intercity competition in China can be found“ (ebd., S. 206). Um sich als Zentrum für Politik, Wirtschaft, Transport, Kultur, Wissenschaft und Bildung im zunehmenden Konkurrenzkampf vor allem gegen Hongkong und die aufstrebenden (Nachbar-)Städte Shenzhen, Dongguan und Foshan im Perflussdelta (vgl. obige Abb. 31), aber auch auf nationaler Ebene gegen Shanghai und auf internationaler Ebene behaupten und ausbauen zu können, initiiert die Stadtregierung von Guangzhou tief greifende urbane Restrukturierungsprozesse mit enormen Ausmaßen und außerordentlicher Geschwindigkeit (vgl. WU und ZHANG 2007; XU und YEH 2003, 2005). Das im Jahr 2008 offiziell verkündete Ziel der Stadtregierung ist die Formierung Guangzhous „into a ‘national central city’, ‘comprehensive portal city’ and ‘international metropolitan city’“ (ZHU et al. 2011, S. 223).

4.2.2 Dimensionen urbaner Transformationsprozesse in Guangzhou

Vor dem Hintergrund von Globalisierungseinflüssen, der Positionierung und Profilierung im regionalen, nationalen und internationalen Städtewettbewerb sowie der Konkurrenz um Finanz-, Sach- und Humankapital lassen sich komplexe und unterschiedliche Dimensionen urbaner Transformationsprozesse in Guangzhou beobachten. Im Kontext der vorliegenden Arbeit ist der Begriff „Transformation“ (lat. *transformare*: umformen, verwandeln) als Synonym zu den Termini Veränderung, Umformung oder Wandel aufzufassen. Mit dem Begriff „urban“ wird eine klare Eingrenzung auf stadtbezogene Prozesse vorgenommen, die sich in diesem

Beitrag primär auf sozioökonomische, sozialräumliche und städtebauliche Veränderungen innerhalb der administrativen Stadtgrenze Guangzhous beziehen.

Das Verwaltungsgebiet von Guangzhou umfasst insgesamt zehn Distrikte und die zwei kreisfreien Städte Conghua und Zengcheng (engl. *county-level cities*) im Norden und Osten der Stadt (vgl. Abb. 33 auf der Folgeseite). Die beiden ehemaligen Städte und heutigen Distrikte Huadu im Nordwesten und Panyu im Süden wurden erst im Jahr 2000 im Zuge stadträumlicher Expansionsvorhaben auf Seiten Guangzhous in die administrative Stadtgrenze eingegliedert:

„This annexation opens up new growth space for Guangzhou’s expansion“ (WU und ZHANG 2007, S. 726).

Aufgrund der Lage des Baiyun Mountain und zu schützender Trinkwasserreservoir im Norden der Stadt, der westlichen Angrenzung zur Stadt Foshan und der hohen Bebauungsdichte der westlich gelegenen Altstadt (vgl. Abb. 34) ist die städtebauliche Entwicklung Guangzhous vorrangig auf den Osten und Süden des Stadtraumes ausgerichtet:

„The [...] spatial policy is called ‘expansion in the south, optimisation in the north, advance in the east, and linkage in the west’“ (XU und YEH 2003, S. 371).

Gemäß des im Jahr 2000 verabschiedeten *Guangzhou Urban Development Concept Plan* (auch *Strategic Plan* genannt; vgl. ausführlicher WU 2007b; WU und ZHANG 2007) erfolgt somit die Implementierung der Wachstumsimpulse entlang der offiziell ausgeschriebenen städtischen Entwicklungsachsen (vgl. Abb. 33). Erklärtes Ziel ist die Schaffung eines polyzentrischen Wachstumsgefüges „to develop the so-called ‘mountain and water city’“ (WU 2007b, S. 385); eine Stadt, die sich vom nördlichen Baiyun Mountain über einen zweiten neuen CBD im Panyu Distrikt bis zum südlichen Nansha Deep Water Port erstreckt.



Abb. 34: Traditionelle Wohn- und Geschäftsviertel in der dicht bebauten Altstadt von Guangzhou (eigene Aufnahmen 2007 und 2011)



Abb. 33: Städtische Entwicklungsachsen und Infrastrukturprojekte in Guangzhou seit 2000 (eigene Darstellung; Datengrundlage: Guangzhou Urban Planning Bureau 2005)

Megaprojekte und neuer CBD

„The idea of large projects to achieve headline economic growth and to build up city image and competitiveness“ (XU und YEH 2005, S. 292)

ist wegweisend für die Stadtentwicklungspolitik der Regierung Guangzhous. Seit Mitte der 1990er Jahre und verstärkt seit der Annektierung Panyus im Jahr 2000 sind innerhalb weniger Jahre zahlreiche verkehrsinfrastrukturelle Großprojekte wie die Errichtung des Baiyun International Airport, des Nansha Deep Water Port oder der Guangzhou South Railway Station (vgl. ausführlicher Kap. 4.3.1) zwecks Etablierung Guangzhous als nationalem und globalem Umschlagplatz für Güter- und Personenverkehr durchgeführt worden (vgl. XU und YEH 2003, 2005). Ferner ist es das prioritäre Anliegen, mit „fancy face-lifting projects“ (WU et al. 2007, S. 213), z. B. der Grand Opera House, der Guangzhou University Town, des Guangzhou TV Tower oder der CITIC Plaza, sowie der Initiierung von Megaevents (z. B. der zweimal jährlich stattfindenden *China Import and Export Canton Fair* oder der Asienspiele 2010), das Image Guangzhous als „world-class city with international standard“ (XU und YEH 2003, S. 372) zu prägen und zu stabilisieren (vgl. hierzu auch die Inhaltsanalyse von ZHU et al. 2011 zu den das Image einer *globalizing city* produzierenden Werbeplakaten in Guangzhous Metrostationen). Um eine über die Landesgrenzen Chinas hinausgehende Beachtung zu erlangen, sind diese exemplarisch aufgezeigten Projekte weitestgehend in internationaler Zusammenarbeit mit weltweit renommierten Planern und Architekten verwirklicht worden (vgl. ausführlicher WU et al. 2007, S. 213).

„The most striking change in the Chinese urban landscape is the central areas“, betonen WU et al. (2007, S. 247). Auch nach KRAAS (2009, S. 5 f.) sind die tief greifenden und flächenintensiven Umstrukturierungs- und Umbaumaßnahmen in-nerhalb der innerstädtischen Zentren mit zumeist dominanter Hochhausbebauung, exklusiven Büro- und Wohnarealen und (post-)modernen Konsum-, Kultur- und Freizeiteinrichtungen das sichtbarste Kennzeichen einer hohen Entwicklungsdynamik. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts wird in Guangzhou auf vormals intensiv genutzten Agrarflächen vom Tianhe Distrikt ausgehend entlang der Nord-Süd-Achse bis zum Haizhu Distrikt der neue CBD „Zhujiang New Town“ errichtet (vgl. Abb. 33 und 35), der mit einer Fläche von 228 km² (vgl. WU et al. 2007, S. 213) knapp viermal der Größe des New Yorker Stadtteils Manhattan (59,5 km² ohne Wasserflächen) entspricht.



Abb. 35: Der CBD „Zhujiang New Town“ im Tianhe Distrikt von Guangzhou (eigene Aufnahmen 2011)

„The development of a CBD to accommodate the global financial industry is regarded as the key strategy in promoting this concept that the ‘great international city’ should have a ‘downtown’“ (WU et al. 2007, S. 247 in Anlehnung an GAUBATZ 2005; vgl. auch Kap. 4.1.1).

Die Entstehung von *CBDs* könnte, so BREITUNG (2008, S. 56), auch „als das Ankommen in der globalen ‚Normalität‘“ bewertet werden.

Prozesse räumlicher Fragmentierung und sozialer Polarisierung

Die raumgreifenden Ansprüche insbesondere ökonomisch privilegierter Bevölkerungsgruppen spiegeln sich in Verbindung mit einer Zunahme internationaler Einflüsse auf Wirtschaft, Politik und Gesellschaft in vielfältiger, teils fragmentierender Weise im Stadtbild wider; die globalen Flüsse lokalisieren sich in Guangzhou. Die Expansion transnationaler Unternehmen, die Niederlassung zahlreicher Global Player wie McDonalds, IKEA oder Starbucks, die Errichtung moderner Malls und Shopping Center (vgl. Abb. 36) nach westlichen Idealen oder die Entstehung riesiger Internethallen korrelieren mit wachsender Internationalisierung, neuen Konsumgewohnheiten, einer Diversifizierung von Werten und Lebensstilen sowie steigenden Einflüssen der Massenmedien, die Erwartungen wecken und Wünsche kreieren (vgl. Abb. 37).



Abb. 36: Prozesse der Globalisierung und Internationalisierung in Guangzhou (eigene Aufnahmen 2008)



Abb. 37: Plakatierung von Schönheitsidealen nach westlichen Vorbildern: höhere Attraktivität durch markelose Zähne (linkes Bild) und mehr Charme durch schlankes Aussehen (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2011)

„Culturally, urban life has been greatly enriched [...] including active night life, entertainment, high fashion, more reading materials“, stellt MA (2009, S. 70) heraus. Für die vorliegende Untersuchung relevant ist in diesem Zusammenhang ins-

besondere die Frage, ob diese Prozesse einen Einfluss auf das Verhalten der Einwohner von Shibi Village nehmen (z. B. hinsichtlich der Generierung neuer Ziele).

Die weitgehend (neoliberalen) Marktmechanismen überlassene Stadtentwicklung (vgl. HE und WU 2009) folgt offenbar nordamerikanischen Vorbildern: Einerseits erwachsen neue Stadtzentren mit futuristischer Architektur nach dem Vorbild der CBDs, andererseits entstehen im Rahmen von Suburbanisierungsprozessen Wohnquartiere, Wissenschafts- und Industrieparks im sub- und periurbanen Raum sowie axiale „Fließräume“ (IPSEN 2004, S. 29) mehrspuriger Highways, die rasche Expansionsprozesse gewährleisten und Guangzhou verstärkt in das regionale Städtetz des Perlflossdeltas integrieren. „Guangzhou is evolving from a compact city to a dispersed metropolis“, bringen auch WU et al. (2007, S. 270) zum Ausdruck. Der Abriss historischer Altbauten, die Auflösung traditioneller Siedlungsstrukturen sowie die Durchführung von Neu- und Umbaumaßnahmen dominieren die urbanen Restrukturierungsprozesse (vgl. Abb. 38).



Abb. 38: Flächendeckender Abriss ganzer Wohnviertel (linkes Bild) und Straßenneubau als Verbindungssache zwischen Haizhu Distrikt und dem nördlichen CBD „Zhujiang New Town“ (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2007 und 2008)

Ferner führen städteräumliche Expansionen zu einer engen Verzahnung städtischer und ländlicher Nutzungsflächen (vgl. Abb. 39). Die Regierung Guangzhous und die mit der Umsetzung stadtplanerischer Ziele beauftragten Institutionen (einen detaillierten Einblick in die Stadtplanungsstruktur Guangzhous gewähren WU et al. 2007, S. 134 ff.) „struggle to keep up with the pace of change“ (WU 2007b, S. 388). Unkontrolliert ablaufende Expansions- und städtebauliche Überformungsprozesse sowie eine primär an Investoren und ökonomischen Interessen ausgelegte Politik kennzeichnen weitestgehend die Stadtentwicklung Guangzhous (vgl. auch WEI und ZHAO 2009).

„The new urban spatial structure in Guangzhou is characterized by both urban redevelopment and urban expansion, particularly leapfrogging urban sprawl“,

betonen Wu et al. (2007, S. 271). Während das *Danwei*-System die sozialräumliche Mischung förderte, ist eine zunehmende Auflösung der bisherigen Stadtstrukturen und -funktionen zu erkennen, die Mobilität erzwingt und Formen sozial-



Abb. 39: Flächenexpansion städtischer Bebauung entlang der Nord-Süd-Entwicklungssachse in das ländlich geprägte Stadtumland (linkes Bild) und neue Hochhaussiedlung im südlich gelegenen periurbanen Raum von Guangzhou (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2008)

räumlicher Fragmentierung herausbilden lässt (vgl. auch WEHRHAHN und HAUBRICH 2010).

„Commercialization of urban housing has served as a filter, sorting out the urban population in different areas with different housing quality, giving rise to new space of differentiation and marginalization exemplified by exclusive gated communities and dilapidated migrant enclaves“ (MA 2009, S. 70).

So liegen moderne Wohnhauskomplexe, Villenviertel und *Gated Communities* (vgl. ausführlicher HUANG 2006; WU 2010) in unmittelbarer Nachbarschaft zu traditionellen, einfach ausgestatteten Wohnquartieren und ländlich geprägten Behausungen.

Diese Entwicklung ist Ausdruck einer wachsenden sozioökonomischen Ausdifferenzierung der Stadtbevölkerung und kontinuierlichen Zunahme sozialer Polarisierungen. Dem Abstieg ehemals privilegierter Gruppen (z. B. städtischer Facharbeiter) steht nach HEBERER und SCHUBERT (2008, S. 56) der Aufstieg neuer Eliten (z. B. Privatunternehmer, Professionals) gegenüber.

Die ärmsten Gruppen umfassen Migranten mit ländlichen *hukous* sowie von Arbeitslosigkeit betroffene Personen; der Mittel- und Oberschicht sind hingegen vor allem Einwohner mit hohen Bildungsabschlüssen und entsprechenden Qualifikationen für den Arbeitsmarkt zugehörig (vgl. ausführlicher WANG 2004; WU et al. 2010). Vor dem Hintergrund der Urbanisierungs- und Globalisierungsprozesse weist ferner die Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich ihrer Herkunft eine wachsende Heterogenität auf, die sich aufgrund ethnischer Segregationsprozesse zunehmend auch auf sozialräumlicher Ebene offenbart (vgl. LI 2008). Migranten aus unterschiedlichen Provinzen Chinas, Händler und Unternehmer aus Afrika, Korea, Russland, dem Nahen Osten sowie *Expatriates* aus Europa und Amerika wohnen jeweils vorwiegend konzentriert in unterschiedlichen Straßenzügen oder Stadtvierteln. So bevorzugen beispielsweise *Expatriates* das Villenviertel auf der im Perlfluss gelegenen Ersha Island im Yuexiu Distrikt, während Migranten hingegen vorrangig den finanziell günstigen Wohnraum in *Urban Villages* beanspruchen (vgl. ausführlicher LI 2008).

Das Phänomen der Urban Villages im Kontext von Enteignungsverfahren

„The urban village is a special phenomenon in China’s political and economic transition“, betonen LIU et al. (2010, S. 136). Ein *Urban Village* (chines. *cheng-zhongcun*), das auch als „urbanisiertes Dorf“ oder „Dorf in der Stadt“ bezeichnet wird, ist der Definition nach

„a rural community in urban built-up areas because of drastic urban sprawl, suburbanization and industrial dispersion“ (YAN und WEI 2004, S. 60).

Gemäß chinesischer Verfassung (Art. 10, Abs. 2) gehört der Boden in ländlichen Gebieten nicht dem Staat, sondern ist Kollektiveigentum der dörflichen Gemeinschaften (vgl. ZHEN 2004). Der Staat ist allerdings auf verfassungsrechtlicher Grundlage nach Art. 10, Abs. 3 ermächtigt, Grund und Boden für seine Belange zu enteignen oder zu beschlagnahmen, sofern es das öffentliche Interesse in Übereinstimmung mit den gesetzlichen Vorschriften erfordert und dem Wohl der Allgemeinheit dient (vgl. ausführlicher RUHE 2007). Eine definitorische Konkretisierung des unbestimmten Rechtsbegriffs des Allgemeininteresses nimmt der Gesetzgeber allerdings nicht vor, so dass die Ermittlung von Sinn und Inhalt (weitgehenden) Spielraum für Interpretationen lässt (vgl. ausführlicher LACKNER und LACKNER 2011).

Städtebauliche Maßnahmen und Megaprojekte im Kontext von Urbanisierungsprozessen werden im Rahmen des öffentlichen Interesses durchgeführt und legitimieren folglich die Enteignung von Eigentum an Häusern und von Kollektiveigentum an Land, so auch im Falle der Konstruktion des Südbahnhofs in Shibi Village (vgl. vorgreifend Kap 4.3). Erst die rigorose Anwendung von Enteignungsverfahren ermögliche, wie FLÜCHTER und WANG (2008, S. 58) kritisch anmerken, die „Manhattisierung“ vieler chinesischer Großstädte“. Im Zuge städteräumlicher Expansionsprozesse ins ländlich geprägte Umland werden die ursprünglich traditionellen Dörfer zunehmend von urbanen Nutzflächen umschlossen (vgl. Abb. 40). Es stellt sich die Frage, inwiefern die Fallstudie „Shibi Village“ diesen Einflüssen unterliegt.



Abb. 40: Die Urban Villages Xiancun (linkes Bild) und Xincun (rechtes Bild) im Stadtzentrum von Guangzhou (eigene Aufnahmen 2007 und 2008)

„In order to minimize the total amount of land requisition compensation and social burden, the city government makes rapid urbanisation possible through bypassing the village settlement and only requisitioning the farmland“,

erklären LIU et al. (2010, S. 138). Während weniger zentral gelegene Dörfer Agrarflächen vorwiegend noch besitzen und ihre Dorfbewohner Landwirtschaft (teils in direkter Angrenzung zu Hochhaussiedlungen und modernen Apartmenthäusern) betreiben, ist ein Großteil des Agrarlands zentrumsnaher Dörfer bereits enteignet worden. Das im Haizhu Distrikt von Guangzhou gelegene *Urban Village* „Xincun“ beispielsweise verfügte 2007 noch über landwirtschaftlich genutzte Bodenflächen (vgl. Abb. 41, linkes Bild). Ein Jahr später erfolgte die Enteignung und Umwandlung dieser in städtisches Bauland (vgl. Abb. 41, rechtes Bild), auf dem seit 2009 u. a. eine staatliche Schule und Wohnsiedlungen errichtet werden (vgl. ausführlicher WEHRHAHN et al. 2008 zu den Transformationsprozessen in Xincun).



Abb. 41: Das Urban Village Xincun im Jahr 2007 mit (linkes Bild) und im Jahr 2008 ohne (rechtes Bild) landwirtschaftlich genutzte Bodenflächen infolge von Enteignungsmaßnahmen (eigene Aufnahmen 2007 und 2008)

Das *Urban Village* „Liede“ hingegen wurde aufgrund seiner zentralen Lage im Panyu Distrikt infolge der Entwicklung des neuen CBD „Zhujiang New Town“ in den Jahren 2008 bis Ende 2009 vollständig abgerissen (vgl. Abb. 42; siehe auch WEHRHAHN und BERCHT 2008).



Abb. 42: Das im Bildvordergrund gelegene Urban Village „Liede“ vor dem Abriss (linkes Bild); dasselbe Gebiet nach dem Abriss (rechtes Bild). Hochhausbebauung des neuen CBD „Zhujiang New Town“ jeweils im Bildhintergrund (eigene Aufnahmen 2008 und 2011)

„The urban village is characterized overall by narrow roads, face-to-face buildings, a thin strip of sky, and inner streets packed with shops, grocery stores and service outlets“,

beschreiben LIU et al. (2010, S. 136) treffend die bauliche und funktionale Struktur der *Urban Villages*. Aufgrund zurückgehender oder fehlender Einkommensquellen aus dem primären Sektor ersetzen die Dorfbewohner zunehmend ihre traditionellen ein-, maximal zweigeschossigen Wohnhäuser aus Ziegelstein durch vier- bis achtgeschossige, aus Beton errichtete Wohngebäude, die sie vor dem Hintergrund steigender Zuwanderungsraten an Migranten untervermieten: „The livelihood of villagers has changed from ‘growing grain’ to ‘growing house’, stellen LIU et al. (2010, S. 137) versinnbildlichend heraus. Im Jahr 2000 gab es offiziellen Statistiken zufolge 139 *Urban Villages* in Guangzhou, die sich mosaikartig über den gesamten urbanen Stadtraum verteilen und eine Gesamtfläche von 80,6 km² umfassen (vgl. YAN und WEI 2004, S. 66).

Fazit

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Stadtregierung von Guangzhou vorrangig über „pro-growth strategies“ (XU und YEH 2005, S. 301) in Form von prestigeträchtigen Megaprojekten und -events sowie futuristischen Bauten und modernen Architekturelementen das Ziel verfolgt, sich als globale Stadt im nationalen und internationalen Städtewettbewerb zu etablieren. Die Konkurrenz um Kapitalinvestitionen und das Schielen auf Kurzfristeffekte sind nach KALTENBRUNNER (2008, S. 480) „zur zentralen Kraft bei der Produktion von und Transformation der Stadt geworden“. Seiner Auffassung nach ist eine nachhaltige Balance zwischen auf schnelle Rendite spekulierenden Kräften einerseits und dem Gemeinwohl verpflichteten Inhalten andererseits nicht existent. XU und YEH (2005) sehen ihrerseits diese Dysbalance vor dem Hintergrund ähnlicher Kritiken in der Prioritätensetzung auf schnell sichtbare Erfolge begründet:

„The physical form of the built environment, such as a city square, a fly-over area, metro mass-transit and a development zone, by nature, enables achievement to be easily visualized rather than ‘intangible’ social development“ (ebd., S. 301).

In diesem Zusammenhang verweisen auch WU et al. (2007, S. 225 f.) exemplarisch auf die Kontroverse bezüglich der finanzintensiven Errichtung des Guangzhou Grand Opera House. Gegner beklagten die hohen Kosten und Voreiligkeit des Projekts und plädierten hingegen für eine Umlenkung der Kapitalinvestitionen in die dringend erforderliche Sanierung der maroden, innerstädtischen Schuleinrichtungen. „This diversion of capital has a disproportionate long-term impact upon the disadvantaged in the city“, befürchten WU et al. (2007, S. 226).

Guangzhou ist eine Stadt, die von außen betrachtet zu Polarisierungen einlädt. Moderne Infrastruktureinrichtungen, ein hoher Lebensstandard und vielfältige Möglichkeiten der Teilnahme am wirtschaftlichen Aufschwung Chinas stehen in engem Kontrast zu einfachsten Lebensbedingungen und dem verwehrten oder erschwerten Zugang zu grundlegenden Bildungs- und Versorgungseinrichtungen.

Es ist jedoch stets eine Frage der Perspektive vor dem Hintergrund persönlicher Zielsetzungen und Bezugssysteme sowie individueller Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse, die das Bild über das eigene Leben und Wohlempfinden in der Stadt Guangzhou formieren. Um mit LUHMANN (1997) zu beobachten wie beobachtet wird (vgl. Kap. 2.4.1), werden im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Auswirkungen urbaner Transformationsprozesse auf die Lebensbedingungen betroffener Bevölkerungsgruppen am Beispiel des Megaprojektes der „Guangzhou South Railway Station“ tiefer gehend untersucht.

4.3 SHIBI VILLAGE

Realisiert wird die Konstruktion der „South Railway Station“, fortführend auch als Südbahnhof bezeichnet, vorrangig im 17 km südlich des Stadtzentrums von Guangzhou und im Panyu Distrikt gelegenen „Shibi Village“ (vgl. obige Abb. 33 in Kap. 4.2.2), einem ländlich geprägten Dorf, dessen räumliche, bauliche und sozioökonomische Strukturen zunehmend den Einflüssen der rasanten Urbanisierungsprozesse Guangzhous und insbesondere den Auswirkungen der Bahnhofskonstruktion unterliegen. Benachbarte Dörfer (z. B. Da Zhou Village, Wie Yong Village) sind ebenfalls von den Baumaßnahmen betroffen (v. a. hinsichtlich der Flächenbeanspruchung für Straßen- und Gleisanlagen), jedoch in vergleichsweise weit geringeren Ausmaßen. Bevor eine umfassende Darstellung der Fallstudie „Shibi Village“ erfolgt, veranschaulicht eine kurze Skizzierung des Bahnhofsprjektes die Tragweite und Dimensionen dieses Vorhabens.

4.3.1 Das Projekt der „Guangzhou South Railway Station“

Angesichts des steigenden Passagieraufkommens und der unzureichenden Kapazitäten der drei bereits bestehenden Bahnhöfe „Guangzhou North Railway Station“, „Guangzhou Railway Station“ und „Eastern Railway Station“ (vgl. obige Abb. 33 in Kap. 4.2.2) entschloss sich die Stadtregierung Guangzhou in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Schienenverkehr und der Regierung der Guangdong Provinz Anfang des Jahres 2000 zur Planung, Entwicklung und Konstruktion eines vierten Bahnhofes (vgl. AN 2004; SU und SU 2007). In Ermangelung an zentrumsnahen Freiflächen kam lediglich der periurbane Raum entlang der Stadtentwicklungssachsen als Standort für den neuen Bahnhof in Betracht. In die engere Auswahl fielen die Bezirke Shiqiao und Dashi (beide Panyu Distrikt), Lihao (Haizhu Distrikt) sowie das Dorf Shibi (Panyu Distrikt), das in der gutachtlichen Gesamtabwägung aus nachfolgend genannten Gründen die günstigsten Standortbedingungen gegenüber den übrigen Gebieten erfüllte und somit zum Projektgebiet ernannt wurde (vgl. CHENG 2003; PAN et al. 2006, S. 171 ff.; Interview mit Prof. Yuan im Jahr 2009, siehe hierzu Kap. 5.3):

- Vorhandensein großer, unbebauter und zusammenhängender Agrarflächen,
- keine topographischen Erhebungen,
- vergleichsweise geringe Einwohnerzahl und somit geringerer Aufwand an Entschädigungszahlungen,
- Ausweitung der Stadtentwicklungsimpulse über Shibi in Richtung Süden (Panyu Distrikt) und
- räumliche Nähe zur Stadt Foshan als Ausgangspunkt für zwischenstädtische Kooperationen.

Im Jahr 2004 erfolgte nach AN (2004) die Ausschreibung eines (inter-)nationalen Wettbewerbs zur Erarbeitung eines gestalterisch hochwertigen Entwurfs der „Guangzhou South Railway Station“ mit dem Ziel, ein modernes Design einschließlich zugehöriger Infrastrukturen in Kooperation mit renommierten und erfahrenen Architekten und Ingenieuren umsetzen zu können. Die Wahl fiel auf TFP Farells, ein Londoner Architekturbüro, das in Zusammenarbeit mit „China’s Fourth Railway Survey and Design“ sowie dem „Beijing Institute of Architectural Design“ den Auftrag für die architektonische Gestaltung des Bahnhofs erhielt. Ferner sind u. a. die deutschen Ingenieure Schlaich Bergermann (Beratende Ingenieure) in Kooperation mit dem „Beijing Institute of Architectural Design“ sowie das britische Architekturbüro Atkins Consultants in die Planungsauf Ausführungen integriert (vgl. Railway Technology 2010). Im Anschluss an die Wettbewerbs- und Konzeptionsphase leitete die Regierung Guangzhous im März 2007 offiziell den Baubeginn des Südbahnhofes in Shibi Village ein. Die Gesamtkosten für das Projekt betragen nach Angaben von Railway Technology (2010) rund 1,8 Billionen US-Dollar (rund 1,3 Milliarden Euro). Abbildung 43 zeigt den finalen Planungsentwurf der „South Railway Station“. Die Überdachungen der Gleisanlagen bilden die Form von Bananenblättern nach. Unterirdisch sind drei Metro-Linien integriert; insgesamt verfügt der Komplex über sechs Ebenen.



Abb. 43: Planungsentwurf der Eingangshalle (linkes Bild) und des Bahnhofgebäudes (rechtes Bild) der „Guangzhou South Railway Station“ (eigene Aufnahmen 2007 von einem in Shibi Village aufgehängten Informationsplakat)

Die Errichtung des Südbahnhofes ist derzeit das stadtentwicklungspolitisch bedeutsamste Verkehrsinfrastrukturprojekt der Regierung Guangzhous (Interview mit Prof. Yuan 2009, vgl. hierzu Kap. 5.3). Nach Angaben von Railway Technology (2010) ist die „South Railway Station“ mit einer Fläche von rund 486 000 m² (48,6 ha) und 28 Gleisanlagen der größte Bahnhof ganz Asiens und wird den Zielsetzungen der Regierung zufolge die Stadt Guangzhou im Wettbewerb zu Wuhan, Shanghai und Peking zu einem der wichtigsten Knotenpunkte für den Personentransport Chinas aufrücken lassen.

„As a new metropolis district, the new railway station area will be a new growth pole to improve Guangzhou's development“,

betonen auch ZHANG und XU (2007, S. 38). Das gesamte Entwicklungsgebiet der „South Railway Station“ einschließlich der Flächen für Verkehrsanbindungen, Stellplätze, Parkanlagen, öffentliche Plätze, Hotelbetriebe, Wohn- und Bürokomplexe sowie Einkaufszentren weist eine Fläche von rund 35 km² auf (vgl. GZPI/ATKINS und RTKL/WHL 2005, S. 43), die – zum veranschaulichenden Vergleich – der zehnfachen Größe des New Yorker Central Parks (3,4 km²) entspricht.

„[T]he area round the new station will be built into southern Guangzhou's center for commerce, trade and tourism and become the most important functional extension of the city's central district“,

bekräftigt Guangning Zhang, der amtierende Bürgermeister von Guangzhou (vgl. Guangzhou Municipality 2010).

Nach dreijähriger Bauzeit wurden die ersten zwei Zugverbindungen (nach Foshan und Wuhan) rechtzeitig zur Hauptreiseverkehrszeit im Rahmen des chinesischen Frühlingsfestes (Februar 2010) und in Vorbereitung auf die Asienspiele (November 2010) im Januar 2010 eröffnet. Abbildung 44 zeigt die baulich abgeschlossene Konstruktion des Bahnhofgebäudes im Februar 2011.



Abb. 44: Eingangsbereich, Bahnhofshalle und Gleisanlagen der „Guangzhou South Railway Station“ im Februar 2011 (eigene Aufnahmen 2011)

Die Fertigstellung des gesamten Bahnhofgeländes einschließlich moderner Parkanlagen und Einrichtungen des tertiären Sektors (vgl. Abb. 45 zum Entwicklungsstand im Februar 2011) erfolgt voraussichtlich im Jahr 2020 (vgl. China Daily 2004). Die derzeitigen Kapazitäten des Bahnhofes gewährleisten die Abwicklung eines Passagieraufkommens von 200 000 Personen pro Tag; für das Jahr 2030

wird ein Fassungsvermögen für ein tägliches Transportvolumen von 300 000 Passagieren erzielt (vgl. Railway Technology 2010). Nach Angaben von SEELE (2010) bedient der Südbahnhof ein Einzugsgebiet mit mehr als 300 Millionen Einwohnern und vernetzt verschiedene Transportsysteme: Schienenfernverkehr, Intercity- und Expressverbindungen, Metro-Linien, Fernstraßen sowie das städtische Straßennetz mit öffentlichem Bus- und Taxiverkehr. Die wichtigsten Strecken des Schienenpersonenverkehrs umfassen u. a. Verbindungen nach Foshan, nach Macao über Zhuhai, nach Wuhan (Hochgeschwindigkeitsstrecke) und nach Hong Kong über Shenzhen mit dem Guangzhou-Shenzhen-Hongkong Express Rail Link (ERL).



Abb. 45: Baugelände des südwestlichen Entwicklungsgebietes der „Guangzhou South Railway Station“ im Februar 2011 (Eigene Aufnahmen 2011)

Für die vorliegende Arbeit relevant sind vor allem die mit diesem Bahnhofsprjekt direkt und indirekt verbundenen Implikationen für die betroffene Bevölkerung von Shibi Village, das sich, wie Abbildung 46 verdeutlicht, in unmittelbarer Nähe zum Südbahnhof befindet. Insbesondere die Folgen der sukzessiven Enteignung der gesamten Agrarflächen des Dorfes durch die Stadtregierung Guangzhous (vgl. Kap. 4.2.2 zur gesetzlichen Legitimation der Enteignung von Kollektiveigentum durch den Staat) und die Unsicherheit bezüglich einer antizipierten Umsiedlung durch die Regierung werden nachfolgend in Kapitel 6 im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen.



Abb. 46: Baugelände der „Guangzhou South Railway Station“ im Jahr 2007 mit ehemaligen Fischzuchtbecken im Bildvordergrund (linkes Bild), Baubeginn einer Hochbahngleisanlage in Dorf 3 im Jahr 2008 (mittleres Bild) und fortgeschrittene Konstruktion des Bahnhofdaches in direkter Angrenzung zum Wohngebiet von Shibi Village (rechtes Bild) im Jahr 2009 (eigene Aufnahmen 2007, 2008 und 2009)

4.3.2 Raum- und Bevölkerungsstruktur

Aufgrund der im chinesischen Forschungskontext erschwerten Rahmenbedingungen hinsichtlich des Zugangs zu offiziellen Statistiken und Datenmaterial auf kleinräumlicher Maßstabsebene (vgl. hierzu ausführlicher Kap. 5.4) ist die Darlegung der folgenden Informationen auf die Zuhilfenahme selbst erhobener Interviewdaten (vgl. Kap. 5.3) angewiesen. Die Validität der im Zusammenhang mit den Reformprozessen der chinesischen Regierung stehenden Interviewaussagen (z. B. bezüglich der Bodenreformen) konnte in Abstimmung mit den in der Literatur vorzufindenden Angaben weitestgehend überprüft und bestätigt werden.

Shibi Village (vgl. Abb. 47), das der dem Panyu Distrikt untergeordneten Straßenkomitee-Verwaltungseinheit (chines. *shí bì jiē dào bàn shì chù*), auch als „Gemeinde“ bezeichnet, zugehörig ist, untergliedert sich auf einer das Agrarland einschließenden Fläche von rund 11 km² in die vier voneinander unabhängigen und von jeweils einem Dorfkomitee geleiteten Dörfer Dorf 1, Dorf 2, Dorf 3 und Dorf 4 (vgl. GZPI/ATKINS und RTKL/WHL 2005, S. 43). Abbildung 47 zeigt eine vergleichende Darstellung der durch die Konstruktion der „Guangzhou South Railway Station“ verursachten Landnutzungsänderungen zum Zeitpunkt des Jahres 2010. Weitere Infrastrukturanbindungen, insbesondere Verkehrsachsen in Richtung des Stadtzentrum Guangzhous gen Norden, werden allerdings in den Folgejahren Einfluss auf die Wohnbebauung von Shibi Village nehmen (vgl. ebd. 2005).

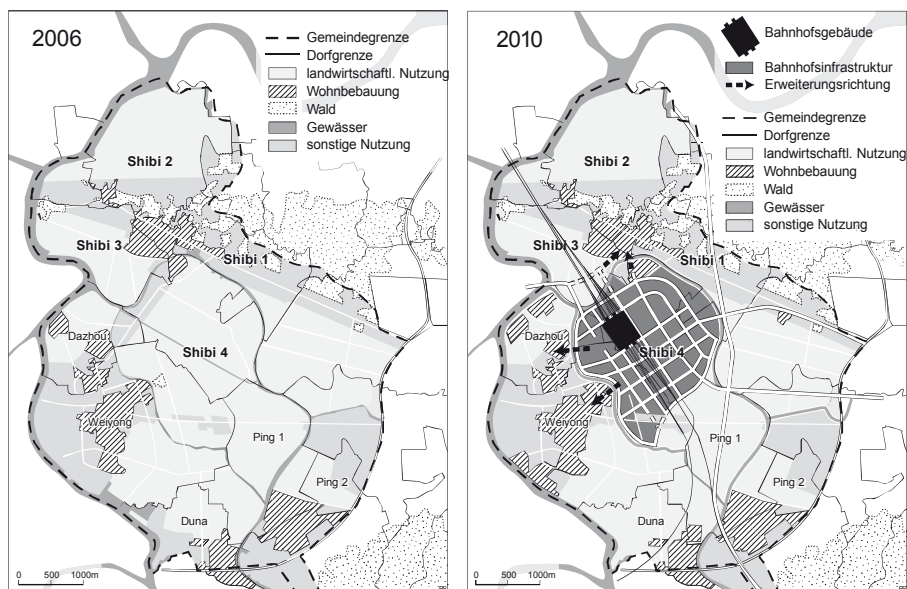


Abb. 47: Das Untersuchungsgebiet Shibi Village in den Jahren 2006 und 2010 (eigene Darstellung 2011; Datengrundlage: GZPI/ATKINS und RTKL/WHL 2005, S. 43 und eigene Erhebungen)

Shibi Village wurde im 14. Jahrhundert (Ming Dynastie) von der Familie He gegründet, aus der sich im Laufe der Zeit vier Clanverbände herausbildeten (Interviews 2007 bis 2011). Zurückverfolgen lässt sich diese historische Entstehungsgeschichte anhand eines in jedem der vier Dörfer stehenden Clan-Ahnen-tempels, in dem noch heute Zeremonien stattfinden, Ahnentafeln aufbewahrt und gepflegt sowie Ahnen geehrt werden (vgl. z. B. den Ahnentempel von Dorf 4 in Abb. 48).



Abb. 48: Der Innenbereich des Ahnentempels von Shibi Dorf 4 (eigene Aufnahmen 2008)

Die Clanverbände stellten jeweils einen Ältestenrat, der Grundsatzentscheidungen fällte und die dörfliche Selbstverwaltung regelte (vgl. auch HEBERER 2008, S. 98 ff.). Im Zuge der von Mao Zedong in den 1950er Jahren eingeleiteten Bodenreform (vgl. ausführlicher HARTMANN 2006) erfolgten jedoch unter planwirtschaftlichen Vorgaben die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, die Enteignung von Grund und Boden sowie die Einführung von Volkskommunen als Basis für Verwaltung und Produktion, denen Brigaden und diesen wiederum Produktionsteams unterstellt waren. Die einst von den Clanverbänden geleiteten vier Dörfer von Shibi Village wurden in vier Produktionsteams umgewandelt, die als ausführende Institution für die Erfüllung der staatlich ausgegebenen Quoten der landwirtschaftlichen Produktion verantwortlich waren (Interviews 2007 bis 2011; vgl. auch SCHUBERT und HEBERER 2009).

Erst im Rahmen der Reform- und Öffnungspolitik Chinas implementierte die Regierung unter Deng Xiaoping Anfang der 1980er Jahre Maßnahmen zur Auflösung der Kommunen, Brigaden und Produktionsteams mit dem Ziel einer Reetablierung von kleinbäuerlicher und Familienbewirtschaftung (vgl. ebenso HEBERER 2008, S. 33 ff.). Zentrales Element der Reformen war die Einführung des vertragsgebundenen Haushaltsverantwortlichkeitssystems. Die Dorfbewohner Shibis (mit einem *local hukou*) konnten per Vertrag Land (pro Person maximal 1 mu = 666 m²; dies entspricht zum veranschaulichenden Vergleich etwa der 1,5-fachen Größe eines Basketballfeldes), das nach wie vor Kollektiveigentum des Dorfes ist (vgl. Kap. 4.2.2), zur eigenverantwortlichen Bewirtschaftung pachten, mussten jedoch Steuern und eine festgelegte Menge des Ertrags an staatliche Stellen entrichten. Überschüssige Mengen durften hingegen auf freien Bauernmärkten in den Verkauf gelangen. 1994 wurde in Shibi Village das Haushaltsverantwortlichkeitssystem wieder aufgehoben; die Möglichkeit der Pachtung von Agrarland zu freien Bewirtschaftung gegen Gebühren blieb jedoch weiterhin bestehen. Das im Jahr 1986 eingeführte (und 1988 und 1998 überarbeitete) *Land Management Law*

spricht den Pächtern das Recht zu, ihr vertragsgebundenes Agrarland an Dritte (einschließlich an Nichtbewohner Shibi oder Migranten) weiterzuverpachten (vgl. auch HO und LIN 2003), allerdings – und dies ist für die Analyse von Landnutzungsänderungen von großer Relevanz (vgl. Kap. 6) – nur unter der Voraussetzung einer fortführenden Nutzung dieses Landes als Agrarland. Demnach ist z. B. das Umwandeln von landwirtschaftlichen Nutzflächen in Industrieflächen als illegale Handlung einzustufen (Interviews 2007 bis 2011; vgl. auch WANG und SCOTT 2008). Zudem hat jede Familie gegenwärtig (als Folgewirkung des Haushaltsverantwortlichkeitssystems) Anspruch auf das Landnutzungsrecht einer auf ihre Familiengröße hin abgestimmte Parzelle Land, die jedoch ausschließlich für Wohnzwecke genutzt werden darf.

Ferner erfolgte im Rahmen der Reformmaßnahmen unter Deng Xiaoping die Transformation der ehemaligen vier Produktionsteams in so genannte Dorfkomitees (vgl. Abb. 49), die für die Verwaltung des Bodens, die Weitergabe von Entschädigungszahlungen an die lokalen Dorfbewohner im Falle von Landenteignungen, für die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung, Sicherstellung der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit, Streitschlichtung, aber auch für die Geburtenkontrolle und die Überprüfung der temporären Aufenthaltsgenehmigungen von nach Shibi gezogenen (Arbeits-)Migranten (vgl. Kap. 4.1.2) verantwortlich sind (Interviews 2007 bis 2011). Seit Ende der 1990er Jahre werden zudem von jedem der vier Dorfkomitees zweimal jährlich (im Juli und Dezember) Dividenden, die aus der Vermietung von Agrarland an Fabrikunternehmen oder an auswärtige, das Agrarland bewirtschaftende Investoren resultieren, an ihre jeweiligen Bewohner mit lokalem Hukou ausbezahlt.



Abb. 49: Dorfkomitees der Dörfer 1 bis 4 (von links nach rechts) (eigene Aufnahmen 2007 und 2008)

Im Zuge der Reform- und Öffnungspolitik Chinas und der Weltmarktöffnung Guangzhous als offene Küstenstadt im Jahr 1984 und bedingt durch die vergleichsweise günstigen Standortfaktoren auf dem chinesischen Festland (z. B. niedrige Lohnstrukturen und Besteuerungsregeln) stieg ab Ende der 1980er Jahre das Investitionsvolumen von Unternehmern aus dem nahe gelegenen Hongkong in Guangzhou rasant an. Nach Auskunft der Einwohner von Shibi Village gründeten vor diesem Hintergrund drei gebürtig aus Shibi Dorf 1 kommende Hongkonger Fabrikunternehmer, die während der chinesischen Kulturrevolution in den 1960er Jahren nach Hongkong übersiedelten, Fabriken der Textil- und Papierindustrie, z. B. die Lana Fashionwear Co. oder die Mooncard-Fabrik (vgl. Abb. 50), entlang der nach Osten ausgerichteten Ausfallstraße in Dorf 1 (vgl. Abb. 47). Diese hei-



Abb. 50: Die Textilfabrik Lana Fashionwear Co. (linkes Bild) und die Grußkarten produzierende Mooncard-Fabrik (rechtes Bild) entlang der Ausfallstraße in Shibi Dorf 1 (eigene Aufnahmen 2009)

matbezogene Verbundenheit und die aus der Perspektive des ersten Dorfkomitees bestehende lukrative Möglichkeit der Verpachtung von Land (bzw. der Übertragung von Landnutzungsrechten gegen Gebühren) an Investoren führte zu einer zunehmenden Industrialisierung insbesondere des ersten Dorfes. Etwa 15 weitere, vorrangig der Textilindustrie zugehörige Fabriken siedelten sich im Verlauf der 1980er und 1990er Jahre vor allem in den Dörfern 1 und 4 an. Die über die Verpachtung akquirierten finanziellen Einnahmen werden teilweise in den Ausbau der Infrastruktur (z. B. Verkehrswege, Schuleinrichtungen) investiert, teilweise den jeweiligen Dorfbewohnern als Dividenden ausgezahlt. Die Gründe für eine vergleichsweise weniger intensive Ausbreitung des sekundären Sektors in den Dörfern 2 und 3 lassen sich den Interviewaussagen zufolge zum einen auf eine unzureichende und somit standortungünstige Verkehrsanbindung dieser Dörfer an die Hauptverkehrsstraße in Shibi Village zurückführen, zum anderen auf ein mangelndes Interesse und Engagement aufseiten der Verantwortlichen der Dorfkomitees, den Prozess der Industrialisierung forciert zu fördern.

Im Jahr 2005 lebten unveröffentlichten Angaben zufolge (vgl. GZPI/ATKINS und RTKL/WHL 2005, S. 43) insgesamt 12 442 Menschen in Shibi Village, von denen 4 861 bzw. 40 % und somit etwas weniger als die Hälfte Migranten waren. Sie zogen ab Mitte der 1980er Jahre zunächst infolge der Ansiedlung der Fabrikeinrichtungen zunehmend nach Shibi Village mit dem vordergründigen Ziel der Suche nach einer Beschäftigung im sekundären Sektor. Ab Mitte 2000 verstärkte sich dieser Prozess im Zuge der Konstruktion des neuen Südbahnhofes und des damit einhergehenden Arbeitskräftebedarfs. Auf die mit dieser Bevölkerungsentwicklung und einer zunehmenden Urbanisierung verknüpften sozioökonomischen und sozialräumlichen (Veränderungs-)Prozesse in Shibi Village wird im nachfolgenden Kapitel 6 im Zusammenhang mit der Diskussion von Stresserleben, Coping und Resilienz ausführlicher Bezug genommen. Festzuhalten bleibt die Tatsache, dass im Jahr 2005 primär aufgrund der Nähe zu den ansässigen Fabrik- und industriellen Gewerbeeinrichtungen 2 439 und somit rund 50 % aller in Shibi lebenden Migranten in Dorf 1 wohnhaft waren, das sich somit als einziges der vier

Dörfer durch einen höheren Bevölkerungsanteil an Migranten als an lokalen Einwohnern auszeichnete (vgl. Abb. 51). Demzufolge war das erste Dorf mit insgesamt 4 250 Einwohnern das bevölkerungsreichste der vier Dörfer. Dorf 2 wies hingegen mit insgesamt 2 369 Einwohnern die niedrigste Einwohnerzahl und mit 530 Personen (rund 11 % aller Migranten) den geringsten Anteil an nicht-lokalen Einwohnern auf.

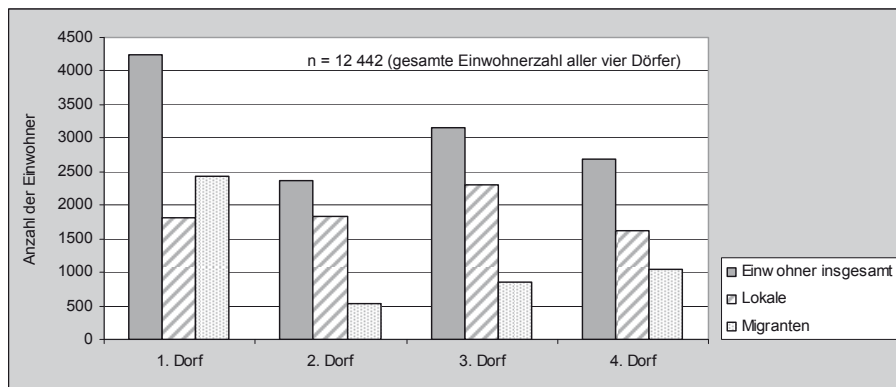


Abb. 51: Die Einwohnerstruktur von Shibi Village in Abhängigkeit des Wohnortes im Jahr 2005 (eigene Darstellung nach unveröffentlichten Angaben von GZPI/ATKINS und RTKL/WHL 2005, S. 43)

Ein Zugriff auf aktuellere Bevölkerungsstatistiken von Shibi Village blieb der Verfasserin verwehrt, doch die in Bezug auf die vier Dörfer genannten Angaben von 2005 können auch für das Jahr 2010 als grobe Orientierungswerte dienen. Laut Auskunft der interviewten Einwohner blieb das Einwohnerzahlen-Verhältnis der vier Dörfer weitestgehend unverändert; lediglich der Migrantenanteil an der Gesamtbevölkerung Shibis stieg deutlich an, so dass ihren Schätzungen folgend gegenwärtig (Stand 2010) ca. 8 000 bis 9 000 Lokale und ca. 9 000 Migranten in Shibi Village wohnhaft sind.

Zu Untersuchungsbeginn im Jahr 2007 charakterisierten vorwiegend dörfliche Raumstrukturen und, wie auch die Abbildung 47 herausstellt, ein ländlich geprägtes Umfeld das gesamte Dorf Shibi. So waren eine enge Verzahnung von Wohnen und landwirtschaftlicher Flächennutzung, schmale Gassen- und Wegeführungen, Innenhofanlagen mit Brunnennutzung sowie eine traditionell vornehmlich aus Backstein errichtete Wohnhausbebauung (vgl. Abb. 52) kennzeichnend für das räumliche Erscheinungsbild von Shibi Village (vgl. auch BERCHT und WEHRHAHN 2011). Zwar hob sich die bauliche und funktionale Struktur in den Dörfern 1 und 4 aufgrund der vergleichsweise größeren Anzahl an niedergelassenen Fabrikunternehmen, des höheren Migrantenanteils und der damit verstärkt einhergehenden Errichtung von vergleichsweise modernen vier- bis fünfstöckigen Mehrfamilienhäusern zwecks Wohnraumvermietung an Migranten (vgl. ausführlicher Kap. 6) sowie aufgrund des in Dorf 1 ansässigen Gemüsemarktes und der dortigen

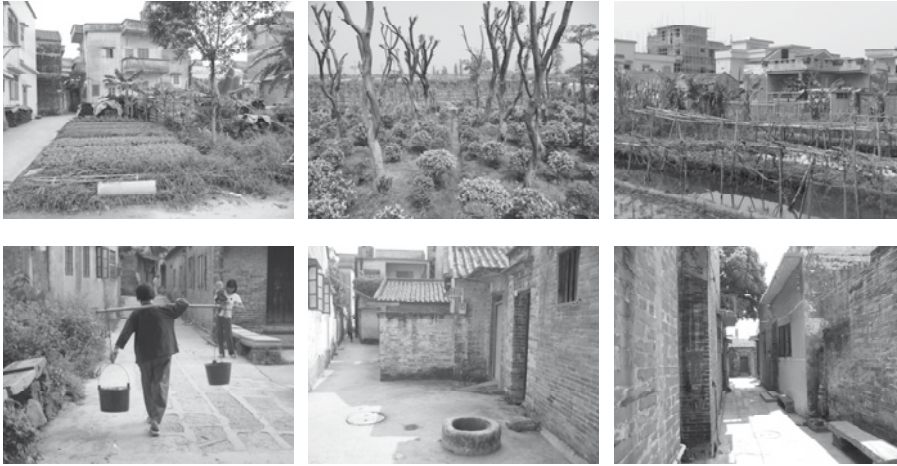


Abb. 52: Überblick über die dörflich geprägten Raumstrukturen von Shibi Village im Jahr 2007 (eigene Aufnahmen 2007)

Busanbindung (vgl. Abb. 53) partiell von dem homogen dörflichen Charakter des zweiten und dritten Dorfes ab, dennoch konnte Shibi Village im Jahr 2007 und somit zum Zeitpunkt des Baubeginns des Südbahnhofes (vgl. Kap. 4.3.1) weitestgehend als ein von tief greifenden Urbanisierungsprozessen nur in geringem Ausmaß beeinflusstes Dorf eingestuft werden.



Abb. 53: Wohnraumvermietung an Migranten in Dorf 3 (linkes Bild), der Gemüsemarkt in Dorf 1 (mittleres Bild) und Busanbindungen in Dorf 1 (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2007)

4.4 ABSCHLIEßENDE BEGRÜNDUNG DER FALLSTUDIENAUSWAHL

Für jedes Forschungsvorhaben ist die Frage nach den Kriterien bezüglich der Auswahl eines konkreten Untersuchungsraumes bzw. einer oder mehrerer Fallstudiengebiete von zentraler Bedeutung. Vor dem Hintergrund der vorliegenden Zielsetzung, (im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms 1233 „Megacities – Megachallenge. Informal Dynamics of Global Change“) individuelle Mensch-Umwelt-Beziehungen im Kontext urbaner Transformationsprozesse zu analysieren, ist insbesondere die innerhalb weniger Jahrzehnte als Wirtschaftsmacht emporgestiege-

ne und von dynamischen Entwicklungsprozessen geprägte Volksrepublik China als geeigneter Forschungskontext anzusehen. Wie die vorangegangenen Ausführungen ausführlich skizzieren, zeichnet sich die rasante Entwicklung des Landes durch bisher unbekannte Dimensionen wirtschaftlichen Wachstums und einer schnell voranschreitenden Urbanisierung aus, die sich – wie ebenfalls dargelegt – insbesondere am Beispiel der im Perlfussdelta gelegenen Megastadt Guangzhou vertiefend demonstrieren lassen (vgl. Kap. 4.2). Die sich innerhalb weniger Monate und Jahre vollziehenden sozioökonomischen, sozialräumlichen und städtebaulichen Veränderungsprozesse beeinflussen in vergleichsweise kurzer Zeit und auf vielfältige Weise die Qualität von Mensch-Umwelt-Transaktionen im Zusammenhang von Stresserleben, Coping und Resilienz, so dass die Analyse dieser Transaktionen auch im Rahmen eines zeitlich begrenzten Forschungsvorhabens tief gehende und umfassende Einblicke ermöglichen kann.

Auf der Grundlage zuvor evaluierter Satellitenbilder erfolgten im Jahr 2007 eine intensive Begehung und Analyse von insgesamt 37 Gebieten in der Stadt Guangzhou (vgl. Abb. 54 auf der Folgeseite) mit dem vordergründigen Ziel, auf der Basis dieser Vergleichsdaten und der generierten Einblicke in die Vielschichtigkeit der Urbanisierungsprozesse eine oder mehrere Fallstudien für eine detaillierte Untersuchung auszuwählen. Aufgrund der dynamischen, städtebaulichen Expansionsprozesse entlang der Nord-Süd-Entwicklungsachse fiel die Wahl zunächst auf die in diesem Einzugsgebiet gelegenen Gebiete Xincun, ein vorrangig von Migranten bewohntes *Urban Village* (vgl. WEHRHAHN et al. 2008 für einen ausführlichen Einblick in die Untersuchungsergebnisse) und Shibi Village, ein vergleichsweise traditionelles chinesisches, jedoch zunehmend von der Konstruktion des Südbahnhofes beeinflusstes Dorf im periurbanen (zentrumsfernen) Raum von Guangzhou. Vor dem Hintergrund einer durch die fortschreitenden Implementierungsmaßnahmen im Zuge des Bahnhofprojektes zunehmenden Komplexität der urbanen Transformationsprozesse in Shibi Village beschränkte sich der Untersuchungsschwerpunkt im weiteren Forschungsverlauf (vgl. genauer Kap. 5.3) ausschließlich auf die Analyse der vielschichtigen Mensch-Umwelt-Transaktionen in diesem Dorf. Abbildung 55 zeigt die zentralen Veränderungsprozesse in Shibi auf, deren vielfältige Implikationen im weiteren Verlauf dieser Arbeit tiefer gehend analysiert werden.

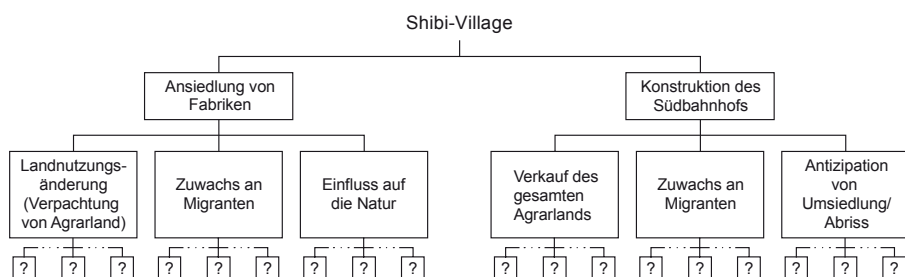


Abb. 55: Die zentralen Veränderungsprozesse in Shibi Village seit Ende der 1980er Jahre (eigene Darstellung)

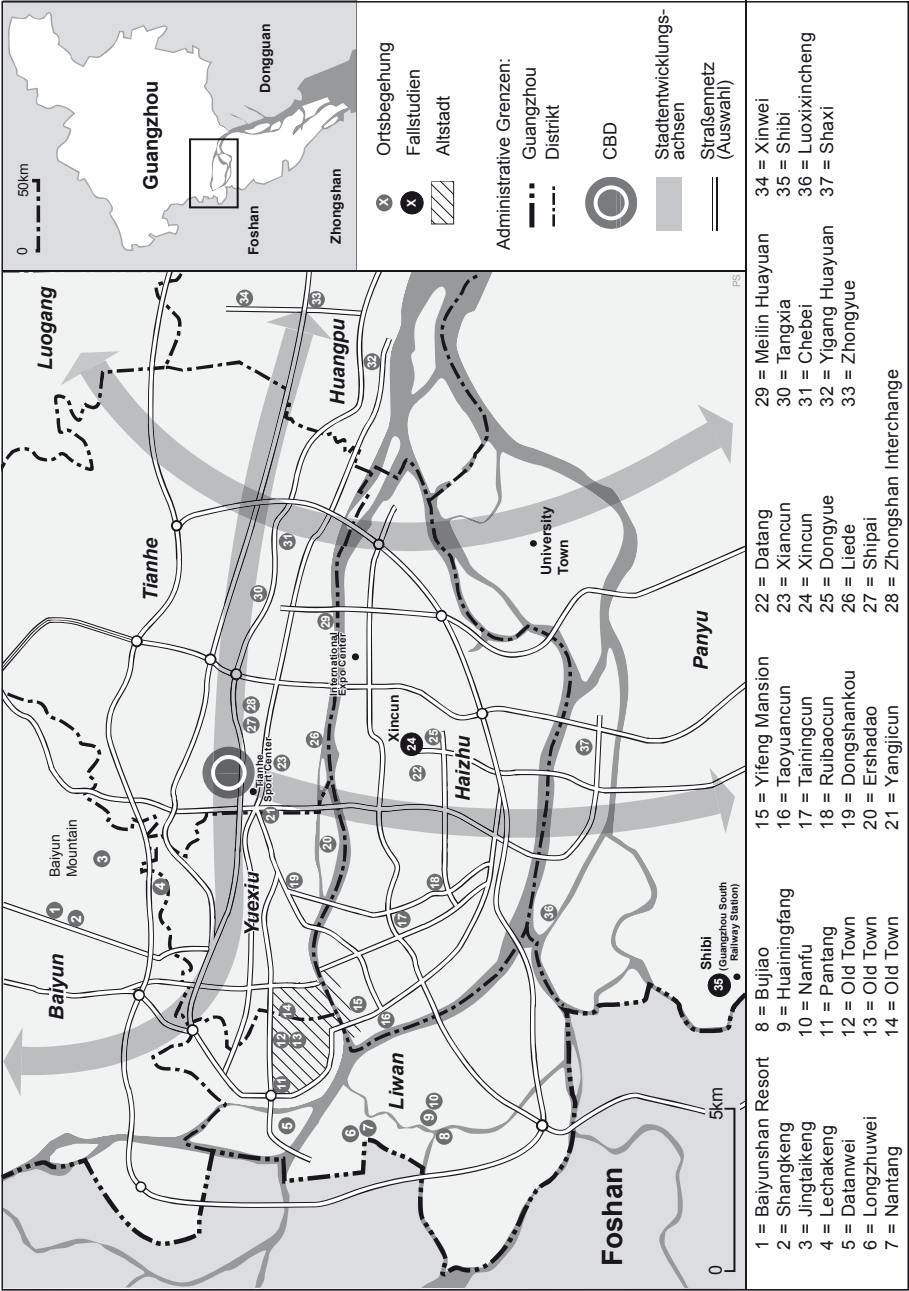


Abb. 54: Begehung und Analyse unterschiedlicher Gebiete in Guangzhou (eigene Darstellung)

Eine Vergleichsanalyse von Shibi Village mit Xincun bot sich aufgrund der zu stark voneinander abweichenden Ausgangsbedingungen nicht an. Vielmehr erforderte die heterogene Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich des *hukou*-Status (lokaler Einwohner oder Migrant) eine vergleichende Betrachtung. Insgesamt waren somit die in folgender Tabelle 2 aufgeführten Bestimmungskriterien für die Auswahl von Shibi Village als Fallstudie ausschlaggebend:

Räumliches Kriterium	periurbane Lage; erst anfänglicher Beginn urbaner Transformationsprozesse im Kontext einer Megastadt
Sachliches Kriterium	Konstruktion der South Railway Station in Shibi Village, die auf komplexe Weise die Mensch-Umwelt-Transaktionen der betroffenen Bevölkerung beeinflusst
Zeitliches Kriterium	diverse (teils zu antizipierende) sozioökonomische, sozialräumliche und städtebauliche Veränderungen innerhalb eines kurzen Zeitraumes von wenigen Monaten und Jahren
Personelles Kriterium	grundlegend vorhandene Bereitschaft der Dorfeinwohner zur Teilnahme an zeitintensiven Interviews; hohe Auskunftsbereitschaft

Tab. 2: Bestimmungskriterien für die Auswahl der Fallstudie „Shibi Village“ (eigene Darstellung)

5 METHODISCHES VORGEHEN

Subjective reports allow us to learn more about stress and emotion, and about coping and its adaptational outcomes, than any other single source.

LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 322

5.1 ZIELE UND KONKRETISIERUNG DER FORSCHUNGSFRAGEN ANHAND DER FALLSTUDIE

Die empirischen Forschungsarbeiten dieses Beitrags verfolgen das grundlegende Ziel, anhand der Fallstudie „Shibi Village“ Mensch-Umwelt-Transaktionen in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz im Kontext urbaner Transformationsprozesse zu analysieren. Im Hinblick auf diese übergeordnete Zielsetzung ist es das zentrale Anliegen, die in den vorangegangenen Kapiteln ausführlich dargestellten Aspekte der psychologischen Zeit (vgl. Kap. 2.3.1), der WahrnehmungsfILTER und unbewussten Wahrnehmung (vgl. Kap. 2.4.2) sowie der Emotionen (vgl. Kap. 2.5) in die Untersuchung von Stress, Coping und Resilienz zu integrieren (vgl. hierzu auch Kap. 3.1.2 zum Forschungspotential hinsichtlich des Vulnerabilitätskonzeptes). Allerdings gelang es nur in eingeschränktem Maße, der von LAZARUS (2000a, S. 668) postulierten und gerechtfertigten Notwendigkeit nachzukommen und ipsativ-normative Längsschnittstudien (vgl. Kap. 3.3.7) zum Erlangen eines tiefer gehendes Verständnisses komplexer stressbezogener Prozesse und Zusammenhänge durchzuführen. Es erfolgte zwar in den Jahren 2007 bis 2011 im Rahmen von fünf Feldaufenthalten eine Langzeitbetrachtung der Fallstudie „Shibi Village“ (vgl. ausführlicher Kap. 5.3), doch eine mehrfache Befragung derselben Einwohner ließ sich aus zeitlichen und logistischen Gründen (Umzug, Wechsel der Mobilfunknummer) lediglich in zwei Fällen verwirklichen. Um dennoch die Erfassung der Prozesshaftigkeit von Stresserleben, Coping und Resilienz annähernd zu ermöglichen, bildeten retrospektive Interviewfragen (z. B. hinsichtlich vergangener Mensch-Umwelt-Transaktionen, Emotionen, Handlungen) trotz möglicher Validitätsprobleme einen wichtigen Bestandteil der empirischen Datenerhebung.

In Anlehnung an REUBER und PFAFFENBACH (2005, S. 119) ist es das Ziel, den Erkenntnis- und Verstehensprozess zunächst auf den Einzelfall und somit auf das Individuum und seine Wahrnehmung, Bewertung und darüber hinausgehendes Verhalten zu konzentrieren, bevor in einem zweiten Schritt Vergleiche vorgenommen und Gruppierungen in Bezug auf ähnliche oder in „gleicher“ Weise konstruierte Merkmale und Prozesse gebildet werden (vgl. auch LAUX und RENNER 2005, S. 226 f.). Vor diesem Hintergrund sind die folgenden, auf die Fallstudie „Shibi Village“ bezogenen und trotz ihrer Unterteilung in verschiedene Themen-

blöcke nicht voneinander losgelöst zu betrachtenden Forschungsfragen wegweisend für die vorliegende Arbeit:

- a) Urbane Transformationsprozesse:
 - In welcher Form nehmen die Urbanisierungsprozesse Guangzhous Einfluss auf die sozioökonomische, sozialräumliche und bauliche Struktur von Shibi Village?
 - Welche sozioökonomischen, sozialräumlichen und baulichen Auswirkungen auf Shibi Village sind mit dem Bahnhofprojekt assoziiert?
 - Entwickelt sich Shibi Village von einem ursprünglich traditionellen Dorf zu einem *Urban Village* (vgl. Kap. 4.2.2)?
- b) Stresserleben:
 - Wie werden die urbanen und durch das Bahnhofprojekt bedingten Veränderungsprozesse von den Bewohnern Shibis wahrgenommen und primär und sekundär bewertet?
 - Wird Stress erlebt? Wenn nein, weshalb nicht? Wenn ja, inwiefern und aus welchen Gründen?
 - Welche Stressoren lassen sich identifizieren und wie lassen sich diese möglicherweise kategorisieren?
 - Welche Emotionen sind mit den Bewertungsprozessen und mit vorhandenem oder nicht vorhandenem Stresserleben verbunden?
 - Wird im Falle von Stresserleben Stress auch als Chance begriffen?
 - Bestehen bezüglich der Bewertungsprozesse Unterschiede zwischen Migranten und lokalen Dorfbewohnern?
- c) Coping im Fall von Stresserleben:
 - Welche Copingformen lassen sich identifizieren und welche Funktionen weisen sie auf?
 - Richtet sich Copingverhalten auf die vergangene, gegenwärtige und/oder zukünftige Gegenwart?
 - Welches Copingverhalten lässt sich möglicherweise als effektiv bezeichnen?
 - Welche internalen und externalen Einflussgrößen charakterisieren das Copingverhalten? (Kap. 2.6.4)
- d) Resilienz:
 - Gibt es Bewohner, die Risiken oder Belastungen widerstehen, mit diesen zurechtkommen oder sich von diesen vergleichsweise schnell erholen? Wenn ja, aus welchen Gründen?
 - Welche Schutzmechanismen verhindern, mildern oder beenden das Erfahren von Belastungen?
 - Welche Risikomechanismen bedingen und verschärfen Stresserleben oder erschweren erfolgreiches Copingverhalten?

5.2 FORSCHUNGSMETHODEN UND INHALTLICHER FOKUS

Wie bereits die vorangegangenen Ausführungen und vorrangig Kapitel 3.3.7 hinsichtlich der methodischen Implikationen des transaktionalen Stressmodells aufzeigen, ist bezüglich der thematischen Ausrichtung und Zielsetzung dieser Arbeit ein qualitatives, offenes und interpretativ-verstehendes Forschungsdesign quantitativen, geschlossenen und statistisch-generalisierenden Methoden vorzuziehen. In Anlehnung an REUBER und PFAFFENBACH (2005, S. 32) ist das auf Konstruktionen basierende menschliche Verhalten inhaltlich wie methodisch in den Mittelpunkt des Untersuchungsprozesses zu stellen und der Maxime „hin zu *Texten* und zu *Kontexten*“ (ebd., S. 107; Hervorhebung im Original) zu folgen (vgl. auch WEHRHAHN und SANDNER LE GALL 2011, S. 19 ff.). „People's own words do tell us a great deal about their experiences and attitudes“, betont auch WINCHESTER (2005, S. 9, Hervorhebung durch Verf.). Für den Emotionspsychologen SCHMIDT-ATZERT (2009, S. 344) stellt in diesem Sinne

„die direkte Benennung von Gefühlen durch das Individuum den elegantesten Zugang zum ‚Innenleben‘ dar“ (vgl. auch FRENZEL et al. 2009, S. 209 f.; SCHERER 2005, S. 712).

Rückgreifend auf LUHMANN'S Theorie sozialer Systeme schließt ferner die operationale Schließung psychischer Systeme eine direkte Beziehung zwischen Bewusstseinssystemen aus. Diese Systeme, respektive der Beobachter 1. Ordnung (die zu interviewende Person) und der Beobachter 2. Ordnung (der Interviewer), können nur mittelbar über den Prozess der Kommunikation in Kontakt treten.

5.2.1 Bestimmungskriterien qualitativer Sozialforschung

Vor diesem Hintergrund sind sowohl die verbalen Äußerungen als auch die den Mensch-Umwelt-Transaktionen inhärenten Rahmenbedingungen Gegenstand des vorliegenden Forschungsinteresses mit dem Ziel, Wirkungszusammenhänge und Sinngehalte erkenntnistheoretisch aus der Perspektive konkreter Einzelfälle interpretierend zu rekonstruieren.

„Qualitative researchers [...] recognize and validate the complexity of everyday life, the nuances of meaning-making in an ever-changing world, and the multitude of influences that shape human lived experience“ (DELYSER et al. 2010, S. 6).

Eine qualitative Herangehensweise basiert hiernach auf der hermeneutischen Grundlage des Verstehens und Nachvollziehens subjektiver Konstruktionen; einer Erfahrung wird nach FROSCHAUER und LUEGER (2003, S. 192) Sinn verliehen und somit einer Plausibilität beinhaltenden Ordnung zugewiesen. ROSENTHAL (2005, S. 13) spricht in diesem Zusammenhang auch von der „Logik des Entdeckens“, die sich entlang der Relevanzen und der Besonderheiten der zu interviewenden Person vollzieht und folglich ein offenes Vorgehen und die Gewährung von (kommunikativem) Spielraum erfordert.

Qualitative Methoden ermöglichen somit aufgrund ihres interpretativ-verstehenden Paradigmas eine tiefer gehende und kontextbezogene Analyse komplexer und vielschichtiger, offener und verdeckter Verhaltensweisen (vgl. Kap. 2.6) einschließlich vorbewusster kognitiver Prozesse und kultureller Einflüsse. „[B]oth its *etic* (universalist) and *emic* (culture-specific) aspects“ werden WONG et al. (2006, S. 4; Hervorhebung im Original) folgend im Rahmen dieser Arbeit in dem Interpretationsprozess und der extensiven Sinnauslegung berücksichtigt. Dies gilt insbesondere für den chinesischen Kulturraum charakteristische – doch kontextabhängig zu betrachtende – „Doppelseite der Ich-Darstellung“ (HUANG 2008, S. 60), die sich in sozialen Situationen durch eine große Distanz zwischen dem „öffentlichen und privaten Ich“ auszeichnet. Hiernach entspricht, wie HUANG (2008, S. 60) herausstellt, die „äußere Tat an vielen Stellen [...] nicht der/den ‚inneren eigenen Meinung und Gedanken‘“ (vgl. hierzu ausführlicher HUANGS Werk „Wie Chinesen denken. Denkphilosophie, Welt- und Menschenbilder“ von 2008, das u. a. bezüglich dieser Darstellungsthematik entsprechende Erklärungsansätze offeriert). Sich zurückhaltende, vorsichtige und indirekte Formulierungen vermögen somit den Kommunikationsprozess zu kennzeichnen, so dass die Datenerhebung des vorliegenden Beitrags die „investigative“ Unterstützung chinesischer Mitarbeiter bezüglich des Erkennens und Analysierens möglicher „versteckter“ Aussagen erforderlich macht (vgl. Kap. 5.3).

Bei diesem qualitativen Vorgehen zentral sind, wie FROSCHAUER und LUEGER (2003, S. 28) herausstellen, das „unentwegte Ineinandergreifen von Erhebung und Interpretation“ sowie die „permanente Reflexion des Forschungsstands auf inhaltlicher und methodischer Ebene“. Nur ein flexibles und sensibles empirisches Arbeiten unter Einbeziehung einer selbstkritisch distanzierten Analyse des eigenen Forschungshandelns gewährleistet die unmittelbare Integration neuer Erkenntnisse in den Forschungsprozess und die Adaption zentraler Leit- und Detailfragen an neue Ergebnisse der laufenden Untersuchung. Im Zuge der Konfrontation mit der sozialen Realität können sowohl Inhalt als auch Methodik modifiziert, revidiert und erneut an der Wirklichkeit auf ihre Geeignetheit hin überprüft werden (vgl. LAMNEK 2005, S. 365). Diese offene Herangehensweise an den Untersuchungsgegenstand sowie die sukzessive (Weiter-)Entwicklung und (Neu-)Ausrichtung des methodischen und inhaltlichen Vorgehens wird nach REUBER und GEBHARDT (2007, S. 89) auch als „hermeneutische Spirale“ bezeichnet. Der Forscher bildet hiernach keine unabhängige Größe, sondern nimmt als Interpret der zu analysierenden Konstruktionen stets Teil am Kommunikationsprozess (vgl. DELYSER et al. 2010, S. 7; REUBER und PFAFFENBACH 2005, S. 116).

„Wann immer also interpretatives Verstehen den Weg der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bildet, kann das Ergebnis nur eine kontextabhängige Wirklichkeit sein, eine subjektiv gefärbte ‚Re-Konstruktion‘ des Verfassers“,

betonen REUBER und PFAFFENBACH (2005, S. 116). Maßgebend für die Einordnung der im Rahmen des vorliegenden Beitrags gewonnenen empirischen Ergebnisse in einen übergeordneten erkenntnistheoretischen Zusammenhang ist in Anlehnung an GEBHARDT et al. (1995, zitiert nach ebd., S. 115) die Tatsache, dass es

zwischen dem Interviewer und Interviewtem nie zu einer „distanzauflösenden Übereinstimmung“, sondern lediglich zu einer Annäherung kommen kann. Unter diesen Voraussetzungen und angesichts einer unerreichbaren absoluten Wahrheit ist es das grundlegende Ziel dieser Arbeit, eine möglichst maximale Annäherung zwischen allen direkt am Forschungsprozess beteiligten Personen unter Rückgriff auf das empirische Vorgehen der methodischen Triangulation zu erlangen. Parallel zu einer umfassenden Literaturrecherche, intensiven Beobachtungen im Untersuchungsfeld und einhergehenden photographischen Dokumentationen von Ist-Zuständen und Veränderungsprozessen basiert die Datenerhebung insbesondere auf der Durchführung von problemzentrierten Interviews, problemzentrierten Interviews mit narrativen Sequenzen und der Methode der Autophotographie. Zentral für diese empirischen Herangehensweisen sind zusammenfassend die folgenden Bestimmungskriterien qualitativer Sozialforschung (vgl. Kasten 9):

Kasten 9:
Bestimmungskriterien qualitativer Sozialforschung

- Offenheit (offene Gesprächsführung und anpassungsfähiger Forschungsverlauf),
- Prozessualität (sukzessive Weiterentwicklung von Inhalt und Methodik),
- Kontextualität (Einordnung der Interviewaussagen in die jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen),
- Interpretativität (Rekonstruktion von Konstruktionen durch den Wissenschaftler) und
- Reflexivität (permanente selbstkritische Überprüfung des Prozesses der Erkenntnisgewinnung).

5.2.2 Problemzentriertes Interview mit narrativen Sequenzen

Das in Anlehnung an die Fragestellungen des vorliegenden Beitrags konzipierte problemzentrierte Interview zeichnet sich durch eine weitgehende Flexibilität hinsichtlich des theoretischen Vorverständnisses, der Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem und der Gesprächsführung aus. Die bestehenden impliziten und expliziten konzeptionellen Annahmen im Rahmen des transaktionalen Stressmodells und der Konzepte der Transaktion, Zeit, Wahrnehmung, Emotion, des Verhaltens und der Resilienz konstituieren das Fundament des gesamten Forschungsprozesses, das jedoch mit der sozialen Realität konfrontiert und über das „Produkt verbaler Kommunikation“ (HONER 2006, S. 95) plausibilisiert, modifiziert und erweitert werden muss. Die Problemzentrierung umfasst sowohl die grundlegenden Fragen nach der Wahrnehmung und Bewertung der Einwohner Shibis in Bezug auf die Wirkung (potentieller) Stressoren und die Auswirkungen des Bahnhofprojektes als auch Fragen nach ihrem Umgang mit veränderten Lebensbedingungen. Auf der Basis dieser spezifischen Problemstellung strukturiert ein stets an die neuen Forschungserkenntnisse adaptierter und auf die jeweils zu interviewende Person (z. B. Migrant oder Einwohner mit lokalem *hukou*, vgl. Kap. 4.1.2) abgestimmter Leitfaden den Gesprächsverlauf. Dieser Leitfaden bein-

haltet in Anlehnung an REUBER und PFAFFENBACH (2005, S. 137) primär die Funktion einer Interviewhilfe bzw. einer Art Checkliste zur Sicherstellung der Abhandlung aller relevanten Themenaspekte. Im Vordergrund steht mit HONER (2006, S. 97) grundsätzlich das Prinzip,

„so wenig direktiv wie möglich zu verfahren, d. h. den Interviewten seine eigenen Relevanzen entwickeln und formulieren zu lassen“ (zum Ablauf der einzelnen Phasen eines problemzentrierten Interviews siehe LAMNEK 2005, S. 365 f.).

Für das Erlangen tiefer gehender Erkenntnisse hinsichtlich der Sichtweisen und des Verhaltens der zu befragenden Personen wird im Rahmen dieser Arbeit das problemzentrierte Interview in Abhängigkeit des jeweiligen Interviewverlaufes um narrative Sequenzen ergänzt (vgl. hierzu REUBER und PFAFFENBACH 2005, S. 137; ROSENTHAL 2005, S. 152). Diese stimulieren das vom Interviewer kaum beeinflusste freie Erzählen und gewähren den Befragten dadurch einen

„größtmöglichen Raum zur Selbstgestaltung der Präsentation ihrer Erfahrungen und bei der Entwicklung ihrer Perspektive“ (ROSENTHAL 2005, S. 137).

„Subjective reports allow us to learn more about stress and emotion, and about coping and its adaptational outcomes, than any other single source“,

betonen auch LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 322). Insbesondere für die „Hervorlockung“ vorbewusster Bewertungs- und Copingprozesse, die Erklärung der Hintergründe für Stresserleben und Resilienz, die Offenlegung biographischer Elemente oder für die Demonstration sozialräumlicher Entwicklungsprozesse in Shibi Village ist die Erzählstruktur, die nicht nur das *Was*, sondern vor allem auch das *Wie* einer Erzählung offenbart, als geeignetes methodisches Verfahren anzusehen (vgl. ausführlicher REUBER und PFAFFENBACH 2005, S. 141 ff. zur phasengeleiteten Führung narrativer Interviews).

„The constructs – motivation, appraisal, coping, stress, and emotion – are conjoined in nature, and should be separated for only the purpose of analysis and discourse“,

stellt LAZARUS (1999, S. 101) jedoch eingehend heraus (vgl. hierzu auch Kap. 2.1.1). Dies gilt es ebenfalls für das Resilienzkonzept zu beachten. In der Interviewführung ist somit für das Erkennen übergeordneter Zusammenhänge und ihr Einordnen in einen Gesamtkontext ein permanentes „gedankliches Vernetzen“ dieser Variablen notwendig (vgl. hierzu auch Abb. 2 in Kap. 2.1.1). So sind Fragen nach Stressempfinden inhaltlich eng an (Rück-)Fragen nach dem emotionalen Erleben oder nach dem Umgang mit der stressauslösenden Mensch-Umwelt-Transaktion gekoppelt, die wiederum die Modalitäten des Stresserlebens näher spezifizieren können.

„What is most needed in coping measurement is to *describe* what a person is *thinking and doing* in the effort to cope with stressful encounters“,

betont LAZARUS (1993, S. 371; Hervorhebung im Original) und verweist mit FOLKMAN auf die Relevanz kontextspezifischer und zeitlicher Rahmenbedingungen (vgl. LAZARUS und FOLKMAN 1984, S. 317). Ferner sind vor dem Hintergrund

der Frage nach dem Einfluss von Bewertungen auf die Generierung von Emotionen in Anlehnung an SCHMIDT-ATZERT (2009, S. 375) verbale Beschreibungen von Emotionen mit den verbalen Angaben der gleichen Person hinsichtlich ihrer Bewertungen, aber auch ihres Ausdrucksverhaltens und ihrer Handlungskonsequenzen in Beziehung zu setzen und durch konkretes (narratives) Nachfragen, z. B. im Hinblick auf eine Differenzierung zwischen Furcht und Angst (vgl. Kap. 3.3.5), näher zu analysieren. Aus den emotionsbezogenen Erzählstrukturen, so SCHMITT und MAYRING (2000 S. 472 f.), kann

„erschlossen werden, welche Anlässe und Handlungen Erzähler als angemessen für das Gefühl betrachten und wie sie ihre Handlungen und das Gefühl selbst als Glieder einer Kette von kausal abfolgenden Ereignissen durchleben, begründen und rechtfertigen“.

Der grundlegende Aufbau der problemfokussierten Interviews orientiert sich in Anlehnung an diese methodischen Paradigmen zunächst an einleitenden Fragen bezüglich des Alters, des *hokou*-Status, der Schulbildung, des Familienstands, der Erwerbstätigkeit, der Einkommensverhältnisse, der Wohndauer und des Herkunftsortes (bei Migranten). Anschließend erfolgen in einem zweiten Themenblock überwiegend auf narrative Gesprächssequenzen ausgelegte, erst allgemein formulierte, dann den Untersuchungsgegenstand präzisierende Fragen nach Stresserleben, diesbezüglichen Ursachen, den involvierten Emotionen und dem (möglichen) verdeckten und/oder offenen Umgang mit stressauslösenden Faktoren. In Abhängigkeit der vorangegangenen Interviewantworten sind diese Fragen zur Aufdeckung widersprüchlicher Aussagen sowie vorbewusster Bewertungs- und Copingprozesse teils in veränderter Form zu einem späteren Zeitpunkt erneut zu stellen. Erst in einem dritten Themenblock werden die Bewertungsprozesse der interviewten Einwohner im Hinblick auf potentielle Auswirkungen des Bahnhofprojektes gezielt thematisiert, sofern die Interviewten diese nicht bereits zuvor aufgrund einer bestehenden Relevanz von sich aus zum Ausdruck brachten. Auf diese Weise lässt sich eine Beeinflussung vorangegangener Fragen auf die Konstruktion von Bewertungen vermeiden. Ferner stehen in Abstimmung mit dem jeweiligen Gesprächsverlauf zwischendurch oder ggf. in einem vierten Block Fragen nach konkreten Fakten (z. B. bezüglich der Geschichte Shibis, der Bevölkerungsstruktur, der Migrationsprozesse) im Fokus der Betrachtungen. Darüber hinaus ist anzumerken, dass das mit Vorsicht zu behandelnde Thema der „Korruption“ zum Schutz der Befragten und zur Aufrechterhaltung einer vertrauensbasierten Interviewatmosphäre nur in den Fällen aufgegriffen und vertieft wurde, in denen die Einwohner diese Thematik von sich aus ansprachen und einen expliziten Willen für ausführlichere Erläuterungen erkennen ließen.

5.2.3 Methode der Autophotographie

Um die stressbezogenen Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse, emotionales Erleben, Copingverhalten sowie Erscheinungsformen von Resilienz aus der Perspektive der Bewohner Shibis und in möglichst großer Unabhängigkeit vom wis-

senschaftlichen Beobachter tiefer gehend analysieren zu können, wurde in Ergänzung zu dem Verfahren der problemzentrierten Interviews (einschließlich narrativer Sequenzen) die Methode der Autophotographie, synonym auch als reflexive oder hermeneutische Photographie bezeichnet, hinzugezogen.

„Auto-photography is an ethnographic field research method that attempts to ‘see the world through someone else’s eyes’“,

betont THOMAS (2009, S. 244; vgl. ebd. zur Geschichte des Autophotographie-Verfahrens). In der Realisierung dieser Forschungsmethode erhalten Personen Einweg- oder Digitalkameras mit der Instruktion des wissenschaftlichen Beobachters, in seiner Abwesenheit eigenständig Photographien zu einem von ihm zuvor instruierten Thema aufzunehmen. Erst anschließend erfolgt reflexiv auf Grundlage der entwickelten Photos eine umfassende Befragung der Personen in Bezug auf die Hintergründe ihrer Motivauswahl (vgl. FLICK 2007, THOMAS 2009).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit erhielten ausgewählte Gesprächspartner (vgl. genauer Kap. 5.3) jeweils eine Einwegkamera (mit 24 Farbbildern und Blitzlicht) mit der Bitte, folgenden *Arbeitsauftrag* auszuführen:

„Photographieren Sie etwas (ganz egal, was es ist),

- das Ihnen an Ihrem Leben in Shibi Village besonders gut und/oder gar nicht gut gefällt,
- das bei Ihnen positive und/oder negative Gefühle bzw. Emotionen auslöst. Machen Sie von den 24 möglichen Aufnahmen so viele Photos, wie Sie möchten, und lassen Sie sich hierfür nach Belieben Zeit. Es gibt kein Richtig oder Falsch; Ihre persönlichen Ansichten und Empfindungen sind entscheidend.“

Die Formulierung dieser Handlungsanweisungen blieb bewusst offen und allgemein, um den Einfluss des Forschers auf die Motivauswahl gering zu halten und der photographierenden Person hinsichtlich ihrer Auswahlkriterien einen großen Entscheidungsspielraum zu gewähren und somit sämtlichen Mensch-Umwelt-Transaktionen die Möglichkeit des Erlangens ihrer Beachtung zuzusichern. In einem narrativen Anschlussinterview bestimmten die folgenden übergeordneten Fragen den Interviewverlauf, die jedoch an die Gesprächsperson angepasst, modifiziert, fortführend spezifiziert und durch weitere *Nachfragen* ergänzt wurden:

- Warum haben Sie ausgerechnet dieses Photo gemacht?
- Welche Gefühle/Emotionen verbinden Sie mit diesem Photomotiv? Mit welchen Worten können Sie am besten Ihre Gefühle/Emotionen beschreiben? Aus welchen Gründen erleben Sie diese Gefühle/Emotionen?
- Wie kommen Sie damit (z. B. mit der geschilderten Situation) zurecht?
- Was machen Sie, damit Sie damit besser zurechtkommen?/Warum kommen Sie damit (möglicherweise besser als andere Personen) zurecht?
- (etc.)

Die Methode der Autophotographie rückt die photographierende Person in den Mittelpunkt der Betrachtungen und nutzt, wie DIRKSMEIER (2009, S. 168) treffend herausstellt,

„den mit fotografischen Akten verbundenen bewertenden und klassifizierenden Bezug der Menschen zu ihrer Umwelt aus“.

Die Photographien eröffnen dem Forscher einen erweiterten Zugang zur symbolischen Welt der Personen und ihrer Sichtweisen. „[E]ach photo is a lesson about the subject who took that particular picture“, bringt auch THOMAS (2009, S. 246) zum Ausdruck. Der Einsatz der Autophotographie-Methode bietet gegenüber anderen Verfahren den Vorteil, dass der Teilnehmer sich mit der Kamera durch jene Räume bewegen kann, aus denen er selbstrelevante Ausschnitte festzuhalten vermag. Dabei tritt der wissenschaftliche Beobachter DIRKSMEIER (2009, S. 167) folgend hinter die Interpretationen der Person zurück, wird aber über den Prozess des Interviews im Anschluss an die Photoaufnahmen reflexiv in den Interpretationsprozess zurückgeholt und kann somit die Verbindung zwischen Person und Motivausschnitt rekonstruieren. Die Teilnehmer an der Autophotographie-Methode sind hiernach die Experten ihrer Aufnahmen; der Wissenschaftler hingegen ist als Laie einzustufen (ebd., S. 168).

Die photographische Motivauswahl der Personen reduziert die Komplexität und Vielschichtigkeit der dreidimensionalen Wirklichkeit auf ein zweidimensionales Bildobjekt. Die Motivauswahl erzeugt eine Selektivität und bestimmt, welche Formen des Fluchtpunktes und der Horizontlinie fokussiert und somit ins Zentrum der Mensch-Umwelt-Transaktion rücken (vgl. BOHNSACK 2007, S. 166). In der Photographie fallen somit das Photomotiv und der Ausschnitt aus einem mentalen Bild zusammen und erhalten eine sichtbare Form. Jedes Bild passiert „das Nadelöhr des auswählenden Bewusstseins“ (DIRKSMEIER 2009, S. 162) und zeichnet sich durch seine Kontextabhängigkeit aus.

„Das Wahrgenommene muß bereits überbewertet sein, ehe es die photographische Weihe erfährt. [...] Hinter jedem Photo steht ein Relevanzurteil“,

betont auch CASTEL (1981, S. 239). Genau dieses Relevanzurteil gilt es, in ausführlichen, vorrangig narrativen Interviews aufzudecken und zu spezifizieren. Ziel ist es, die im Bild dokumentierten Wahrnehmungen und Bewertungen der photographierenden Person textuell-sprachlich zu reproduzieren. Nach Auffassung von DIRKSMEIER (2009, S. 168) führt der Prozess der Bildaufnahme aufseiten der photographierenden Person zu einer tiefer gehenden Auseinandersetzung mit den zuvor instruierten Themenaspekten, so dass auf diese Weise Informationen im Rahmen des reflexiven Interviews generiert werden können, die ohne die vorgeschaltete Phase des Photographierens im Verborgenen verblieben wären.

„Photos can also indicate the desires of participants that they might not articulate in interviews“,

stellt auch THOMAS (2009, S. 244) heraus. Vor allem in Bezug auf persönliche und sensible Themen wie Stresserleben und emotionales Empfinden vermag die Autophotographie-Methode präzisere Einblicke ermöglichen. Die Abwesenheit

des Forschers während des Prozesses der Photoaufnahme garantiert der photographierenden Person eine maximale Freiheit in Bezug auf die von ihr gewählten Sujets, die möglicherweise erst in hinreichender Distanz zum Forscher zum Ausdruck gelangen.

Die Photographie stellt somit ein in technischer Hinsicht vergleichsweise einfaches Verfahren zur Erstellung von Bildern und zum Konservieren sichtbarer Informationen dar. Es sind die Alltäglichkeit, die Aufzeichnungsgeschwindigkeit und die Genauigkeit der Lichtbildaufnahme, die die Methode der Autophotographie nach DIRKSMEIER (2009, S. 160 ff.) vor allem für die Sozialwissenschaften interessant machen. Die Kamera dokumentiert die visuell wahrgenommenen Informationen eines Menschen und kann diese ohne verzerrende Begleiterscheinungen wiedergeben. Das Objektiv, so DIRKSMEIER (2009, S. 160 ff.),

„ist dabei die Membran, die den subjektiven Blickwinkel des Akteurs durch den Akt der Aufnahme vorangehend operationalisiert“.

Sicherlich beeinträchtigen unscharfe oder verwackelte Photographien die Bildqualität, doch im Rahmen der narrativen Anschlussinterviews können formale Qualitätsmängel durch inhaltliche Erläuterungen seitens der befragten Person ausgeglichen werden. Grundsätzlich ist es nicht die Intention des Forschungsvorhabens, künstlerisch wertvolle Photos mit optimaler Belichtung und einer formvollendeten Wiedergabe des Motivs zu erhalten. Vielmehr stehen die subjektive Motivauswahl und die Entscheidung für diese Auswahl im Fokus des Interesses.

Gerade im Hinblick auf die Erforschung vielschichtiger und komplexer Phänomene, wie es für Stresserleben, Coping und Resilienz zutreffend ist, erscheint ein visuell ausgerichtetes Vorgehen in Ergänzung zu den problemzentrierten Interviews für eine tiefer gehende Analyse dieser genannten Phänomene geeignet. Entscheidend ist im Rahmen der Autophotographie-Methode zusammenfassend die Erhebung folgender Daten:

- visuell wahrgenommene und bewertete Informationen einer Person in Form von bildlichen Daten (Prozess des Photographierens) und
- textuell-sprachliche Deutung der Photographien (Prozess des narrativen Anschlussinterviews).

5.3 DURCHFÜHRUNG DER DATENERHEBUNG

Der Forschungszeitraum, der dieser Arbeit zugrunde liegt und sowohl die Elaboration (und auch Modifikation) von Forschungsfragen, des konzeptionellen Analyserahmens und des methodischen Vorgehens als auch die insgesamt fünf Feldaufenthalte in Guangzhou sowie die Prozesse der Datenauswertung und Datenanalyse umfasst, untergliedert sich in drei grundlegende Forschungsphasen mit jeweils unterschiedlichen, teils ineinandergreifenden Arbeitsschwerpunkten (vgl. Abb. 56).

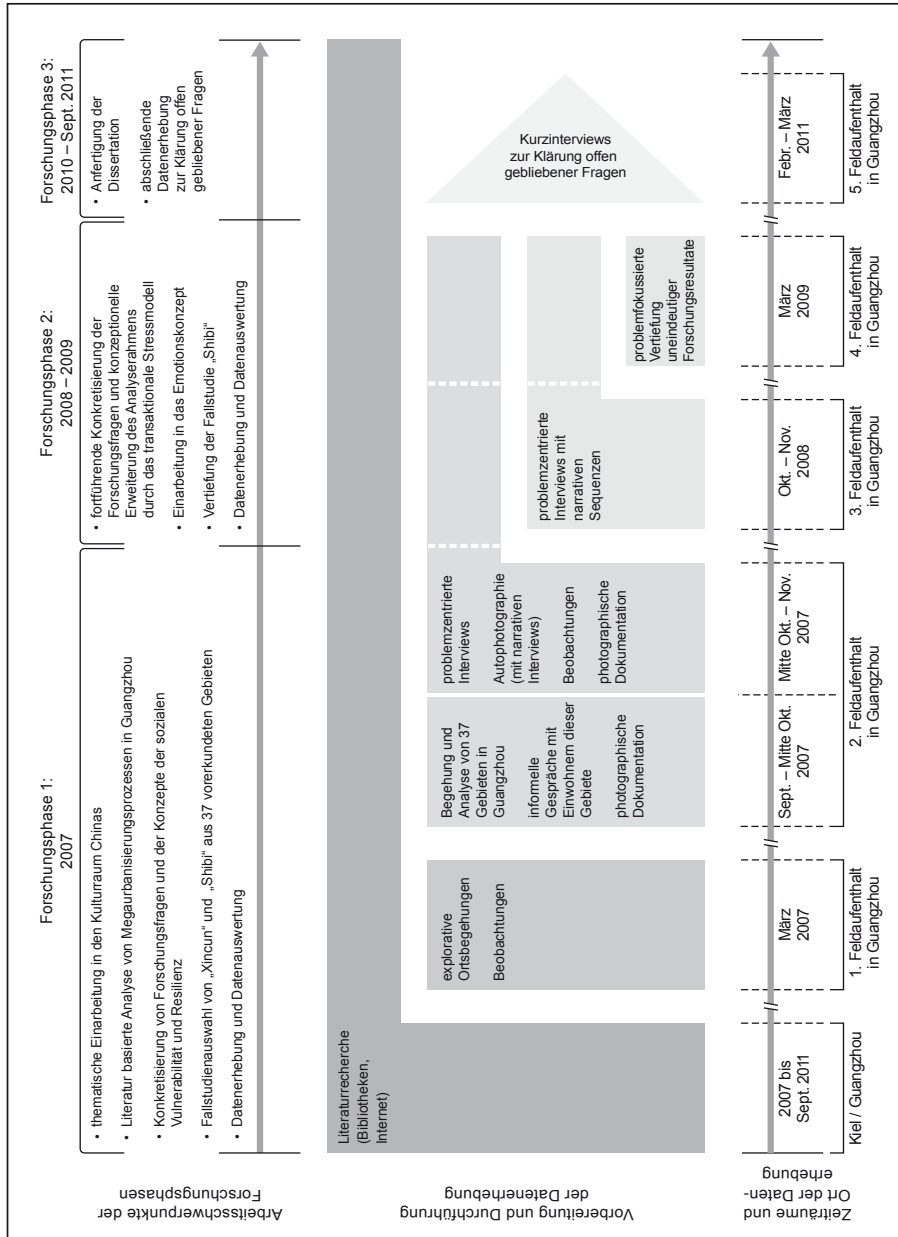


Abb. 56: Forschungsphasen und Prozess der Datenerhebung im Rahmen dieser Arbeit (eigene Darstellung)

Im Jahr 2007 lag der (wechselseitige) Fokus zunächst auf der thematischen Einarbeitung in den Kulturräum Chinas, der auf Literatur basierenden Analyse von Megaurbanisierungsprozessen in Guangzhou, der explorativen Erkundung Guangzhous (erster Feldaufenthalt) sowie der Konkretisierung von Forschungsfragen und der Konzepte der sozialen Vulnerabilität und Resilienz im Kontext von Megastädten. Ferner stellte der projektbezogene Kontaktaufbau zu Ansprechpartnern des „Department of Architecture and Urban Planning“ der Guangdong University of Technology sowie der „School of Geography and Planning, School of Tourism“ der Sun Yat-Sen University (beide in Guangzhou ansässig) einen wichtigen Schritt zur Formierung und Durchführung des Forschungsvorhabens dar, z. B. in Bezug auf den fachlichen Austausch, die Inanspruchnahme von Übersetzungstätigkeiten der Universitätsstudenten oder den Zugang zu bibliothekarischen Einrichtungen.

Ende 2007 erfolgte während eines zweiten Feldaufenthalts auf der Basis zuvor evaluierter Satellitenbilder die Begehung und Analyse von 37 Gebieten innerhalb Guangzhous (vgl. Kap. 4.4) mit dem Ziel der Generierung möglichst umfassender Einblicke in die Prozesse der Urbanisierung, Stadtentwicklung und der grundlegenden Lebensbedingungen der Bevölkerung. Von diesen 37 Gebieten wurden die entlang der städtischen Nord-Süd-Entwicklungssachse gelegenen Fallstudien Xincun und Shibi (vgl. Kap. 4.4) mittels problemzentrierter Interviews und der Autophotographiemethode einer tiefer gehenden Analyse unterzogen; allerdings zeigte das Vulnerabilitätskonzept (vgl. die Diskussion in Kap. 3.1) im Verlauf der Datenerhebung zunehmend konzeptionelle Grenzen bezüglich der Erfassung von individuellen Bewertungsprozessen, des emotionalen Erlebens und des Copingverhaltens auf.

Vor diesem Hintergrund lag der Schwerpunkt anfangs der zweiten Forschungsphase (2008 bis 2009) auf der fortführenden Konkretisierung der Forschungsfragen und der konzeptionellen Erweiterung des Analyserahmens durch das transaktionale Stressmodell von LAZARUS und Mitarbeitern sowie einer umfassenden Einarbeitung in das Konzept der Emotionen. Aufgrund der vom Bahnhofprojekt beeinflussten Vielschichtigkeit und Komplexität der sozioökonomischen, sozialräumlichen und baulichen Entwicklungsprozesse in Shibi Village (vgl. auch Kap. 4.4) wurden im Rahmen eines dritten Feldaufenthalts die Folgeuntersuchungen auf Shibi Village beschränkt, dort ausgeweitet und mittels der Ergänzung der problemzentrierten Interviews durch narrative Sequenzen intensiviert. Ein vierter Feldaufenthalt diente zur Fortführung der empirischen Datenerhebung und Vertiefung uneindeutiger Forschungsergebnisse, bevor anschließend in einer dritten Forschungsphase (2010 bis April 2011) die Anfertigung der Dissertation sowie ein fünfter Feldaufenthalt zur Durchführung von (problemzentrierten) Kurzinterviews mit dem Ziel der (weitestgehend) abschließenden Klärung bislang offen gebliebener Fragen und der Dokumentation der aktuellen Entwicklung Shibis erfolgten.

Interviews mit Einwohnern aus Shibi Village

Insgesamt wurden in einem Zeitraum von Ende 2007 bis Anfang 2011 18 problemzentrierte Interviews, 41 problemzentrierte Interviews mit narrativen Sequenzen, sechs narrative Interviews im Rahmen der Autophotographie-Methode und sechs (problemzentrierte), weniger als 15 Minuten dauernde Kurzinterviews (vgl. auch obige Abb. 56) sowohl mit lokalen Einwohnern, die aufgrund ihres in Shibi Village gelegen *local hukou* (vgl. Kap. 4.1.2) dem Dorfkollektiv angehören, als auch mit mindestens seit sechs Monaten in Shibi lebenden Migranten geführt (vgl. ausführlicher Tab. 3 auf den zwei Folgeseiten). Die Datenerhebung erfolgte direkt vor Ort in den vier Dörfern von Shibi Village und somit im lebensnahen und alltäglichen Umfeld der interviewten Bewohner, so z. B. am Brunnen, im Kiosk oder auf Einladung zu Hause in privater Umgebung. Alle Interviews wurden grundsätzlich mit Einzelpersonen geführt, allerdings waren in einigen Interviewsituationen Familienangehörige oder Bekannte (Nachbarn, Freunde) anwesend, die entweder, wie auch im Interviewprotokoll festgehalten, die Aussagen des Interviewten kommentierten oder eigene Ansichten zum Ausdruck brachten (vgl. Abb. 57).



Abb. 57: Diskussion zwischen einer interviewten lokalen Einwohnerin (rechts im Bild) und ihren Nachbarn bezüglich der exakten Lage des zukünftigen Südbahnhofes in Shibi Village (eigene Aufnahme 2008)

Die durchschnittliche Dauer der problemzentrierten Interviews mit narrativen Sequenzen lag bei eineinhalb Stunden, die der narrativen Interviews bei einer Stunde. Mit einem 64-jährigen Einwohner konnten zudem zwei problemzentrierte Interviews, eines mit narrativen Sequenzen, (in den Jahren 2009 und 2011) und mit einer 60-jährigen Einwohnerin drei Interviews (in den Jahren 2008, 2009 und 2011) geführt werden. Insgesamt ist sowohl die Zusammensetzung der Gruppe der befragten lokalen Einwohner als auch der befragten Migranten hinsichtlich sozioökonomischer Faktoren (z. B. niedriges Bildungs-

niveau, geringes Einkommen) als weitestgehend homogen einzustufen.

Die schrittweise während der Datenerhebung durchgeführte Auswahl der Interviewpartner orientierte sich aufgrund des qualitativen Forschungsansatzes nicht an Aspekten statistischer, wahrscheinlichkeitstheoretischer Repräsentativität, sondern im Hinblick auf den Prozess der Erkenntnisgewinnung und des Verstehens sowie der Generierung von (möglichen) Typologien vielmehr an inhaltlichen Kriterien und Faktoren der „perspektivischen Typik“ (HONER 2006, S. 95; vgl. auch LAMNEK 2005, S. 384 ff.). Im Vordergrund stand die Annahme, dass unter der Voraussetzung einer bestehenden Gesprächsbereitschaft grundsätzlich alle Ein-

Interview	Status		Geschlecht	Alter	Erwerbstätigkeit	wohnhaft in Shibi-Dorf				Teilnahme Autophotographie	Interview				Interviewdauer (Min.)
	Lokale(r)	Migrant(in) aus der Provinz ...									problemzentriert	problemz. + narr.	narrativ	Kurzinterview	
						m	w								
1	x		x	–	Mitarbeiterin im Dorfkomi - tee 2		x				x				30
2		Shanxi	x	> 80	im Ruhestand		x				x				25
3	x		x	67	im Ruhestand		x				x				35
4		Guang-dong	x	38	arbeitslos			x			x				45
5	x		x	57	Pförtner		x				x				25
6	x		x	–	Gelegenheitsjobs			x			x				30
7	x		x	35	Hausfrau	x					x				25
8 9	x		x	25	Lehrer		x				x	x			50 90
10	x		x	38	Hotelbetreiber			x			x				40
11		Sichuan	x	35	Durchführung von Renovie - rungsarbeiten				x		x				50
12		Sichuan	x	74	im Ruhestand	x					x				60
13	x		x	54	Landwirt		x					x			140
14 15	x		x	24	Gelegenheitsjobs		x			x*	x		x		50 40
16 17	x		x	37	Verkäufer in einem Kiosk		x			x		x		x	120 90
18	x		x	43	Verkäuferin in einem Kiosk			x			x				30
19	x		x	37	Fabrikarbeiterin		x				x				45
20	x		x	42	Motortaxi-Fahrer		x				x				55
21	x		x	38	Sicherheitspersonal in einer Fabrik und Mitglied im Si - cherheitsteam von Dorf 2		x					x			110
22	x		x	> 50	Restaurantleiterin		x					x			80
23	x		x	78	im Ruhestand		x					x			120
24	x		x	–	Mitarbeiterin im Dorfkomi - tee 1	x					x				15
25		Guang-dong	x	23	Perlenstickerin	x						x			60
26		Hunan	x	32	Bauarbeiter auf dem Bahn - hofsgelände				x			x			80
27	x		x	38	Anbieter von Telefonnutzung gg. Gebühr				x			x			55
28		Hunan	x	27	Hotelangestellter				x			x			130
29		Guang-dong	x	25	arbeitslos				x			x			70
30		Jiangxi	x	25	Hotelrezeptionist				x			x			95
31		Shanxi	x	50	Wachpersonal				x			x			40
32	x		x	32	Verkauf von Schutzgittern			x				x			75
33	x		x	50	Reinigungskraft			x				x			65
34	x		x	36	arbeitslos			x				x			150

35	x			x	58	Kioskbetreiberin	x						x			70
36	x		x		51	Kioskbetreiber			x				x			90
37		Hunan		x	35	Kioskbetreiberin				x			x			130
38	x			x	38	Hausfrau				x			x			120
39	x			x	37	Näherin				x			x			180
40	x			x	10	Schülerin				x	x			x		45
41	x		x		43	LKW-Fahrer			x				x			60
42		Sichuan		x	37	Verkäuferin in einem Kiosk			x				x			90
43													x			80
44	x			x	60	im Ruhestand			x				x			120
45															x	10
46		Hunan	x		55	Straßenreinigungsarbeiter		x					x			30
47		Sichuan	x		26	Fabrikarbeiter		x					x			60
48	x			x	35	Fabrikarbeiterin				x			x			110
49	x			x	22	arbeitslos	x						x			140
50		Hunan	x		32	Kranführer	x				x		x			120
51														x		120
52	x			x	24	Leiterin eines kleinen Bauun - ternehmens	x						x			60
53	x			x	27	Verkäuferin in einem Shop - ping Center				x			x			45
54				x	30	Fabriknäherin			x		x		x			110
55	x													x		60
56		Guang- dong	x		40	Bauarbeiter auf dem Bahn - hofsgelände	x						x			20
57		Sichuan	x		21	Kranführer auf dem Bahn - hofsgelände		x					x			70
58		Hunan		x	35	Hausfrau	x						x			70
59	x		x		67	im Ruhestand		x					x			100
60	x			x	38	Hausfrau		x							x	5
61	x		x		-	Schulleiter	x								x	10
62	x			x	45	Haushaltshilfe	x						x			60
63		Hunan		x	54	Straßenhändlerin	x						x			80
64			x		64	Arzt (chinesische Medizin)	x						x			70
65	x														x	10
66			x		47	Wachpersonal				x	x		x			60
67	x													x		30
68		Sichuan	x		46	Bauarbeiter auf dem Bahn - hofsgelände				x			x			50
69	x			x	55	Perlenstickerin				x					x	10
70		Hunan	x		41	Motortaxi-Fahrer	x						x			90
71		Shanxi	x		40	Hotelbetreiber	x								x	10
71 Inter- views mit insg. 62 Per- sonen	Σ	Σ	Σ	Σ	-	-	Σ	Σ	Σ	Σ	Σ	Σ	Σ	Σ	Σ	-
	40	22	34	28			16	18	12	16	6	18	41	6	6	

* = Photoaufnahmen erfolgten mittels einer privaten Mobilfunk-Kamera

Tab. 3: Anzahl und Art der Interviews mit den Dorfbewohnern aus Shibi Village (eigene Darstellung)

wohner von Shibi Village (einschließlich der Kinder im sprachfähigen Alter) als Experten ihrer jeweils spezifischen Mensch-Umwelt-Transaktion auf Fragen nach ihrem individuellen Verhalten (Stresserleben, Emotionen, Handeln) eingehen können. Somit erfolgte mit dem Ziel des umfassenden Rekonstruierens vielfältiger Merk- und Wirkwelten (vgl. Kap. 2.1.1) in Anlehnung an HONER (2006, S. 95) eine möglichst bewusst-spezifische Auswahl von Akteuren als potentielle Interviewpartner in Bezug auf unterschiedliche Charakteristika und Kompetenz-Kriterien wie Alter, *hukou*-Status (Lokaler, Migrant), Tätigkeitsprofil (z. B. Landwirt, Fabrikarbeiter, Bauarbeiter auf dem Bahnhofsgelände), Funktion (z. B. Mitarbeiter im Dorfkomitee) oder unmittelbarer Wohnort (Dorf 1, 2, 3 oder 4).

Mittels gezielter Filterfragen z. B. nach dem *hukou*-Status oder der systematischen Aufsuche eines die konkrete Mensch-Umwelt-Transaktion formierenden Raumes, z. B. eines Dorfkomitees oder des Bahnhofsgeländes, ließen sich diesbezüglich unterschiedliche Interviewpartner und somit unterschiedliche Experten in die Untersuchung integrieren. Darüber hinaus konnten per Schneeballverfahren weitere Interviews insbesondere mit älteren lokalen Dorfbewohnern geführt werden, die aufgrund ihres hohen Alters und ihrer langen Wohndauer von den zuvor Befragten als wissend, erfahren und über die Entwicklungsprozesse und Geschichte von Shibi Village als gut informiert eingeschätzt und somit als potentielle Interviewpartner weiterempfohlen wurden. Das Vermeiden einer untypischen und daher verzerrten Auswahl von interviewten Dorfbewohnern erforderte jedoch eine permanente Selbstkontrolle und Selbstreflexion im Verlauf der Datenerhebung sowie ein flexible Offensein für von den eigenen Vorstellungen abweichende Fälle. So ergab sich beispielsweise die zunächst unvorhergesehene, jedoch wichtige und die Forschung um eine kindliche Perspektive ergänzende Möglichkeit, die Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse eines 10-jähriges Mädchens in Bezug auf Änderungen seiner Lebensbedingungen im Rahmen der Autophotographie-Methode ebenfalls zu erfassen.

Die grundlegende Durchführung aller Interviews erfolgte persönlich durch die Verfasserin des vorliegenden Beitrags in enger Zusammenarbeit mit sechs im Vorfeld der Datenerhebung umfassend in die Forschungsthematik, konzeptionellen Annahmen und Methodik eingearbeiteten, sehr gut Deutsch oder Englisch sprechenden chinesischen Studenten der Sun Yat-Sen Universität in Guangzhou und einem explizit für die Datenerhebung, Recherche- und Übersetzungsarbeiten für ein Jahr eingestellten, chinesischen Mitarbeiter der Universität Kiel, der ferner den Feldaufenthalt im Jahr 2009 begleitete. Zur Gewährleistung einer möglichst natürlich wirkenden und entspannten Gesprächssituation war lediglich eine chinesische Begleitperson bei jedem Interview anwesend und als Übersetzer tätig. Die Interviewführung zeichnete sich durch eine unmittelbare Übersetzung jeder einzelnen Interviewfrage und Antwort der Befragten vom Deutschen bzw. Englischen ins Hochchinesische (teilweise auch Kantonesische) und umgekehrt aus, um der Verfasserin eine flexible und auf den jeweiligen Interviewpartner und inhaltlichen Kontext eingehende Interviewgestaltung einschließlich konkreter Nachfragen zu ermöglichen. Lediglich bei narrativen Interviewsequenzen wurde zur Auf-

rechterhaltung des Erzählflusses seitens des Befragten bis auf wenige Aufnahmen von einer sofortigen Übersetzung abgesehen.

Eine freundliche Ansprache potentieller Interviewpartner auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen, in kleinen Läden oder Einrichtungen (z. B. der ärztlichen Versorgung), eine kurze Vorstellung der eigenen Person sowie der Intention und des Inhalts eines möglichen Interviews, die Zusicherung von Anonymität und einer vertraulichen Behandlung der Daten, aber auch die (teils mehrmalige) Beteuerung des Nichtverfolgens journalistischer Absichten und einer bestehenden Regierungsunabhängigkeit des Forschungsinteresses sowie ein geduldiges Beantworten von Fragen über Deutschland (z. B. hinsichtlich des Klimas oder einer Geburtenkontrolle) schufen in den meisten Fällen eine für die Forschungsthematik erforderliche Vertrauensgrundlage zwischen allen am Interview beteiligten Personen. Sprachliche Interaktionsbarrieren konnten ferner über Gesten, eine auf die Menschen zugehende Körpersprache (z. B. durch Niederknien oder Setzen zwecks Begegnung mit dem Interviewten auf Augenhöhe) und über das Tragen unauffälliger, den lokalen Verhältnissen angepasster Kleidung kompensiert werden. Insgesamt zeigte sich im Verlauf der Datenerhebung, dass sich das Gros der interviewten Einwohner laut eigener Auskunft insbesondere aufgrund des Interesses eines Ausländers an ihren Ansichten und Lebensbedingungen wahrgenommen und beachtet fühlte, diese Aufmerksamkeit wertschätzte und sich somit kooperativ zeigte. Die deutliche Mehrheit der Interviewten nahm sich die Zeit für ein ausführliches, oftmals intime (z. B. Misshandlung durch den Ehemann) und politisch sensible Themen (z. B. Korruption, Gesetzesverstöße) aufgreifendes Interview. Lediglich drei Gespräche wurden – bedingt durch ein plötzliches Auftreten von Misstrauen und die Furcht, sich durch die Weitergabe brisanter Informationen in mögliche Gefahr zu bringen – von den befragten Personen abgebrochen.

Vor diesem Hintergrund, aber auch angesichts des oftmals anfänglich bestehenden Misstrauens gegenüber möglichen bestehenden journalistischen Intentionen oder Kontakten zur Regierung erschien eine die Interviewatmosphäre mit hoher Wahrscheinlichkeit beeinträchtigende Gesprächsaufzeichnung per Tonbandgerät zu riskant, zumal sich dieses Vorgehen im Dorf herumgesprochen und die Skepsis und Befangenheit der Einwohner (und möglicherweise der Leiter der Dorfkomitees) erhöht hätte. Mit der Ausnahme eines Kurzinterviews erfolgte jedoch in Zustimmung aller Gesprächspartner die Dokumentation der Interviews über die Anfertigung detaillierter, teilweise wörtliche Kurzzitate festhaltender Protokolle sowohl durch die Verfasserin des Beitrags als auch durch den jeweiligen Übersetzer. Zur Minimierung der Gefahr von Datenverlusten infolge der Übersetzungsprozesse und zur Sicherstellung eines einheitlichen Erkenntnis- und Interpretationsvorgangs wurde jedes einzelne geführte Interview von der Interviewleiterin und dem Übersetzer zeitnah in separaten Sitzungen ausführlich besprochen, die hierzu angefertigten Protokolle miteinander verglichen, ergänzt, auf Widersprüchlichkeiten hin überprüft und inhaltlich diskutiert und analysiert. Dieser auch auf interkulturelle Aspekte Bezug nehmende, intensive Austausch (z. B. im Hinblick auf die Interpretation von Gesten der Interviewten oder der verdeckten Aussage chinesischer Redewendungen) und das Beitragen von Hintergrundin-

formationen (z. B. bezüglich gesetzlicher Rahmenbedingungen) seitens der Übersetzer erwiesen sich für die Rekonstruktion und Interpretation von Sinnzusammenhängen als äußerst hilfreich und ebneten eine fundierte Basis für die anschließende Gesamtauswertung der Daten.

Ferner wurden zur Einbettung der Interviews in die Diskurse, in denen sie entstanden sind, unmittelbar im Anschluss an jedes Interview Feldnotizen mit ergänzenden Beobachtungen angefertigt, die „generell auf die Begegnungsgeschichte mit den Befragten und die Besonderheiten ihrer Lebenswelt“ eingehen (ROSENTHAL 2005, S. 17; vgl. auch FROSCHAUER und LUEGER 2003, S. 74). Die Dokumentation folgender *Kontextinformationen* stützte die Interpretation von Interviewaussagen und vereinfachte die Vergegenwärtigung wochenlang zurückliegender Interviewsituationen im Rahmen der Datenauswertung:

- Anmerkungen zum Zustandekommen des Interviews und der Verabschiedung nach dem Interview,
- Festhalten der konkreten Rahmenbedingungen der Interviewsituation (Zeit, Raum, Anwesende, Dauer, Unterbrechungen etc.) sowie der verbalen und nonverbalen Reaktionen des Interviewpartners (Stimmmelodie, Gesprächspausen, Gestik, Mimik, Motorik etc.),
- Bemerkungen zu Auffälligkeiten vor oder im Gesprächsverlauf (z. B. vom Befragten erwünschte Verlegung des Interviews in seine Privaträumlichkeiten zur Vermeidung des Erregens von Aufsehen),
- Angaben über den Inhalt von informellen Gesprächen, die vor und nach dem „offiziellen“ Interview stattfanden sowie
- Photoaufnahmen von der Örtlichkeit des Interviews und/oder von den Interviewten (mit entsprechender Erlaubnis).

Die Auswertung der qualitativen Daten erfolgte unter Rückgriff auf offene Kodierungs-, Typisierungs- und textinterpretative Verfahren mit dem Ziel,

„einen Text aufzubrechen und zu verstehen und dabei Kategorien zu vergeben, zu entwickeln und im Lauf der Zeit in eine Ordnung zu bringen“ (FLICK 1996, zitiert nach REUBER und PFAFFENBACH 2005, S. 162 f.).

Unter dem Blickwinkel der konkreten Forschungsfragen wurden die Interviewaussagen in Bezug auf die jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen vertiefend interpretiert, vergleichend analysiert und auf Musterbildungen bzw. Gemeinsamkeiten und auf Unterschiede im Hinblick auf Stresserleben, Copingverhalten, emotionales Erleben und Resilienz hin überprüft.

Autophotographie-Methode mit Einwohnern aus Shibi-Village

Die Erfahrungen im Verlauf der Datenerhebung verdeutlichten schnell, dass eine – (laut der Erklärung der Übersetzer) aus chinesischer Sicht besonders wichtig empfundene – persönliche und vertrauensbasierte Beziehung zum Gesprächspart-

ner (bzw. wissenschaftlichen Beobachter) die Grundvoraussetzung zur Teilnahme an der Autophotographie-Methode darstellte. Erst infolge vorangegangener informeller Gespräche erklärten sich zunächst sieben Personen auf Nachfrage im Verlauf des Gesprächs zu einer Teilnahme bereit. In diesen Fällen wurden Interviewfragen, die in einem engen Zusammenhang mit dem Arbeitsauftrag der Autophotographie standen (vgl. Kap. 5.2.3), zwecks Vermeidung einer Beeinflussung der beim späteren Vorgang des Photographierens zu treffenden Motivauswahl vorerst ausgelassen.

Alle Teilnehmer erhielten eine mündliche und eine ihnen überlassene, auf Chinesisch schriftlich verfasste Instruktion bezüglich ihrer Aufgabenstellung sowie eine technische Einweisung in die Bedienung der Einwegkamera (vgl. Abb. 58).



Abb. 58: Einweisung einer lokalen Einwohnerin (rechts im Bild) in die Bedienung der Einwegkamera im Rahmen der Autophotographie-Methode (eigene Aufnahme 2008)

Zur Sicherstellung einer möglichst sorgfältigen Bearbeitung der Aufgabenstellung wurde den Teilnehmern für den Prozess des Photographierens einige Tage Zeit gegeben. In terminlicher Absprache erfolgten zeitnah sowohl das Abholen der Einwegkamera, die externe Entwicklung der Bilder als auch ein erneutes Treffen zur Durchführung eines narrativen Interviews auf Basis der entwickelten Photographien. Ferner gewährte der Austausch von Mobilfunknummern den Teilnehmern die Möglichkeit des Rückfragens im Falle von Verständnisschwierigkeiten und erleichterte das Ändern von Terminvereinbarungen.

en und erleichterte das Ändern von Terminvereinbarungen.

Eine 30-jährige lokale Einwohnerin, die in einem vorangegangenen Interview Korruptionsstrukturen des Dorfkomitees im Zuge von Landenteignungen und Entschädigungszahlungen detailliert aufzeigte, Namen nannte und vermeintliches Beweismaterial teils in Gegenwart ihrer Nachbarn überreichte, nahm allerdings ihre einer ursprünglich gegebene Zusage für ein narratives Interview im Anschluss an die bereits erfolgte Photoentwicklung zurück. Die Hintergründe für ihr Verhalten ließen sich nicht exakt rekonstruieren. Zu vermuten ist jedoch, dass die Einwohnerin die von Zeugen beobachtete Interviewsituation rückblickend (eventuell auch unter Einfluss von Familienangehörigen) kritisch reflektierte und aus Furcht vor dem Verrat ihrer Weitergabe sensibler Informationen sowie aus Angst vor zukünftigen Repressalien den Kontakt (nachvollziehbarer Weise) abbrach. Auch der Vorschlag einer ausschließlichen Kommunikation über Mobilfunk stieß auf deutliche Ablehnung, so dass die von ihr aufgenommenen Photographien in Ermangelung einer ausführlichen Besprechung nicht in die Datenauswertung ein-

gehen. Diese basiert demzufolge auf der Teilnahme und den Photosets von sechs statt sieben Einwohnern.

Aus Zeitgründen überließ eine 34-jährige lokale Einwohnerin kurzfristig die Aufgabe des Photographierens ihrer 10-jährigen Tochter; wies diese jedoch, wie das mit dem Kind geführte Anschlussinterview aufzeigte, gut in die Aufgabenstellung ein. Insgesamt äußerten sich alle sechs Einwohner ausgesprochen positiv über ihre Teilnahme an der Autophotographie-Methode, mittels derer sie ihren Gedanken und Sorgen auf einer ihnen zuvor unbekannten Art und Weise Ausdruck verleihen konnten und sich durch die entgegengebrachte Zuwendung persönlich wahrgenommen und wertgeschätzt fühlten. Die Tatsache, dass viele der auserwählten Photomotive aus einem erweiterten Umkreis des jeweiligen Wohnhauses stammten und drei Personen verschiedene Zeitpunkte für eine optimale Motivauswahl (z. B. für Nachtaufnahmen) auswählten, verdeutlichen ferner die sich auch in den narrativen Interviews offenbarende Gewissenhaftigkeit, mit der die Einwohner an die Aufgabenstellung herangingen. Ein Teilnehmer nutzte darüber hinaus die über Mobilfunk gegebene Möglichkeit der Rückfrage (s. o.) bezüglich der Instruktionen. Auf Wunsch zweier Einwohner wurden zudem mehrere Motivschauplätze zwecks Vertiefung und eines anschaulicheren Erläuterns ihrer Anliegen und Emotionen gemeinsam im Anschluss der Interviews aufgesucht. Insgesamt machten alle sechs Einwohner von den 24 möglichen mindestens 12, vier sogar mehr als 17 Aufnahmen. Die im Vergleich zu einer Digitalkamera oder einem mit Photofunktion ausgestatteten Handy bestehende Beschränkung der Einwegkamera auf maximal 24 realisierbare Photomotive veranlasste die Teilnehmer, wie auch die Anschlussinterviews bestätigten, zu einer sorgfältigen Auseinandersetzung mit der Aufgabenthematik und einer wohl überlegten Motivauswahl.

Interviews mit Stadtplanern

In Anlehnung an FROSCHAUER und LUEGER (2003, S. 36 ff.) sind befragte Personen im Rahmen von qualitativen Forschungsgesprächen stets als Experten ihrer Erfahrungswelt aufzufassen, denen in Abhängigkeit ihrer Rolle und Funktion (als Einwohner eines bestimmten Gebietes, als Wissenschaftler eines konkreten Fachbereichs etc.) unterschiedliche Expertisen und kontextbasierte Wissensinhalte zuzuschreiben sind. Vor diesem Hintergrund wird hinsichtlich der im Zuge dieser Arbeit vorgenommenen Zusammensetzung der interviewten Personen eine Differenzierung zwischen „Experten“ und „Laien“ als wenig sinnvoll erachtet und vielmehr eine grundlegende Unterscheidung zwischen Einwohnern von Shibi Village (feldinterne Expertise) und Nichteinwohnern (feldexterne Expertise) bevorzugt.

Zur Generierung von auf feldexternen Expertisen basierenden Hintergrundinformationen und zur Vertiefung bereits vorhandener Kenntnisse hinsichtlich der Stadtplanungsziele von Guangzhou, der Konstruktion des Südbahnhofes und ihrer potentiellen Auswirkungen auf die Lebensbedingungen der betroffenen Bevölke-

rung erfolgte ein ausführliches problemzentriertes Interview sowohl mit Prof. Feng, Stadtplaner der South China University of Technology im Jahr 2008, als auch mit Prof. Yuan, Stadtplaner der Sun Yat-Sen University im Jahr 2009. Beide Interviews waren für den Erkenntnisgewinn im Rahmen dieser Arbeit förderlich aus und trugen wesentlich zum Verstehensprozess des Zusammenspiels von unterschiedlichen Akteuren und übergeordneten stadtpolitischen Entwicklungszielen bei.

5.4 PROBLEME UND KRITISCHE REFLEXION

Trotz eines insgesamt positiv zu bewertenden Verlaufs der Erhebung und Gewinnung fundierter Daten sind jedoch auch methodische Probleme und den Forschungsprozess erschwerende Rahmenbedingungen zu benennen, die teilweise in kulturellen und politischen Faktoren des Untersuchungskontextes Chinas begründet liegen. Ein mangels staatlicher Genehmigung (und ohne *guanxi*) verwehrter Zugang zu detailliertem Karten- und Archivmaterial, oftmals widersprüchliche, primär auf großräumliche Ebenen beschränkte und für die Öffentlichkeit nur oberflächlich und selektiv aufbereitete statistische Daten sowie die aufgrund der fehlenden (schwer zu erhaltenen) offiziellen Bewilligung nur begrenzten Möglichkeiten der Kontaktaufnahme zu und des Befragens von Entscheidungsträgern auf verschiedenen Verwaltungsebenen (z. B. Stadtplanungsämtern auf Distrikt- oder Stadtebene) führten in Bezug auf die Fallstudie Shibi Village zwangsläufig zu einer starken Fokussierung auf die Datenerhebung im Feld. Mittels der Interviews ließen sich zwar beispielsweise (weitestgehend übereinstimmende) Informationen über die Bevölkerungsentwicklung in Shibi und die Grenzziehung zwischen den vier Dörfern gewinnen, allerdings konnten diese größtenteils nicht abschließend unter Rückgriff auf offizielle Statistiken und raumbezogene Karten überprüfend verifiziert und vertieft werden. Ähnliches ist für die Angaben über Prozesse der Landenteignung und (potentielle) Umsiedlungsmaßnahmen in Shibi Village zutreffend. Sowohl Mitarbeiter der Dorfkomitees als auch der staatlichen Behörden (z. B. des Stadtplanungsamtes von Guangzhou) verwehrten sicherlich auch vor dem Hintergrund dieser sensiblen Thematik eine Kontaktaufnahme und die Herausgabe grundlegender Informationen.

Ein nicht gänzlich abzuwendendes, jedoch minimierbares methodisches Problem stellte ferner das Risiko des Datenverlustes im Zuge der Übersetzungsprozesse dar. Wie bereits angedeutet, fanden zur Sicherstellung einer möglichst exakten Erfassung der Kognitionen und Emotionen der Befragten umfassende Einarbeitungen der Übersetzer in die Forschungsthematik und des Interviewens, genauen Protokollierens und der Anfertigung von Feldnotizen statt. Darüber hinausgehend wurde in separaten Sitzungen jedes Interview Satz für Satz analysiert und hinterfragt mit dem Ziel, den Einfluss der Interpretationen seitens der Übersetzer und der Verfasserin dieser Arbeit auf die Interpretationen der Interviewten aufzudecken, kritisch zu reflektieren und somit weitestgehend gering zu halten. Insbesondere für die Übersetzung von narrativen Sequenzen erwies sich dieses Vorgehen

als äußerst wichtig und hilfreich. Dennoch lässt sich eine fehlende Erfassung einzelner Interviewaussagen oder eine unvollständige Wiedergabe derselben grundsätzlich nicht ausschließen. Dieses Dilemma kann, wie REUBER und PFAFFENBACH (2005, S. 158) betonen, nicht vollständig gelöst, sondern muss „ausgehalten“ werden.

In diesem Zusammenhang ist desgleichen anzumerken, dass im Rahmen der Autophotographie-Methode eine Überprüfung der tatsächlichen Ausführung der Instruktionen durch den jeweils auserwählten Interviewpartner (und nicht durch eine andere Person) nicht gewährleistet werden konnte. Allerdings bestätigten alle Teilnehmer auf Nachfrage die eigenständig durchgeführte Auswahl und Aufnahme der Photomotive und auch die Anschlussinterviews legten nahe, dass die gemachten Photographien die individuellen Ansichten und Emotionen des jeweiligen Interviewpartners repräsentierten. Als problematisch hingegen zeigte sich vielmehr der mit dieser Autophotographie-Methode für die teilnehmenden Personen verbundene Zeitaufwand einschließlich der notwendigen terminlichen Verpflichtungen (erstes Interview mit Darlegung der Instruktionen, Prozess des Photographierens in Abwesenheit des Forschers, Abholung der Kamera, narratives Anschlussinterview). Viele Interviewpartner, die zunächst einer Teilnahme zustimmten, lehnten diese nach Erklärung der Rahmenbedingungen aus Zeitgründen wieder ab. Diejenigen Einwohner, die jedoch an der Autophotographie-Methode partizipierten, nahmen diese Aufgabe sehr ernst und füllten diese, wie geschildert, mit einem hohen Maß an Gewissenhaftigkeit aus. Grundsätzlich positiv hervorzuheben ist jedoch die Erfahrung, insbesondere als Ausländerin Neugier und Interesse aufseiten der Einwohner Shibis für ein Gespräch hervorzurufen und z. T. sehr sensible Informationen über die Merk- und Wirkwelten der Interviewten zu erhalten. In diesem Sinne verwies beispielsweise eine 54-jährige Migrantin auf die „einmalige Chance“ (Interview 2009), mit einer an ihrer Lebenssituation Anteil nehmenden Person aus dem Ausland in Kontakt zu treten und sich „das Leid von der Seele reden“ zu können (Interview 2009).

6 MENSCH-UMWELT-TRANSAKTIONEN IN SHIBI VILLAGE

„Ich habe eine große Angst vor der Zukunft und so viel Stress,
dass ich nicht mehr als Mensch leben möchte.“

45-jährige lokale Einwohnerin aus Shibi Village (Interview 2009)

„Immer wenn ich mir bewusst mache,
dass es uns trotz allem noch gut geht,
fühle ich mich besser.“

30-jährige lokale Einwohnerin aus Shibi Village (Interview 2008)

„Ich habe keine Angst wegen der Umsiedlung. [...] Ich bin zu alt und werde das nicht mehr miterleben.“

über 80-jährige Migrantin aus Shibi Village (Interview 2007)

6.1 RELATIONALE BEDEUTUNGEN UNTERSCHIEDLICHER MERK- UND WIRKWELTEN

„Stress kann nur jemand haben, der lebt, der etwas wünscht, begehrt, sucht und hofft, also in einer unterschiedlichen Weise auf sein Innenleben und seine Umwelt ausgerichtet ist“ (RENSING et al. 2006, S. 60)

bzw. dessen psychisches System im LUHMANNSCHEM Sinne über den Prozess des systeminternen Vergleichs von Ereignissen mit eigenen Möglichkeiten und Erwartungen Irritationen (Störungen, Perturbationen) zulässt (vgl. Kap. 2.1.2). Dass es so viele Umwelten bzw. Merkwelten (alles, was ein Subjekt wahrnimmt) und Wirkwelten (alles, was ein Subjekt bewirkt) gibt, wie Umweltträger bzw. Individuen existieren – diese Umwelten allerdings kontextabhängige Schnittmengen bilden können – ist, wie dargelegt, eine grundlegende Annahme dieser Arbeit und insbesondere für die Analyse unterschiedlicher oder auf „gleichbedeutenden“ Konstruktionen beruhender Facetten von Stresserleben und Copingverhalten von zentraler Bedeutung. Wie Kapitel 2.1.2 ausführlich reflektiert, bestehen nach LUHMANN (1997) in der Umwelt keine Irritationen per se. Vielmehr sind diese stets als psychisches Konstrukt aufzufassen, so dass Ereignisse keinen zwangsläufigen Einfluss auf den Menschen als Systemkonglomerat nehmen. Entscheidend ist diesbezüglich das von LAZARUS vielfach postulierte Konzept der relationalen Bedeutung:

„When the person-environment-relationship is combined with the subjective process of appraising, we speak of *relational meaning*, which is centered on the personal significance of that relationship“ (ebd. 1999, S. 60; Hervorhebung im Original; vgl. ausführlicher Kap. 2.2.1).

Vor diesem Hintergrund ist es erforderlich, unter der Berücksichtigung von Wahrnehmungsfiltren, Emotionen sowie Schutz- und Risikomechanismen die (dialektischen) Wirkungszusammenhänge für unterschiedliche Bewertungsprozesse und unterschiedliches Copingverhalten im Hinblick auf einen konkreten Umweltausschnitt, z. B. den Risikofaktor „Enteignung von Agrarland“, erkenntnistheoretisch zu analysieren und die Faktoren für Stresserleben respektive für das Nicht-Erleben von Stress herauszustellen.

In der nachstehenden Diskussion werden unter Bezugnahme sowohl auf die Moderatorvariable „Einwohnerstatus“ (lokaler Dorfbewohner bzw. Migrant) als auch auf das transaktionale Stressmodell und seine differenzierte Betrachtung primärer und sekundärer Bewertungsprozesse all jene Mensch-Umwelt-Transaktionen tiefer gehend dargelegt, die – im (erweiterten) thematischen Kontext urbaner Transformationsprozesse – von den interviewten Dorfbewohnern zum Ausdruck gebracht werden. Die in diesem Kapitel 6 photographisch abgebildeten Interviewpartner stimmten einer Photoaufnahme ihrer Person mit der Option zu, sich und gegebenenfalls wichtige Aspekte ihrer Mensch-Umwelt-Transaktion nach den eigenen Vorstellungen repräsentieren zu können.

6.1.1 Lokale Dorfbewohner

Die folgenden Ausführungen betrachten Strukturen und Prozesse, die aufgrund ihrer Implikationen ausschließlich von lokalen Dorfbewohnern wahrgenommen bzw. mit LUHMANN (1997) aus 1. Ordnung beobachtet werden, die eine im Rahmen der Interviews textuell-sprachliche Reproduktion erfahren und auf unterschiedliche Art und Weise Einfluss auf die jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen nehmen. Bedingt durch die Tatsache, dass die in Shibi Village lebenden Migranten aufgrund ihres heimatgebundenen *local hukous* nicht dem Dorfkollektiv formal zugehörig sind (vgl. Kap. 4.1.2 und 4.3) und somit über keinen Anspruch auf Landnutzungsrechte sowie den Erhalt finanzieller Ausgleichszahlungen im Zuge von Landenteignungsmaßnahmen verfügen, werden den empirischen Ergebnissen folgend die Risikofaktoren „Landenteignung“ und „Korruption“ (aufseiten der Dorfkomiteemitglieder) von den Migranten als unbedeutsam für ihr subjektives Wohlergehen bewertet.

Gleichermaßen ließen sich in den mit den Migranten durchgeführten Interviews weder positive noch negative Sinnzusammenhänge zwischen Stress erzeugenden Bewertungen und sozialräumlichen und ökonomischen Veränderungsprozessen in Shibi Village einerseits und zwischen Stressbewertungen und einer Bedrohung oder eines bereits eingetretenen Verlustes heimatbezogener Strukturen und Prozesse andererseits erkennen.

6.1.1.1 Landenteignung

Wie bereits Kapitel 5.3.1 andeutete, erfolgte vorwiegend in den Jahren 2006 bis 2009 im Zuge der Implementierungsmaßnahmen des Südbahnhofes und somit legitimiert durch staatliche Belange (vgl. Kap. 4.2.2) sukzessive die durch die Regierung Guangzhous durchgeführte Enteignung der gesamten Agrarlandflächen von Shibi Village. Diese bildeten ursprünglich das landwirtschaftliche Kollektiveigentum der Dörfer 1 bis 4 und sicherten den Einwohnern den Zugang zum Obst-, Getreide- und Gemüseanbau sowie zum Verkauf entsprechender Ernteerträge (vgl. auch BERCHT und WEHRHAHN 2010). Der auf verfassungsrechtlicher Grundlage vollzogene, formal institutionalisierte Prozess der Zwangsenteignung wird von 70 Prozent bzw. von 28 der insgesamt 40 interviewten lokalen Einwohner als Stressor wahrgenommen und bewertet, der sich ihren weitestgehend übereinstimmenden Angaben folgend primär durch seine Unbeeinflussbarkeit, einen schnellen Wirkungseintritt (Mangel an frühzeitigen Informationen), seine Neuartigkeit (keine Vorerfahrungen in der Auseinandersetzung mit dem unfreiwilligem Verlust von Agrarland) und seine Dauerhaftigkeit (Zugang zur Ressource „Agrarland“ ist unwiderruflich verloren) auszeichnet (Interviews 2007 bis 2011).

„Viele von uns haben kein Agrarland mehr, keinen Arbeitsplatz, kein Einkommen“,

beschreibt ein 67-jähriger lokaler Einwohner stellvertretend für weitere Betroffene seine Mensch-Umwelt-Transaktion im Hinblick auf den unwiderruflichen Verlust seiner Landnutzungsrechte. Mit dieser Aussage verdeutlicht er zugleich die bestehende Implikation von Folgestressoren, die sich auf den Risikofaktor „Arbeitslosigkeit“ und den Risikomechanismus „finanzielle Not“ beziehen (Interview 2007). Er leide unter großer Zukunftsangst, die aus der Konfrontation mit Unsicherheitsereignissen und existentieller Bedrohung resultiere. Den 67-Jährigen stimmt es zutiefst traurig, dass er die langjährige und identitätsstiftende Familientradition, den Lebensunterhalt als Landwirt für Gemüseanbau zu bestreiten, nicht fortführen kann (Interview 2007).

„After losing their farmland, landless farmers lose their rural identities as they no longer partake in agricultural activities“,

stellen auch LIU et al. (2010, S. 139) unter Bezugnahme auf ihre Analyse der rasanten urbanen Expansionsprozesse innerhalb Chinas heraus. Die Enteignung des Agrarlandes interferiert trotz des vergleichsweise hohen Alters des 67-jährigen Einwohners mit seinen zentralen Zielen der Einkommenssicherung und der Aufrechterhaltung seines Selbstbildes als aktiver Landwirt. Zudem erzeugt diese offenbar einen Verlust der Handlungsorientierung, wie die appellative Frage „Was soll ich nur machen?“ zum Ausdruck bringt und auf die Einschätzung unzureichender problemfokussierter Copingmöglichkeiten schließen lässt.

Abbildung 59 – die aufgrund ihrer allgemeingültigen Darstellung eine Übertragbarkeit auf den Prozess des Stresserlebens anderer Interviewpartner gewährleistet und somit als generelle Grundlage für die vorliegende Ergebnisdiskussion dient – veranschaulicht seinen primären Bewertungsprozess, der sich auf die Aus-

einandersetzung mit der Umwelt im Hinblick auf sein eigenes Wohlergehen bezieht (vgl. Kap. 3.3.5) und aufgrund seiner Konfrontation mit dem Vorgang der Landenteignung durch eine hohe Ich-Beteiligung, eine hohe Zielrelevanz (wichtige persönliche Ziele sind betroffen) und eine hohe Zielinkongruenz (die Erreichung der Ziele bleibt dauerhaft verwehrt) charakterisiert ist. Diese Subjektzentriertheit findet unter Bezugnahme auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe Ausdruck in seinem emotionalen Erleben. Die Traurigkeit des 67-Jährigen spiegelt sich in seiner Beurteilung hinsichtlich der erniedrigten persönlichen Kontrolle über das Verlusterleiden wider. Er hatte eigenen Aussagen zufolge keine (offenen) Handlungsoptionen, um sich zur Wehr zusetzen. Gleichzeitig offenbart die Nachfrage nach seiner Zuschreibung der Verantwortlichkeit für seine gegenwärtige Situation das Erleben von Ärger. Dieses negative emotionale Empfinden verdeutlicht aus seiner Perspektive das Erfahren einer ungerechtfertigten Handlung, einer Schädigung durch andere. Er beschuldigt die Regierung, den dörflichen Charakter von Shibi Village dauerhaft zu zerstören und äußert Unverständnis über die Standortwahl des neuen Bahnhofes in Shibi.

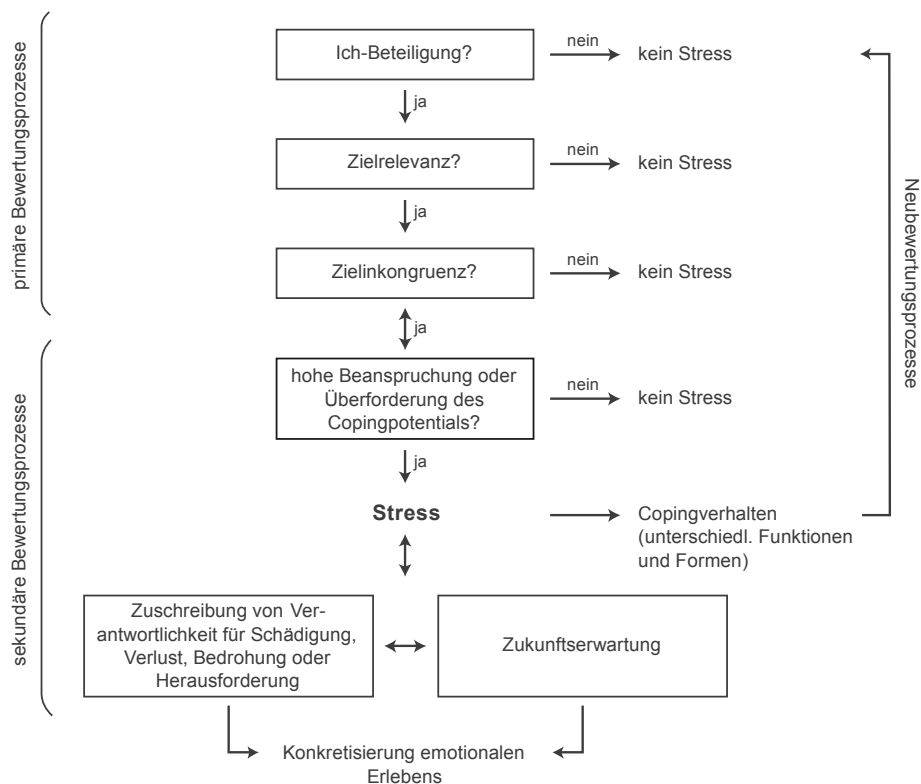


Abb. 59: Prozesse der primären und sekundären Bewertung im Rahmen von Stresserleben (eigene Darstellung in Anlehnung an die Ausführungen von LAZARUS 1999 und LAZARUS und FOLKMAN 1984)

Seiner Auffassung nach hätte dieser in direkter Stadtzentrumsnähe und somit in einer Gegend liegen müssen, in der weniger Landwirte von den Baumaßnahmen nachteilig betroffen gewesen wären (Interview 2007). Dieser Blickwinkel demonstriert, dass sein Selbstbild als Landwirt sowie seine hohe Ich-Beteiligung als Betroffener zu einer selektiven Ausrichtung seiner Wahrnehmung bzw. Aufmerksamkeit auf den Aspekt eines möglichst geringen Involviertseins von in der Landwirtschaft tätigen Personen führen. Im Mittelpunkt seiner Kritik steht die Unangemessenheit des seiner Ansicht nach vergleichsweise großen Umfanges der Landenteignung in Shibi Village.

Seine Angst vor der sich als Bedrohung offenbarenden Zukunft reflektiert die Ungewissheit hinsichtlich des Umganges mit der belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion. Mittels des (simultan und teils unbewusst ablaufenden) sekundären Bewertungsprozesses gelangt der interviewte Einwohner zu der Einschätzung, dass seine Ressourcen und somit sein Copingpotential zur Behebung der unausgewogenen Transaktion wesentlich überfordert werden und Stresserleben aus dieser „Soll-Ist-Diskrepanz“ resultiert (vgl. Abb. 59). Aufgrund seines Alters von 67 Jahren schließt er eine Änderung seiner Erwerbstätigkeit für sich aus; seine 65-jährige Ehefrau verdient mit dem Schälen von Sojabohnen einige 100 Yuan (100 Yuan entsprechen rund 10 Euro) pro Monat (Interview 2007). Ohne die finanzielle Unterstützung seiner Söhne, die ursprünglich die Familientradition des Gemüseanbaus fortführen wollten und nun auf zeitlich begrenzte Gelegenheitsjobs (z. B. Aushilfsarbeiten im Baugewerbe) angewiesen sind, hätten er und seine Frau „nichts zum Essen“ (Interview 2007). Der 67-Jährige lebt nach eigener Aussage mit seiner Familie am Existenzminimum. Dies erfüllt ihn mit Traurigkeit und Angst und lässt eine große Verzweiflung erkennen.

Die Frage, wie er mit dieser Situation umgeht, beantwortet er mit dem Verweis auf die tägliche Kontaktaufnahme zu drei seiner Nachbarn, die sich als (ehemalige) Landwirte in vergleichbarer Form mit dem Verlust ihrer Landnutzungsrechte auseinandersetzen müssen. Er betont, dass es ihm gut tue, sich auszutauschen und sich zu vergegenwärtigen, nicht allein dieser „schwierigen Lage“ ausgesetzt zu sein: „Wir teilen unsere Sorgen miteinander.“ (Interview 2007). Diese Copingform der (reziproken) emotionalen Unterstützung beinhaltet nicht das direkte Verändern der stressauslösenden Risikomechanismen, sondern vielmehr das gegenwartsorientierte und offensive Modifizieren der mit dieser Mensch-Umwelt-Transaktion verbundenen Emotionen, so dass sein intendiertes Aufsuchen von Gesprächspartnern die Ausrichtung, Qualität und Funktion von offenem (beobachtbaren), offensivem und emotionsfokussiertem Coping aufweist (vgl. Kap. 3.3.6.2). Konkrete Nachfragen demonstrieren, dass der 67-Jährige durch die Gespräche mit seinen Nachbarn eine Erleichterung verspürt und infolgedessen die Emotion Angst für kurze Zeit weniger intensiv erlebt. Dies steht ganz in der alltagspsychologischen Vorstellung, dass es, wie FILIPP und AYMANNS (2010, S. 205) treffend formulieren, „helfe, wenn man emotional Belastendes ‚raus‘ lasse“. In diesem Sinne akzentuiert auch MORSCHITZKY (2004, S. 522), dass bestimmte Situationen nicht immer problemfokussiert zu bewältigen seien, man wohl aber sei-

ne Gedanken und Emotionen dazu formulieren könne und auf diese Weise die positive Erfahrung von Kontrollerleben mache.

„[A]llein dadurch, dass man emotional Belastendes in Worte fasse, ihm einen Namen gebe oder ein ‚Etikett‘ verleihe, [verliere] es einen Teil seiner Schmerzhaftigkeit“,

betonen ebenfalls FILIPP und AYMANN (2010, S. 205). Das Copingpotential dieser Form der emotionalen Unterstützung lässt sich bei diesem Interviewbeispiel insbesondere auf die Wahl der Vergleichsdimension „von der Landenteignung in ähnlicher Weise Betroffene“ zurückführen, durch die sich das subjektive Wohlfühlen in vielfältiger Weise förderlich modulieren lässt. Das gemeinsame Erleben einer ähnlich belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion eröffnet eine neue Qualität der Kommunikation und kann auf der Basis von wechselseitiger Empathie vor dem Hintergrund einer ähnlichen Bewertung von (Folge-)Stressoren die Intensität des Erlebens negativer Emotionen zumindest vorübergehend reduzieren.

Im Rahmen der Autophotographie-Methode bringt eine 30-jährige lokale Einwohnerin ebenfalls ihre Traurigkeit über den Prozess der Landenteignung und ihre Angst vor der Zukunft zum Ausdruck, obgleich weder ihre Familie als nicht in der Landwirtschaft Beschäftigte noch sie als berufstätige Fabriknäherin direkt von den Maßnahmen der Landnutzungsänderungen betroffen sind (Interview 2008). Dennoch führt die Einwohnerin ihr subjektives Erleben von Stress zunächst explizit auf die Transformation des landwirtschaftlichen Kollektiveigentums in städtische Landnutzungsflächen zurück, die aus ihrer Perspektive die Anfänge der Urbanisierung von Shibi Village und damit einhergehend ein problematisches Aufeinandertreffen von Tradition und Moderne symbolisieren und Unsicherheitserleben auslösen (Interview 2008).

Nach GIDDENS ist, wie er in seinem Werk „Konsequenzen der Moderne“ (1995) herausarbeitet, Tradition eine Routine –

„eine Routine voll innerer Sinnhaftigkeit und nicht bloß leere Gewohnheit um der Gewohnheit willen“ (ebd. 1995, S. 133).

Traditionelle Lebensformen reflektieren stets Stabilität über den Faktor Zeit. Sie verknüpfen, so WERLEN (2000), Vergangenheit und Gegenwart und geben

„sowohl den Rahmen der Orientierung als auch die Grundlage für Begründung und Rechtfertigung der Alltagspraxis ab“ (ebd., S. 614).

In diesem Sinne, akzentuiert auch GIDDENS (1995), trägt die Tradition maßgebend zur „ontologischen Sicherheit“ (ebd., S. 133) bei, sofern sie das „Vertrauen in die Kontinuität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufrechterhält und dieses Vertrauen mit routinemäßigen sozialen Praktiken verbindet“ (ebd., S. 133). Genau diese auf Traditionen basierende Orientierung und Verlässlichkeit sieht die 30-jährige Interviewpartnerin, wie nachstehend noch deutlich wird, im Rahmen ihrer Mensch-Umwelt-Transaktionen bedroht. Gleichermäßen unterstreicht der von ihr verwendete Begriff „Moderne“ die unweigerliche Verbundenheit mit dem Zeitbegriff; etwas Altes (traditionelle Landnutzung) geht vorbei, etwas Neues kommt. Nach LATOUR (1995, S. 18 f.) impliziert „modern“ ein „neues Regime, eine Beschleunigung, einen Bruch, eine Revolution der Zeit“ und steht, überspitzt formuliert, im

Kontrast zu einer archaischen Vergangenheit. Bezogen auf China markieren insbesondere die Reform- und Öffnungspolitik sowie exorbitante Urbanisierungsprozesse eine Neuorientierung, einen Wandel, der sich, um es mit GIDDENS (1995) zu formulieren, durch eine von der Moderne in Bewegung gesetzte „schiere Geschwindigkeit“ (ebd., S. 14 f.) auszeichnet und zugleich, wie LATOUR (1995) anmerkt, polemisch betrachtet immer „Gewinner und Verlierer, Sieger und Besiegte, Alte und Moderne“ (ebd., S. 19) hervorbringt (vgl. hierzu auch Kap. 2.3.1 zum Thema Globalisierung, Zeit und Lebenstempo).

In diesem problembehafteten Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, zwischen Annahme und Verweigerung befindet sich die 30-jährige lokale Einwohnerin. Die selektive und bewusst getroffene Motivauswahl ihrer Photoaufnahme (vgl. Abb. 60), die die Konstruktion von Bahngleisanlagen auf den ehemaligen Agrarlandflächen von Shibi Dorf 3 zeigt, offenbart die hohe Relevanz, die diese räumlichen Veränderungsprozesse auf die Mensch-Umwelt-Transaktionen der lokalen Einwohnerin nehmen. Im narrativen Anschlussinterview verdeutlicht sich ihre vermutlich auf das Erleben von Angst zurückzuführende erhöhte selektive Wahrnehmungsbereitschaft hinsichtlich verschiedener Risikomechanismen, die sie einerseits direkt betreffen, andererseits allgemeine sozioökonomische Entwicklungen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft skizzieren.

„Ich habe große Angst davor, dass das ländliche Leben und der dörfliche Charakter von Shibi Village gänzlich verloren gehen.“ (Interview 2008).



Abb. 60: Bahngleiskonstruktionen der Guangzhou South Railway Station auf den ehemals zu Shibi Dorf 3 zugehörigen Agrarlandflächen im Jahr 2008 (Photoaufnahme von einer 30-jährigen lokalen Einwohnerin im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Gezielte Nachfragen stellen heraus, dass sie mit dem Verlust der Ausübung landwirtschaftlicher Tätigkeiten eine Zunahme an städtischen Lebensweisen verbindet, die zu einer Heterogenität der Einkommensstrukturen führen, den Konkurrenzkampf um Arbeitsplätze außerhalb des primären Sektors erhöhen, die Fokussierung auf materielle Dinge wie „hübsche Kleidung“ (Interview 2008) verstärken, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Dorfbewohner zunehmend auflösen und das Leben „insgesamt hektischer und oberflächlicher“ werden las-

sen (Interview 2008). Als Begründung für diese angenommenen Implikationen führt sie die gemachten Erfahrungen einer in das Stadtzentrum von Guangzhou gezogenen Cousine an, die ihr gegensätzlich zum innerstädtischen Wohnstandort die Vorzüge eines vergleichsweise ruhigeren und die dörfliche Gemeinschaft betonenden Landlebens aufzeigte.

Auf der Grundlage dieses aus der Perspektive der interviewten Einwohnerin erworbenen Vorwissens und kognitiven Schemas im Hinblick auf mögliche Kriterien städtischer Lebensweisen filtert sie die für sie relevanten und mit einer hohen Ich-Beteiligung behafteten Umweltaspekte heraus. Der Prozess der Landenteignung symbolisiert für die 30-Jährige einen weit reichenden Verlust an Traditionen und bestehenden Strukturen, die ihr bislang eine Orientierung und ein Zugehörigkeitsgefühl vermittelten. Ihre Äußerungen lassen in ihrer Gesamtbetrachtung auf eine vorherrschend positive vergangenheitsbezogene Zeitperspektive schließen, die im Spannungsfeld von vergangenen und zukünftigen Mensch-Umwelt-Transaktionen einen großen Wert auf den Erhalt des Status quo legt. Auch wenn Menschen ihr „Alltagsleben“ in der Regel weitestgehend in einem lokalen Kontext verbringen, sind die Lebensbedingungen, wie dieses Interviewbeispiel andeutet, dennoch (indirekt und im erweiterten Sinn) in globale Prozesse integriert. Im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit wird diese „Dialektik des Globalen und Lokalen“ (WERLEN 1997b, S. 1) noch tiefer gehend aufgegriffen.

Vor dem Hintergrund dieses dargelegten Konfliktfeldes zeigt sich die interviewte Einwohnerin zudem besorgt über den durch die Landenteignung bedingten Anstieg der Arbeitslosigkeit in Shibi Village, der nach ihrer Auffassung seit wenigen Jahren auch räumlichen Ausdruck finde, indem zunehmend mehr Menschen auf den größeren Plätzen schon tagsüber zusammenträfen und dort

„den ganzen Tag herumlungern, Karten spielen, mit Geld wetten, Alkohol trinken und sich streiten“ (Interview 2008).

Dies habe es vor circa sechs oder sieben Jahren nicht gegeben; man sei von der Arbeit viel zu erschöpft gewesen. Insbesondere die älteren Menschen, die nahezu ihr ganzes Leben lang in der Landwirtschaft tätig gewesen seien, hätten, wie sie mehrmals betont, keine „Lebensaufgabe“ (Interview 2008) mehr; die jüngeren versuchten hingegen (problemfokussiert) in der Stadt Arbeit zu finden. Dies sei jedoch aufgrund einer oftmals unzureichenden Schulausbildung schwierig, so dass viele schon nach kurzer Zeit wieder zurück ins Dorf kämen und ebenfalls „herumlungerten“ (Interview 2008).

Das zielgerichtete Zusammentreffen von (wie es informelle Vor-Ort-Gespräche aufzeigen) überwiegend arbeitslosen, ehemals in der Landwirtschaft tätigen lokalen Einwohnern auf frei zugänglichen Plätzen in Shibi Village und die damit einhergehende Formierung eines mit neuen Bedeutungen aufgeladenen kollektiven Treffpunktes führen zu einer Produktion neuer (Raum-)Strukturen (vgl. Abb. 61). So wird der Dorfplatz von Shibi Dorf 3 von arbeitslosen Einwohnern bevorzugt aufgesucht, produziert und mitgestaltet, beispielsweise mittels des Aufstellens von Spieltischen und Sitzgelegenheiten, und erhält durch das Zusammenspiel sozialer und materieller Elemente eine neue Qualität der sozial konstruierten Symbolik und Funktion, so z. B. durch das Durchführen von Spielwetten (insbesondere beim chinesischen Brettspiel *Mahjongg*). Dieses Beispiel illustriert die auf offenen Handlungen basierende Einflussnahme von sich aufgrund des Phänomens einer zunehmenden Arbeitslosigkeit modifizierenden Mensch-Umwelt-Transaktionen



Abb. 61: Zusammentreffen lokaler Einwohner zum Mahjongg-Spielen auf dem Dorfplatz von Shibi Dorf 3 (eigene Aufnahmen 2008)

auf die Bedeutungsgenerierung frei zugänglicher Plätze. Durch den Vorgang dieser Aneignung, dieser nach WERLEN (2008, S. 345)

„sinnhaften Belegung eines räumlichen Handlungskontextes als Prozess der alltäglichen Regionalisierung“,

erfolgt die Konstruktion neuer Umweltausschnitte. Diese können ferner einen Affordanz-Charakter, einen Charakter mit handlungsauffordernder Qualität aufweisen (vgl. Kap. 2.1.1), der die (arbeitslosen) Einwohner

„zwar keineswegs in deterministischer ‚Weise‘ zwingt, aber doch mit einiger Nachdrücklichkeit dazu *anregt*, bestimmte Handlungsdispositionen zu präferieren“ (WEICHHART 2008a, S. 335; Hervorhebung im Original),

d. h. die mit neuen Symboliken belegten Plätze gezielt zum (beobachtenden) Teilnehmen an Gesellschaftsspielen aufzusuchen und den Interviewaussagen der 30-jährigen Einwohnerin folgend „große Mengen Alkohol“ (Interview 2008) zu konsumieren.

Die dynamischen Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Mensch, zwischen Landenteignung einerseits und den aufgezeigten Handlungen der vorwiegend arbeitslosen lokalen Wohnbevölkerung andererseits führen im Sinne von LAZARUS (vgl. Kap. 2.2.1) über den Prozess der dialektischen Verschmelzung von Umwelt und Mensch zu einer Raum verändernden neuen Analyseeinheit, die sich in der Produktion kollektiver Treffpunkte manifestiert. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Vorgang der Landenteignung parallel zu den Landnutzungsänderungen infolge der Anlagenkonstruktionen des neuen Bahnhofes über den Risikofaktor „Arbeitslosigkeit“ einen modifizierenden Einfluss auf die (sozial-)räumliche Struktur von Shibi Village nimmt. Die neue Sinn- und Funktionsbelegung frei zugänglicher Dorfplätze sowie eine sich verändernde Zeitallokation (Freizeit statt Arbeit) spiegeln den beginnenden Auflösungsprozess traditioneller Lebensformen des Dorfes im Zuge der urbanen Transformationsprozesse und Implikationsmaßnahmen des Bahnhofprojektes wider.

Das Stresserleben der 30-jährigen lokalen Einwohnerin basiert auf unterschiedlichen, durch den Prozess der Landenteignung sowohl bereits eingetretene als auch antizipierte Folgestressoren, die im Kern jedoch auf die bestehende Zielinkongruenz des Festhaltens an bestehenden Strukturen zurückzuführen sind. Menschen suchen, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 186) herausstellen, nach Kontinuität inmitten wahrgenommener Diskontinuität, die das Bedürfnis nach Erlangen von Kontrolle über eine belastete Mensch-Umwelt-Transaktion hervorruft. Die interviewte Einwohnerin empfindet einen hohen Handlungsdruck, weiß jedoch nicht, wie sie diesem begegnen soll. Einen Wegzug aus Shibi Village schließt sie trotz der sich aus ihrer Perspektive abzeichnenden sozioökonomischen Veränderungsprozesse aufgrund einer starken emotionalen Verbundenheit an ihren „Geburtsort“ (Interview 2008) aus. Nach einer langen Phase des Nachdenkens, die aus der Konstellation unterschiedlicher Fragen im Rahmen des Interviews resultiert, kommt sie zu dem (möglicherweise „nur“ vorübergehenden und zunächst zukunfts- und nicht gegenwartsorientierten) Entschluss, den Wandel von Shibi Village irgendwann akzeptieren zu müssen. Diese Copingform des offensiven konstruktiven Akzeptierens beinhaltet allerdings nicht das resignative Annehmen von unbeeinflussbaren Transaktionen. Nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 143; Hervorhebung durch Verf.) geht es vielmehr darum, die

„Unveränderlichkeit der Situation zu akzeptieren *und* sich selbst so zu verändern, dass die Person-Umwelt-Passung wieder hergestellt ist“.

Die problembezogene, intrapsychische Bemühung, eigene Ziele, Wünsche und Einstellungen neu zu strukturieren, kann mittels einer dadurch modifizierten Neubewertung der beeinträchtigten Mensch-Umwelt-Transaktion Stresserleben reduzieren oder aufheben und gleichzeitig emotionsfokussiert das Empfinden negativer Emotionen mindern. Dass die 30-jährige Einwohnerin das Akzeptieren als einzige Form möglichen Copingverhaltens benennt, verdeutlicht ihre subjektiv wahrgenommene und bewertete Unkontrollierbarkeit der von ihr aufgeführten Stressoren. Ob sie allerdings die Erwägung des Akzeptierens in langfristig bestehendes Copingverhalten umsetzt und ihre vergangenheitsbezogene Perspektive relativiert, bleibt im Rahmen dieser Arbeit aufgrund einer in den Folgejahren nicht umsetzbaren Kontaktaufnahme für ein Zweitinterview offen.

Ein 51-jähriger lokaler Einwohner aus Shibi Dorf 3, der 30 Jahre lang als Landwirt in der Schweinezucht und im Gemüseanbau den Lebensunterhalt für seine Familie verdiente und in dieser Lebensphase nach eigener Auskunft ein „einfaches, aber glückliches Leben“ führte (Interview 2009), musste im Jahr 2005 seine Landnutzungsrechte am gepachteten Agrarland abgeben. Nur ein halbes Jahr zuvor sei er vom Dorfkomitee über die bevorstehende und für ihn überraschend und unvorhersehbar eintretende Landenteignung unterrichtet worden. Im weiteren Interviewverlauf offenbaren jedoch widersprüchliche Aussagen, dass er bereits im Vorfeld durch Gespräche mit unlängst von den Landenteignungsmaßnahmen betroffenen Nachbarn, die ihn ferner über die Tragweite und räumlichen Ausmaße des Bahnhofprojektes aufklärten, von einem drohenden Verlust des Zugangs zu seinem Agrarland ausgehen musste.

Es ist anzunehmen, dass diese überlieferten und emotional besetzten Informationen bei dem 51-Jährigen aus Gründen des Selbstschutzes und der Überbeanspruchung eigener Ressourcen einen unbewussten Abwehrprozess in Form des Verleugnens auslösten und über den Vorgang der selektiven Aufmerksamkeit das gezielte Ausblenden von Stress und Angst auslösenden Stimuli erfolgte (vgl. auch SCHOLZ 2005). Er verschloss die Augen vor der Wahrheit, von der er sich überwältigt fühlte, ließ stattdessen jene Umweltreize den Wahrnehmungsfilter passieren, die im Kontext seiner gegenwartsorientierten Ziele und Motivationen von Bedeutung waren und flüchtete sich in „hektischen Aktionismus“. Beispielsweise hatte er sich noch kurz vor der Landenteignung über neue Absatzmärkte für seine Gemüseproduktion informiert. Mittels gezielten Nachfragens konnten jedoch dieser emotionsfokussierte Verdrängungsmechanismus bzw. die vorbewussten Gedächtnisinhalte seiner kognitiven Reflektionsebene zugänglich gemacht werden. Es zeigte sich, dass er doch „insgeheim gehofft“ (Interview 2009) hatte, sein Land und somit seine Existenzgrundlage entgegen allgemein bestehender Erwartungen nicht zu verlieren. In seinem Fall führte das (offenbar vorwiegend unterdrückte) Erleben von Angst zu einer eingeschränkten Wahrnehmungsbereitschaft und erklärt das Unterlassen zukunftsorientierter und zeitallokativer Handlungen (vgl. Kap. 2.3.1) zur Vorbereitung auf sich dauerhaft verändernde Mensch-Umwelt-Transaktionen (vgl. hierzu Kap. 2.5.2.2 zur motivationalen Emotionskomponente).

In der Tat können, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 182) dezidiert herausstellen, Menschen bestimmte Ausschnitte der Umwelt selektiv so fokussieren, dass negative Implikationen eines kritischen Ereignisses übersehen oder ausgeblendet werden und positive Seiten in das Blickfeld geraten. Wenn die Konfrontation mit unausweichlichen Gegebenheiten zu unangenehm ist bzw. der Schmerz, der durch die Anerkennung der belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion nicht auszuhalten erscheint, greifen Menschen, so betonen auch ATKINSON et al. (2001, S. 505), mitunter zur Verleugnung. Sie verweigern die Wahrnehmung der Realität und „stellen ihre Existenz einfach in Abrede“ (ebd., S. 505). Positiv ist dieser Prozess für die Anpassung an eine Stressbelastung in denjenigen Fällen anzusehen, in denen der Verleugnungsprozess den Betroffenen Zeit für eine allmähliche Annäherung und Adaption an die Modifikation von Mensch-Umwelt-Transaktionen offeriert. Führt das Verleugnen allerdings zum Hinauszögern von (dringend) notwendigen und auch ausführbaren offensiven Verhaltensweisen in beeinflussbaren Transaktionen, ist (aus der Beobachtung 2. Ordnung) diese emotionsfokussierte Copingform als ineffektiv einzustufen.

Fortführende Nachfragen ergaben, dass der 51-Jährige es rückwirkend bereute, sich nicht rechtzeitig aktiv um Alternativen für seine Erwerbstätigkeit als Landwirt für Gemüseanbau bemüht zu haben. Diese Aussage lässt erkennen, dass in seinem Fall die Copingform des Verleugnens kurzfristig adaptive Züge aufwies, jedoch mittel- und langfristig mit ineffektiven Wirkungen verknüpft war. Der letztendlich unvermeidbare und eingetretene Verlust des Agrarlands erzeugte, wie er betont, zunächst großen Stress, welchen er mit dem Verbringen viele schlaflosen Nächte umschreibt und somit den negativen Einfluss kognitiv-

physiologischer Prozesse von Stresserleben auf den Organismus angedeutet. Rund sechs Monate lang lebten er und seine Familie vorwiegend von für die Altersversorgung vorgesehenen Ersparnissen und der Auszahlung einer Dividende durch das Dorfkomitee, bevor sich ihm die Gelegenheit bot, gemeinsam mit seinem Bruder im Jahr 2006 einen nahe eines öffentlichen Platzes gelegenen Lagerraum anzumieten und dort einen Kiosk zu eröffnen (vgl. Abb. 62). Das Grundkapital für Erstinvestitionen stammte von seinem Bruder, er selbst verzichtete im Gegenzug die ersten Jahre auf 15 Prozent seines Gehaltes (Interview 2009). Aufgrund der guten räumlichen Lage, erläutert der 51-Jährige, und der steigenden Anzahl der nach Shibi Village hinzugezogenen Migranten, die auf dem Bahnhofsgelände arbeiteten und häufig in seinem Kiosk einkauften, „machen wir gute Gewinne und können sogar Geld zurücklegen“ (Interview 2009); er habe nun weniger Angst vor der Zukunft. Ferner stellt sich in dem Interview heraus, dass er seine Tätigkeit als Landwirt und „das Arbeiten draußen in der Natur“ (Interview 2009) zwar vermisse, ihm aber die Arbeit als Verkäufer und der vielfältige Kontakt zu seinen Kunden ebenfalls Freude bereiteten. Er habe sich mit seiner neuen Lebenssituation abgefunden, das „alte Leben“ (Interview 2009) hinter sich gelassen und sei insgesamt zufrieden. Darüber hinaus verfolgten er und sein Bruder das mittelfristige Ziel, innerhalb der nächsten zwei Jahre unter Rückgriff auf Ersparnisse und eines Kredits auf dem Grundstück seines Bruders ein vierstöckiges Wohnhaus zu errichten, die Wohneinheiten an Migranten zu vermieten und selbst mit ihren jeweiligen Familien die beiden oberen Stockwerke zu beziehen.



Abb. 62: 51-jähriger lokaler Einwohner in seinem in Gemeinschaft mit seinem Bruder im Jahr 2006 eröffneten Kiosk in Dorf 3 (eigene Aufnahmen 2009)

Die Motivation für diese zukunftsorientierte Handlungsausrichtung führt der 51-Jährige auf den vordergründigen Wunsch zurück, sich durch die sein Finanzkapital langfristig sichernden Mieteinnahmen „nie wieder Sorgen um seine Existenz“ (Interview 2009) machen zu müssen. Dieses Beispiel stellt veranschaulichend heraus, dass Kognitionen (Neubewertung der Transaktion), Motivationen (Verwirklichung von Zielen) und Emotionen (positive und negative) für das Handeln wechselseitig von zentraler Bedeutung sind. In Anlehnung an die Auffassung he-

donistischer Motivationstheorien (vgl. Kap. 2.6.4) zeigt sich, dass Emotionen (unbewusst) zum Ziel von Handlungen werden und diese Handlungen durch den Wunsch beeinflussen, einerseits vorhandene angenehme Emotionen, wie Freude und Zufriedenheit, beizubehalten (Hedonismus der Gegenwart) und andererseits antizipierte positive Emotionen, wie Erleichterung, herbeizuführen und negative, z. B. sich Sorgen machen, zu vermeiden (Hedonismus der Zukunft). Die auf der Grundlage der Interviewaussagen des 51-jährigen Einwohners herausgestellten und teils retrospektiv analysierten Mensch-Umwelt-Transaktionen illustrieren über einen Zeitraum von vier Jahren betrachtet das Bestehen und die Koexistenz unterschiedlicher Funktionen und Formen des Copings. Deutungen und individuelle Konstruktionen des zu Bewältigenden sind, wie somit deutlich wird, nicht statisch, sondern oszillieren im zeitlichen Verlauf. Dies stellt sich in der Gesamtschau nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 210) auch als „adaptive Flexibilität“ des Copings dar und akzentuiert das dynamische Geschehen von Copingverhalten in der Zeit.

Der anfänglichen personenbezogenen, emotionsfokussierten Copingform des Verleugnens der Implikationen einer zwangsläufig eintretenden Landenteignung folgte zum Zeitpunkt der punktuellen, irreversiblen „Gegenwart der Vergangenheit“ (vgl. Kap. 2.3.2) – die die Vollendung des Prozesses der Landenteignung markiert und somit die Funktion des Abwehrens nicht mehr erfüllen lässt – das sowohl auf die Umwelt als auch auf die Person bezogene Copingverhalten der Eröffnung eines Kiosks. Einerseits ermöglichten der Zugang zu externalen und internalen Ressourcen sowohl in Form von Finanzkapital, der Möglichkeit der Raumanmietung als auch einer (kontextabhängigen) internalen Kontrollüberzeugung, mittels eigener Fähigkeiten und Anstrengungen selbstbestimmend Einfluss auf die Stress auslösende Mensch-Umwelt-Transaktion zu nehmen, die problemfokussierte Veränderung der „Realität“ der Transaktion. Der 51-Jährige konnte sich durch das Ergreifen einer Gelegenheit und somit durch die Auswahl einer konkreten Handlungsoption zu einem passenden Zeitpunkt eine neue Existenzgrundlage aufbauen. Andererseits führte das Erfahren von Erfolg in Bezug auf die das finanzielle Einkommen sichernde Betreibung des Kiosks emotionsfokussiert zu einem Abbau seiner Existenzängste. Im Verlauf der problem- und emotionsfokussierten Auseinandersetzung mit der Umwelt und den dadurch modifizierten Personen- und Umweltvariablen erfolgte eine Neubewertung der Mensch-Umwelt-Transaktion, die eine Änderung der ursprünglichen primären Bewertung (Stresserleben durch Verlust des Agrarlandes) und sekundären Bewertung (Überforderung des Copingpotentials) bewirkte. Der 51-Jährige ist hiernach, wie dargelegt, mit seiner derzeitigen Lebenssituation zufrieden. Dies lässt auf eine günstig-positive primäre Bewertung und auf eine das individuelle Wohlergehen vorteilhaft beeinflussende Transaktion schließen. Es ist ihm gelungen, den durch die Landenteignung ausgelösten Wandel seiner Mensch-Umwelt-Transaktion problemfokussiert durch die Änderung seiner Einstellung zu akzeptieren und gleichzeitig loszulassen, was irreversibel verloren ist (er habe das alte Leben hinter sich gelassen).

Festhalten und den Verlust nicht anerkennen – es ablehnen, die „Realität“ zu akzeptieren – erzeugt aus der Perspektive der traditionellen chinesischen Medizin, wie MAIMON (2006, S. 54) herausstellt, einen Konflikt im Geist. Eine negative Vergangenheits- oder fatalistische Gegenwartsorientierung (vgl. Kap. 2.3.1) erschweren eine auf Ziele hinarbeitende und Pläne umsetzende Zukunftsorientierung. Verlorengegangenes leichter aufgeben und sich neuen Lebensinhalten zuwenden zu können, stellt auch nach der Auffassung von FILIPP und AYMANN (2010, S. 195) einen Puffer im Umgang mit einer Belastung dar. In diesem Sinne bestätigt sich die positive Einflussnahme der Copingwirksamkeit des Akzeptierens und Loslassens auf das Wohlbefinden des 51-Jährigen. Die erwähnte Planung des Baus eines neuen Wohnhauses zwecks Vermietung an Migranten spiegelt zuletzt ein zukunftsorientiertes und antizipatorisches, problem- als auch emotionsfokussiertes Copingverhalten zur langfristigen Sicherstellung einer finanziellen Absicherung wider. Basierend auf den negativen Vorerfahrungen im direkten Anschluss an die Landenteignung ist die Angst vor dem erneuten Verlust der eigenen Existenzgrundlage offenbar so tief greifend, dass über die Kioskeröffnung hinausgehend der Wunsch nach einer dauerhaft gewährleisteten materiellen Sicherheit besteht. Nachfragen ließen ferner auf die feste Überzeugung des 51-Jährigen schließen, dass die Konstruktion des Bahnhofes keinen Abriss der Häuser in Shibi Village nach sich ziehen werde (Interview 2009).

Diese Überzeugung wirkt sich handlungsmotivierend aus und fördert die Aufrechterhaltung und Umsetzung des Annäherungsziels, ein neues Wohnhaus zu errichten. Insbesondere das Zusammenspiel der externalen und internalen Schutzmechanismen „Zugang zu Finanzkapital“ und „internale Kontrollüberzeugung“ in Verbund mit einer zukunftsorientierten Zeitperspektive ermöglichten innerhalb von rund sechs Monaten ein im Vergleich zu anderen Dorfbewohnern schnelles Erholen von den negativen Folgen der Landenteignung, der Arbeitslosigkeit und dem damit einhergehenden Stresserleben. Vor diesem Hintergrund zeigt der 51-jährige Interviewpartner in Bezug auf die (analytisch betrachtete) Umweltentität „Erwerbstätigkeit“ zum Interviewzeitpunkt eine erwerbsbezogene Resilienz. Der von ihm vollzogene offensive Anpassungsprozess erfolgte aktiv, indem er sowohl auf sich selbst (mittels Einstellungsänderungen und der Generierung neuer Ziele) als auch auf seine Umwelt (Kioskeröffnung) verändernd einwirkte. Gleichzeitig wird deutlich, dass sein verdecktes intrapsychisches und offenes Handeln nicht nur auf die soziale und physisch-materielle Umwelt, sondern auch auf ihn selbst respektive auf sein psychisches System (Empfinden von Zufriedenheit) und auf sein biologisches System (Beendigung von Schlafstörungen als Ausdruck Stressbezogener, physiologischer Prozesse) eine Rückwirkung produziert.

Ein 36-jähriger arbeitsloser und ebenfalls von den Landenteignungsmaßnahmen betroffener Einwohner zeigt hingegen eine externale Kontrollüberzeugung und fatalistische, sich durch eine passive Schicksalsergebenheit und defensives Resignieren auszeichnende Gegenwartsorientierung (Interview 2009). Ähnlich wie der 67-jährige interviewte Einwohner (s. o.) wisse er nicht, wie er mit der neuen Lebenssituation umgehen solle. Die Emotionen Verzweiflung und Wut be-

schreiben, so offenbaren Nachfragen, am ehesten seinen derzeitigen emotionalen Zustand.

„Wir [er und die anderen Einwohner von Shibi; Anm. der Verf.] haben keinen Einfluss“ (Interview 2009),

erklärt er und verweist diese Aussage konkretisierend auf das Erfahren von Machtlosigkeit im Zuge der Landenteignung. Er kritisiert die unzureichende, einmalige Auszahlung der Entschädigungssumme in Höhe von 40 000 Yuan (rund 5 100 Euro, Stand 2009). Seiner Auffassung nach hätte er jedoch einen rechtlichen Anspruch auf den dreifachen Betrag, allerdings könne er diesem unfairen Verteilungsverfahren nicht entgegenwirken. Während des Interviewverlaufes hinzutretene weitere sechs Einwohner berichten gleichermaßen von dem Erhalt zu niedriger Entschädigungszahlungen. Sie stellen einvernehmlich heraus, dass die Stadtregierung von Guangzhou den gesetzlichen Rahmenbedingungen entsprechend zum einen anhand der zugrunde liegenden Größeneinheit von einem mu landwirtschaftlicher Nutzfläche (1 mu entspricht 666 m²; vgl. genauer Kap. 4.3.2) und zum anderen in Abhängigkeit der Produktionsleistung der jeweiligen Fläche (z. B. Anbau von Gemüse oder höherwertigerer Produkte) die Höhe der Entschädigungssumme errechnen müsse (dies bestätigt auch Prof. Yuan, Stadtplaner der Sun Yat-Sen University, im Interview 2009).

Allerdings werden in der Diskussion Meinungsdivergenzen hinsichtlich einer angemessenen Höhe der Entschädigungssumme erkenntlich. Den unterschiedlichen Einwohnernaussagen folgend müsse diese 100 000, 120 000 bzw. 200 000 Yuan pro 1 mu Nutzfläche für Gemüseanbau betragen (100 000 Yuan entsprechen rund 11 600 Euro, Stand 2009). Prof. Yuan konnte in Rücksprache bezüglich der Korrektheit dieser Angaben ebenfalls keine genaueren Auskünfte erteilen und verwies auf die komplizierten, wenig transparenten und für Nicht-Juristen kaum nachvollziehbaren rechtlichen Bestimmungen und Umsetzungsmodalitäten im Kontext von Enteignungsverfahren (Interview 2009). Nach FLÜCHTER und WANG (2008, S. 61 f.) liegen in China hierfür keine einheitlichen gesetzlichen Regelungen vor. Auf Ebene der Provinzen bzw. regierungsunmittelbaren Städte und auf Stadtebene existieren zwar eigenen Vorstellungen entsprechende Satzungen, ein theoretisch mögliches Gerichtsverfahren zur Überprüfung der Abläufe von Enteignungsverfahren ist allerdings als weitgehend aussichtslos zu betrachten. Die Autoren begründen diese Unbeeinflussbarkeit mit dem Nicht-Vorhandensein eines selbstständigen, unabhängigen und zuverlässigen juristischen Systems (vgl. auch HEILMANN 2004, S. 152 f.).

Einer der bei dem Interview mit dem 36-jährigen Einwohner Anwesenden brachte – und dies spiegelt mittelbar die Feststellungen von FLÜCHTER und WANG (2008) wider – lapidar zum Ausdruck, dass sich die Gerichte in China nicht gegenüber den Einwohnern, sondern gegenüber der Regierung verantworten müssten (Interview 2009). Im Kontext ihrer Studie zu Landenteignungsmaßnahmen und Partizipationsprozessen im Zuge der Errichtung der Guangzhou Science City (GSC) in Guangzhou im Jahr 2004 verweisen TANG et al. (2008) – unter Berufung auf das „Land Management Law“ der Volksrepublik China, die „Implementation

Method for Land Management Law“ der Guangdong Provinz sowie die „Management Regulations for Village Land Use“ in Guangzhou – auf die unzureichende (Interpretations-)Genauigkeit der bestehenden rechtlichen Rahmenbedingungen von Enteignungsverfahren:

„The existing laws did not provide detailed regulations and guidelines for compensation and village resettlement“ (ebd. 2008, S. 64; vgl. auch Asian Development Bank 2006).

Dies erhöhe den Autoren folgend die staatliche Willkür hinsichtlich der Festlegung von Ausgleichszahlungen und minimiere die Rechtssicherheit der betroffenen Bevölkerung.

„Lacking legal knowledge and political wherewithal, peasants have inadequate means of defending their interests against land requisition by the Chinese authorities“,

stellen TANG et al. (2008, S. 58) ferner heraus und verweisen auf die Relevanz von Wissen und politisch legitimierte Partizipationsmöglichkeiten bzw. von unabhängigen Kontrollinstanzen gegenüber der Macht von Partei- und Regierungsorganen als wesentliche (jedoch fehlende) Schutzfaktoren im Umgang mit Landenteignungsmaßnahmen.

Vor diesem Hintergrund wird ersichtlich, weshalb der 36-jährige Interviewpartner Machtlosigkeit empfindet, resigniert und sich somit aus seiner Perspektive betrachtet eine auf Ziele hinarbeitende und Pläne umsetzende Zukunftsorientierung schwer einnehmen lässt. Er suche zwar gelegentlich nach einem Arbeitsplatz im Baugewerbe, doch es gäbe kaum Möglichkeiten und Angebote. Daher schaue er viel Fernsehen, um sich abzulenken; mehr mache er nicht und mehr könne er auch nicht tun (Interview 2009). Abbildung 63 zeigt den von ihm jeden Tag auf-



Abb. 63: „Public Viewing“ auf einem Kioskvorplatz in Shibi Dorf 2 (eigene Aufnahme 2009)

gesuchten Kioskvorplatz in Shibi Dorf 2, der durch den vom ansässigen Kioskbetreiber aufgestellten Fernsehapparat und die entsprechenden Sitzgelegenheiten Räumlichkeit für „Public Viewing“ darbietet. Diese defensive und eine emotionsfokussierte Funktion aufweisende Copingform der kognitiven Vermeidung – dieses nach LAUX und WEBER (1990, S. 571) „an etwas anderes denken“, das nicht in Verbindung mit der belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion

steht – stellt einen bewussten kognitiven Versuch in Bezug auf das Fernhalten der Gedanken an die durch die Landenteignung erfolgte Arbeitslosigkeit, die damit einhergehenden Risikomechanismen (erschwerte Sicherung der Existenzgrundlage) und die erforderliche, jedoch als kaum beeinflussbar bewertete Anforderung einer (erwerbsbezogenen) Umorientierung. Die Frage, ob das Copingverhalten in

Form des Ablenkens mittels Fernsehens zur Verschlechterung der bereits bestehenden Transaktion (z. B. durch die Vernachlässigung anderer Pflichten) oder zur Schaffung neuer Probleme führt (z. B. das zunehmende Empfinden von Leere oder Sinnlosigkeit), ließ sich im Interview nicht eindeutig klären. Möglicherweise ist eine kurze Copingwirksamkeit gewährleistet, eine längerfristige, über mehrere Monate hinausgehende, erscheint allerdings fraglich.

Ferner lässt sich eine Diskrepanz zwischen primärer Bewertung (es liegt ein Schaden/Verlust vor) und sekundärer Bewertung (was ist zu tun?) nicht ausschließen, die eine Fehlinterpretation von Handlungsoptionen bedingt und somit das Unterlassen der Anwendung von (notwendigen und möglichen) problemfokussierten Copingformen nach sich ziehen kann. Beispielsweise ist (mit LUHMANN aus der Beobachtung 2. Ordnung) mit Vorsicht zu hinterfragen, inwieweit die Suche nach einem Gelegenheitsjob im Bereich des Baugewerbes in der „Realität“ tatsächlich wenig Möglichkeiten bietet. Wie bereits Kapitel 4.3.2 zur Raum- und Bevölkerungsstruktur des Untersuchungsgebietes skizzierte, ist in Shibi Village eine starke Zunahme sowohl des Abrisses alter, traditioneller als auch der Errichtung neuer Wohnhäuser zu beobachten. Insgesamt 21 interviewte Einwohner (einschließlich Migranten) verwiesen in diesem Zusammenhang zudem auf die steigenden Chancen und das vielfältige Angebot im Baugewerbe Arbeit zu finden.

Dieses Interviewbeispiel des 36-Jährigen veranschaulicht das enge Zusammenspiel zwischen intrapsychischen Bewertungsprozessen (kaum vorhandene Beeinflussbarkeit der Transaktion) und Personenvariablen (externale Kontrollüberzeugung, Empfinden von Machtlosigkeit) einerseits und verdecktem und offenem Handeln in Form von kognitiver Vermeidung und medialer Ablenkung andererseits. Möglicherweise ließe sich vor dem Hintergrund einer internalen Kontrollüberzeugung und einer darauf zurückzuführenden forcierten sowie entschlossenen Suche nach einem Gelegenheitsjob eine erwerbsbezogene Umorientierung leichter realisieren. Ein wie oben aufgezeigter offenbar bestehender und möglicher Zugang zu der potentiellen Ressource „Finanzkapital“ (über den Weg der Erwerbstätigkeitsaufnahme) im Sektor des Baugewerbes ist somit nicht per se als vorhandener Schutzmechanismus aufzufassen. Erst die Analyse individueller Bewertungsprozesse liefert einen Erklärungsbeitrag hinsichtlich der Wirkung dieser Variable entweder als distaler Schutzindikator (*Copingpotential*) oder als proximaler Schutzmechanismus (das Wohlbefinden positiv beeinflussendes, *durchgeführtes* Copingverhalten). Bei dem 36-jährigen Interviewpartner kann sich der Schutzmechanismus (durch den Zugang zu *und* die Inanspruchnahme von Arbeit im Sektor des Baugewerbes) aufgrund der anzunehmenden Fehlinterpretation von Handlungsoptionen jedoch nicht entfalten. Es ist nicht auszuschließen, dass der 36-Jährige das negative Erfahrung von Machtlosigkeit im Zuge der Landenteignung und im Umgang mit unzureichenden Kompensationszahlungen und ein daraus resultierendes (defensives, emotionsfokussiertes) Resignieren, d. h. der passiven Hinnahme des (scheinbar) Unabwendbaren, auf den Bereich der Erwerbstätigkeit unbewusst überträgt, generalisiert und dadurch seine Wahrnehmungsbereitschaft von (neuen) Handlungsoptionen reduziert. Festzuhalten ist die grundlegende Erkenntnis, dass die externale Kontrollüberzeugung des Interviewpartners über den

Prozess des Einschätzens seiner erwerbsbezogenen Transaktion als kaum beeinflussbar den Risikomechanismus des Unterlassungshandelns (keine forcierte Arbeitssuche) bewirkt und somit das Erleben einer erwerbsbezogenen Resilienz bzw. das Zurechtkommen mit einer erforderlichen Umorientierung der Existenzsicherung erschwert.

Für andere Einwohner Shibis stellt die Konfrontation mit den Folgewirkungen der Landenteignung und der damit zwangsläufig verbundenen Erfordernis einer Umorientierung von Zielen und Prioritäten hingegen eine Herausforderung im Sinne von LAZARUS dar (vgl. Kap. 3.3.5). Diese bezieht sich, wie die nachfolgenden Ausführungen demonstrieren, auf einen schwer erreichbaren, möglichenfalls risikoreichen, jedoch mit potentiell positiven Folgen assoziierten Nutzen, der jedoch mit einer Beanspruchung von Ressourcen einhergeht. Ein 43-jähriger lokaler Einwohner und ehemaliger Landwirt, der seit der Landenteignung im Jahr 2007 als LKW-Fahrer seinen Lebensunterhalt verdient, nahm beispielsweise einen Bankkredit auf mit dem vordergründigen Ziel der Errichtung eines neuen mehrstöckigen Wohnhauses (vgl. Abb. 64), der Vermietung dieser Wohneinheiten an Migranten sowie der Intention – diese gleicht der des 51-jährigen Interviewpartners (vgl. obige Abb. 62) sowie der weiterer Einwohner – künftig von den Mieteinnahmen leben zu können (Interview 2008).

„To cope with rights deprivation, landless farmers develop a bottom-up anti-poverty strategy by building and renting houses to migrant workers“,

stellen gleichermaßen LIU et al. (2010, S. 143) im Kontext ihrer Analysen zur Entstehung von *Urban Villages* u. a. in Guangzhou heraus. Trotz der Stresserleben erzeugenden Sorge um die Rückzahlung des Bankkredits, betont der 43-Jährige, sei er bezüglich der Realisierung seiner Ziele optimistisch und sehe der Zukunft positiv entgegen. Die Emotionen Freude und Hoffnung konkretisieren auf Nachfrage die Positivität seiner Zukunftsperspektive, die, wie er mehrfach herausstellt, auf seine optimistische Lebenseinstellung zurückzuführen sei. Ansonsten hätte er niemals einen Kredit aufgenommen (Interview 2008).



Abb. 64: Abriss traditioneller und Errichtung neuer mehrstöckiger Wohngebäude in Shibi Village (linkes Bild zeigt den Baubeginn des zukünftigen Wohnhauses eines 43-jährigen Interviewpartners) (eigene Aufnahmen 2008 und 2009)

Dieser „durchhaltende Optimismus“ (GIDDENS 1995, S. 169) beschreibt das Ausmaß, in dem Individuen positive Erwartungen bezüglich ihrer eigenen Zukunft aufweisen.

„Optimists [...] appear to size up stressful situations more positively and seem especially prone to favorable secondary appraisals that their resources will be sufficient to overcome the threat“,

erläutert TAYLOR (2003, S. 224; zitiert nach CHANG 1998) unter Bezugnahme auf die Forschungsergebnisse verschiedener Studien zum Copingverhalten und bringt ferner zum Ausdruck, dass Optimismus die Wahrscheinlichkeit erhöht, in belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen verstärkt auf Copingformen mit einer problem- anstelle einer (ausschließlich) emotionsfokussierten Funktion zurückzugreifen. Internale Überzeugungen und Erwartungen über den Ausgang von Ereignissen und die eigenen Handlungsmöglichkeiten nehmen in Anlehnung an KALUZA (2009, S. 42) Einfluss darauf, ob und wie mit belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen umgegangen wird. Das Interviewbeispiel des 43-jährigen Einwohners veranschaulicht, dass Optimismus als intrapsychisches Persönlichkeitsmerkmal und Moderatorvariable die Transaktion zwischen einem Individuum und einem Umweltausschnitt positiv beeinflussen, über Schutzmechanismen Resilienz fördernd wirken und Copingverhalten mit einer vor allem problemfokussierten Funktion generieren kann. Die Copingform des Errichtens eines neuen Wohnhauses vor dem Hintergrund der genannten Ziele umfasst eine direkte Fokussierung des Problems (der Generierung einer neuen finanziellen Einnahmequelle) mit dem primären Anliegen, selbst auf die Umwelt verändernd einzuwirken.

Die Frage, ob er sein Stressempfinden im Zusammenhang mit den finanziellen Risiken im Zuge des Wohnhausbaus auch als Chance begreife, bejaht der 43-Jährige und verweist auf den Antrieb, an seinem Ziel festzuhalten und somit sein Vorhaben zügig zu verwirklichen. Der Druck helfe ihm, „schwer und schnell“ (Interview 2008) zu arbeiten. Darüber hinaus sehe er in dem Vermieten von Wohnraum an Migranten die Chance auf ein „schöneres Leben“ (Interview 2008), da er dann nicht mehr als LKW-Fahrer arbeiten müsse und mehr Zeit für seine Familie habe. Diese Interviewaussagen illustrieren, dass Stress nicht ausschließlich als negatives Phänomen zu begreifen ist, sondern gleichermaßen handlungsmotivierend und zielführend wirken, das Handlungstempo regulieren (bzw. einen Handlungsaufschub vermeiden) sowie die Entfaltung von Entwicklungsmöglichkeiten begünstigen kann. Zusammenfassend ist ferner festzuhalten, dass für die Wohnhauserrichtung der Zugang zu Finanzkapital eine notwendige, jedoch nicht hinreichende Ressource für das Copingverhalten des 43-jährigen Einwohners darstellt. Erst das Einbeziehen der Moderatorvariable „Optimismus“ in die Analyse der vorliegenden Mensch-Umwelt-Transaktion begründet das offene und problemfokussierte Copingverhalten des Interviewpartners. So hat beispielsweise in vergleichender Betrachtung ein 32-jähriger lokaler und an einer Wohnhauserrichtung interessierter Einwohner eigenem Bekunden zufolge ebenfalls Zugang zu Finanzkapital und somit zu einer möglichen Investition in bauliche Maßnahmen, allerdings habe er Angst vor einer Rückzahlungsunfähigkeit aufgenommener Kre-

ditschulden und somit vor einer dauerhaften Verschuldung (Interview 2009). Mensch-Umwelt-Transaktionen lassen sich, wie diese Gegenüberstellung aufzeigt, nur mittels einer gleichzeitigen Betrachtung von Personenvariablen (wie optimistische Lebenseinstellung oder emotionales Erleben von Angst) und Umweltvariablen (z. B. Zugang zu Finanzkapital) tiefer gehend analysieren.

Im Vergleich zu dem 43-jährigen Interviewpartner ist es hingegen vielmehr das vordergründige Ziel einer 58-jährigen lokalen Einwohnerin und ihrer Familie, mit der schnellen Errichtung eines vierstöckigen Wohngebäudes auch höhere Entschädigungszahlungen im Zuge einer von ihr antizipierten Umsiedlung zu erhalten (Interview 2007). Sie wohne in direkter Angrenzung zum Bahnhofsgelände in Shibi Dorf 4 und sei der festen Überzeugung, dass aufgrund baulicher Erweiterungsmaßnahmen – z. B. befände sich eine künftig quer durch das Wohngebiet verlaufende Straße derzeit im Bau – ihr ganzes Dorf (Dorf 4; Anm. der Verf.) abgerissen werde. Für jede einzelne Wohnfläche der vier Stockwerke bekämen sie und ihre Familie eine Entschädigungssumme ausgezahlt. Im Interviewverlauf wird deutlich, dass sie zum einen über keine Baugenehmigung verfügen, zum anderen der für den Hausbau beanspruchte Boden nicht ihre einst vom Dorfkollektiv zugewiesene Grundstücksfläche umfasst, sondern das an ihr Grundstück direkt angrenzende, von ihnen gepachtete Agrarland. Somit ist die durchgeführte Bautätigkeit in zweifacher Hinsicht illegal und macht den Anspruch auf Kompensationszahlungen wirkungslos (Interview mit Professor Feng 2008; vgl. auch Kap. 4.3.2). Die rechtswidrige Aneignung von Boden, so stellen gleichermaßen HO und LIN (2003, S. 696) heraus,

„involves peasants illegally occupying collective land when building or expanding their houses (for example claiming they are building on existing construction land when in fact they are using cultivated land, occupying building plots larger than approved limit, and building houses without going through the application, approval and registration processes).“

Die 58-jährige Interviewpartnerin erklärt unter Bezugnahme auf die auch von vielen anderen Bewohnern gemachte Erfahrung, dass die Regierung bzw. die zuständige Baubehörde auf Ebene des Panyu Distrikts seit rund zwei Jahren keine Baugenehmigungen mehr erteile und die bislang ausgeführten Gebäudekonstruktionen in Shibi Village von der Baubehörde nur in beliebig auserwählten Einzelfällen beanstandet und zum Abbruch geführt werden. Aus diesem Grund, so die 58-Jährige, errichten viele Einwohner auch ohne Baugenehmigungen neue Häuser in der Hoffnung, dass keine (strafrechtlichen) Sanktionen erfolgen und mit dem Ziel, zunächst von den Mieteinnahmen und später von den Ausgleichszahlungen leben zu können. Nach Angaben von WEI und ZHAO (2009, S. 1039), deren Analysen die Aussagen der Interviewpartnerin bestätigen, erreichten das Stadtplanungsamt von Guangzhou zwischen den Jahren 2004 bis 2006 rund 3 000 allein aus dem Panyu Distrikt stammende und ausschließlich von Dorfbewohnern erhobene Anträge auf eine Baugenehmigung. Den Autoren zufolge wurden alle Anträge abgelehnt. Die 58-jährige Einwohnerin vermutet einen Zusammenhang zwischen den Antragsablehnungen und der Konstruktion des neuen Bahnhofes und begründet diesen mit dem Verweis auf die Befürchtung der zuständigen Behörden, bei zu

vielen (kostspieligen) Genehmigungen zahlreichen Kompensationsansprüchen nachgehen zu müssen (Interview 2007).

Diese Interviewbeispiel macht deutlich, dass die institutionelle Willkür, der „sowohl als auch“-Charakter der Baubehörde (Duldung *und* Bestrafung illegaler Bautätigkeiten in unbestimmten Einzelfällen) bzw. diese von DING (1994) beschriebene *institutional amphibiousness* (vgl. Kap. 2.6.3) einen zentralen Einfluss auf die Zielsetzung und die Form des Copingverhaltens der in Shibi Village ansässigen Wohnbevölkerung nimmt, das in enger Verbindung zu der von den Bewohnern antizipierten Reaktion der Baubehörde auf ihr Handeln steht. Die Willkür der Baubehörde, die eine Intransparenz von „Spielregeln“ evoziert und die Basis für Orientierung und Zuverlässigkeit untergräbt, „entgrenzt“ den Handlungsspielraum der Bewohner, die trotz Verbot Wohnhäuser mit dem primären Ziel errichten, im Falle einer Zwangsumsiedlung Entschädigungszahlungen beanspruchen zu können.

Die Frage, ob sie keine Angst vor einer möglichen Fehlinvestition habe und bedingt durch die Illegalität ihrer Bautätigkeiten die erhofften Ausgleichszahlungen nicht erhalten werde, beantwortet die 58-jährige Interviewpartnerin nur ausweichend. Im Interview lässt sich zwar erkennen, dass sie sich den mit ihrem Vorhaben verbundenen Risiken bewusst ist, doch sie betont vielmehr die Chancen, die sich für ihr weiteres Leben zu ergeben vermögen; beispielsweise könne sie sich für ihrer Familie voraussichtlich eine neue Wohnung in der Stadt (im Stadtzentrum von Guangzhou; Anm. der Verf.) leisten. Ferner erläutert sie abwärtsvergleichend, dass es im Leben vergleichsweise noch viel schwierigere Situationen gäbe und sie schon zurechtkomme:

„Ich werde es schaffen, auch die Folgen davon [von einer Fehlinvestition; Anm. der Verf.] zu ertragen.“ (Interview 2007).

Auf der Grundlage dieser Aussagen lässt sich vermuten, dass sie die Gefahr möglicher Risikomechanismen unterschätzt oder aber bewusst bagatellisiert mit dem Ziel, die wahrgenommene Herausforderung ihrer Mensch-Umwelt-Transaktion in ihrer Intensität zu reduzieren. In der Literatur wird dieser kognitive, emotionsfokussierte Bewältigungsversuch auch als „Relativierung von Gefahr“ (HOMBURG 2008, S. 581) oder wertend als „Bagatellisierung“ (LAUX und WEBER 1990, S. 571) – als „die Situation als weniger bedrohlich abtun“ (ebd., S. 571) bezeichnet. Eine langfristige Wirksamkeit dieser eine Ist-Soll-Diskrepanz relativierenden, kognitiven Copingform in Verbund mit der offensiven, problemfokussierten Copingform der Wohnhauserrichtung ist allerdings vor dem Hintergrund der Frage nach der Abwägung zwischen (finanziellen) Investitionskosten und einem (finanziellen) Nutzen im Zuge eines (aus der Beobachtung 2. Ordnung) anzunehmenden Ausbleibens erhoffter Ausgleichszahlungen als unwahrscheinlich anzusehen. Vielmehr besteht die Gefahr der Schaffung neuer, nachhaltiger Problemkonstellationen, z. B. durch den irreversiblen Verlust von Finanzkapital (Fehlinvestition) und Sachkapital (Abriss des Wohnhauses). Eine Copingwirksamkeit in der gegenwärtigen Gegenwart ist jedoch den Interviewaussagen der 58-Jährigen folgend in Abhängigkeit von subjektiv formulierten Maßstäben anzunehmen. Die Interview-

partnerin fühle sich besser, seitdem sie und ihre Familie mit dem Bau des Wohnhauses Anfang 2007 begonnen hätten; sie habe nun das Gefühl, etwas tun zu können, um sich ein neues Leben aufzubauen (Interview 2007). Offenbar trägt ihr Empfinden einer aktiven, selbst bestimmten, zukunftsorientierten und zielführenden Einflussnahme auf die eigene Mensch-Umwelt-Transaktion zu einer Besserung ihres Wohlbefindens bei.

Ein 38-jähriger und bis vor zwei Jahren in der Landwirtschaft beschäftigt gewesener Einwohner eröffnete hingegen auf der Grundlage von Ersparnissen und eines Bankkredits im Jahr 2009 ein Geschäft in einem angemieteten Lagerraum (vgl. Abb. 65), das mittels der Bereitstellung von Telefonzellen das Durchführen von Ferngesprächen anbietet (Interview 2009). Die Geschäftsidee habe er von einem Freund übernommen. Aufgrund des in den vergangenen Jahren stark steigenden Zuzuges von Migranten, die vorrangig im Baugewerbe oder auf dem Baugelände des Bahnhofes Arbeit fänden, bestehe eine wachsende Nachfrage nach Ferntelefonaten in andere Provinzen. Als Beispiel führt der 38-Jährige die regelmäßige Inanspruchnahme dieser Telefonzellen von einem etwa 50-jährigen Migranten an, der mindestens zwei Mal in der Woche mit seiner in der Hunan Provinz lebenden Familie telefoniere (Interview 2009). Diese Interviewaussagen des 38-jährigen Einwohners verweisen auf die Herausbildung eines symbiotischen Zusammenhangs zwischen der im Zuge der Urbanisierungsprozesse nach Shibi kommenden Migranten einerseits und der (Anpassungs-)Reaktion der Dorfbewohner auf neue Nachfragestrukturen andererseits, die die Infrastruktur des Dorfes modifiziert und somit neue Umweltausschnitte generiert. Der Zuzug der Migranten bzw. die wachsende Anwesenheit von Menschen mit dem Bedürfnis nach Kontaktaufnahmemöglichkeiten zu räumlich entfernten Familienmitgliedern wird als externes Copingpotential be- und aufgegriffen und nimmt Einfluss auf das Copingverhalten der lokalen Bevölkerung (ohne entsprechende Nachfragestrukturen keine Eröffnung von Einrichtungen mit Telefonzellen).



Abb. 65: Bereitstellung von Telefonzellen in Shibi Village zur Durchführung von Ferngesprächen; linkes Bild zeigt das Geschäft eines 38-jährigen Interviewpartners (eigene Aufnahmen 2009)

Der Zugang zu Finanzkapital, zu Sachkapital (Lagerraum) und eine interne Kontrollüberzeugung ermöglichen es dem 38-jährigen Interviewpartner, problemfokussiert eine erwerbsbezogene Umorientierung zu realisieren und mit der in Folge der Landenteignung entstandenen, neuen und zunächst Stress auslösenden Mensch-Umwelt-Transaktion zurechtzukommen. Heute, betont der 38-Jährige, habe er

keinen Stress mehr. Er verdiene wieder genügend Geld und sei zufrieden mit seiner neuen Existenz als Ladenbesitzer. Außerdem plane er nicht zu weit in die Zukunft hinaus, da er ohnehin nicht wisse, was auf ihn zukomme (Interview 2009). Gezielte Nachfragen verdeutlichen, dass er sich durch diese bewusste Gegenwartsorientierung eine Spontaneität und somit einen flexiblen Handlungsrahmen erhalten möchte mit dem Ziel, sich möglichst schnell an neue (antizipierte) Veränderungen anpassen zu können. In seiner Argumentation zieht er in Betracht, dass Shibi Village in ein paar Jahren aufgrund der baulichen Erweiterungsmaßnahmen des Bahnhofprojektes abgerissen und eine drohende Zwangsumsiedlung ihn vor neue Herausforderungen stellen werde. Offensichtlich ist es dem Interviewpartner gelungen, sich unter Rückgriff auf externale und internale Ressourcen von der einstigen Belastungserfahrung zu erholen und eine bereichsspezifische, erwerbsbezogene Resilienz aufzubauen. Es ist nicht auszuschließen, dass das gezielte Bewahren einer Handlungsflexibilität, das sich Nicht-Verschließen vor einer potentiellen Umsiedlung (sich keine „falschen“ Hoffnungen machen) und die basierend auf der Copingform der Geschäftseröffnung bereits gesammelte, positive Erfahrung hinsichtlich einer erfolgreichen Stressbewältigung darüber hinaus zu einer künftigen Widerstandsfähigkeit des 38-Jährigen in Bezug auf die mit einer Umsiedlung einhergehenden Risikomechanismen (z. B. Erfordernis einer erneuten erwerbstätigen Umorientierung) führen.

Ein vergleichbarer Prozess des symbiotischen Zusammenspiels von Mensch-Umwelt-Faktoren lässt sich im Zuge der Bahnhofkonstruktion beobachten, die aufgrund ihrer nahen Angrenzung an die Wohnsiedlung von Shibi Dorf 4 insbesondere in diesem Dorfgebiet zu einer aus Anpassungsreaktionen seitens der Dorfbewohner hervorgegangenen Errichtung von sechs Hotelgebäuden innerhalb des Zeitraumes von 2008 bis 2011 führte. Ein 38-jähriger lokaler Einwohner, der im Jahr 2006 seine Landnutzungsrechte verlor, entschloss sich noch im selben Jahr auf Empfehlung eines Bekannten ein Hotel erbauen zu lassen mit dem Ziel, aus der steigenden Nachfrage von Mitarbeitern des Bahnhofprojektes (insbesondere von Ingenieuren) nach Übernachtungsmöglichkeiten eine neue finanzielle Einkommensquelle zu beziehen (Interview 2009). Anfang 2008 habe er gemeinsam mit seiner Ehefrau das (ohne eine Baugenehmigung errichtete) Hotel eröffnet (vgl. Abb. 66); seitdem könne er von den Einnahmen seinen Lebensunterhalt bestreiten.

Ob sich allerdings der für die Investitionsmaßnahmen aufgenommene Bankkredit in naher Zukunft abbezahlen ließe, sei seiner Bewertung nach schwer vorherzusehen. Nachfragen bestätigen, dass er seine derzeitige Lebenssituation aufgrund des erschwerten Abschätzens zukünftiger Entwicklungen durchaus als Herausforderung ansehe. Einerseits profitiere er von der Nachfrage nach Hotelzimmern, andererseits wisse er nicht, wie lange diese fortbestehen werde. Voraussichtlich ist die Errichtung des Bahnhofes schneller abgeschlossen als er zunächst angenommen habe und es erscheine fraglich, ob nach der Fertigstellung die in dem Bahnhofprojekt involvierten Mitarbeiter noch nach Shibi kämen. Möglicherweise werde ferner, so vermutet der 38-Jährige, das Dorf 4 und somit sein Hotel aufgrund des Baus von Zubringerstraßen zum Bahnhofsgelände abgerissen (Interview 2009).



Abb. 66: Hotel (linkes Bild) eines 38-jährigen lokalen Einwohners und seiner Ehefrau (eigene Aufnahmen 2009)

Im weiteren Interviewverlauf wird deutlich, dass er angesichts dieser antizipierten Bedrohung gezielt versucht, nicht an die Zukunft zu denken und sich stattdessen auf die gegenwärtige Gegenwart zu konzentrieren. Er habe ohnehin keine andere Möglichkeit. Es gehe ihm aber gut und er sei trotz allem zufrieden. Diese Aussagen lassen erkennen, dass die Bewertungen einer Transaktion als Herausforderung (Rentabilität aber auch finanzielles Risiko) und als Bedrohung (Fehlinvestition) fließend ineinander übergehen können und in diesem Fall insbesondere eine gezielte Gegenwartsfokussierung, die insbesondere den mit der Herausforderung verbundenen Nutzen in den Vordergrund rückt, die belastende Mensch-Umwelt-Transaktion positiv beeinflusst. Ferner illustriert dieses Interviewbeispiel, dass Copingverhalten stets in einen zeitlichen Rahmen eingebunden ist. Die Copingform der Errichtung eines Hotels mit einer primär problemfokussierten Funktion ist (möglicherweise) angesichts sich ändernder Mensch-Umwelt-Transaktionen nur zeitlich begrenzt effektiv und erfordert langfristig betrachtet eine Neuausrichtung oder Erweiterung des Copingverhaltens. Das emotionsfokussierte Verdrängen von Gedanken an die Zukunft kann hingegen, und dies ist bei dem 38-jährigen Interviewpartner anzunehmen, zum einen die Bündelung und Ausrichtung von Kräften auf die gegenwärtige Gegenwart stärken, das Wohlbefinden positiv beeinflussen und somit eine Copingwirksamkeit erzielen. Zum anderen besteht jedoch aufgrund einer herabgesetzten Wahrnehmungsbereitschaft für potentielle Risikomechanismen gleichzeitig die (im Rahmen dieser Arbeit nicht nachzuprüfende) Gefahr des „Verpassens des richtigen Zeitpunktes“ in Bezug auf das Treffen vorausschauender Handlungsstrategien im Falle eines Abrisses des Hotelgebäudes.

Insbesondere anhand der vier letzten Interviewbeispiele lässt sich in Ergänzung zu ihrem direkt auf die Umwelt Einfluss nehmenden problemfokussierten Copingverhalten in Form der Errichtung eines Wohnhauses bzw. Hotelgebäudes oder der Geschäftseröffnung ferner der Aspekt des Umgangs mit der Zeit und den daran angeknüpften Erwartungen demonstrieren. Die Zeitallokation (vgl. Kap. 2.3.1) resultiert aus der Abwägung zwischen individuellen Zeitznutzungspräferenzen und

den situativ wirksamen Zeitnutzungszwängen, die in diesen Fallbeispielen in einem direkten Zusammenhang mit dem Bahnhofprojekt stehen (z. B. Antizipation von einer Zwangsumsiedlung oder zurückgehenden Nachfrage nach Hotelübernachtungen). Die Zeit setzt folglich als Rahmenbedingung dem Handeln Grenzen und ist somit eine wichtige Bezugsgröße bei der Prüfung der Realisierbarkeit von Zielen und Copingoptionen. Offenbar ist es bei den Interviewpartnern das insbesondere auf die gegenwärtige Gegenwart bezogene Ziel, in möglichst kurzer Zeit innerhalb einer vorgegebenen Zeitspanne (bis zur Zwangsumsiedlung, bis zum Nachfragerückgang nach Hotelübernachtungen) einen möglichst großen Nutzen zu erzielen.

In Anlehnung an FILIPP und AYMANN (2010, S. 191) wird insbesondere in äußerst belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen der Blick nicht mehr auf die gegenwärtige Zukunft ausgerichtet, sondern primär auf die gegenwärtige Gegenwart, auf den „momentanen negativen Zustand und die ihn auslösenden Umstände“ (ebd., S. 191). Den Autoren folgend begünstigen negative Emotionen bzw. das Erleben von Angst und (Planungs-)Unsicherheit das Verzichten auf einen langfristigen Erfolg zugunsten kurzfristiger positiver Zielzustände, möglicherweise auch aus Mangel an Alternativen. Eine kurzfristige Entlastung wird somit um den Preis der Realisierung längerfristiger Anliegen bevorzugt. In der Literatur wird dieses Phänomen auch als „zeitliche Diskontierung“ bezeichnet (vgl. Kap. 2.3.1 und 6.1.1.1).

„Sie wollen sich *sofort* gut fühlen, ohne dass sie unerwünschte Neben- und Spätfolgen ihres Tuns abwägen oder längerfristige Ziele im Auge behalten“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 191; Hervorhebung im Original).

Eine ähnliche Kernaussage, allerdings unter Bezugnahme auf die „Konsequenzen der Moderne“, trifft GIDDENS (1995) und stellt heraus, dass

„die Überzeugung, daß vieles, was in der modernen Welt vor sich geht, von niemandem kontrolliert werden kann, so daß man nicht imstande ist, mehr zu planen und zu erhoffen als einen zeitweiligen Nutzen“ (ebd., S. 168 f.).

Entscheidend festzuhalten ist die Erkenntnis, dass bei den Interviewpartnern die nur schwer abzuschätzenden und lediglich auf subjektiven Annahmen beruhenden Implikationen des Bahnhofprojektes vorwiegend zu einer (fatalistisch motivierten) Gegenwartorientierung führen mit dem Ziel des Erlangens eines maximalen Gewinns innerhalb einer von ihnen antizipierten Spanne von Zeitnutzungszwängen. Grundsätzlich lässt sich jedoch nicht von einer möglichen kurzfristigen Copingeffektivität auf eine langfristige schließen. Anschlussinterviews in einem zeitlichen Zeitabstand wären erforderlich, um die Copingwirksamkeit umfassender analysieren zu können.

Keinen Stress in Bezug auf den Prozess der Landenteignung erleben hingegen elf interviewte lokale Einwohner, deren primäre Bewertung ihrer Mensch-Umwelt-Transaktion weder für ihre vergangene, gegenwärtige noch zukünftige Gegenwart positive oder negative Implikationen im Hinblick auf das eigene Wohlergehen umfasst und somit in Anlehnung an das transaktionale Stressmodell das Bewertungsmuster „irrelevant“ illustriert. Bei den Interviewpartnern liegt aus un-

terschiedlichen Gründen keine Ich-Beteiligung vor; es sind durch die Landenteignung keine wichtigen persönlichen Ziele, Bindungen oder Bedürfnisse in ihrer Verwirklichung und/oder Beibehaltung begünstigt, beeinträchtigt oder gefährdet, so dass keine Notwendigkeit für Copingverhalten besteht (Interviews 2007 bis 2009). So ist beispielsweise ein 64-jähriger Einwohner bereits seit rund 25 Jahren ohnehin nicht mehr in der Landwirtschaft tätig gewesen. Er gab einst freiwillig seine Landnutzungsrechte (und somit den Anspruch auf mögliche Entschädigungszahlungen) an das Dorfkomitee zurück mit dem (auch erfolgreich realisierten) Ziel, als Arzt für traditionelle chinesische Medizin in der seit 66 Jahren bestehenden Gesundheitsstation von Shibi Dorf 1 zur Gewährleistung einer medizinischen Grundversorgung der Einwohner beizutragen (Interview 2009). Eine über 50-jährige, seit 15 Jahren ebenfalls nicht mehr als Landwirtin arbeitende Einwohnerin eröffnete gemeinsam mit ihrem Ehemann und Schwager nach Abtritt ihrer Landnutzungsrechte ein gut gehendes Restaurant in einem Nachbarort. Sie könne sich ferner vorstellen, eines Tages dort hinzuziehen und begründet diese in Betracht gezogene Handlungsoption mit dem Wunsch nach kürzeren Anfahrtswegen zur Arbeit (Interview 2007). Eine 50-jährige Einwohnerin und ihre Familie hingegen sind zwar von den Landenteignungsmaßnahmen betroffen, hatten allerdings bereits ein Jahr zuvor den Entschluss gefasst, aus Shibi Village wegzuziehen und ihre Landnutzungsrechte unabhängig von institutionellen Einflüssen und somit selbstbestimmt abzutreten (Interview 2009). Die vom Dorfkomitee erhaltene Entschädigungssumme in Höhe von 35 000 Yuan (rund 4 000 Euro) sei ihrer Ansicht nach zu niedrig, doch Stress erzeuge die unangemessene Auszahlung nicht; schließlich hätten sie bei der Planung ihres Wegzugs nicht mit einem Landenteignungsverfahren und folglich auch nicht mit Entschädigungszahlungen gerechnet. Vor diesem Hintergrund seien die 35 000 Yuan vielmehr als Gewinn zu betrachten (Interview 2009).

Diese aufgezeigten Interviewaussagen machen deutlich, dass eine zeitlich bereits vor dem Prozess der Landenteignungsmaßnahmen erfolgte, (durch die vollzogene bzw. beabsichtigte Abgabe von Landnutzungsrechten) selbst erwählte Unabhängigkeit von der Landwirtschaft (z. B. als finanzielle Einnahmequelle) dem Risikofaktor „Landenteignung“ über die Herausbildung von Schutzmechanismen (gelungene erwerbstätige Umorientierung, gewollter Wegzug) entgegenwirkt und das Auftreten einer belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion bei diesen Fallbeispielfällen verhindert. Wichtig hervorzuheben ist in dieser Betrachtung ein probabilistisches Verständnis von risikoerhöhenden Transaktionen bei einer gleichzeitigen Differenzierung zwischen Risikoindikatoren und Risikomechanismen. So fungiert der Risikofaktor „Landenteignung“ (zunächst) als Indikator bzw. als Marker für ein mögliches Risiko für Stresserleben, doch erst die aufgezeigten Risikomechanismen (z. B. durch Arbeitslosigkeit ausgelöste Existenzsorgen oder Identitätsverlust) erzeugen das Empfinden von Stress vor dem Hintergrund der Bewertung einer Transaktion als schädigend/verlustreich, bedrohlich oder herausfordernd. Die Risikoqualität ist somit nicht auf den Faktor selbst, d. h. auf die Variable als solche, sondern auf die ihm zugrunde liegenden Risikomechanismen zurückzuführen. Demzufolge sind die interviewten Einwohner, bei denen die

Landenteignungsmaßnahmen zu keinem Zeitpunkt Stresserleben auslösten, auch nicht als resilient einzustufen; sie waren und sind (bei genauerer Betrachtung) keinem Risiko ausgesetzt. Entsprechend der dieser Arbeit zugrunde liegenden Auffassung von Resilienz bilden jedoch sowohl das (subjektiv wahrgenommene und bewertete) Vorhandensein von Risiken als auch ein vergleichsweise positiver Umgang mit diesen Risiken die zentralen Variablen des Resilienzkonzeptes (vgl. Kap. 3.5).

6.1.1.2 Korruption

„Die Dorfcheads sind doch alle korrupt“,

behauptet ein 42-jähriger lokaler Einwohner mit erregter Stimme und einer auf Abwertung hindeutenden Handgestik und Gesichtsmimik, die im Rahmen der interaktiven Interviewsituation als expressive Emotionskomponenten das Ausdrucksverhalten von Wut und somit von einer hohen Ich-Beteiligung unter wertbezogenen „Selbst-Welt-Relationen“ (SCHEELE 1990, S. 41) repräsentieren und auf einen Bewertungsprozess des intensiven Erlebens von Erniedrigung und ungerechtfertigter Behandlung schließen lassen (Interview 2009; vgl. Kap. 2.5.2.4 und Kap. 3.3.5 zum Bewertungskonzept bzw. zur Aktualgenese von Emotionen). Der 42-jährige Einwohner hat aufgrund negativer Vorerfahrungen und des einhergehenden Prozesses der einseitigen und generalisierenden kognitiven Filterung eingehender Informationen über die Wahrnehmungsorganisation das Schema „korrupte Dorfkomiteeleiter“ konstruiert (vgl. Kap. 2.1.1 und 2.4.2). Für ihn sind die Variablen „Dorfkomiteeleiter“ und „Korruption“ unweigerlich konnotativ miteinander verknüpft.

67,5 Prozent bzw. 27 der insgesamt 40 befragten lokalen Einwohner erwähnen im Zusammenhang mit der Frage nach möglichen Stress auslösenden Mensch-Umwelt-Konstellationen die Problematik korrupter Handlungen aufseiten der Dorfkomiteeleiter und die daraus resultierenden negativen Auswirkungen auf die Bewohner der vier Dörfer. Dies zeugt von einer hohen, von Emotionen beeinflussten (selektiven) Aufmerksamkeit und Wahrnehmungsbereitschaft der interviewten Einwohner im Hinblick auf diesbezüglich belastete Mensch-Umwelt-Transaktionen. Nur jene Umweltreize passieren den Wahrnehmungsfilter, die auch im Kontext der jeweils aktuellen Ziele und Motivationen von Bedeutung sind.

Nach HEBERER (2008) zeigen Meinungsumfragen in China seit Jahren stets das gleiche Ergebnis: Korruption wird von der Bevölkerung als „größtes soziales Übel“ (ebd., S. 113) eingestuft. Allerdings wird diese, wie HARTMANN (2006, S. 91) betont,

„nur dann spektakulär geahndet, wenn sie als wohlfeiler Sprengstoff gegen hohe Funktionäre taugt, die aus ganz anderen Gründen abgelöst werden sollen“.

Bei dem Phänomen „Korruption“ (lat. *corrumpere*: bestechen, verderben) handelt es sich um ein komplexes gesellschaftliches Erscheinungsbild, das in unterschied-

lichen Ausprägungen und Formen bestehen kann und sich aufgrund der Vielfältigkeit von rechtlichen und (kulturell geprägten) sozialen Normen, Werten und Gewohnheiten einer konsensuellen Definition entzieht (vgl. ausführlicher PELLEGRIINI 2011 und die Beiträge in SAMPFORD et al. 2006). In den im Rahmen der vorliegenden Arbeit geführten Interviews fanden jedoch die chinesischen Begriffe *fubai* und *tanwu*, oftmals einander ergänzend, Anwendung für Korruption. Während *fubai* sich primär auf den moralischen und sittlichen Verfall bezieht und

„für all das [steht], was mit der herrschenden Moralauffassung nicht übereinstimmt“ (HEBERER 2008, S. 113),

umschreibt *tanwu* die Ausnutzung eines öffentlichen Amtes bzw. den Machtmissbrauch zur Erlangung privater Vorteile unter Missachtung formeller und informeller Institutionen.

Korruption habe es nach Angaben des oben erwähnten 42-jährigen lokalen Einwohners in Shibi schon immer gegeben, jedoch nicht in diesem Ausmaß (Interview 2009). Erst mit der zunehmenden, gegen Pachtgebühren erfolgenden Übertragung von Landnutzungsrechten an Fabrikbesitzer und vor allem durch den Verkauf der Agrarflächen im Zuge der Bahnhofskonstruktion zeige sich die „wahre Gier“ (Interview 2009) der Dorfcheads. Die Auszahlungen von Dividenden an die lokalen Bewohner (vgl. Kap. 4.3) seien zu niedrig und stünden nicht im Verhältnis zu den aus der Übertragung von Landnutzungsrechten gewonnenen Einnahmen. Ferner werde den lokalen Einwohnern als Entschädigung für die Landenteignung ein unzureichender Geldbetrag durch die Dorfkomitees ausgezahlt. Nach weitestgehend übereinstimmenden Angaben der interviewten Einwohner zahlt die Stadtregierung von Guangzhou rund 120 000 Yuan (ca. 14 000 Euro) pro 1 mu (= 666 m² Agrarland) an die Dorfkomitees, die jedoch von der Gesamtsumme lediglich rund 37 % an ihre Bewohner auszahlen.

Nach der Auffassung eines 54-jährigen lokalen Einwohners wird ein Großteil des Geldes von den Mitgliedern der Dorfkomitees in die „eigene Tasche gesteckt“ (Interview 2007) und nicht, wie es ihre für das Allgemeinwohl sorgende Verantwortung und Verpflichtung eigentlich vorsehe, in die Infrastruktur von Shibi Village oder in eine angemessene Auszahlung von Dividenden an die lokalen Bewohner. Demnach „versacke“ (Interview 2008) ein erheblicher Betrag der finanziellen Einnahmen auf der Ebene der Dorfkomitees und gelange nicht auf die unterste Ebene der Bewohner, die jedoch vor dem Hintergrund der Landenteignung auf eine finanzielle Unterstützung angewiesen wären. Stattdessen, kritisiert ein 38-jähriger lokaler Interviewter, gäben die Dorfcheads hohe Summen für private Feiern und Reisen mit Freunden aus (Interview 2007). Den Angaben eines 37-jährigen Interviewpartners zufolge weise ferner der seit 2004 amtierende Dorfkomiteechef von Shibi Dorf 2 enge Kontakte zur chinesischen Mafia auf (Interview 2007). Dieser sei u. a. gemeinsam mit seinem Bruder an der illegalen (Steuer sparenden) Überführung von Personenkraftwagen (BMW und Mercedes) über Hongkong nach China (Festland) beteiligt und verdiene auf diese Weise ein Vermögen. Alle Dorfcheads von Shibi Village hätten, wie der 37-Jährige betont, einen „tiefen Hintergrund“ (Interview 2007) bzw. gute Kontakte bis hoch zur Ebene der Pro-

vinzregierung von Guangdong. Als einfacher Bewohner von Shibi könne man daher nichts gegen das korrupte Fehlverhalten der Dorfchefs unternehmen.

„Ich bin wütend über so viel Ungerechtigkeit: Auf der einen Seite gibt es hier [in Shibi Village, Anm. der Verf.] so viel Arbeitslosigkeit, auf der anderen Seite haben die Dorfchefs so viel Geld.“ (Interview 2007).

Dieses Empfinden von Wut und offensichtlicher Benachteiligung bei gleichzeitigem Erleben von Machtlosigkeit bringen ebenfalls eine 35-jährige Einwohnerin sowie ein 51-jähriger Einwohner zum Ausdruck, indem sie auf den vergleichsweise kapitalintensiven, modernen und luxuriösen Baustil der neu errichteten Wohnhäuser der Dorfkomiteeleiter hinweisen und die Legitimität der Herkunft des Finanzkapitals für die Errichtung dieser Bauten anzweifeln (Interviews 2008 bis 2009; vgl. Abb. 67).



Abb. 67: Luxuriöse Wohnhäuser der Dorfkomiteemitglieder von Shibi Dorf 3 (eigene Aufnahmen 2008)

„Woher kommt nur das Geld?“,

fragt der 51-Jährige lakonisch und fügt ergänzend hinzu:

„Wir [die Einwohner von Shibi Village, Anm. der Verf.] sind so arm und das Komitee hat Geld zum Bauen von Luxusvillen.“ (Interview 2009).



Abb. 68: Plakat gegen Korruption (eigene Aufnahme 2008)

Die 35-jährige Einwohnerin deutet (mit sarkastischem Unterton in ihrer Stimme) auf das in ihrer Nachbarschaft erst kürzlich im Jahr 2007 vom Panyu Distrikt aufgestellte Plakat mit dem mahnenden Hinweis darauf, dass das Gesetz gegen Korruption immer im Herzen zu halten sei und man sich im Alltag selbst überwachen und regulieren müsse (vgl. Abb. 68). Sie zeigt sich verärgert über diesen sich an die Allgemeinheit richtenden Appell und betont, dass nicht die „einfachen Bewohner“ (Interview 2008), sondern nur die Dorfchefs Gelder veruntreuen. Ihrer Ansicht nach hätte das Plakat folglich direkt neben das Gebäude des Dorfkomitees aufgestellt werden müssen.

Diese exemplarisch aufgeführten, jedoch inhaltlich für die Gesamtzahl der geführten Interviews repräsentativen Interviewaussagen verdeutlichen, dass das Phänomen der Korruption in Shibi Village hinsichtlich seiner Intensität und Reichweite eine Neuartigkeit erfahren hat, die jedoch, wie weitere Ausführungen noch vertiefen werden, von einem geringen Grad der direkten Beeinflussbarkeit durch die betroffenen Einwohner gekennzeichnet ist. Hierbei wirken unter Bezugnahme auf die Rahmenbedingungen des offenen Handelns weniger die Komponenten des Wollens und Könnens, sondern vielmehr die Komponente des Dürfens, die in enger Verbindung zur antizipierten Reaktion der sozialen Umwelt auf potentiell Handeln steht (vgl. Kap. 2.6.3). Eine 38-jährige lokale Einwohnerin berichtet z. B. ausführlich von der Veruntreuung von Geldern und der vor der Öffentlichkeit respektive dem Dorfkollektiv zunächst geheim gehaltenen und somit illegal vollzogenen Übertragung von Landnutzungsrechten an Fabrikbesitzer durch den Chef und Vizechef des Komitees von Shibi Dorf 3 im Jahr 2004 (Interview 2009). Um ihrem „Ärger Ausdruck zu verleihen“ (Interview 2009) und ihren Anspruch auf die veruntreuten Finanzen geltend zu machen, versammelten sich im März 2005 in solidarischer Absprache rund 150 Bewohner des dritten Dorfes vor dem Dorfkomitee und umstellten das Gebäude mit dem vorrangigen Ziel, die beiden Dorfchefs „zur Rede zu stellen und sie ihrer Verbrechen anzuklagen“ (Interview 2009).

Dieses Beispiel hebt die handlungsmotivierende Funktion der Emotion „Ärger“ hervor, die gleichzeitig die Zuschreibung von Verantwortlichkeit an Dritte für eine belastende Mensch-Umwelt-Transaktion illustriert. In der traditionellen chinesischen Medizin steht nach MAIMON (2006, S. 45) Ärger für die Wirkungsfähigkeit, etwas verändern zu wollen. Emotionen geben dem Verhalten eine Richtung auf ein spezifisches Ziel hin, erhalten dieses aufrecht und haben, wie auch ULICH und MAYRING (2003, S. 56) betonen, eine „erkennende“, steuernde, bewertende und verändernde bzw. intervenierende Funktion bezüglich der Transaktion zwischen Mensch und Umwelt. Vor dem Hintergrund des gemeinsamen Erlebens von Ungerechtigkeit und einer als vergleichbar bewerteten Stress auslösenden Transaktion demonstrierten die betroffenen Bewohner als soziale und kooperativ agierende Gruppe Stärke und Einigkeit in Form von öffentlicher Meinungsäußerung, die einerseits emotionsfokussiertes bzw. das Ärgerempfinden regulierendes und andererseits problemfokussiertes, auf die Umwelt bzw. das konkrete Problem der Korruption fokussierendes, offensives Copingverhalten beinhaltet. Die (zunächst vorhandene) personenübergreifende internale Kontrollüberzeugung, als Gemeinschaft selbstbestimmend Einfluss auf das Ungerechtigkeitserleben zu nehmen, führte zu einem kollektiven Copingmechanismus, der nach WONG (1993, zitiert nach WONG et al. 2006, S. 14)

„the concerted effort involving all members of a group to tackle the same problem“

umfasst. Gerade in Bezug auf die in China gesellschaftspolitisch nicht unproblematisch zu erachtende öffentliche Kritikäußerung an vermeintlichem Machtmissbrauch durch (Regierungs-)Beamte ist eine kollektive Orientierung unter Rückgriff auf eine gemeinsame Zielsetzung als Verbindungsstück zwischen den ein-

zelen Individuen als vorteilhaft anzusehen. Hierbei spielen Emotionen eine wichtige Rolle:

„Emotions hold people together in social groups, help to determine priorities within relationships, signal to the person experiencing the emotion the state of her relation to the environment, and also signal to other people the motivational and emotional state of the person experiencing the emotion. Emotions can motivate adaptive action“ (NIEDENTHAL et al. 2006, S. 3).

Die zweckbestimmte Formierung einer Gruppe verleiht dem Handlungsziel Bedeutung und symbolisiert Durchsetzungskraft, so dass das kooperative Zusammenfinden der einzelnen Bewohner zu einer Gruppe durchaus als immaterieller Schutzmechanismus aufzufassen ist.

Nach Auskunft der 38-jährigen lokalen Einwohnerin wurde die Protestbewegung jedoch von dem von den beiden Dorfcheads sofort herbeigerufenem Polizeiaufgebot unter Androhung von (Waffen-)Gewalt umgehend aufgelöst (Interview 2009). Die Furcht vor einer möglichen Körperverletzung oder Festnahme ließ die Bewohner gezwungenermaßen den Rückzug antreten. Nur wenige Monate später erfuhren sie von der Beförderung der beiden Dorfcheads in höhere politische Ämter auf Distriktebene, die sie sich, wie die interviewte Einwohnerin verärgert betont, durch Bestechung ihrer Vorgesetzten „erschlichen“ hätten (Interview 2009). Die im Jahr 2005 gewählten Nachfolger des Dorfcheads und Vizeheads von Shibi Dorf 3 versuchten allerdings unter großer Fürsprache und Anteilnahme der lokalen Bewohner, umfassendes, den Machtmissbrauch belegendes Beweismaterial für die Erhebung einer Anzeige gegen die mittlerweile beförderten Amtsvorgänger zusammenzutragen. Diese wurden von dem Vorgehen in Kenntnis gesetzt, so dass sie zur Verhinderung der Aufdeckung ihrer eigenen korrupten Handlungen ihrerseits unter Verweis auf vermeintliche Zeugenaussagen die amtierenden Dorfcheads fälschlicherweise der Korruption beschuldigten und sie unter Beanspruchung von persönlichen Beziehungen (chines. *guanxi*) zu entsprechenden Verantwortlichen im März 2007 vor das Distriktgericht von Panyu brachten (Interview 2009). Ein Rechtsanwalt vertrat zunächst die beiden zu Unrecht Angeklagten, gab den Fall jedoch unter Androhung von Lebensgefahr bei Fortführung seines Mandats nach wenigen Monaten wieder ab. Trotz einer unzureichenden und „lächerlichen Beweisführung“, so die 38-jährige Interviewpartnerin (Interview 2009), erklärte das offenbar bestochene Gericht die Angeklagten Ende Oktober 2007 für schuldig und verurteilte sie jeweils zu einer Gefängnisstrafe von 13 Monaten sowie zu einer Geldstrafe von 15 000 Yuan (ca. 1 700 Euro).

Die Ehefrau des verurteilten Vizeheads ging gemäß den Interviewaussagen der 38-jährigen Einwohnerin ungeachtet der Warnung des Distriktgerichtes vor einer aussichtslosen Prozessführung in Berufung mit dem Ziel der Überprüfung des gerichtlichen Urteils durch das übergeordnete Stadtgericht von Guangzhou (Interview 2009). Dieses lehnte, ebenso wie das Provinzgericht Guangdong, an das sich die Ehefrau schließlich wandte, ein Berufungsverfahren mit der Begründung ab, dass die „Kleinigkeit“ (Interview 2009), die ihrem Ehemann widerfahren sei, überall auf dem Lande passiere und die Richter zu viele dieser Fälle zu bearbeiten hätten. Sie solle doch glücklich sein, dass ihr Mann keine körperlichen Verletzungen

davongetragen habe. Dieses Beispiel skizziert die bestehende Unzulänglichkeit des chinesischen Rechtssystems, das HARTMANN (2006, S. 92) zufolge die Gesetze unterschiedlich „stets mit Blick auf die Situation und die beteiligten Personen“ auslegt. In diesem Sinne betont auch HEBERER (2008, S. 118), dass die Dichotomie der Korruption,

„nämlich einerseits eine staatlich geächtete, die die Gesetze verletzt, andererseits eine staatlich gebilligte, die sich im Rahmen des Erlaubten abspielt (Privilegien, Seilschaften)“

eine effektive Bekämpfung erschwert. Gegen Korruption werde nicht „an sich“ (ebd., S. 118) vorgegangen, sondern nur funktional, d. h. soweit sie die „Legitimität der herrschenden Elite in Frage stellt“ (ebd., S. 118). Ein nachhaltiges und entschiedenes Vorgehen gegen korruptive Handlungen auf den unteren Ebenen hätte nach HEBERERS Auffassung einen Kampf der Partei gegen sich selbst und vor allem gegen die lokalen Funktionäre zur Folge, die finanzielle Nachteile zu erwarten hätten, so dass eine umfassende vertikale Korruptionsbekämpfung stets zu Spannungen zwischen der Zentralregierung einerseits und der Provinz- und lokalen Ebene andererseits führe. Nach HEBERER (2008, S. 118 f.) begünstigen trotz der vielfältig in China vorhandenen und bis ins Detail ausgearbeiteten gesetzlichen Bestimmungen zur Korruptionsbekämpfung politische, gesellschaftliche, ökonomische, soziale und kulturelle Strukturen das Phänomen der Korruption; eine

„effiziente Bekämpfung würde gesellschaftliche Transparenz, öffentliche und soziale Kontrolle der Funktionsträger (u. a. Pressefreiheit) und unabhängige Gerichtsbarkeit voraussetzen“ (ebd., S. 118).

Nur Einzelfälle sind von einer strafrechtlichen Belangung betroffen, die vielmehr einer staatlichen Willkür als transparenter Rechtssprechung unterliegt.

Welche Spielregeln werden wann gespielt und unter welchen Voraussetzungen erfolgen mögliche Sanktionen bei regelwidrigem Spielverhalten? Diese bereits in Bezug auf die von der Baubehörde durchgeführte, willkürliche Sanktionierung illegaler Bautätigkeiten aufgezeigte *institutional amphibiousness* (vgl. Kap. 6.1.1.1 zu „Landenteignung“), dieser ambivalente Charakter von Institutionen und die somit grundsätzlich nicht auszuschließende Chance auf das Einhalten klar definierter „juristischer Spielregeln“ veranlassten die Ehefrau des verurteilten Vizechefs, emotional motiviert durch die Hoffnung auf das Erlangen von Gerechtigkeit, die rechtswidrige Bestrafung ihres Mannes auf der Ebene des Provinzgerichtes vorzutragen. Trotz einer Zurückweisung behielt sie ihre internale Kontrollüberzeugung bei, Einfluss auf die belastende Mensch-Umwelt-Transaktion zu nehmen, änderte allerdings aufgrund der neuen Ausgangsbedingungen ihr Handeln vor dem Hintergrund einer modifizierten Zielsetzung. Den Interviewaussagen der 38-jährigen Einwohnerin zufolge traf die Ehefrau die „tapfere Entscheidung“ (Interview 2009), sich mit der öffentlichen Erklärung,

„Verdorbenheit zu bekämpfen und eine demokratische Atmosphäre“ (Interview 2009)

in Shibi zu schaffen, sich im Rahmen der Dorfkomiteewahlen im März 2008 als Vertreterin der Bewohnerschaft von Dorf 3 aufstellen zu lassen.

Um die Stabilität des politischen Gefüges in ländlichen Regionen sicherzustellen und durch die Stärkung der Dorfautonomie sowie durch Governance das Vertrauen der Landbevölkerung in die Partei und die Legitimität des politischen Systems zu stärken, trat das zunächst 1988 provisorisch verabschiedete und in den 1990er Jahren revidierte „Gesetz über die Organisation der Dorfbewohnerkomitees“ 1998 in Kraft und machte die Einführung direkter Dorfwahlen für Gesamtchina verbindlich (vgl. ausführlicher HEILMANN 2004, S. 229 ff.; SCHUBERT und HEBERER 2009, Kap. 3 sowie die Beiträge in PERRY und GOLDMAN 2007).

In Shibi Village erfolgte die Implementierung der im dreijährigen Abstand durchzuführenden dörflichen Direktwahlen im Jahr 2005. Die Hauptkandidaten werden von der Gemeinde (vgl. Kap. 4.3.2) nominiert; wahlberechtigt sind alle lokalen Einwohner ab 18 Jahren (Interviews 2007 bis 2009; vgl. auch PASTOR und TAN 2000). Die Dorfkomitees der Dörfer 1 bis 4 setzen sich jeweils zum einen aus dem Komiteeleiter, dem Vizechef und fünf weiteren Mitgliedern zusammen, die u. a. als Beauftragte für soziale Sicherheit, Geburtenkontrolle oder die Regelung öffentlicher Angelegenheiten amtieren, zum anderen aus rund 30 sich selbst nominierten lokalen Bewohnern, die sich als Dorfvertreter (mit möglicher Wiederwahl) wählen lassen und sich für die Belange der lokalen Bevölkerung einsetzen.

Die Ehefrau des verurteilten Vizechefs musste sich jedoch nach Angaben der 38-jährigen Interviewpartnerin aufgrund ihres beharrlichen Auftretens in der Öffentlichkeit und ihrer propagierten Zielsetzung, korruptivem Machtmissbrauch in Zukunft dezidiert entgegenwirken zu wollen, Anfeindungen vonseiten engster Vertrauter des zuvor von den Bewohnern angeklagten Dorfchefs und des Vizechefs aussetzen (Interview 2009). Ferner versuchten die Anhänger des ehemaligen Dorfchefs und Vizechefs mittels finanzieller Bestechung zahlreicher Bewohner, Stimmen für die Wahl der von ihnen als Anwärter auf die Posten der Dorfvertreter vorgesehenen Kandidaten käuflich zu erwerben und somit die Ernennung der Ehefrau des verurteilten Vizechefs als Dorfvertreterin abzuwenden. Allerdings ließ sich die Zielsetzung dieses Handelns aufgrund einer mehrheitlichen Sympathiebekundung der Bewohner für die Ehefrau nicht erfüllen. Bei einer hohen Wahlbeteiligung von 98 % wählten sie diese als Dorfvertreterin und brachten somit – im Vergleich zur oben geschilderten Protestbewegung – dieses Mal indirekt in kollektiver Absprache problembezogen (durch das Wählen auf die Umwelt selbst verändernd einwirkend) und emotionsbezogen (durch das Kontrollieren und Steuern der eigenen Emotionen wie Zorn, Wut oder Ärger) ihre Befürwortung für den Kampf gegen den Machtmissbrauch über das offensive Copingverhalten des politischen Wählens zum Ausdruck. Nach Auskunft der 38-jährigen Interviewpartnerin hat die Ehefrau des verurteilten Vizechefs jedoch

„noch einen langen Weg zu gehen, sich durchzusetzen. [...] Wie ihr Leben in der Zukunft aussehen wird, weiß niemand.“ (Interview 2009).

Konkrete Nachfragen nach der Bedeutung dieser Aussage stellen heraus, dass die Bewohner von höherer politischer Ebene ausgehende, gegen die Ehefrau gerichtete Bedrohungen nicht ausschließen und die Ungewissheit des – wenn aus ihrer

Perspektive auch nur über den Prozess des Beobachtens stattfindenden – Erfahrens möglicher Ungerechtigkeit Angst und Stresserleben erzeugt.

Dieses Beispiel der konsequent ihr Ziel verfolgenden Ehefrau, Gerechtigkeit für ihren rechtswidrig verurteilten Ehemann zu erlangen, exemplifiziert die zeitlich ausgedehnte Prozesshaftigkeit und Dynamik von Copingverhalten, bei dem die Ergebnisse von Copingversuchen über Neubewertungsprozesse selbst wieder die Ausgangspunkte für eine erneute Problemdiagnose und erfolgreiche Copingplanung innerhalb der jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion darstellen. Unter Beibehaltung einer internalen Kontrollüberzeugung gelingt es ihr, sich nach einer erfolglosen gerichtlichen Auseinandersetzung als Dorfvertreterin wählen zu lassen und zumindest auf der Basis ihres starken Partizipationswillens gegen die Implikationen von Korruption und rechtsstaatlicher Willkür in die Offensive zu gehen. Auch die Bewohner modifizierten und adaptierten ihr (kollektives) Copingverhalten infolge sich ändernder Mensch-Umwelt-Transaktionen. Nach der sofortigen Auflösung ihrer Protestbewegung vor dem Dorfkomitee unter Androhung von Polizeigewalt wählten sie gezielt in einem zweiten Schritt mit großer Mehrheit die Ehefrau des verurteilten Vizechefs als Dorfvertreterin und demonstrierten somit über den formalen Prozess des demokratischen Wählens ihre Kritik am Machtmissbrauch.

Dass Stress ebenfalls primär durch internale Anforderungen (vgl. Kap. 3.3.4) hervorgerufen werden kann, zeigen die im Jahr 2009 erhobenen Interviewaussagen eines alleinstehenden 67-jährigen lokalen Einwohners, der vor dem Hintergrund des Misstrauens in die Tätigkeiten der Dorfkomiteeleiter, unzureichender Dividendenauszahlungen und fehlender Investitionen in die öffentliche Infrastruktur – als Beispiel benennt er u. a. die mangelhafte Ausstattung der ärztlichen Pflegestationen – einerseits erwägt, Shibi zu verlassen und zu seinem Sohn und dessen Familie in die Stadt zu ziehen. Andererseits empfindet er „starke Heimatgefühle“ (Interview 2009) für das Dorf, die mit einem intensiven emotionalen Bezug der Zugehörigkeit bzw. sozialen Eingebundenheit, mit Erinnerungen sowie der Gestaltung der eigenen Biographie einhergehen und somit über den sinnstiftenden Prozess der Bindung dem Wunsch des Wegzugs entgegenstehen. Heimat ist seinen Schilderungen zufolge Ausdruck eines subjektiv bestimmten, positiven Verhältnisses zu seiner Umwelt, das ihm Geborgenheit vermittelt und einen wesentlichen Einfluss auf seine Identität als Landbewohner nimmt (vgl. zum Heimatbegriff auch MITZSCHERLICH 1997).

Ein Konflikt tritt auf, wenn sich eine Person zwischen zwei unvereinbaren oder sich gegenseitig ausschließenden elementaren Zielen bzw. Handlungsalternativen entscheiden muss. In diesem Sinne ist nach LUHMANN (1997) die Quelle der Irritation dem psychischen System (Selbstreferenz) und nicht mittelbar der Umwelt (Fremdreferenz) zuzuordnen (vgl. Kap. 2.1.2). Der 67-jährige lokale Einwohner verfolgt zum einen das Vermeidungsziel, aus einer unerwünschten Mensch-Umwelt-Transaktion durch offenes Handeln in Form des Wegzugs zu gelangen. Gleichzeitig existiert zum anderen das ein Unterlassungshandeln implizierende Erhaltungsziel, aufgrund der oben beschriebenen *commitments* in Shibi wohnen zu bleiben (vgl. auch Kap. 3.3.3). Diesen Zustand des Hin- und Hergerissenseins

empfindet er als außerordentlich stressig und „nicht mehr allzu lange aushaltbar“ (Interview 2009). Er müsse innerlich zur Ruhe kommen und das ginge nur, wenn er für sich entscheide, wo er seine letzten Lebensjahre verbringen wolle. Die Frage nach dem Umgang mit diesem Stressempfinden beantwortet er mit dem Verweis auf sich zunehmend intensivierende (problemfokussierte, offensive) Gespräche mit seinem Sohn, die ihm Orientierung und Klarheit über die Rahmenbedingungen eines möglichen Zusammenlebens mit seinem Sohn und dessen Familie verschaffen und somit bei seiner Entscheidungsfindung behilflich sein sollen. Ferner habe er sich die Frist gesetzt, innerhalb der nächsten sechs Monate einen Entschluss zu fassen (Interview 2009).

Diese Interviewaussagen veranschaulichen in besonderem Maße die Relevanz des Zeitaspektes im Zusammenhang mit Copingverhalten. Um die Wirkungsdauer der internalen Anforderung zu kontrollieren und infolgedessen die Phase von zumindest starkem Stresserleben einzuschränken, berücksichtigt der 67-jährige Einwohner die Variable „Zeit“ allokativ im Handlungsprozess, die als Rahmenbedingung dem offensiven Copingverhalten in Form der informativen problem- und emotionsfokussierten Gesprächsführung mit seinem Sohn Grenzen setzt und dadurch eine wichtige Bezugsgröße bei der Umsetzung seines Copingverhaltens darstellt. Er vermeidet einen defensiven Handlungsaufschub und reguliert stattdessen offensiv sein Handlungstempo, indem er den Austausch mit seinem Sohn innerhalb eines selbst vorgegebenen Zeitraumes intensiviert. Für die intendierte Beendigung des Stresserlebens ist hierbei seine Zielsetzung zentral, spätestens nach sechs Monaten zu einer Entscheidungsfindung hinsichtlich der Wahl seines Wohnortes zu gelangen. Diese konative Komponente seiner Zeitperspektive beschreibt somit eine auf Ziele hinarbeitende, Pläne umsetzende und Konsequenzen berücksichtigende Zukunftsorientierung, die in diesem Fall wirksames Copingverhalten und somit eine Reduktion von Stresserleben wahrscheinlich macht.

Eine 43-jährige lokale Einwohnerin hingegen bewertet die korruptiven Machtstrukturen aufseiten der Dorfkomiteeleiter zwar als nicht hinreichend motivierend für einen Wohnstandortwechsel, verspürt jedoch aufgrund ihres handlungsanregenden emotionalen Erlebens von Wut, Ärger und Verzweiflung das Verlangen, ihren persönlichen Glauben an Gerechtigkeit und ihre Kritik an korruptiven Vergehen wenigstens mittels der ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen und Copingoptionen für Dritte wahrnehmbar zum Ausdruck zu bringen (Interview 2009).

„Wir [die Interviewpartnerin und ihre Nachbarn; Anm. der Verf.] machen unsere Häuser hübscher als die der Beamten“,

lautet die Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit dem Stress auslösenden Ungerechtigkeitsempfinden. Diese Aussage unterstreicht erneut die Bedeutung der Funktion von emotionsfokussierten Copingformen. In Mensch-Umwelt-Transaktionen, in denen die „Realität“ einer Stresssituation – in diesem Fall das unfreiwillige Exponiertsein gegenüber korruptiven Machtstrukturen – aus der Perspektive der betroffenen Personen als unbeeinflussbar bewertet wird und daraus fehlendes Kontrollempfinden resultiert, ist es umso wichtiger, zumindest selbstbe-

stimmt Einfluss auf das individuelle emotionale Erleben nehmen zu können und einer fatalistischen Gegenwartsorientierung (vgl. Kap. 2.3.1) entgegenzuwirken. Die negativen Valenz-Dimensionen des Empfindens von Wut, Ärger und Verzweiflung werden zwar nicht gänzlich aufgehoben, doch durch die Handlung des gezielten, offensiven Dekorierens des Eigenheims, z. B. in Form von Bepflanzungen oder geschmückten Türrahmen (Interview 2009), „verräumlicht“ sich das emotionale Erleben und verschafft dadurch Erleichterung. Die 43-jährige Interviewpartnerin betont, dass sie sich emotional besser fühle, wenn sie dem Dorfkomiteechef zeige, dass man auch ohne Korruption ein schönes Haus haben könne (Interview 2009). Diese Regulation negativer und die Generierung positiver Emotionen verweist auf das Bestehen einer bereichsspezifischen emotionalen Resilienz, die ihr ein Zurechtkommen mit der von ihr wahrgenommenen Belastungserfahrung ermöglicht.

Eine 60-jährige lokale Einwohnerin, mit der in den Jahren 2008, 2009 und 2011 jeweils ein Interview geführt werden konnte und sich somit eine Langzeitperspektive ihrer Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse tiefer gehend erfassen ließ, machte mit ihrer Digitalkamera Anfang 2008 nach eigener Auskunft

„Beweisfotos von den Häusern der Beamten [der Dorfkomiteeleiter; Anm. der Verf.], die viel höher gebaut sind als erlaubt“ (Interview 2008).

In Übereinstimmung mit den Interviewaussagen von zehn weiteren Einwohnern (Interviews 2007 bis 2011) und von Professor Feng, Stadtplaner der South China University of Technology (Interview 2008; vgl. Kap. 5.3) ist laut staatlicher Gesetzgebung eine für Wohnhäuser deklarierte Bauhöhe von maximal vier Stockwerken (einschließlich Erdgeschoss) juristisch zulässig (vgl. auch LIU et al. 2010, S. 136). Wird diese nicht eingehalten, erfolgen (in der Regel) ein Abriss des Wohngebäudes oder Sanktionen in Form von Geldstrafen. Nach Auffassung der 60-jährigen Einwohnerin spiegelt sich der korruptive Machtmissbrauch der Dorfkomiteeleiter in dem kapitalintensiven und die gesetzlichen Rahmenbestimmungen missachtenden Bau ihrer Häuser wider, deren Wohneinheiten sie an Migranten vermieten.

„Mit dem Geld, das uns [den Dorfbewohnern, Anm. der Verf.] eigentlich zusteht, bauen sie [die Dorfkomiteeleiter; Anm. der Verf.] stattdessen viel zu hohe Häuser und bleiben aufgrund ihrer Beziehungen zu den Behörden unbestraft. [...] Die können sich alles erlauben.“ (Interview 2008).

Um ihre Wut und ihren Ärger über dieses Ungerechtigkeitsempfinden emotionsfokussiert zu kontrollieren und gleichzeitig problemfokussiert und offensiv auf der Grundlage der selbst gemachten Photographien unterstützendes Beweismaterial zur Dokumentation und Offenlegung der korruptiven Handlungen aufseiten der Dorfkomiteeleiter zusammenzutragen, bei entsprechender Gelegenheit in der Hoffnung auf das Erfolgen von strafrechtlichen Sanktionen zu veröffentlichen und somit zukunftsorientiert die „Realität“ der Mensch-Umwelt-Transaktion positiv zu modifizieren, photographierte die 60-jährige lokale Einwohnerin die überwiegend in den Jahren 2007 und 2008 errichteten neuen Wohnhäuser der Dorf-

komiteeleiter (Interview 2008). Abbildung 69 zeigt exemplarisch das im Jahr 2008 nahezu fertig gebaute Wohngebäude des Vizedorfchefs von Dorf 3.



Abb. 69: Neu errichtetes Wohngebäude des Vizedorfchefs von Shibi Dorf 3 (private Photoaufnahme von einer 60-jährigen lokalen Einwohnerin im Jahr 2008)

Sie weist die interne Kontrollüberzeugung auf, selbstbestimmend und auf eigenen Kompetenzen beruhend Einfluss auf ihre durch das Ungerechtigkeitsempfinden belastete Mensch-Umwelt-Transaktion zu nehmen, wobei die Emotion „Hoffnung“, wie dieses Interviewbeispiel besonders hervorhebt, den Ausgangspunkt für fortführendes Copingverhalten markiert und einen wichtigen internalen Schutzfaktor im Umgang mit Stresserleben darstellt. Nach LAZARUS (1991, S. 287) ist die Fähigkeit, Hoffnung aufzubringen und beizubehalten, als Ressource (Schutzfaktor) aufzufassen und der Prozess des Hoffens als emotionsfokussiertes Copingverhalten. Die 60-jährige Einwohnerin hat ihre Bindung an das hochrelevante Ziel des Erlangens einer ausgleichenden Gerechtigkeit trotz der vor dem Hintergrund der *institutional amphibiousness* (s. o.) schwierigen Ausgangslage (noch) nicht aufgegeben. Das Erstreben wünschenswerter Zustände hat (noch) nicht an

Zugkraft verloren. Dabei geht Hoffnung über optimistische Erwartungen hinaus, weil sich Hoffnung, so betonen auch FILIPP und AYMANN (2010, S. 282), weitestgehend in einem durch hohe Unsicherheit charakterisierten Raum konstituiert:

„Man kann zwar etwas mit hoher Sicherheit erwarten, aber zugleich hoffen, dass es *nicht* eintreten möge; man kann sich auf das Schlimmste vorbereiten und dennoch darauf hoffen, dass es an einem vorbeigehen werde.“ (ebd., S. 282; Hervorhebung im Original; vgl. auch LAZARUS 1991, S. 282 ff.).

Hoffnung bezieht sich den Autoren zufolge vielmehr auf die Prozesse des Sehens, Wünschens und Begehrens als auf ein probabilistisches Denken und die rationale Kalkulation von Wahrscheinlichkeiten des Eintritts positiver Zustände.

Nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 282) liegt es allerdings an der Struktur von Hoffnung, dass sie nicht zwingend an eigene Handlungsmöglichkeiten in Form von (offenem) Copingverhalten gebunden sein muss. Dies illustrieren zehn weitere Interviews mit lokalen Einwohnern, die „lediglich“ (intrapsychisch und emotionsfokussiert) hoffen, dass die Dorfkomiteeleiter die Gelder gerecht verteilen und nicht veruntreuen (Interviews 2007 bis 2011). Auch wenn tiefer gehende Nachfragen erkennen lassen, dass dennoch weiterhin Unsicherheit und Grundzweifel an korruptionsfreie Machtstrukturen bestehen, ist das Hoffen als Kraftquelle dafür anzusehen, dass – wenn auch nur aus Gründen des Selbstschutzes – Mensch-Umwelt-Transaktionen zumindest phasenweise als weniger belastend eingeschätzt werden.

„The capacity for hope may prevent the person from accepting the way things are and getting on with other commitments, if they remain viable.“

betont auch LAZARUS (1991, S. 283) und hebt somit den generellen Anreizwert von Hoffnung für die Beibehaltung zielrelevanter Bindungen hervor. So kann das Hoffen auf Gerechtigkeit das Bestehen in Shibi wohnen zu bleiben, positiv beeinflussen. Im Gegensatz zum oben erwähnten 67-jährigen lokalen Einwohner, der einen Wohnstandortwechsel in Erwägung zieht, ist es für eine 24-jährige lokale Einwohnerin gerade die Hoffnung auf korruptionsfreie Machtstrukturen, die sie von einem Wegzug aus Shibi abhält und diesbezüglich zu einem Unterlassen von offenem Handeln führt (Interview 2009).

Die Folgeinterviews mit der 60-jährigen lokalen Einwohnerin in den Jahren 2009 und 2011 verdeutlichen jedoch, dass die Emotion „Hoffnung“ eng an die Variable „Zeit“ gekoppelt ist und sich ändernde Mensch-Umwelt-Transaktionen sowie Neubewertungsprozesse Einfluss auf die Qualität des emotionalen Erlebens, auf Kontrollüberzeugungen und auf das Copingverhalten nehmen. Den Aussagen der 60-jährigen Interviewpartnerin zufolge boten sich in dem zurückliegenden Jahr 2008 keine Gelegenheiten, die Beweisfotos bezüglich der gesetzeswidrigen Bauaktivitäten der Dorfkomiteeleiter in der Öffentlichkeit vorzubringen (Interview 2009). Ferner habe sich in Erinnerung an die unrechtmäßige Verurteilung des Vizechefs (s. o.) und durch die Kenntnisnahme von ähnlichen Vorfällen in verschiedenen Nachbardsdörfern zunehmend ihre Angst verstärkt, bei kritischen Äußerungen ähnlichen Repressalien ausgesetzt zu sein. Grundsätzlich habe sie die Hoffnung auf ein „korruptionsfreies Shibi“ (Interview 2009) verloren, da sie zu oft beobachtet habe, dass korruptive Vergehen von Personen in Machtpositionen unbestraft bleiben.

„Ich glaube nicht mehr daran, dass sich die Gerechtigkeit durchsetzen wird“,

ist ihre ernüchternde Feststellung (Interview 2009). Vor dem Hintergrund dieser gewonnenen Erkenntnisse, Erfahrungen und Reflexionen bewertet sie, auch emotional beeinflusst durch steigendes Angsterleben, ihre Mensch-Umwelt-Transaktion neu. Reflexionen bezeichnet LUHMANN (1997) auch als Form der Selbstbeobachtung, welche es dem System ermöglicht, sich selbst zu informieren und dadurch eine Veränderung der eigenen Strukturen auszulösen. Dieser Prozess der Selbstbeobachtens bzw. des Neubewertens resultiert insbesondere in eine Modifikation der sekundären Bewertung hinsichtlich ihres Copingverhaltens. Ihre ursprünglich (kontextabhängige) internale Kontrollüberzeugung geht in eine externe Kontrollüberzeugung über, die sich durch eine fatalistische Gegenwartsorientierung und der Auffassung kennzeichnet, eine positive Beeinflussbarkeit der Transaktion nicht mehr auf eigene Fähigkeiten und Kompetenzen zurückführen zu können.

Das Empfinden von Hoffnungslosigkeit bildet somit die Einschätzung ab, dass es sich nicht mehr lohne, die Erreichung konkreter Ziele noch anstreben zu wollen. Die Schutzmechanismen der Hoffnung (z. B. Beibehaltung von Zielen, Handlungsmotivation) werden durch die Risikomechanismen der Hoffnungslosigkeit überlagert, die der protektiven Wirkung des Hoffens entgegenwirken. Zu dem

Zeitpunkt, an dem die 60-jährige Interviewpartnerin die Ausweglosigkeit ihrer Copingbemühungen feststellt, hat das Ziel des Erlangens von Gerechtigkeit an Zugkraft verloren. Hoffnungslosigkeit kann, wie dieses Interviewbeispiel illustriert, somit auch als (ultimatives) Ergebnis und als Indikator für ineffektives Copingverhalten angesehen werden. Die enge und sich prozessual verändernde Verknüpfung der die Mensch-Umwelt-Transaktion moderierenden Einflussgrößen von Können (Modifikation der Kontrollüberzeugungen), Dürfen (mangelndes Vertrauen in eine rechtsstaatliche Sicherheit) und Volition (fehlende Motivation für die Verwirklichung von Zielen) definiert den Handlungsspielraum der Einwohnerin und erklärt das Beenden und fortführende Unterlassen ihres anfänglich initiierten Copingverhaltens (vgl. auch Kap. 2.6.4). Das dritte Interview mit der 60-jährigen Einwohnerin im Jahr 2011 lässt ein Fortbestehen ihrer Hoffnungslosigkeit erkennen, das eine abnehmende Wahrnehmungsbereitschaft für korruptive Vergehen aufseiten der Dorfkomiteeleiter bedingt (Interview 2011). Um sich dem Stress erzeugenden Ungerechtigkeits erleben vor dem Hintergrund unzureichender problemfokussierter Copingoptionen und der Überzeugung hinsichtlich der Unveränderbarkeit der belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion zu entziehen, reduziert die Einwohnerin im LUHMANNschen Sinne selbstreferenziell die Komplexität in Bezug auf Sinnkombinationen (vgl. Kap. 2.1.2 und 2.4.2) und blendet emotionsfokussiert über den Prozess der selektiven Aufmerksamkeit Informationen bewusst aus, die aus ihrer Perspektive im Zusammenhang mit korruptiven Machtstrukturen stehen und ihr Stresserleben begründen. Sie vermeidet gezielt, wie konkrete Nachfragen dezidiert herausstellen, eine Auseinandersetzung mit der vergangenen Gegenwart (Erinnerungen an negative Ereignisse) sowie mit der zukünftigen Gegenwart (Antizipation von negativen Ereignissen) und fokussiert stattdessen ihre Aufmerksamkeit primär auf die Gegenwart der Gegenwart (vgl. auch Kap. 2.3.2).

Dieses kognitive Vermeidungsverhalten reduziert über den Prozess der primären Bewertung im Hinblick auf eine herabgesetzte Ich-Beteiligung sowie einer verminderten Zielrelevanz und Zielinkongruenz ihr Empfinden von Wut und Ärger und führt zu einem reduzierten Stresserleben. Ihre Interviewaussagen lassen im Zuge einer holistischen Gegenwartsorientierung erkennen, dass in Bezug auf den Stressor „Korruption“ zunehmend ein Leben im Hier und Jetzt im Vordergrund steht und somit in Anlehnung an LUHMANNs Systemtheorie über die strukturelle Kopplung nicht mehr jedes x-beliebige Element der Umwelt im psychischen System Irritationen oder Störungen bewirken kann. Das psychische System bzw. die 60-jährige Interviewpartnerin entscheidet selbst, ob ein Ereignis beobachtet und operationsspezifisch verarbeitet und folglich Resonanz findet bzw. als bewusster Gedanke aufgegriffen wird und somit verstärktes Stresserleben erzeugt.

„Ich konzentriere mich von Tag zu Tag nur noch auf das Wesentliche und denke nicht mehr an das, was sie [die Dorfkomiteeleiter; Anm. der Verf.] machen. [...] Dadurch geht es mir besser, auch wenn sich in Wirklichkeit nichts geändert hat.“ (Interview 2011).

Nach FILIPP und AYMANNs (2010, S. 194) weisen Personen, die sich (habituell) besser von unerreichbaren Zielen lösen und sich alternativen Zielen zuwenden

können – z. B. den Fokus primär auf die Momentaufnahme des Seins legen – ein höheres subjektives Wohlbefinden auf als Personen, die Schwierigkeiten haben, unerreichbare Ziele aufzugeben. Vor diesem Hintergrund ist das das Wohlbefinden der Interviewpartnerin positiv beeinflussende kognitive Vermeidungsverhalten durchaus als effektiv einzuschätzen.

In der Gesamtbetrachtung dieser Interviewergebnisse wird deutlich, dass der Risikofaktor „Korruption“ durch die von den Interviewpartnern wahrgenommenen und bewerteten Stress erzeugenden Risikomechanismen (unzureichende Auszahlung von Dividenden und Entschädigungen im Zuge der Landenteignungsmaßnahmen, Vernachlässigung von Investitionen in die Infrastruktur von Shibi Village, Verleumdung und Unterdrückung von Protestaktionen unter Androhung von Gewalt) problemfokussiertes, offenes und offensives Copingverhalten (z. B. in Form von Protestbewegungen und Meinungsäußerung) für den einzelnen zu einem normativen Problem werden lässt. Für die (interviewten) Bewohner stellt sich nicht nur die Frage, was *kann* und *will* ich tun, sondern auch was *sollte* ich tun und schließlich: was *darf* ich tun? Das Empfinden von Machtlosigkeit und Unsicherheit, das Erfahren und Beobachten von Behördenwillkür, Repression und einer von Partei- und Regierungsorganen abhängigen Justiz sowie das emotionale Erleben der Emotionen von Wut, Zorn, Ärger, Furcht, Angst und Verzweiflung bewirken entweder ein Unterlassen offener Handlungen oder aber eine (Neu-)Ausrichtung des Copingverhaltens auf primär emotionsfokussierte (offene und intrapsychische/kognitive) Copingformen (z. B. Dekoration des Eigenheims, kognitives Vermeidungsverhalten). Ohne die empirische Berücksichtigung dieser Copingformen in Verbund mit emotionalem Erleben und der den prozessualen Charakter von Copingverhalten erfassenden Zeitkomponente wäre eine umfassende Analyse verschiedener Copingformen in nicht beeinflussbaren Mensch-Umwelt-Transaktionen erheblich erschwert.

6.1.1.3 Heimat

„Ich habe Angst, dass sich Shibi zu einer Stadt entwickeln wird.“,

offenbart ein 47-jähriger Einwohner seine emotionale Befindlichkeit und verweist, ähnlich wie vier weitere Interviewpartner, auf die von ihm antizipierten und als Bedrohung bewerteten Implikationen der raumgreifenden Ansprüche sowie sozioökonomischen Auswirkungen des Bahnhofprojektes (Interview 2009). Schon jetzt sei nichts mehr so wie früher, was ihn mit großer Traurigkeit erfülle;

„wir verlieren unsere Heimat“ (Interview 2009).

Als Beispiele, die seine Bewertung eines bereits eingetretenen Schaden/Verlustes markieren und offenbar aus seiner Beobachtungsperspektive als proximale Risikomechanismen die Richtung zukünftiger Entwicklungen erahnen lassen, benennt er den Enteignungsprozess der Agrarflächen, die Konstruktion von Gleisanlagen und Verkehrswegen auf den ehemaligen Landwirtschaftsflächen, den damit ver-

bundenen Niedergang der traditionellen Krabbenzucht (vgl. Abb. 70; diese illustriert die von der Verfasserin dokumentierten Transformationsprozesse im Rahmen einer gemeinsam mit dem 47-jährigen Interviewpartner durchgeführten Ortsbegehung), den Bau einer mehrspurigen Schnellstraße im Norden Shibis sowie einer Metrostation im Osten von Shibi Village (vgl. Abb. 71; ebenfalls von der Verfasserin dokumentiert). Es werden viele fremde Menschen aufgrund der räumlichen Nähe zum Bahnhof aus der Stadt in das Dorf kommen und sich in Shibi niederlassen, Hotels werden errichtet und neue Läden eröffnet. Der Abriss vieler alter Backsteinhäuser und der Neubau mehrstöckiger Wohnhäuser seien seiner Ansicht nach die prägnantesten Anzeichen für den wachsenden städtischen Einfluss auf das Leben innerhalb des Dorfes (Interview 2009).



Abb. 70: Niedergang der traditionellen Krabbenzucht infolge der Konstruktion von Hochbahngleisanlagen in Shibi Dorf 3 (eigene Aufnahmen 2009)



Abb. 71: Das Gelände der Metrostation von Shibi Village im Bauzustand im Jahr 2008 (linkes Bild) und kurz vor der Inbetriebnahme im Jahr 2011 (mittleres und rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2008 und 2011)

Die Teilnahme des Interviewpartners an der Autophotographie-Methode reflektiert tiefer gehend, dass der mit diesen aufgeführten Veränderungsprozessen einhergehende größte subjektiv bewertete Risikomechanismus die Angst vor dem Verlust seiner Heimat beinhaltet und aufgrund einer (antizipierten) Soll-Ist-Diskrepanz Stresserleben hervorruft. Seine hohe Ich-Beteiligung erhält in der Auswahl der in Shibi Dorf 4 gelegenen und seit etwa drei Jahren ungenutzten Tempelanlage als Photomotiv eine sichtbare Form (vgl. Abb. 72). Für den 47-jährigen Einwohner symbolisieren die im Eingangsbereich des Tempels aufgestapelten und ehemals das Innenmobiliar gestaltenden Holzbretter, die zerrissenen Mitteilungen auf der verriegelten Eingangstür sowie die im rechten Bildhintergrund zu erkennende Neuerrichtung eines mehrstöckigen Wohnhauses den Nie-



Abb. 72: Ungenutzte Tempelanlage in Shibi Dorf 4 im Jahr 2009 als Symbol für den Verlust von Heimat (Photoaufnahme von einem 47-jährigen lokalen Einwohner im Rahmen der Autophotographie-Methode)

dergang von Kultur und seines vertrauten Lebensumfeldes. Die Gründe für das Schließen der Tempelanlage seien ihm unbekannt, doch er vermute, dass der Leiter des Dorfkomitees die für eine eigentlich vorgesehene Instandsetzung des Tempels disponierten Gelder in die eigene Tasche fließen ließ.

Die Nachfrage, ob das Ausbleiben der Renovierungsarbeiten möglicherweise in Verbindung mit einem ohnehin geplanten Abriss großer Teile Shibis stehe, beantwortete der 47-Jäh-

rige nur zögernd und ausweichend. Er versuche nicht darüber nachzudenken; „mehr kann ich nicht tun“ (Interview 2009). Sein zurückhaltendes Antwortverhalten (das die Bitte des Unterlassens weiterer Interviewfragen implizierte) sowie erkennbares Bemühen, aus Mangel an problemfokussierten Copingalternativen eine kognitive Auseinandersetzung mit dieser offenbar mit negativen Konnotationen behafteten Thematik zu umgehen, lassen auf eine äußerst belastete Mensch-Umwelt-Transaktion im Hinblick auf eine potentiell erfolgende Umsiedlung schließen. Sein bewusst gewolltes Wegschieben bzw. Unterdrücken negativer Gedanken und Emotionen beschreibt einen emotionsfokussierten, defensiven Copingprozess mit absichtsvoller Selbstkontrolle, der nach ATKINSON et al. (2001, S. 503) Impulse und Bedürfnisse beherrschbar werden und sie vielleicht – dies blieb im Interview allerdings ungeklärt – nur im privaten Umfeld zum Zuge kommen lässt. Ob seine Angst vor dem Heimatverlust eher vordergründig ist und aus Selbstschutz vor zu schmerzhaften Erkenntnissen eine viel tiefer sitzende Angst vor einer Zwangsumsiedlung (bewusst oder unbewusst) überdeckt, bleibt spekulativ.

Festzuhalten ist jedoch, dass die Angst vor dem Verlust von Heimat als Folge der urbanen Transformationsprozesse den Schwerpunkt seiner Interviewaussagen ausmacht. Die Frage nach den Assoziationen, die der Heimatbegriff bei ihm auslöst, offenbart seine tiefe und vielschichtige Verbundenheit mit Shibi Village, seinem Geburts- und dauerhaften Wohnort (Interview 2009). Heimat sei dort, wo er sich gut zurechtfinde, wo er hingehöre, wo alles vertraut sei, wo er viele Menschen kenne. Alle seine Erinnerungen seien mit Shibi verknüpft, er habe noch nie woanders gelebt und sei noch nie lange verreist gewesen. Nur in Shibi fühle er sich wohl. Seine abschließende Aussage

„Ich weiß, wie das Leben hier [in Shibi Village; Anm. der Verf.] funktioniert.“ (Interview 2009)

vermag kennzeichnend für das Konstrukt „Heimat“ zu sein, das nicht per se existiert, sondern sich erst durch die Kombination von Relevanz erzeugenden Elementen konstituiert und durch subjektive Sinnzuweisungen konkretisiert. Aus seiner Beobachtungsperspektive manifestiert sich der Verlust von Heimat in einem Wissensverlust hinsichtlich des Funktionierens alltäglicher Abläufe, die in einem engen Zusammenhang mit dem zuvor diskutierten Konzept der Routine stehen (vgl. Kap. 6.1.1.1 zur „Landenteignung“). Mit GIDDENS (1984, S. XXIII) argumentiert ist die Routinisierung

„vital to the psychological mechanisms whereby a sense of trust or ontological security is sustained in the daily activities of social life“.

Das Aufrechterhalten eines Gefühls des Vertrauens bzw. der Seinsgewissheit stellt für den 47-jährigen Interviewpartner offenbar eine entscheidende Variable im Rahmen seiner heimatbezogenen Mensch-Umwelt-Transaktionen dar.

Seinen Ausführungen folgend wisse er nicht, wie er mit dem erlebten Stress umgehen solle, doch seine Anmerkung, dass er sich einfach nur wünsche, dass sich alles plötzlich wieder ändere, lässt einen defensiven, emotionsfokussierten Copingversuch erkennen mit dem (unbewussten) Ziel, die Stress auslösende Härte der gegenwärtigen Realitätserfahrung bzw. seiner konstruierten Erkenntnisse durch Wunschdenken abzufedern. Wunschdenken umfasst nach HOMBURG (2008, S. 581) den Ersuch nach „Ersatzlösungen“, der die vermeintliche Realität durch ein erwünschtes Ereignis zumindest zeitweise verdrängt, somit tröstet und den unausweichlichen Wandel zum Erträglichen hinlenkt. Insbesondere in Mensch-Umwelt-Transaktionen, die sich nicht durch problemfokussiertes Copingverhalten positiv beeinflussen lassen, können (unbewusstes) Wunschdenken sowie das (bewusste) Unterdrücken von negativen Gedanken und Emotionen als intrapsychische Copingformen eine positive Wirksamkeit entfalten.

In vergleichender Betrachtung zu dem 47-jährigen Interviewpartner scheint hingegen bei einem 24-jährigen lokalen Einwohner – möglicherweise bedingt durch den Altersunterschied – vielmehr eine Stress auslösende internale Anforderung, ein vorherrschender Zielkonflikt zwischen dem Beibehalten des Alten und Vertrauten einerseits und dem Bedürfnis des Entdeckens von Neuem und Unbekanntem andererseits, zu bestehen (Interview 2008). Er habe im vergangenen Jahr mehrere Monate bei einem Freund in der Stadt (in Zentrum von Guangzhou; Anm. der Verf.) gewohnt und vergeblich versucht, als Verkäufer von Mobilfunkgeräten einen Arbeitsplatz zu finden; „Leider hat es nicht geklappt“ (Interview 2008). Die Gründe für sein misslungenes Bemühen führt er auf die große Anzahl konkurrierender Mitbewerber zurück. Er zog wieder zu seinen Eltern nach Shibi zurück und geht derzeit verschiedenen Gelegenheitsjobs nach. Sein Bedauern um die verpasste Chance spiegelt sich in seiner Aufzählung der Vorteile wider, die seiner Ansicht nach nur das Großstadtleben zu bieten hat. Unter anderem gäbe es viele Internetcafés, viele verschiedene Geschäfte, Restaurants und Musikläden. Außerdem gefielen ihm die modernen Wohnanlagen; eines Tages wolle er ebenfalls in einem Hochhaus wohnen und ein eigenes Auto besitzen (Interview 2008).

Eine detaillierte Analyse seiner im Rahmen der Autophotographie-Methode auserwählten Motive (vgl. Abb. 73) präzisiert seinen Zielkonflikt zwischen dem mit positiven Konnotationen belegten Heimat- und Zugehörigkeitsgefühl und den gesammelten Erfahrungen des Stadtlebens, die Erwartungen und Wünsche kreieren sowie eine im Vergleich zu Shibi bestehende Vielfalt von Handlungsmöglichkeiten aufzeigen (vgl. auch Kap. 4.2.2). Die von dem 24-jährigen Interviewpartner photographierte Wasserentnahmestelle am Ufer eines Flussarmes in Shibi versinnbildlicht seine enge Verbundenheit mit Shibi Village, dem Ort, in dem er aufgewachsen ist. Als Kind habe er jeden Tag nach der Schule an diesem Uferabschnitt gespielt, selbst gebaute Boote fahren lassen oder sich dort mit Freunden getroffen. Auch heute gehe er noch oft an diesen Platz. Er wisse nicht ganz genau weshalb; vermutlich „weil ich mich da sehr wohl fühle“ (Interview 2008).



Abb. 73: Wasserentnahmestelle am Ufer eines Flussarmes in Shibi Village (linkes Bild) und Blick auf die für den Gemüseanbau genutzten Agrarlandflächen von Shibi Dorf 2 (rechtes Bild) im Jahr 2008 (Photoaufnahmen von einem 24-jährigen lokalen Einwohner im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Der erfolglose Versuch des Aufdeckens tiefer gehender Begründungen legt die Annahme nahe, dass insbesondere diese Kindheitserfahrungen diesen Uferabschnitt bis in die gegenwärtige und auch zukünftige Gegenwart hinein mit einer positiven und Wohlempfinden auslösenden subjektiven Bedeutung aufladen. Mit WERLEN (1997b, S. 276) betrachtet bildet dieser Uferabschnitt einen „signifikant-symbolische[n] Bereich“. Die Konstitution der Sinnhaftigkeit umfasst hiernach

„die Bedeutungskonstitution räumlicher Lebensweltauusschnitte, der subjektsspezifischen, häufig jedoch auch intersubjektiv geteilten, räumlich kodierten ‚Sinnregionen‘ als symbolisierter ‚Raum‘“ (ebd., S. 264).

Hierzu gehören vor allem emotionale Bezüge zu bestimmten Orten und Gegenden; Heimatgefühl, so WERLEN, ist die offensichtlichste Form „derartiger signifikanter Aufladungen“ (ebd. 1997b, S. 264). In diesem Sinne symbolisiert ferner das Motiv der für den Gemüseanbau genutzten Agrarlandflächen (vgl. Abb. 73, rechtes Bild) die starke emotionale Verbundenheit des 24-Jährigen zum landwirtschaftlich geprägten Lebensraum von Shibi Village. Immer wenn er auf die Felder

schaue, fühle er sich Zuhause. Er habe große Angst, dass die landwirtschaftlichen Nutzflächen bald dem Bahnhof weichen müssen und betont seine Absicht, in Shibi wohnen bleiben zu wollen (Interview 2008). In diesem Sinne führen nach DÖRING-SEIPEL (2008) emotionale Erfahrungen mit verschiedenen Umwelten zur

„Repräsentation von Umwelten mit affektiven Markierungen, die als Orientierungshilfe für die Auswahl von Orten zur Realisierung von bestimmten Zielen“ (ebd., S. 560)

und somit der Befriedigung von Motiven wie des sich Wohl- und Zuhausefühlers dienen.

Der Zielkonflikt des 24-Jährigen begründet sich offenbar durch seine Eingebundenheit in die „Dialektik des Globalen und Lokalen“ (WERLEN 1997b, S. 1), mit der für das Verhalten umfassende Konsequenzen verbunden sind. Die Wahlmöglichkeiten erweitern sich und rufen eine vielfältige Konfrontation mit Lebensstil- und Lebensform-Entscheidungen hervor. Auf die Frage nach dem Umgang mit dieser aus der Perspektive des Interviewpartners bestehenden dilemmatischen Mensch-Umwelt-Transaktion verweist er auf sein Ziel, in Shibi wohnen bleiben und nicht in der Stadt sesshaft werden zu wollen. Weshalb er jedoch zuvor im Gespräch den Wunsch nach einem zukünftigen Leben in einem der im Stadtzentrum Guangzhous gelegenen Hochhäuser äußerte, konnte er nicht begründen. Stattdessen betont er, dass es ihm in der Stadt zu hektisch und zu schmutzig sei (Interview 2008).

Dieser inhaltliche Widerspruch verdeutlicht zum einen die Intensität der aus seiner Perspektive bestehenden kontradiktorischen und möglicherweise gleichwertigen Ziele, zum anderen lässt sich als emotionsfokussiertes Copingverhalten die Form der Rationalisierung beobachten. ATKINSON et al. (2001, S. 504) zufolge impliziert Rationalisierung nicht „Rationalität“ oder „Vernunft“. Vielmehr geht es um die Zuweisung von logischen Motiven zu einer ausgeführten Handlung, so dass der Anschein des vernünftigen Handelns entsteht. Hierbei ist der Prozess des Rationalisierens aus zwei Gründen förderlich: Zum einen erleichtert dieser die Erfahrung von Enttäuschung bei Nicht-Erreichen von Zielen („Ich wollte das ja sowieso nicht!“). Zum anderen liefert dieser akzeptable Motive für konkrete Handlungen. Wie der Fuchs in Äsops Fabel die Trauben, die er ohnehin nicht erreichen kann, aufgrund ihrer Säueris zurückweist (vgl. ATKINSON et al. 2001, S. 504), weist auch der 24-Jährige das (zunächst) unerreichbare Ziel zurück, im Stadtzentrum von Guangzhou zu wohnen und dort der Arbeit als Verkäufer von Mobilfunkgeräten nachzugehen. Dieses (unbewusste) Herabsetzen seiner Ich-Beteiligung im Sinne von LAZARUS (1999; vgl. auch Abb. 59 in Kap. 6.1.1.1 „Landenteignung“) vereinfacht in diesem Fall den Umgang mit internalen, Stress auslösenden Anforderungen und kann das Erleben von Frust oder Enttäuschung (vorübergehend) reduzieren.

Ein 78-jähriger lokaler Einwohner (vgl. Abb. 74) berichtet in ähnlicher Weise von seiner großen Angst vor dem Verlust von Traditionen und seiner Heimat Shibi, seinem Geburts- und Wohnort, im Zuge der Konstruktion des Südbahnhofes und der damit einhergehenden Folgewirkungen (Interview 2009). Insbesondere der von ihm antizipierte Zugzug von „Menschen aus der Stadt“ (Interview 2009)



Abb. 74: 78-jähriger lokaler Einwohner mit seinem Enkelkind (linkes Bild) und auf dem Weg zum Brunnen (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2009)

bereite ihm Sorgen. Er sei schon alt und werde die Veränderungen nicht mehr miterleben, doch sein Enkelkind (vgl. Abb. 74, linkes Bild) werde sich den neuen Anforderungen stellen müssen. Angesichts dieser antizipierten Entwicklungen verweist der 78-Jährige auf die Bedeutsamkeit, seinem noch jungen Enkelkind möglichst viele traditionelle Lebensweisen kennen lernen zu lassen. Beispielsweise spreche er mit ihm ausschließlich Kantonesisch (ein in Südchina gesprochener Dialekt; Anm. der Verf.), erkläre ihm die verschiedenen Kräuter in seinem kleinen Gemüsegarten und koche für ihn mit dem Ziel, dass zumindest einige Essgewohnheiten den nächsten Generationen überliefert und somit fortbestehen werden. Diese Interviewaussagen stellen veranschaulichend heraus, dass Kultur immer Voraussetzung *und* Folge menschlicher Handlung ist und erst über Handlungen ihre funktionale sowie symbolische – und nach Auffassung des 78-Jährigen unbedingt aufrechtzuerhaltende – Bedeutung erlangt. In diesem Sinne ist mit WERLEN (2008, S. 376) die Tradition als eine Instanz zu begreifen, welche „sicherstellt, dass die Zukunft so sein wird, wie die Vergangenheit war“.

Sich auf seinen Umgang mit seinen Ängsten und Sorgen beziehende Interviewfragen offenbaren, dass der Interviewpartner vor allem im buddhistischen Gebet Halt und Orientierung sucht und Kraft und Trost findet.

„Religion promotes well-being and often helps people to cope with stressfull events“,

betont TAYLOR (2003, S. 227) mit Verweis auf zahlreiche, diesen Zusammenhang verifizierende Studien (vgl. ebenso HUBER 2008, Kap. 5; KLAASSEN et al. 2006). Auch ALDWIN (2007, S. 123 ff.), die sich ebenfalls auf vergleichbare Forschungsergebnisse beruft, demonstriert die Relevanz religiöser Copingformen:

„Sometimes individuals used prayer as a source of problem-focussed coping (e.g., asked for healing or for some other type of material aid), but sometimes it was emotion-focused (as when people simply found prayer comforting).“ (ebd., S. 123).

Auf den 78-jährigen Einwohner ist seinen Aussagen entnehmend letztere Copingfunktion zutreffend, die erneut verdeutlicht, dass insbesondere in nicht durch direkt beobachtbares Handeln zu modifizierende Mensch-Umwelt-Konstellationen

intrapsychisches, emotionsfokussiertes Copingverhalten in die Analyse von Stresserleben und Coping zu integrieren ist. Problemfokussiert ist hingegen seine forcierte Weitergabe traditioneller Handlungen an sein Enkelkind mit dem erklärten Ziel, den drohenden Verlust von Tradition und Kultur bestmöglich einzugrenzen (Interview 2009).

Eine 55-jährige Einwohnerin führt, ähnlich wie der interviewte 47-jährige Einwohner (s. o., vgl. auch Abb. 72), ihr Empfinden von Stress und Angst, insbesondere auf die Bedrohung zurück, dass Shibi sich zu einer Stadt entwickeln könne (Interview 2011).

„Ich versuche, [diesbezüglich; Anm. der Verf.] so viele Informationen zu bekommen, wie es geht.“ (Interview 2011),

beschreibt sie ihre bislang erfolglos verlaufenen (problem- und emotionsfokussierten sowie zukunftsorientierten) Bemühungen hinsichtlich des Erfragens einer Auskunft bei den Mitarbeitern des Dorfkomitees. Nur diese können ihrer Ansicht nach eine zuverlässige Antwort darauf geben, ob die weitere Planung des Bahnhofprojektes noch dichter an Shibi heranrückende bauliche Maßnahmen vorsieht. Allerdings verweigerten ihr die Mitarbeiter jegliche Stellungnahme und verwiesen auf die ebenfalls ihrerseits bestehenden Unkenntnisse. Die 55-jährige misstraut jedoch dieser Aussage und ist der festen Überzeugung, dass aus Angst vor einer möglichen Protestbewegung den Dorfbewohnern bewusst detaillierte Informationen vorenthalten werden (Interview 2011).

Die ersten Anzeichen einer räumlichen Ausdehnung des Bahnhofes zeigen sich, wie sie darlegt, bereits am Flussuferabschnitt von Shibi Dorf 4, dessen Uferseiten seit 2010 stark bebaut und von asphaltierten Fußwegen umrandet sind (vgl. Abb. 75). Nach Auffassung der Interviewpartnerin solle dieser in direkter Angrenzung zum Bahnhof gelegene Teil Shibis einen gepflegten Eindruck bei auswärtigen Gästen hervorrufen.



Abb. 75: Der Flussabschnitt in Shibi Dorf 4 im Jahr 2007 vor (linkes Bild) und im Jahr 2011 nach der Wohn- und Wegbebauung entlang des Flussufers (rechtes Bild) (eigene Aufnahmen 2007 und 2011)

Schwer zu ertragen sei jedoch, stellt die 55-Jährige im Interview mehrfach heraus, die Ungewissheit:

„Ich muss wissen, was in Zukunft geschehen wird“ (Interview 2011).

Nach SCHULZ (2005, S. 231) kann die problembezogene Copingform des Sich-Informierens über eine Stressquelle bzw. des intendierten Hinwendens zu belastungsrelevanten Informationen (in der Literatur auch als *Vigilanz* bezeichnet) die planvolle und effektive Stressbeseitigung mittels einer adäquateren Beurteilung der Anforderungen unterstützen. Eine neue Bewertungsgrundlage eröffnet oder vereinfacht das Einleiten neuer oder modifizierter (offener und/oder verdeckter) Handlungen. Allerdings verlief die Informationssuche der Interviewpartnerin (bislang) ergebnislos mit der Folge, dass sich vor dem Hintergrund der beobachtbaren Veränderungsprozesse ihr Erleben von Ungewissheit, aber auch Misstrauen verstärken (Interview 2011). Weder das Ausmaß der wahrgenommenen Bedrohung noch die Angemessenheit adaptiver Verhaltensantworten lassen sich aus ihrer Perspektive eindeutig bestimmen. Nach DÖRING-SEIPEL (2008, S. 553) erzeugt Ungewissheit insbesondere dann Angst, wenn sich diese Ungewissheit – so auch im Falle der interviewten Einwohnerin – auf verschiedene Bereiche erstreckt und sowohl mangelndes Vertrauen in zuständige Institutionen (evaluative Unsicherheit), z. B. in das Dorfkomitee, als auch fehlendes Kontrollvermögen (pragmatische Unsicherheit) umfasst. Die 55-Jährige versucht jedoch nach eigenen Angaben nicht aufzugeben und weiterhin der Informationssuche forciert nachzugehen. Das sei besser als Nichtstun und helfe ihr dennoch, gegen den Stress anzukämpfen. Vor diesem Hintergrund ist eine bestehende Effektivität der problem- und emotionsfokussierten Copingform der Informationssuche anzunehmen, die insbesondere zum Zeitpunkt des Interviews primär Angst regulierend wirkt.

Keinen Stress im Zusammenhang mit einem möglichen Verlust von Heimatgefühlen oder traditionellen und kulturellen Strukturen zeigen hingegen zwei weitere Interviewpartner (Interviews 2009), die aufgrund ihres Vorhabens, innerhalb der nächsten zwölf Monate nach Shanghai bzw. ins Stadtzentrum von Guangzhou zu ziehen, den Veränderungsprozessen in Shibi Village in Anlehnung an das transaktionale Stressmodell ohne einer Ich-Beteiligung begegnen. Sie bewerten ihre Mensch-Umwelt-Transaktion diesbezüglich als irrelevant, da in der dauernden Gegenwart weder in positiver noch negativer Hinsicht wichtige Ziele und das individuelle Wohlergehen beeinflusst werden. Diese Beispiele verdeutlichen, dass im Sinne von LAZARUS (1999) ohne Zielrelevanz kein Stress entstehen kann (vgl. Abb. 59 in Kap. 6.1.1.1 zur „Landenteignung“).

Zusammenfassend illustrieren die aufgeführten Aussagen der Interviewpartner, dass vor allem Angst, Traurigkeit und Verunsicherung im Zuge von Bedrohungen und bereits eingetretener Verluste und Herausforderungen die Mensch-Umwelt-Transaktionen der Interviewpartner charakterisieren – insbesondere hinsichtlich kontradiktorischer Zielsetzungen und wachsender Konflikte zwischen Traditionen, der „Überlieferung von erwarteten Arten des Handelns“ (WERLEN 2008, S. 375), und sozialräumlichen Veränderungen sowie hinsichtlich abnehmender Prozesse von einer Stabilität gewährleistenden Routinisierung und des

Vertrauens in die Kontinuität einer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Gegenwart. Die (vom psychischen System) beobachtete Umwelt wird im Sinne LUHMANNs (1997; vgl. Kap. 2.1.2) zunehmend komplexer, führt zu Irritationen und erzeugt über die primären und sekundären Bewertungsprozesse Resonanz in Form von Stresserleben und negativer Emotionen. Komplexität ist ein Maß für Unbestimmtheit, für einen Mangel an Informationen im Kontext dynamischer und mit einer hohen Ungewissheit verbundenen Transaktionen, die bei den interviewten Einwohnern mit Ausnahme der problemfokussierten Weitergabe traditioneller Handlungen insbesondere zu emotionsfokussierten Copingformen führen oder zu einer erfolglos verlaufenden problemfokussierten Informationssuche. Komplexität besteht nicht per se, sondern nur aus der Beobachtung eines Systems heraus. Dass diese jedoch von verschiedenen Einwohnern Shibis (intersubjektiv übereinstimmend) beobachtet wird und Stresserleben erzeugt, verdeutlicht fortführend die Diskussion der Untersuchungsergebnisse.

6.1.2 Lokale Dorfbewohner und Migranten

Die folgenden Ausführungen thematisieren und konkretisieren Umweltausschnitte, die aufgrund ihrer Relevanz sowohl von den lokalen Einwohnern als auch von den Migranten über ähnliche oder unterschiedliche Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse in den Interviews zum Ausdruck gebracht werden.

6.1.2.1 Umsiedlung

Vor dem Hintergrund der im Zuge der Bahnhofskonstruktion erfolgenden Landenteignungsmaßnahmen und Landnutzungsänderungen sowie der beobachtbaren baulichen Erweiterungsmaßnahmen beispielsweise in Bezug auf die Errichtung neuer Verkehrsachsen oder die Asphaltierung der Flussuferseiten (vgl. Kap. 6.1.1.3 zu „Heimat“) berichten 16 Einwohner von intensivem Stresserleben im Zusammenhang mit antizipierten Umsiedlungsmaßnahmen. Neun der interviewten Einwohner geben zu erkennen, dass sie trotz mehrfachen Nachfragens weder von den Dorfkomitees noch von den Behörden auf der Distrikt- oder Stadtebene zuverlässige Informationen hinsichtlich eines potentiellen Abrisses des Wohngebietes von Shibi erhielten. Ihre Mensch-Umwelt-Transaktionen zeichnen sich dadurch aus, dass weder die Qualität, die Tragweite der Bedrohung noch die Angemessenheit von möglichen Verhaltensantworten eindeutig bestimmbar sind und folglich ein hohes Maß an Ungewissheit und Verunsicherung entsteht (Interviews 2007 bis 2009).

„Wenn man in der Lage ist, das Eintreten eines belastenden Ereignisses vorherzusagen, reduziert dies gewöhnlich das Ausmaß des eintretenden Stresses, selbst wenn man das Ereignis nicht kontrollieren kann“,

betonen ATKINSON et al. (2001, S. 479). In diesem Sinne verweisen auch KALUZA und VÖGELE (1999, S. 337) auf zahlreiche Studien, die belegen, dass nicht vorher-sagbare Situationen in besonderem Maße Stress auslösend sind. Zu diesem Ergebnis gelangen gleichermaßen HWANG et al. (2007) in ihren Untersuchungen zu den Auswirkungen antizipierter Umsiedlungsmaßnahmen auf das psychologische Wohlergehen der betroffenen Bevölkerung im Kontext des chinesischen Drei-Schluchten-Talsperre Projektes:

„Anticipation of involuntary migration is a robust predictor of mental distress. Anticipation of forced migration elevates depression (CES-D) not only directly, but also indirectly by weakening the social and the psychological resources“ (ebd., S. 1012).

Eine 37-jährige lokale Interviewpartnerin versucht, wie ihren Interviewaussagen zu entnehmen ist, mittels des (unbewussten) Zurückgreifens auf die problem- und emotionsfokussierte Copingform des „Abwärtsvergleichens“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 163) ihr Stresserleben zu reduzieren, indem sie einen Vergleich ihrer Lage mit der Situation anderer Personen vornimmt, denen es offenbar noch schlechter geht als ihr und ihrer Familie (Interview 2009). Sie verweist auf die im Jahr 2008 vom Erdbeben in der Sichuan Provinz betroffenen Bewohner, die „alles verloren haben“ (Interview 2009). Sie sei froh, dass sie ein derartiges Erdbeben nicht erleben musste. Die 37-jährige Interviewpartnerin nutzt diese Vergleichsinformation in motivierter Weise, d. h. sie stellt ihren Vergleich

„selektiv nach unten an, sodass die eigene Lage in der Tat in einem milderen Licht erscheinen kann“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 163).

Da sie sich diesem Copingverhalten nicht bewusst ist, ließ sich aus ihrer Perspektive schwer klären, ob sie dieses als effektiv einschätzt. Doch aufgrund der Unkontrollierbarkeit des Stressors einer antizipierten Umsiedlung ist aus der Perspektive der Beobachtung 2. Ordnung in ihrem Fall eine Wirksamkeit des emotionsfokussierten „Abwärtsvergleichens“ anzunehmen. Es findet eine Neubewertung der Mensch-Umwelt-Transaktion statt, die eine neue relationale Bedeutung der Belastung konstruiert und das Erleben positiver Emotionen generiert.

Eine 27-jährige lokaler Einwohnerin versucht hingegen mittels einer primär problemfokussierten und offensiven, auf einer Handlungsvielfalt beruhenden Informationssuche möglichst umfassende Informationen in Bezug auf die rechtlichen Rahmenbedingungen und des Anspruchs auf Ausgleichszahlungen zu erlangen (Interview 2009). Sie lese die Zeitung, tausche sich mit Nachbarn aus und recherchiere im Internet nach ähnlichen Vergleichsfällen. Ihr sei es wichtig, die rechtlichen Grundlagen für Enteignungen und Vollstreckungsmaßnahmen zu kennen, um gegen eine mögliche illegale Enteignungs- und Vollstreckungspraxis vorgehen zu können. Offenbar ist ihr Informationsbedürfnis auf das Ziel einer Wiedergewinnung von Handlungssicherheit zurückzuführen. Es bereite ihr große Angst, nicht zu wissen, was mit ihr oder mit ganz Shibi in Zukunft passieren wird. Von ihr aus könne der Bahnhof gebaut werden, doch sie wolle auf keinen Fall umziehen müssen:

„Ich bin hier [in Shibi Dorf 4; Anm. der Verf.] geboren worden und hier möchte ich auch sterben.“ (Interview 2009).

Gewohnte Verhaltensregulative haben plötzlich nicht mehr die alte Gültigkeit, neue sind noch nicht erprobt, was Irritation und Unsicherheit zur Folge hat.

„Anxiety arises when existential meaning is disrupted or endangered as a result of physiological deficit, drugs, intrapsychic conflict, and difficult-to-interpret events“,

skizziert LAZARUS (1991, S. 234) und betont, dass beim emotionalen Erleben von Angst die Einschätzung einer zukünftigen Situation als Bedrohung und die Einschätzung der Ungewissheit über das weitere Geschehen und über die eigenen Bewältigungsmöglichkeiten zusammentreten.

Die Frage, ob diese forcierte offensive Informationssuche ihr Wohlbefinden positiv beeinflusst, verneint die 27-jährige Interviewpartnerin allerdings. Als Begründung führt sie an, dass die Ansammlung von Wissen über die rechtlichen Bestimmungen und die Informationen über all jene Fallbeispiele, in denen die Bewohner zwangsumgesiedelt wurden und zu niedrige Entschädigungszahlungen erhielten, sie eher verunsicherten. Ferner habe sie keine Ahnung, wie sie sich gegen rechtswidrige Maßnahmen wehren solle. Diese differenzierte Wahrnehmung ihrer Umwelt wirkt sich offenbar hinderlich auf den Umgang mit der belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion aus und verdeutlicht, das Wissen (in unkontrollierbaren Transaktionen) nicht a priori als Ressource aufzufassen ist. Ein und derselbe Faktor kann in Abhängigkeit der jeweiligen Transaktion sowohl den Effekt eines Risikofaktors, wie in diesem Fall, als auch den eines Schutzfaktors erlangen.

Ein 50-jähriger Migrant, der seit rund 15 Jahren gemeinsam mit seiner Familie in Shibi Village lebt, als Nachtwächter im Sicherheitsdienst einer Textilfabrik tätig ist und aufgrund eines im Laufe der Jahre gewachsenen Zugehörigkeitsgefühls zum Dorf,

„wir fühlen uns hier sehr wohl und wollen hier nicht mehr weg“ (Interview 2009),

dem Fortbestehen Shibis als Arbeits- und Wohnstandort für seine zukünftige Gegenwart eine hohe Bedeutung beimisst (im Sinne eines Erhaltungsziels), führt empfundenes Stresserleben auf das Risiko einer potentiellen Zwangsumsiedlung zurück (Interview 2009). Die seiner Auffassung nach bestehende hohe Wahrscheinlichkeit eines Abrisses der dörflichen Wohnstrukturen innerhalb der nächsten zwei Jahre begründet er mit dem Verweis auf ein (zum Interviewzeitpunkt) vor wenigen Monaten in Shibi Village aufgehängtes Plakat, das eine architektonisch modern wirkende, von Grünanlagen umgebene Wohnbebauung auf den derzeitigen, von den vier Dorfkollektiven Shibis für Wohnzwecke beanspruchten Landnutzungsflächen zeigt (vgl. Abb. 76). Bezug nehmend auf die Plakatschrift, der zufolge grünes Gras, duftende Blumen und eine reizvolle Umgebung das Dorf Shibi verschönern werden, mutmaßt der 50-jährige Migrant, dass Umsiedlungsmaßnahmen die einzig mögliche Voraussetzung für die Umwandlung des Dorfes in eine moderne Stadt seien. Ohne einen Abriss der Wohnhäuser könne Shibi nicht so aussehen wie auf dem Plakat dargestellt. Niemand aus dem Dorf, betont



Abb. 76: Die „plakatierte Zukunftsversion“ von Shibi Village (eigene Aufnahme 2009)

der Interviewpartner ferner, könne es sich jedoch finanziell leisten, später in einem der (abgebildeten) Hochhäuser zu wohnen (Interview 2009).

Er recherchiere mehrmals im Monat im Internet mit dem Ziel, detaillierte Informationen über die zukünftige Entwicklungsplanung des Dorfes und des Bahnhofgebietes zu erlangen, doch diese Recherche sei bislang ergebnislos verlaufen. Er habe zwar in verschiedenen In-

ternetforen Berichte über Protestbewegungen finden können, die von in vergleichbarer Weise von Umsiedlungsmaßnahmen betroffenen Dorfbewohnern in der Guangdong Provinz durchgeführt wurden, allerdings standen diese im Zusammenhang mit der Ausweitung von Industriegebieten (Interview 2009).

Dieses und das vorangegangene Interviewbeispiel illustrieren, dass vor dem Hintergrund einer vorhandenen Wahrnehmungsbereitschaft aufseiten der beiden Interviewpartner das Medium Internet (kontextabhängig) einerseits Wahrnehmungsmöglichkeiten erweitert (z. B. Wissensaneignung bezüglich gesetzlicher Bestimmungen, Partizipation an öffentlichen Debatten und Erfahrungsaustausch), andererseits durch das Vorenthalten von Informationen (z. B. über stadtentwicklungspolitische Maßnahmen) Wahrnehmungsmöglichkeiten einschränkt. Die Anonymität des Internets verbindet sich in China, wie auch die Literatur skizziert, mit einer wachsenden kritischen Öffentlichkeit und der Organisation von Netzwerkbildung und Interessenvertretungen bei gleichzeitig bestehender staatlicher Internetkontrolle (vgl. ausführlicher SHIE 2006; YANG 2006). Es besteht somit ein präformiertes (auf offene Handlungen bezogenes) Handlungsfeld, in dem die beiden Einflussgrößen menschlichen Handelns – „Können“ (Internetzugang) und „Volition“ (intendierte Internetnutzung) – zwar verwirklicht werden, doch das „Dürfen“ externalen Beschränkungen (Internetzensur) unterliegt und demzufolge die Effektivität der Copingform einer forcierten Informationssuche erheblich beeinträchtigt.

Eine 35-jährige lokale Einwohnerin betont, dass sich die Konstruktion des Bahnhofes nicht negativ auf ihr Leben auswirke und sie auch nicht von den Landenteignungsmaßnahmen betroffen sei, doch die Angst vor einer Zwangsumsiedlung bereite ihr „schlaflose Nächte“ (Interview 2008). Sie versuche, alle Hinweise, die auf einen Abriss hindeuten könnten, bewusst zu ignorieren, da sie nicht wisse, ob die Informationen der Wahrheit entsprächen und sie nur noch mehr Angst bekäme. Außerdem könne sie ohnehin nichts gegen eine Zwangsumsiedlung tun. „Was soll ich dann machen?“ (Interview 2008).

Nach SCHULZ (2005, S. 231) ist es für eine Stressreduktion oftmals hinreichend,

„Stressquellen zu ignorieren, zu verleugnen, auszublenden oder darauf zu verzichten, sich über sie zu informieren [...]. Dabei versucht die Person so weiterzumachen, als sei nichts geschehen“.

Nachfragen zeigen im Interviewverlauf auf, dass die 35-Jährige die emotionsfokussierte, defensive Copingform des Ignorierens (und die dadurch implizierte Reduktion der Wahrnehmungsbereitschaft für emotional besetzte Transaktionen) als wirksam bewertet. Ansonsten empfände sie, wie sie erläutert, noch mehr Stress.

„In the end, no one wants to know about things they cannot change and which turn their way of life upside-down“.

betont in diesem Sinne auch BECK (1987, S. 161).

Bei zwei Migranten und drei lokalen Einwohnern ließen sich vergleichbare Prozesse des Ignorierens erster möglicher Anzeichen einer zeitnahen Umsiedlung erkennen. In den Interviews stellte sich beispielsweise heraus, dass sie über die im Zuge des Bahnhofprojektes bereits durchgeführten Umsiedlungsmaßnahmen in umliegenden Nachbardörfern und den Abriss erster Wohnhäuser in Shibi Dorf 4 (Stand 2011) informiert sind (Interviews 2009 bis 2011). Dennoch fokussieren sie ihre Aufmerksamkeit selektiv auf Faktoren, die ihrer Auffassung nach einer bevorstehenden Umsiedlung widersprechen. Das Dorfkomitee hätte sie im Falle eines geplanten Abrisses ihrer Wohnhäuser bereits informiert; ferner errichteten viele Dorfbewohner neue Häuser. Der Nachfrage, ob dieser Hausneubau lediglich auf das Ziel des Erhalts einer zusätzlichen finanziellen Entschädigung bei Eintritt von Zwangsumsiedlungsmaßnahmen zurückzuführen sei (vgl. Kap. 6.1.1.1 zur „Landenteignung“), begegneten die Interviewpartner mit ausweichendem Antwortverhalten (abrupter Themenwechsel, Ablenken durch das Anbieten von Tee).

In der Literatur wird ein bewusstes oder unbewusstes Umdeuten diskrepanter, mit den eigenen Erwartungen unvereinbare Rückmeldungen aus der Umwelt bzw. die vordergründige selektive Wahrnehmungsbereitschaft und Aufnahme insbesondere derjenigen Informationen, die in das eigene Weltbild und Wunschenken passen, als affirmative (emotionsfokussierte) Informationssammlung bezeichnet (vgl. DÖRNER 2005, 2012).

„Man will nur wissen, was man sowieso schon weiß.“.

betont DÖRNER (2005, S. 339). Aus dem Erleben von Angst und Unsicherheit und dem Wunsch nach Orientierung und Verhaltenssicherheit resultiert das Übersehen oder Verwerfen unpassender Informationen (vgl. ebd. 2012, S. 110). Insbesondere „indirekte Daten“ (ebd. 2005, S. 339) bzw. die von einer hohen Komplexität und tiefen Verunsicherung hinsichtlich zukünftiger Entwicklungen gekennzeichneten Mensch-Umwelt-Transaktionen lassen sich – im Gegensatz zu eindeutigen Fakten und Transaktionen – auf unterschiedliche Weise interpretieren und erhöhen somit das Auftreten einer selektiven Wahrnehmungsbereitschaft bzw. affirmativen Informationssuche. Die Frage nach der Effektivität dieser defensiven Copingform ist eng an die Frage nach alternativen Copingformen geknüpft. Den Interviewausagen ließen sich keine eindeutigen Hinweise auf mögliche problemfokussierte und vor allem antizipatorische Copingalternativen entnehmen. So ist beispielsweise

se bei allen Interviewpartnern aufgrund unzureichender Finanzmittel ein zukunftsorientiertes Anlegen von Ersparnissen (das zumindest die Unabhängigkeit von zu niedrigen Entschädigungszahlungen erhöhen oder den Wohnstandortwechsel erleichtern könnte) erheblich erschwert, so dass eine (kurzeitig bestehende) positive Wirkung der affirmativen Informationssuche nicht auszuschließen ist.

Ein 32-jähriger Migrant, der seit einem Jahr in Shibi wohnt und der Arbeit als Kranführer auf dem Baugelände des Bahnhofes nachgeht, ist der sicheren Auffassung, dass das Wohngebiet von ganz Shibi spätestens im Jahr 2013 abgerissen wird (Interview 2009). Er habe diesbezügliche Informationen von seinem Chef erhalten, der mit der gesamten Langzeitplanung des Bahnhofprojektes vertraut sei und über entsprechende Kenntnisse verfüge. Stress empfindet der 32-Jährige hinsichtlich der Gewissheit, gezwungenermaßen in absehbarer Zeit wieder einen „Neuanfang“ in einem neuen Ort „durchmachen“ zu müssen (Interview 2009). Er habe sich in Shibi eingelebt und fühle sich wohl – vor allem deshalb, weil viele Menschen wie er aus der Hunan Provinz kämen und dies ein Gemeinschaftsgefühl erzeuge. Im Rahmen der Autophotographie-Methode visualisiert er seine belastete Mensch-Umwelt-Transaktion mittels der Motivauswahl von Pfeilerkonstruktionen für die Bahngleisführung und verweist auf die Verarbeitung hochwertiger Baumaterialien sowie die hohe Qualität der Bauausführung (vgl. Abb. 77).

Er habe bereits auf mehreren Baustellen gearbeitet und könne aufgrund seiner Erfahrungen diesbezüglich grundlegende Qualitätsunterschiede erkennen. So werden bei dem Bahnhof in Shibi beispielsweise vorrangig Stahlwaren mit einem hohen Härungsgefüge und Beton mit einer hohen Güteklasse eingesetzt und Baumaßnahmen mit großer Sorgfaltspflicht durchgeführt. Der auf einem hohen Niveau ablaufende Bahnhofsbau verdeutliche seiner Ansicht nach die Ambitionen der Regierung, mit diesem Projekt „die Welt beeindrucken“ zu wollen (Interview 2009); ganz sicher werde Shibi Village abgerissen, um hinreichend viel Platz für dieses Projekt zu schaffen und Verkehrsstraßen als Zufahrtswege bauen zu können.

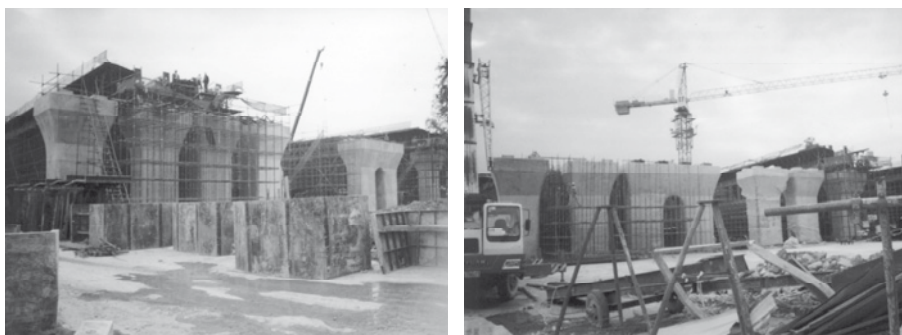


Abb. 77: Qualitativ hochwertige Konstruktion der Bahngleisanlagen in Shibi Dorf 3 im Jahr 2009 (Photoaufnahmen von einem 32-jährigen Migrant im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Anhand dieses Interviewbeispiels wird die Einflussnahme der Wahrnehmungsorganisation (vgl. Kap. 2.4.2) bzw. die Beziehung von Vorwissen und Wahrnehmung auf die Entstehung von Stresserleben erneut deutlich. Auf der Grundlage von Vorerfahrungen filtert der 32-jährige Migrant die für ihn relevanten und mit Bedeutung aufgeladenen Umweltaspekte (die für einen Laien weniger offensichtliche Qualität von Baumaterial und Projektabwicklung) aus einer Fülle von Informationen heraus und zieht Rückschlüsse auf die politisch-ökonomische und Raum beanspruchende Tragweite des Projektes und den unausweichlichen Abriss des Wohngebietes von Shibi. Die Frage nach seinem Umgang mit dieser Stress auslösenden Situation lässt erkennen, dass er bewusst und gezielt versucht, seine Sorgen zu verdrängen. Dies sei seiner Auffassung nach die einzige Möglichkeit, die ihm helfe, „einigermassen zurecht zukommen“ (Interview 2009). Wenn er nicht an die Zukunft denke, habe er weniger Stress, betont der 32-jährige Interviewpartner. Die emotionsfokussierte, defensive Copingform des Verdrängens (vgl. ATKINSON et al. 2001, S. 502) zeigt in seinem Fall eine (kurzfristige) effektive Wirkung und nimmt einen positiven Einfluss auf sein Wohlempfinden.

Keinen Stress empfindet hingegen eine über 80-jährige Migratin, die, wie sie hervorhebt, aufgrund ihres hohen Alters von einer Umsiedlung ohnehin nicht mehr betroffen sei.

„Ich habe keinen Stress wegen der Umsiedlung. [...] Ich bin zu alt und werde das nicht mehr miterleben.“ (Interview 2007).

Dieses Interviewbeispiel hebt hervor, dass die Moderatorvariable „Alter“ den Zusammenhang zwischen Mensch und Umweltvariablen positiv beeinflussen kann. Aufgrund der Tatsache, dass bedingt durch diese Moderatorvariable keine Ich-Beteiligung und keine Zielinkongruenz bestehen, erzeugt der Risikofaktor „Zwangsumsiedlung“ keine Risikomechanismen.

Ebenfalls, jedoch aus anderen Gründen, bewertet eine zehnjährige lokale Einwohnerin eine mögliche Umsiedlung als nicht Stress auslösend (Interview 2008).

Im Rahmen ihrer Teilnahme an der Autophotographie-Methode wählte sie als Motiv das Baugelände des Bahnhofes aus (vgl. Abb. 78). Sie fände es spannend, in die Nähe des Geländes zu gehen und den Bauarbeitern bei der Arbeit zuzuschauen. Es gäbe so viele Geräte und Maschinen, die sie zuvor noch nie gesehen hätte. Im Interview stellt sich heraus, dass sie durchaus über die mit einer Umsiedlung einhergehenden Konsequenzen informiert ist. Sie wisse von ihrer Mutter, dass sie mit großer



Abb. 78: Baugelände der Guangzhou South Railway Station im Jahr 2008 (Photoaufnahme von einer zehnjährigen lokalen Einwohnerin im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Wahrscheinlichkeit in ein neues Haus oder eine neue Wohnung ziehen und ihre Familie vermutlich nicht genug Geld als Entschädigung bekommen werde. Die Zehnjährige betont, dass sie nicht umziehen wolle, berichtet jedoch umgehend erneut von den Vorzügen des Bahnhofprojektes und verweist auf die am Rande der Baustelle aufgeschütteten Sandhaufen, die sie mit ihren Freunden gern zum Spielen aufsucht. Dieses Interviewbeispiel lässt vermuten, dass sich aufgrund ihrer kindlichen Perspektive und Wahrnehmungsbereitschaft ihre Aufmerksamkeit auf Transaktionen richtet, die sich in der gegenwärtigen und nicht zukünftigen Gegenwart vollziehen und ihr zudem Erfahrungen, Wissen und der umfassende Weitblick fehlen, um die genannten Konsequenzen nicht nur zu kennen, sondern auch nachvollziehen und „verstehen“ zu können.

Zusammenfassend verdeutlichen die diskutierten Interviewaussagen, dass insbesondere im Zusammenhang mit dem Unsicherheitserleben und der Ungewissheit bezüglich der nicht beeinflussbaren Bedrohung einer Zwangsumsiedlung die Betrachtung intrapsychologischer Verhaltensweisen in Ergänzung zu den direkt beobachtbaren Verhaltensmustern das Analysespektrum verschiedener offensiver und defensiver Copingformen erweitert. Wesentlich ist, dass defensive Copingformen wie Ignorieren, Verdrängen oder affirmative Informationssuche nicht grundsätzlich als Anzeichen misslingenden Copings zu deuten sind, sondern durchaus mit positiven Folgen auf das Wohlempfinden einhergehen (können). Insbesondere in Mensch-Umwelt-Konstellationen, die sich durch einen unzureichenden Zugang zu externalen Ressourcen (z. B. fehlendes Finanzkapital für einen Umzug und/oder Hausbau an einem neuen Wohnstandort) auszeichnen, können Abwehrprozesse dazu dienen, kurzzeitige Phasen der emotionalen Erholung und somit eine Handlungsfähigkeit sowie das Funktionieren im Alltag zu sichern und Stresserleben zu reduzieren. Im Gegensatz zu Personen, die in unkontrollierbaren Transaktionen die emotionsfokussierte Copingform einer verstärkten Rumination, ein anhaltendes „Wiederkäuen“ schwer „verdaulicher“ negativer Gedanken und Ängste, vorweisen und wachsende Hilflosigkeit und zunehmenden Stress empfinden, sind Menschen mit defensivem Copingverhalten gegebenenfalls als emotional resilienter einzuschätzen (vgl. auch FILIPP und AYMANN 2010, Kap. 7).

6.1.2.2 Ausbildung

Ein weiterer aufgrund unzureichender finanzieller Ressourcen bestehender Stressor, der von 16 der insgesamt 62 Interviewpartner als Schädigung/Verlust und mit antizipatorischem Blick in die zukünftige Gegenwart als Bedrohung bewertet wird und infolgedessen intensives Stress- und Angsterleben hervorruft, umfasst die Strukturen bezüglich der schulischen und weiterführenden Ausbildung der eigenen Kinder (Interviews 2007 bis 2011). In diesem Zusammenhang seien für ein tiefer gehendes Verständnis die für diesen Beitrag relevanten Aspekte der chinesischen Familienpolitik aufgeführt, die bereits Anfang der 1950er Jahre eine Ein-Kind-Politik propagierte. Nach HEILMANN (2004, S. 199) gibt die Zentralregierung weitestgehend die allgemeinen Leitlinien und Zielgrößen für die Geburten-

kontrolle vor, überlässt jedoch die gestalterische Festlegung konkreter Verfahren den Provinzen, die die praktische Implementierung und Durchsetzung an die unteren Verwaltungsebenen delegieren. Abgesehen von der traditionellen Wertvorstellung, *duozi duofu* (viele Kinder, viel Glück), und der traditionell verankerten Bevorzugung von Söhnen als Stammhalter, dürfen derzeit in Guangzhou (Stand 2011) Paare mit einem ländlichen *hukou* – im Gegensatz zu Einwohnern mit einem städtischen *hukou* (vgl. hierzu Kap. 4.1.2; Ausnahmeregelungen der Ein-Kind-Politik skizziert ZHANG 2005) – vor dem (ursprünglichen) Hintergrund arbeitskraftintensiver landwirtschaftlicher Tätigkeiten und eines unzureichenden ländlichen sozialen Sicherungssystems einschließlich einer weitestgehend defizitären medizinischen Versorgung ein zweites (im höheren Alter die Eltern mitversorgendes) Kind bekommen, sofern das erste ein Mädchen ist (Interviews 2007 bis 2011; vgl. ferner HARTMANN 2006 und die Beiträge in PERRY und SELDEN 2010 für einen weiterführenden Einblick in die institutionellen Modalitäten der Familienplanung in China).

Ein 54-jähriger lokaler Interviewpartner und seine Ehefrau sind Eltern zweier Töchter, von denen die ältere 24-jährige Tochter an der „South China Agricultural University“ im Tianhe Distrikt (vgl. Kap. 4.2.2) und somit im Stadtzentrum von Guangzhou studiert (Interview 2008). Die erforderliche Bezahlung der Studiengebühren in Höhe von 16 000 bis 17 000 RMB (rund 1 600 bis 1 700 Euro) für insgesamt vier Jahre stellt für die Familie eine

„sehr große finanzielle Belastung“ (Interview 2008)

dar und erzeugt, wie der 54-Jährige betont,

„viel Stress, [...] viele unruhige Nächte“ (Interview 2008).

Im Interviewverlauf wird deutlich, dass insbesondere das dilemmatische Zusammenwirken divergenter Variablen einen belastenden Einfluss auf seine Mensch-Umwelt-Transaktion nimmt: Einerseits wolle er seinen beiden Töchtern eine gute Ausbildung ermöglichen mit dem Ziel, dass sich die beiden besser dem „gesellschaftlichen Wandel“ (Interview 2008) anpassen können. Er besuche seine Tochter alle paar Monate in ihrem Studentenwohnheim und beobachte auf den Busfahrten dorthin, wie schnell die Stadt (Guangzhou; Anm. der Verf.) wachse und wie modern sie geworden sei. Auf die Nachfrage nach seinem (konstruierten) Verständnis von „modern“ nimmt er implizit Bezug auf die im Kontext des *global-local interplay* stattfindenden urbanen Transformationsprozesse in Guangzhou. Als Beispiele, die tiefer gehende Einblicke in seinen Wahrnehmungsprozess und somit auf die Fokussierung seiner Aufmerksamkeit geben, benennt er die auf Werbeplakaten abgebildeten, architektonisch „aufwendig gestalteten Hochhäuser“ (Interview 2008) des neuen CBD „Zhujiang New Town“ (Stand 2008), die breiten Straßen, die vielen Autos und Menschen, die steigende Anzahl großer Shopping Center sowie die Niederlassung westlicher Unternehmen, z. B. Pizza Hut oder (den französischen Lebensmittelkonzern) Carrefour (vgl. hierzu auch Kap. 4.2.2). Erst durch seine regelmäßigen Besuchsaufenthalte in Guangzhou (und die Ausweitung seiner Wahrnehmungsmöglichkeiten und Transaktionen) begreife er, wie

schnell sich das Land innerhalb weniger Jahre verändere. Ohne eine gute Ausbildung bekäme man seiner Auffassung nach heutzutage keinen guten Job mehr, beziehe kein gutes Einkommen und könne folglich nicht am „modernen China“ (Interview 2008) partizipieren.

Allerdings wisse er andererseits oft nicht, von welchen finanziellen Mitteln er und seine Familie monatlich leben sollen. Er musste sich bereits gelegentlich Geld von einem Freund leihen, um „schlechte Zeiten“ (Interview 2008) zu überbrücken. Vor diesem Hintergrund bezweifle er, seiner zweiten Tochter ebenfalls ein Studium finanzieren zu können. Positiv sei jedoch – und dies bestätigen auch die übrigen Interviewpartner – das im Rahmen des von der Zentralregierung revidierten, im Jahr 2006 neu verabschiedeten und in Etappen landesweit implementierten chinesischen Schulgesetzes (vgl. ausführlicher DING 2008; LOU und ROSS 2008) die lokalen Einwohner von Shibi Village (und von Guangzhou) seit dem Jahr 2007 keine Schulgebühren mehr zahlen müssen. Dieser bildungspolitische Reformprozess beruht auf dem grundlegenden Ziel, allen Kindern, insbesondere denen aus finanziell schwachen Familien, den Schulbesuch zu ermöglichen und somit (zumindest) das Einhalten der neunjährigen Schulpflicht zu gewährleisten (sechs Jahre Grundschule, drei Jahre Mittelschule). Allerdings müssen die Eltern in Shibi Village nach Angaben des 54-jährigen Einwohners weiterhin die Kosten für Schulbücher und Unterrichtsmaterialien tragen: dies stelle für viele Familien bereits einen großen finanziellen Belastungsfaktor dar (Interview 2008).

Eine Ausnahme von diesem Reformprozess bildet allerdings die Gruppe der chinesischen Migranten, deren *local hukou* (vgl. Kap. 4.1.2) außerhalb der Stadtgrenze von Guangzhou liegt. In Shibi Village müssen Migranten beispielsweise, sofern noch freie (überschüssige) Schulplätze angeboten werden, pro Halbjahr eine Schulgebühr von 1 000 RMB (ca. 118 Euro) bezahlen (Interviews 2008 bis 2011 mit zehn Migranten). Migrantenkinder (in Shibi Village) haben somit den formalen Institutionen entsprechend keinen gesetzlichen Anspruch auf einen Schulbesuch jenseits ihres Registrierungsortes und somit keinen gesicherten Zugang zu Bildungseinrichtungen (vgl. auch GUTHRIE 2009; KONG und MENG 2010; WU et al. 2010, Kap. 3). Diese externalen, auf gesetzlichen Rahmenbedingungen und finanziellen Mitteln beruhenden Beschränkungen begrenzen im Sinne von LAZARUS (vgl. Kap. 3.3.4) die Beziehung des Individuums zu seiner Umwelt, modifizieren auf der analytisch reduktiven Betrachtungsebene 1 (vgl. Abb. 2 in Kap. 2.1.1) den Umweltausschnitt und definieren und limitieren aus handlungstheoretischer Perspektive durch das Nicht-Dürfen den Handlungsspielraum für offenes Handeln.

Die Frage nach seinem Meinungsbild bezüglich der von ihm aufgeführten Entwicklungen hin zu einem „modernen China“ (s. o.) kann der 54-jährige Einwohner trotz längerer Überlegungsphasen und gezielten Nachhakens nicht eindeutig beantworten. Er erklärt seine Unentschlossenheit mit dem Erleben von Unsicherheit und der Erschwernis, die positiven und negativen Langzeitfolgen dieser Entwicklungen angemessen einschätzen zu können.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich habe keine Erfahrung damit [mit den urbanen Veränderungsprozessen; Anm. der Verf.]. Ich glaube aber, dass wir die Entwicklung unseres Landes zu einem neuen China nicht stoppen können.“ (Interview 2008).

Sein vergeblicher Versuch, die Folgefrage nach einem möglichen Akzeptieren dieses – wenn schon nicht aufzuhaltenden – Entwicklungsprozesses zu beantworten, offenbart wiederholt seine Unentschiedenheit: Er wisse es einfach nicht, hoffe aber sehr, dass seine beiden Töchter gut zurechtkommen werden.

Diese Interviewaussagen spiegeln in ihrer Gesamtbetrachtung ein hohes Maß an ambivalentem Unsicherheitserleben wider.

„Sometimes uncertainty adds to a threat, but at other times it is reassuring since it leaves room for hope“,

macht LAZARUS (1991, S. 147) aus stresstheoretischer Perspektive deutlich. In diesem Sinne scheint der 54-jährige Interviewpartner gerade aufgrund seiner umfassenden, auf die Besuchsaufenthalte in Guangzhou zurückzuführenden Wahrnehmungsmöglichkeiten und bedingt durch eine zunehmende und nicht mehr leicht überschaubare Komplexität seiner Umwelt hin- und hergerissen zu sein zwischen der Bewertung potentiell positiver oder negativer Implikationen der urbanen Transformationsprozesse (vgl. hierzu auch Kap. 4.1 und 4.2).

„Daß die menschliche Umwelt, das ‚Handlungsfeld‘ komplexer geworden ist und weiter wird, ist offensichtlich. Rein schon die zahlenmäßige Zunahme der Bevölkerung bewirkt eine soziale und materielle Umweltwandlung.“,

betont in vergleichbarer Betrachtung auch BOESCH (1971, S. 14) in Anlehnung an die steigende Technisierung der Gesellschaft und komplexer werdender Sozialorganisationen. Dieser Prozess ist gleichermaßen, wie im vorangegangenen Kapitel 4 skizziert, charakteristisch für das Phänomen der Megaurbanisierung. Nach BOESCHS (1971, S. 15) Auffassung hat sich der Mensch ein

„unüberschaubares Biotop mit einer Vielzahl von Abhängigkeiten und Unsicherheiten“

geschaffen. Bezug nehmend auf die Argumentation LUHMANNs zeichnen sich nach EGNER (2008b, S. 49) moderne Gesellschaften im Allgemeinen durch ein hohes Maß, wenn nicht gar durch ein „Übermaß an Komplexität“ und eine damit einhergehende Kontingenz aus (vgl. hierzu Kap. 2.1.2). LUHMANN (1984, S. 50) folgend ist eine beobachtete (nicht per se bestehende), die Relation zwischen psychischem System und seiner Umwelt beschreibende Komplexität, die das psychische System irritieren lassen kann, ein Grad für Unbestimmtheit bzw. einen Mangel an Information. Aus der Perspektive LUHMANNs (1984) kann im psychischen System des 54-Jährigen aufgrund der Vielzahl an Elementen und Relationen nicht alles mit allem verbunden werden, so dass sich für ihn durch die Selbstüberforderung des kontingenten Erlebens anderer Möglichkeiten eine Bewertung der Implikationen urbaner Transformationsprozesse erschwert. In ähnlicher Weise stellt auch BOESCH (1971, S. 15) heraus, dass eine sich differenzierende und komplexe Umwelt

„hohe Anforderungen an Wissen und Können des Individuums, seine ‚kognitiven Strukturierungen‘“

stellt und es gleichzeitig mit schwierigen Entscheidungsalternativen konfrontiert.

Um diese Komplexität seiner Mensch-Umwelt-Transaktion und das Erleben von Unsicherheit zu reduzieren, fokussiert der 54-jährige Interviewpartner – mit LUHMANN (1984) betrachtet anhand der Selektion von Informationen – seine Aufmerksamkeit auf die Konstruktion und Anwendung der eine Orientierung vermittelnden grundlegenden „Formel“, Bildung als die wichtigste immaterielle Ressource für eine erfolgreiche und flexible Akkomodation an sich ändernde Mensch-Umwelt-Transaktionen infolge der vielschichtigen Transformationsprozesse in China anzusehen. Das Stress auslösende Dilemma hinsichtlich der unzureichenden Finanzmittel einerseits und des gleichzeitig bestehenden Ziels andererseits, beiden Töchtern eine gute Ausbildung ermöglichen zu können, versucht er durch „hartes Arbeiten“ (Interview 2008) problemfokussiert aufzulösen. Er habe unter Beibehaltung seiner Landnutzungsrechte seine Tätigkeit als Landwirt im Jahr 2000 aufgegeben und im Folgejahr einen Kiosk eröffnet, um mehr Geld verdienen zu können. Durch die Pachteinnahmen seines an Migranten vermieteten Agrarlandes (Stand 2008) und mit Hilfe von Gelegenheitsjobs auf Baustellen könne er darüber hinaus sein Monatsgehalt aufbessern; seine Ehefrau arbeite zudem sporadisch als Reinigungskraft bei den Nachbarn. Der 54-Jährige betont jedoch, dass er nicht wisse, wie lange er im Zuge des Bahnhofbaus noch sein Agrarland verpachten könne und ob die Entschädigungszahlungen ausreichen werden. Vor diesem Hintergrund setze er seine ganze Hoffnung insbesondere in seine ältere Tochter, die zur finanziellen Unterstützung der Familie schnell nach Studienabschluss im nächsten Jahr einen guten Arbeitsplatz finden müsse (Interview 2008). Dieses emotionsfokussierte Hoffen auf eine weniger belastende Mensch-Umwelt-Transaktion begünstigt die Motivation zur langzeitlichen Aufrechterhaltung der problemfokussierten und offensiven Copingform des „hart Arbeitens“.

In ähnlicher Weise beschreibt ein 38-jähriger lokaler Einwohner, dem die Sorge um eine zukünftige gute schulische Ausbildung seines vierjährigen Sohnes ebenfalls viel Stress bereitet, seinen hohen Arbeitseinsatz und den seiner Ehefrau (Interview 2008). Beide versuchen durch das regelmäßige Zurücklegen finanzieller Mittel eine zukünftige Finanzierung für eine weiterführende Schule zu ermöglichen. Ähnlich wie der 54-jährige Interviewpartner setzen sie ihre ganze Hoffnung in ihr Kind, das es „mal besser haben soll als wir“ (Interview 2008). Insbesondere dieses Interviewbeispiel verdeutlicht die Relevanz der Zeitallokation (vgl. Kap. 2.3.1), die optimale Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Zeit für möglichst effektives, problemorientiertes Copingverhalten. Während die Ehefrau des Interviewpartners nachts in einer Kleiderfabrik als Näherin tätig ist, arbeitet er ab dem Nachmittag für das Sicherheitsteam von Dorf 2 und übernimmt ferner eine Abendschicht beim Sicherheitspersonal einer Reisfabrik. Diese Organisation der auf die verschiedenen Betätigungsfelder abgestimmten Zeitaufteilung ermöglicht es dem Ehepaar, eine aus ihrer Perspektive maximale Auslastung ihres Arbeitspotentials zu erzielen und ein monatliches Nettoeinkommen von 1 000 Yuan (etwa

160 Euro) zu erwirtschaften. Gleichzeitig sind sie in der Lage, die alltägliche Lebensführung sowie die Fürsorge für ihren Sohn durch die gewährleistete Anwesenheit von mindestens einem Elternteil sicherzustellen (Interview 2008).

Für eine 37-jährige lokale Einwohnerin hingegen bereitet neben der monetären Belastung hinsichtlich der Finanzierung einer weiterführenden Ausbildung ihrer elf und 14 Jahre alten Töchter die Tatsache „mindestens genau so viel Stress“ (Interview 2008), dass sie ihren Kindern nicht beim Lernen für die Schule helfen könne. Sie selbst habe aufgrund der zeitintensiven und langjährigen Unterstützung ihrer Eltern bei der Feldarbeit nur sechs Jahre lang die Grundschule besuchen und keine Ausbildung absolvieren können.

„Ich weiß wenig und kann vor allem meiner älteren Tochter nicht bei den Hausaufgaben beistehen. [...] Das macht mich sehr traurig und ich schäme mich auch sehr dafür.“ (Interview 2008).

Ihr Ehemann, der ebenfalls keinen höheren Schulabschluss habe, arbeite von morgens bis spät abends als Verkäufer in einem Kiosk und könne der Familie somit weder im Haushalt noch bei den schulischen Aufgaben der Töchter behilflich sein, so dass sie zu Hause bleiben müsse, aber gleichzeitig versuche, mit Nahaarbeiten für Nachbarn zumindest ein wenig zum Einkommen beizutragen. Im Verlauf des Interviews bringt die 37-jährige Einwohnerin mehrfach – und dies offenbart in besonderem Maße ihre hohe Ich-Beteiligung, Zielrelevanz, jedoch auch Zielinkongruenz – ihren „größten Wunsch“ (Interview 2008) zum Ausdruck, dass ihre beiden Töchter eines Tages dem „Konkurrenzdruck in der Stadt“ (Interview 2008) gewachsen seien, die Forderung nach einer guten Ausbildung erfüllen und somit viel Geld verdienen können.

„Ihnen [ihren Töchtern, Anm. der Verf.] soll es mal besser gehen als uns [als ihr und ihrem Ehemann, Anm. der Verf.]“,

betont die Interviewpartnerin, lässt aber zugleich tiefgehende Zweifel an der Erfüllung ihres Wunsches erkennen. Genauerem Erläuterungen zufolge seien die schulischen Leistungen ihrer Kinder unzureichend; sie sei daher sehr pessimistisch und glaube nicht, dass ihre Kinder die Aufnahmeprüfung für die Oberschule (die die zahlungspflichtigen Schuljahre zehn bis zwölf umfasst; Anm. der Verf.) bestehen werden (Interview 2008).

Nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 274) beschreibt der als Risikofaktor anzusehende Pessimismus die generalisierte Erwartung, dass negative Ereignisse wahrscheinlicher eintreten als positive, und die Befürchtung, dass „die Dinge eher schief laufen“ (ebd., S. 274). In ähnlicher Weise knüpft GIDDENS (1995, S. 171) Pessimismus an die „negative Einstellung zu den Ereignissen der Zukunft“, die in extremer Form „bloß zu lähmender Niedergeschlagenheit“ (ebd., S. 171) führen. Ob dieser (demotivierende) „düstere Blick in die Zukunft“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 274) bzw. diese negative Zukunftsorientierung und die daraus resultierenden Erwartungen als Moderatorvariable das Unterlassungshandeln der 37-jährigen Einwohnerin begründen, indem sie, wie sie offenbart, keine Familienmitglieder, Bekannten oder Schullehrer um Mithilfe bei der lern- und hausaufgaben-

bezogenen Unterstützung ihrer Töchter bitten mag, konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht eindeutig eruiert werden. Ihre Aussagen

„Wir kommen schon zurecht.“

oder

„Wir schaffen das allein.“ (Interview 2008)

legen jedoch – in Rücksprache mit dem chinesischen Übersetzer, der in Bezug auf diese Thematik ein ausweichend-verlegenes Antwortverhalten seitens des 37-Jährigen beobachte – die Vermutung nahe, dass die ausbleibende Inanspruchnahme sozialer oder, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 241) konkretisieren, informativ, die Wissensbasis für den Umgang mit einem Problem erweiternde Unterstützung auf der Sorge beruht, dass ihre zwischenmenschlichen Beziehungen durch die Mobilisierung und Annahme von Hilfe beeinträchtigt werden könnten.

Es ist anzunehmen, dass sie vor dem Hintergrund der kulturell bedingten, familien- und gruppenbezogenen kollektivistischen Rahmenbedingungen bzw. der Einbindung in die Gemeinschaft sowie der Betonung eines im Einklang stehenden Miteinanders die Harmonie der Gruppe und ihren „Positionsgrad in einem Beziehungsnetz“ (HUANG 2008, S. 70) nicht beschädigen möchte. Der Wunsch,

„to protect group harmony and not to become a burden on the group may discourage support seeking“,

konstatieren auch CHUN et al. (2006, S. 43) unter Berufung auf die Forschungsergebnisse kulturvergleichender Studien (vgl. ausführlicher ebd. 2006). Sie könnte ihr „Gesicht verlieren“ (chines. *diu mianzi/lian*), wenn sie um Hilfe bäte (vgl. auch FILIPP und AYMANN 2010, S. 238). Nach HUANG (2008, S. 69 ff.) impliziert der Begriff „Gesicht“ im chinesisch-kulturellen Sprachkontext die konnotative Bedeutung von Ehrgefühl, Prestige, Ansehen sowie Fähigkeit und Kompetenz, so dass dieser Autorin zufolge das Bewahren seines Gesichtes im Hinblick auf die Gestaltung interpersonaler Beziehungen als wichtige soziale Ressource anzusehen ist. Das auf gesellschaftlichen (informellen) Normen basierende Ziel, „to save face and embarrassment“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 43), kann somit, wie CHUN et al. (2006, S. 43) und LAZARUS (1991, S. 244) herausstellen, zu einer reduzierten Wahrscheinlichkeit der Inanspruchnahme sozialer Unterstützung beitragen. Unwissen, das Scheitern bei Schulprüfungen, aber auch die „Unfähigkeit [sic!][.] die Kinder auszubilden“, sind nach HUANG (2008, S. 70) in China eng mit dem Erleben von Gesichtsverlust verbunden.

Aufgrund des Nicht-Helfen-Könnens, das für die Umwelt auf Hilfsbedürftigkeit und Inkompetenz hindeuten vermag, empfindet die 37-jährige Interviewpartnerin, wie zuvor aufgezeigt, Scham. Diese Emotion spiegelt die Bewertung von eigener Unzulänglichkeit und das Verfehlen sozialer Erwartungen und Normen wider (vgl. FONTAINE 2009, S. 367 f.).

„Shame is generated by a failure to live up to an ego-ideal. We feel disgraced or humiliated, especially in the eyes of someone whose opinion is of great importance to us“,

stellt LAZARUS (1991, S. 241) desgleichen heraus und schlussfolgert basierend auf seinen emotionstheoretischen Annahmen, dass das emotionale Erleben von Scham vorzugsweise mit Vermeidungsverhalten einhergeht:

„I propose that the action tendency in shame [...] is to hide, to avoid having one's personal failure observed by anyone“ (ebd., S. 244).

Dieses Interviewbeispiel veranschaulicht erneut, dass die Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst und seiner Umwelt wesentlich von Emotionen bestimmt ist. Emotionen prägen das alltägliche Erleben und Verhalten und zeigen sich nicht nur, wie MERTEN (2003, S. 9) darlegt,

„in Gefühlen, sondern auch in dem, was wir tun, und wie wir mit anderen Menschen zusammenleben“.

Gleichzeitig beeinflussen die Moderatorvariablen „semantisch-deklaratives Wissen“ (Wissen von Sachverhalten) und „Finanzkapital“ die Qualität der Mensch-Umwelt-Transaktion der Interviewpartnerin. Ein unzureichender Zugang zu diesen Ressourcen bei gleichzeitig bestehender Zielinkongruenz (die Kinder sollen eine gute Ausbildung erhalten) führt zu Stresserleben, das mutmaßlich durch die Angst vor einem „Gesichts-Verlust-Druck“ (HUANG 2008, S. 70; Hervorhebung im Original) noch verstärkt wird.

Die einzige Möglichkeit, mit dem „ganzen Stress klarzukommen“ (Interview 2008), besteht für die 37-jährige Einwohnerin in der regelmäßigen Ausübung von Thai-Chi-Übungen. Jeden Morgen mache sie vor dem Aufstehen ihrer Kinder eine halbe Stunde lang Thai-Chi mit dem Ziel, für den Tag genug „Power“ (Interview 2008) zu erlangen und die Sorgen für eine kurze Zeit beiseiteschieben zu können. Dieses zyklisch ritualisierte und intendiert angewandte problemfokussierte (Kräfte sammeln) sowie emotionsfokussierte (Erholung und Regulierung des emotionalen Erlebens) Copingverhalten gibt der Interviewpartnerin laut eigener Aussage Halt und erleichtert ihr den Einstieg in den Tagesablauf. Die Aneignung von Zeit als Folge des gezielten frühen Aufstehens gewährleistet ihr eine selbstbestimmte aktive Mitgestaltung von temporalen Mustern und ermöglicht somit die Umsetzung einer sinnstiftenden (meditativen) Auszeit. Das ritualisierte offene und verdeckte Handeln sowie die bewusste Fokussierung der selektiven Wahrnehmung auf eine begrenzte Merkwelt bzw. auf ausgewählte (nicht belastende) Umweltausschnitte (während der Thai-Chi-Übungen) strukturieren offenbar ihre Mensch-Umwelt-Transaktion und ordnen das eigene Handeln in größere Zusammenhänge ein. In diesem Sinne verweisen auch LAM und PALSANE (1997) auf die Bedeutung der das Qi (chines. *qi*) respektive die Lebensenergie positiv beeinflussenden geistig-meditativen und körperlichen (das psychische respektive das biologische System betreffenden) Übungen:

„Eastern practices like meditation, yoga, *Tai-chi*, and *qigong* can strengthen a person's coping repertoire in that they have both preventive and restorative value. They help to ward off stress reactions, and help a person to retain his/her equilibrium after a stressful episode.“ (ebd., S. 280; Hervorhebungen im Original).

Eine 30-jährige lokale Einwohnerin und Mutter einer zehnjährigen Tochter sowie eines dreijährigen Sohnes empfindet in ähnlicher Weise wie die 37-jährige Interviewpartnerin „viel Stress“ (Interview 2008) in Bezug auf einen unzureichenden Zugriff auf finanzielle Ressourcen und die Gewährleistung einer aussichtsreichen Ausbildung ihrer Kinder.

„Das Leben ist ziemlich schwer, es gibt viel Druck und Stress. [...] Es ist gegenwärtig das wichtigste, hart und viel für das alltägliche Leben zu arbeiten.“ (Interview 2008).

Ihr Mann ist LKW-Fahrer für eine Textilfabrik, ihr monatliches Gesamtbruttoeinkommen beträgt im Durchschnitt rund 2000 Yuan (rund 230 Euro). Sie stehe extra früh morgens vor ihren Kindern auf, um Aufgaben im Haushalt zu erledigen. Darüber hinaus dürfe sie – was ihren Handlungsspielraum erweitert und ein intensives problemfokussiertes Copingverhalten in Form des „harten und vielen Arbeitens“ zulässt – aufgrund ihrer Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit als erfahrene Fabriknäherin drei Mal in der Woche von zu Hause aus Nähtätigkeiten durchführen. Auf diese Weise könne sie besser auf ihre Kinder achtgeben und sie bei den Schularbeiten beaufsichtigen (Interview 2008). Aufgrund des Zeitgewinns infolge des frühen Aufstehens und der optimalen allokativen Aufteilung ihrer Arbeitszeit auf räumlich getrennte Arbeitsstätten gelingt ihr eine bestmögliche Adaption ihrer individuellen Zeitnutzungspräferenzen an die auf die Umwelt bezogenen sozialen und biologischen Zeitnutzungszwänge (z. B. regelmäßige Anwesenheit in der Fabrik, Wach-/Schlafrythmus).

„Wir können überleben“,

erklärt die 30-Jährige, doch es verbliebe nicht viel Geld zum Sparen:

„Das meiste Geld wird für das Leben an sich benutzt; das Leben ist hart“ (Interview 2008).

In Anbetracht der eingeschränkten finanziellen Ressourcen mache sie sich „große Sorgen“ (Interview 2008) um die für sie so wichtige Ausbildung ihrer Kinder:

„Wenn sie nicht gut ausgebildet sind, werden sie keinen guten Job in der Zukunft finden.“ (Interview 2008).

Dieser Aussage ist eine aus ihrer Sicht bestehende enge Verknüpfung der Variable „deklaratives Wissen“ als Schutzfaktor mit den Faktoren Chance auf Wohlstand und dem „Dazugehören zur Mittelschicht“ (Interview 2008) zu entnehmen. Dass sie ihrem Ziel, ihren Kindern die bestmöglichen Startvoraussetzungen für ihr Leben mitzugeben, eine große Bedeutung beimisst, versinnbildlicht sie im Rahmen ihrer Partizipation an der Autophotographie-Methode mittels der Motivauswahl der von ihrer Tochter besuchten Grundschule in Shibi Dorf 4 (vgl. Abb. 79). Die textuell-sprachliche Reproduktion ihrer Wahrnehmungen und Bewertungen dokumentiert ihre Angst vor der Zukunft und die Ungewissheit, ob ihre Kinder sich eines Tages „in die Gesellschaft integrieren“ können (Interview 2008). In diesem Zusammenhang symbolisiere die Schule für sie eine „Art Tor“ (Interview 2008) zu einer besseren Welt, durch das die Kinder hindurchgehen müssen und das sie auf das berufliche Leben vorbereite.



Abb. 79: Grundschule von Shibi Dorf 4 im Jahr 2008 (Photoaufnahme von einer 30-jährigen lokalen Einwohnerin im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Allerdings bezweifle sie aufgrund des erschwerten Zuganges zu finanziellen Mitteln, ob sie ihren Kinder diesen Weg bis zum Ende hin werde ebnen können; der Besuch einer gebührenpflichtigen Oberschule wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt beispielsweise auszuschließen (Interview 2008). Das Wichtigste sei jedoch immer noch, betont die 30-jährige Interviewpartnerin mehrmals eingehend, dass die Familie weiterhin zusammenhalte, alle gesund blieben und „ich gut mit

meinem Mann auskomme“ (Interview 2008). Diese auf ein offensives Copingverhalten hindeutende Aussage relativiert die von ihr zuvor beschriebene belastende Mensch-Umwelt-Transaktion und lässt eine auf einem individuellen Sinnzusammenhang beruhende, hierarchische Anordnung von Zielen erkennen. Demnach wird den Erhaltungszielen (Beibehaltung von familiärer Solidarität, Gesundheit und partnerschaftlicher Eintracht) im Vergleich zu den Annäherungszielen (Geld sparen und Ausbildung der Kinder ermöglichen) eine größere Gewichtung zugesprochen.

„Immer wenn ich mir bewusst mache, dass es uns trotz allem noch gut geht, fühle ich mich besser.“ (Interview 2008).

Nachfragen verdeutlichen, dass dieses „sich besser Fühlen“ sowie eine bewusste Fokussierung der Aufmerksamkeit auf die gegenwärtige und nicht zukünftige Gegenwart mit einem geringeren Erleben von Verzweiflung und Traurigkeit einhergehen und stattdessen positive Emotionen wie Freude und Dankbarkeit, die Wertschätzung eines persönlichen Nutzens (vgl. LAZARUS 2000a, S. 219), in den Vordergrund rücken.

„A goal hierarchy provides the individual with a basis for evaluating personal harms and benefits. For any given individual, such a hierarchy provides the basis for what is considered most or least harmful or beneficial“,

konstatiert LAZARUS (1991, S. 94; Hervorhebung im Original) im Rahmen seines transaktionalen Stressmodells. Dabei können insbesondere Neubewertungsprozesse als emotions- und problemfokussierte, intrapsychische Copingform aufgrund von Reflexionen und einer hierarchischen Gliederung von Zielen das Erleben von Stress und Emotionen modifizieren, indem eine neue relationale Bedeutung der belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion konstruiert wird. In diesem Sinne gelangt die 30-jährige Einwohnerin – zumindest immer dann, wenn sie ihren Aufmerksamkeitsfokus variiert – durch verdecktes (bewusstes und intendiertes) Handeln bzw. durch eine Neubewertung zu der Erkenntnis, dass ihre Transaktion noch

schlimmer hätte sein können als sie ist und wichtigere Faktoren der Wertschätzung bedürfen. Dieses personenbezogene Copingverhalten wirkt sich, wenn auch nur innerhalb bestimmter Zeitintervalle, positiv auf das Wohlergehen der Interviewpartnerin aus und lässt auf eine kognitive Resilienz hindeuten, die durch die Modifikation von Denkstrukturen ein (zumindest zeitweiliges) Zurechtkommen mit Stresserleben ermöglicht (vgl. hierzu auch die Beiträge in COOPER 2010). Dieses Interviewbeispiel illustriert ferner, dass Stresserleben nicht ausschließlich negative Folgewirkungen implizieren muss. So bejaht die Interviewpartnerin ohne Zögern die Frage nach positiven Effekten ihres Stresserlebens und macht deutlich, dass die belastende Situation sie immer wieder zu einer Neuausrichtung ihrer Prioritäten zwingt und eine Fokussierung auf die wichtigen und wesentlichen Dinge in ihrem Leben hervorruft (Interview 2008).

Eine 45-jährige lokale Einwohnerin und Mutter einer 16-jährigen Tochter sowie eines 13-jährigen Sohnes, zeigt sich, ähnlich wie die übrigen Interviewten, in Ermangelung an finanziellen Ressourcen besorgt um die Sicherstellung der Ausbildung ihrer Kinder (Interview 2009). Allerdings erscheinen ihre Grenzen der Belastbarkeit – zumindest legen die komparativen Analysen der einzelnen Interviews diese Annahme nahe – in besonderem Maße beansprucht. Obwohl sie als Haushaltshilfe und ihr Ehemann als Angestellter in einem Kraftwerk an jedem Wochentag arbeiten, reiche das Geld für das Anlegen von Ersparnissen nicht aus; dabei möchte ihre ältere Tochter so gern an der Universität studieren. Die Semestergebühren betragen jedoch rund 10 000 RMB (rund 1 000 Euro) pro Jahr und wären somit für ihre Familie unbezahlbar; für ein Stipendium reichten die schulischen Leistungen nicht aus. Sie selbst habe nur die Grundschule besucht und wisse daher, dass eine gute Bildung ein Entkommen aus der Armut bedingt. Außerdem, betont sie, seinen sie und ihr Ehemann später auf die finanzielle Unterstützung ihrer Kinder angewiesen; von der Rente allein könnten sie nicht leben (Interview 2009).

„Ich habe eine große Angst vor der Zukunft und so viel Stress, dass ich nicht mehr als Mensch leben möchte“ (Interview 2009),

offenbart die 45-jährige Interviewpartnerin vor diesem Hintergrund. Mit dieser in ihre Verletzlichkeit tiefgehende Einblicke gewährenden Aussage konkretisiert sie ihr starkes Empfinden von Überforderung und Perspektivlosigkeit, welches Zuversicht und Lebensmut sinken lässt und den Wunsch nach Befreiung herbeiführt. Sie wisse einfach nicht, was sie noch machen solle außer vergebens hart zu arbeiten; sie habe keine Hoffnung mehr auf eine Besserung ihrer Lebenssituation und fühle sich macht- und hilflos (Interview 2009). Diese negative Erwartungshaltung gepaart mit einer großen Zukunftsangst begründet ihr starkes Stresserleben und lässt eine subjektiv bewertete gravierende (Über-)Beanspruchung ihrer internalen und externalen Ressourcen erkennen. Angst, so KROHNE (1996, S. 3),

„greift [...] tief in unser Leben ein, aktiviert den einzelnen entweder und spornt ihn zu besonderen Leistungen an oder hemmt, lähmt, ja zerstört ihn“.

Ob bei der Interviewpartnerin aufgrund ihrer Behauptung des nicht mehr Lebenswollens möglicherweise eine ernstzunehmende Suizidneigung vorliegt, bleibt äußerst spekulativ, doch anzunehmen sind sowohl eine negative und hemmende Einflussnahme auf ihr Copingverhalten als auch eine erhebliche Beeinträchtigung ihres Wohlbefindens. Dabei besteht weniger eine „Stressorenunsicherheit“, die hinsichtlich einer Bedrohung z. B. das Treffen einer klaren Zuordnung bezüglich ihrer Art, ihrer Intensität oder ihres Auftretenszeitpunktes erschwert, sondern vielmehr eine „Verhaltensblockierung“, die trotz eindeutiger Informationen über die Bedrohung eine angemessene Reaktion abwendet.

Gezielte Nachfragen nach potentiellen emotionsfokussierten Copingformen, z. B. Ablenken oder Verdrängen, ließen diesbezüglich kein entsprechendes (bewusstes oder vorbewusstes) Verhalten in der gegenwärtigen Gegenwart erkennen. Früher habe sie mit ihrer Schwester und ihrer Nachbarin über ihre Sorgen gesprochen, doch das habe ihr nichts gebracht, „was hätten sie ändern können?“ (Interview 2009). Im Gegenteil, das Gerede habe sie nur noch mehr gestresst und traurig gemacht. Diese Äußerung verdeutlicht, dass ihr emotionsfokussiertes Copingbemühen in Bezug auf die Copingform des sozialen Austausches zu einer Verschlechterung ihres Wohlbefindens führte und somit aufgrund der bestehenden Ineffektivität nachfolgend unterlassen wurde.

„The presence of *anxiety* suggests that an existential threat has not been successfully controlled by emotion-focused (cognitive) coping activity“,

betont LAZARUS (1991, S. 238; Hervorhebung im Original) und stellt in diesem Fall die Relevanz emotionsfokussierter Copingformen insbesondere im Kontext belastender Mensch-Umwelt-Transaktionen heraus, deren Realität aus der Perspektive der betroffenen Person trotz problemfokussierter Bemühungen – wie des „hart Arbeitens“, das für die 45-jährige Einwohnerin mit erheblichem Aufwand an Kraft verbunden ist (Interview 2009) – als unbeeinflussbar eingeschätzt wird. Dies lässt in diesem Zusammenhang auf eine externe Kontrollüberzeugung schließen, die Emotionen der Ohnmacht und Hilflosigkeit induziert und auf den bisher gemachten negativen Erfahrungen im Umgang mit den Stressoren basiert. Ferner wird deutlich, dass die Moderatorvariable „emotionale Unterstützung“, die kontextunabhängig in der Regel zunächst positive Konnotationen hervorruft und als Ressource aufgefasst wird, in diesem Fallbeispiel negative Risikomechanismen auslöst und folglich nicht a priori als Schutzfaktor zu begreifen ist.

Konstitutiv für Hilflosigkeitserleben sind nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 110) jenseits der erlebten Unkontrollierbarkeit einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion – dies demonstriert auch das vorliegende Interviewbeispiel – der Glaube an das persönliche Unvermögen sowie der Konflikt zwischen dem Wunsch, einfach aufgeben zu wollen und der Erfordernis, mit der belastenden Transaktion umgehen zu müssen. Wenn Erwartungen ob der Erreichbarkeit erwünschter Ziele gemindert sind sowie das eigene Verhalten hinsichtlich seiner Instrumentalität zunehmend abgewertet wird, dann ist letztlich auch zielbezogenes verdecktes und/oder offenes Handeln unterminiert. Den Autoren (2010, S. 191) zufolge muss Hilflosigkeitserleben nicht zwangsläufig auf einem motivationalen

Defizit beruhen, d. h. Ziele haben grundsätzlich nicht an Zugkraft verloren, wohl aber geht es um ein funktionales Defizit, d. h. den Verlust der Handlungskontrolle. Dieser zeigt sich auch bei der 45-jährigen Interviewpartnerin, deren kognitive Aktivitäten sich somit nicht mehr auf die Generierung von Handlungsalternativen oder auf die Ablösung von Zielen beziehen. Vielmehr steht der momentane emotionale Zustand im Fokus ihrer Aufmerksamkeit. Auf diese Weise interferieren die negativen Emotionen und das hohe Belastungsniveau mit einer effektiven Zielverfolgung. Sie verliert die Zuversicht hinsichtlich der Erreichbarkeit erwünschter oder der Vermeidbarkeit unerwünschter Ziele, indem sie potentielle Wege dorthin nicht mehr erkennen und mental simulieren kann.

Eine 35-jährige Migrantin und alleinerziehende Mutter eines dreijährigen Sohnes (vgl. Abb. 80) arbeitet als Verkäuferin in einem Kiosk und verdient nach eigenen Angaben

„gerade genug Geld, um Tag für Tag über die Runden zu kommen“ (Interview 2008).

Großen Stress bereiten ihr allerdings die finanziellen Anforderungen in Bezug auf die Gebühren des Kindergartenbesuches ihres Sohnes in Höhe von 100 Yuan pro Monat (rund 11 Euro). Sie finde es einerseits unfair, dass sie, obgleich sie schon seit fünf Jahren in Shibi wohne, aufgrund ihres *hukou*-Status im Gegensatz zu den lokalen Einwohnern Gebühren zahlen müsse, andererseits wisse sie ihre Möglichkeit des Inanspruchnehmens der Kindertageseinrichtung zu schätzen. Sie habe erfahren, dass Migrantenkinder in anderen Provinzen in den lokalen Kindergärten und Schulen nicht zugelassen werden und die Option des Zahlens von zusätzlichen Gebühren gar nicht erst angeboten werde. Somit sei sie froh, dass die Regelungen in Shibi Village für Migranten weniger streng seien. Sie könne ihren Sohn ohnehin nicht den ganzen Tag über beaufsichtigen, so dass sie auf diese Einrichtung und den Zutritt zum Kindergarten angewiesen sei. Im Interview wird deutlich, dass die 35-Jährige, ähnlich wie die anderen interviewten Einwohner, ein hohes Arbeitspensum aufweist und vor allem spät abends den Kiosk, um die verfügbare Zeit allokativ optimal zu nutzen, noch lange geöffnet hält.



Abb. 80: 35-jährige Migrantin mit ihrem dreijährigen Sohn in dem Kiosk, in dem sie als Verkäuferin tätig ist (eigene Aufnahmen 2008)

Neben dieser primär problemfokussierten Copingform versucht sie jedoch, ihre Gedanken und Ängste regelmäßig in einem Tagebuch festzuhalten. Insbesondere abends kurz vor dem Zubettgehen schreibt sie das, was ihr besonders wichtig ist und Kummer bereitet mit dem Ziel auf, die „negativen Gedanken“ (Interview 2008) nicht mit in den Schlaf zu nehmen; das helfe ihr sehr. Wie bereits die vorangegangenen Diskussionen in Bezug auf die Copingform der emotionalen Unterstützung aufzeigten, kann das Formulieren von Gedanken und Kognitionen bzw. das „Rauslassen von emotional Belastendem“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 205) eine förderliche Wirkung auf das subjektive Wohlbefinden erzeugen und daher eine entsprechende Effektivität, so auch in diesem Interviewbeispiel, aufweisen.

Keinen Stress bezüglich der schulischen und weiterführenden Ausbildung ihrer Kinder empfinden hingegen sieben Interviewpartner, die entweder über einen hinreichenden Zugang zum Schutzfaktor „Finanzkapital“ verfügen („Meine Schwiegereltern wollen später die Gebühren für die Oberschule übernehmen“; Interview 2009), einer langjährigen Ausbildung grundsätzlich keine Bedeutung beimessen („Unser Sohn soll nach der Mittelschule bei uns im Baugewerbe aushelfen, das ist wichtiger“; Interview 2007), auf genügend Finanzkapital zurückgreifen können und dennoch das Ausbildungsniveau ihrer Kinder für ihre Zukunft als belanglos erachten (Interviews 2009 bis 2011) oder aber für deren Kinder aufgrund hervorragender schulischer Leistungen Aussichten auf ein Stipendium für die Oberschule bzw. Universität bestehen (Interviews 2009). Ohne die Gefährdung subjektiv relevanter Ziele, Motive und Motivationen kann nach LAZARUS (1999) kein Stresserleben entstehen. So zeigen diese Interviewbeispiele, dass der Schutzfaktor „Finanzkapital“ nur bei einer vorliegenden Bedeutungsrelevanz bezüglich der Ausbildung der Kinder Schutzmechanismen (wie die Finanzierung von Gebühren und Schulmaterialien) entfaltet. Das individuelle Wohlbefinden im Rahmen einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion lässt sich folglich nicht ausschließlich auf der Basis von Außenbetrachtungen externaler Faktoren (z. B. Zugang zu Finanzkapital, institutionelle Voraussetzungen) erklären; zentral sind gleichermaßen die subjektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse eines Individuums einschließlich seiner Persönlichkeitseigenschaften.

6.1.2.3 Wasserqualität

Zwei wesentliche Stressoren, die teilweise direkt über die olfaktorische, gustatorische und visuelle Sinneswahrnehmung von rund 56 Prozent bzw. 35 der insgesamt 62 befragten Einwohner nach LUHMANN (1997) systemtheoretischem Ansatz parallel „beobachtet“ werden und aufgrund einer bewerteten Dysbalance zwischen eigenen Ressourcen und externalen Anforderungen Stresserleben erzeugen, umfassen die chemische Kontamination sowohl des Wassers aus der Rohrleitung und aus den Brunnenanlagen als auch des Flusswassers von Shibi Village (Interviews 2007 bis 2011). Die Qualität dieser Stressoren zeichnet sich insbesondere über die Dimensionen ihrer Dauerhaftigkeit (langzeitiges Bestehen), Bekanntheit

(keine neuartige Risikoexposition), Intensität (steigender Grad der Kontamination), aber auch durch ihre Unberechenbarkeit (Unsicherheit bezüglich des Auftretens und der Charakteristika gesundheitsschädigender Wirkungen) aus.

„Viele Menschen im Dorf sind wegen des verunreinigten Trinkwassers an Magenkrebs gestorben“,

berichtet ein 57-jähriger lokaler Einwohner und begründet diesen Zusammenhang mit der steigenden Kontamination des Grundwassers durch chemisch-toxische Ablagerungsprozesse, die seiner Auffassung nach zum einen auf die zunehmend in der Landwirtschaft eingesetzten Düngemittel, zum anderen auf die in der Tierhaltung (insbesondere in der Schweine-, Hühner, Krabben- und Hummerzucht) als Nahrungsergänzungsmittel verabreichten Chemikalien zurückzuführen sind (Interview 2007). Ein 67-jähriger lokaler Einwohner bekräftigt grundsätzlich die Annahme dieses Zusammenhangs und verweist auf eine wahrgenommene, im Vergleich zur Zeit von vor 20 Jahren gewachsene Sterberate von an Magenkrebs erkrankten Menschen (Interview 2009). Allerdings relativiert er seine Aussage, indem er gleichzeitig zu bedenken gibt, dass das Diagnostizieren und Früherkennen von Krebserkrankungen sich aufgrund fehlender personeller und materieller Ressourcen vor zwei Jahrzehnten noch durch eine größere Rückständigkeit auszeichneten und somit nicht mit hundertprozentiger Sicherheit von einem tatsächlichen Anstieg der Krebsrate ausgegangen werden könne. Dennoch habe er große Angst vor möglichen gesundheitlichen Folgeschäden und schließe infolge der unsicheren Ausgangslage das Erkranken an Magenkrebs prinzipiell nicht aus (Interview 2009).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit konnten hinsichtlich der (angenommenen) positiven Korrelation zwischen kontaminiertem Trinkwasser und (Magen-) Krebserkrankungen in Shibi Village vonseiten der lokalpolitischen bzw. administrativen Ebene keine die Aussagen der beiden Interviewpartner verifizierenden oder falsifizierenden Informationen bezogen werden (vgl. hierzu auch Kap. 5.4 bezüglich der erschwerten Rahmenbedingungen der Datenbeschaffung). Trotz der bei den lokalen Einwohnern anlässlich ihres Angsterlebens bestehenden erhöhten Wahrnehmungsbereitschaft im Hinblick auf die Kontaminierungsprozesse des Trinkwassers und möglicher Gesundheitsrisiken sind ihre Wahrnehmungsmöglichkeiten (vgl. Kap. 2.4.2) vor dem Hintergrund der in diesem Kontext gezielten Vorenthaltung von Informationen durch die Dorfkomiteeleiter – „die geben uns keine verlässlichen Auskünfte“ (Interview mit einer 38-jährigen lokalen Einwohnerin im Jahr 2011) – jedoch eingeschränkt. Nicht alle Umweltausschnitte sind demnach unmittelbar der Wahrnehmung bzw. über die strukturelle Kopplung dem psychischen System nach LUHMANN (1997) zugänglich, so dass hieraus ein verstärktes Unsicherheitserleben in Ermangelung einer sachkundig fundierten Aufklärung resultieren kann.

Ob eine positive Korrelation zwischen kontaminiertem Trinkwasser und Magenkrebserkrankungen tatsächlich die „Realität“ der Mensch-Umwelt-Transaktionen der befragten Einwohner von Shibi Village widerspiegelt, ist allerdings für das Forschungsinteresse dieses Beitrags weniger relevant. Entscheidender ist die Ana-

lyse der subjektiven Bewertungsprozesse, die als hauptsächliche Vermittlungsinstanz bei der Entstehung von psychischem Stress, Emotionen und den Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden anzusehen sind. In diesem Zusammenhang sei auf das in Kapitel 3.3.5 thematisierte Thomas-Theorem

„If men define situations as real, they are real in their consequences“

von THOMAS und THOMAS (1928, S. 572) verwiesen. Demzufolge sind Transaktionen, die Menschen als wirklich definieren, auch in ihren Folgen real. Die Interpretation der Situation bestimmt das Verhalten – unabhängig davon, ob diese Interpretation (zunächst) „objektiven“ Gegebenheiten entspricht oder nicht. So führt beispielsweise die sich intensivierende Angst vor einer Magenkrebserkrankung bei dem zuvor erwähnten 57-jährigen lokalen Einwohner zu einem ausgeprägten problemfokussierten, defensiven und offenen Vermeidungshandeln, indem er seinen Zugang zur lebenswichtigen Ressource „Trinkwasser“ ausschließlich auf die Benutzung von einem automatisierten Wasserspender für Polycarbonat (PC)-Wasserflaschen mit einem 20-Liter-Inhalt beschränkt und alternative Handlungsoptionen, z. B. das Abkochen von Leitungswasser, dezidiert ablehnt (Interview 2007).

Die verschiedenen Interviewaussagen der lokalen Einwohner Shibis lassen in Bezug auf die wahrgenommene und Stresserleben induzierende, jedoch hinsichtlich ihrer Qualität unterschiedlich bewerteten Kontamination des Trinkwassers somit divergentes Copingverhalten erkennen. Während eine 37-jährige Migrantin auf die das Leitungswasser reinigende Wirkung eines mit Filterkartusche betriebenen Trinkwasserfilters vertraut (Interview 2008), bevorzugt eine 45-jährige lokale Einwohnerin bewusst die problemfokussierte Copingform des mindestens zehnminütigen Abkochens des Leitungswassers (Interview 2009). Ob dieses Handeln eine Beseitigung der im Wasser enthaltenen Mikroorganismen (z. B. Bakterien) und/oder chemischen Rückstände bewirkt, können beide Interviewpartnerinnen nicht mit endgültiger Sicherheit bezeugen, allerdings rieche und schmecke ihrer Auffassung nach das gereinigte bzw. abgekochte Wasser weniger streng als das unbehandelte. Ferner betont die 45-jährige Einwohnerin, dass sie das Leitungswasser seit etwa zehn Jahren abkoche und sich mittlerweile an diesen Vorgang gewöhnt habe (Interview 2009). Nur wenn sie genauer darüber nachdenke, steigen die Ängste vor möglichen Gesundheitsschäden. Sie hoffe sehr, dass ihr und ihrer Familie nichts passieren werde.

Dieses Interviewbeispiel verdeutlicht erneut die motivationale Komponente des emotionalen Erlebens von Hoffnung, die den Glauben an einen positiven Ausgang beinhaltet und somit das Aufrechterhalten vorangegangener Verhaltensweisen begünstigt. Aufgrund der langjährigen und sich aus der Perspektive der Interviewpartnerin bewährenden Erfahrung des Abkochens von Leitungswasser hat offenbar eine Habituation dieses Handelns auf Basis der kontinuierlich anhaltenden Wirkungsdauer des Stressors eingesetzt, so dass sukzessive eine in das Alltagsgeschehen integrierte Desensibilisierung gegenüber der Trinkwasserkontamination besteht, die lediglich durch eine bewusst selektive Aufmerksamkeit, gekennzeichnet durch das gezielte Nachdenken bzw. Evaluieren der belasteten Mensch-Umwelt-

Transaktion, unterbrochen wird. Nachfragen zeigen, dass in diesem Fall zwischen den Variablen Dauer und Stressausmaß ein Sinnzusammenhang dahingehend vorliegt, dass die Wirkungsdauer des Stressors zu Habituationsprozessen und somit phasenweise zu einer Reduzierung des psychischen Stresserlebens führt (Interview 2008). In diesem Sinne erfasst die strukturelle Kopplung des psychischen Systems nach LUHMANN (1997) nur einen beschränkten Ausschnitt der Umwelt, so dass

„alles damit ausgeschlossene [...] nicht irritierend und stimulierend, sondern nur destruktiv auf das System einwirken [kann]“ (ebd., S. 107).

Ob sich die (angenommene) Trinkwasserkontamination trotz des Abkochens möglicherweise bereits in der Gegenwart der Gegenwart (vgl. Kap. 2.3.2) gesundheitsschädigend auf das biologische System bzw. auf die dem Menschen „inhärenten Umwelt“ (vgl. Kap. 2.1.3) auswirkt, bleibt jedoch im Rahmen dieser Arbeit spekulativ.

Ein 42-jähriger lokaler Einwohner hingegen lehnt hinsichtlich der Trinkwasserversorgung die Nutzung von Leitungswasser, das seiner Sinneswahrnehmung entsprechend seit etwa fünf Jahren besonders „stark stinkt und nach Chemie schmeckt“ (Interview 2009) grundlegend ab und führt stattdessen die sich seinen Aussagen folgend seit Generationen bewährende Tradition der Verwertung von Brunnenwasser als Trinkwasserressource fort (Interview 2009). Er habe zwar gehört, dass das Brunnenwasser von landwirtschaftlichen Düngemitteln verunreinigt sei, so dass er das Wasser vorsichtshalber mit einem Baumwolltuch filtere (vgl. Abb. 81). Allerdings vertraue er dennoch aufgrund des nach wie vor bestehenden süßlich-leckeren Geschmacks des Wassers auf eine gute Trinkwasserqualität.

Während des Interviewverlaufs konnten jedoch mittels einer gezielten Aufmerksamkeitslenkung auf mögliche Ursachen für Stresserleben vorbereitete Kognitionen bzw. nach LAZARUS (1995b) Prozesse des kognitiven Unbewussten auf-



Abb. 81: 42-jähriger lokaler Einwohner bei der Brunnenwasserentnahme und Wasserfilterung mittels eines Baumwolltuchs in Shibi Dorf 2 (eigene Aufnahme 2009)

seiten des Interviewpartners aufgedeckt werden, die Stresserleben vor dem Hintergrund einer doch nicht auszuschließenden Bedrohung der Gesundheit durch Folgewirkungen von kontaminiertem Brunnenwasser erkennen lassen (Interview 2009). Der 42-jährige Einwohner begründet mit dem Verweis auf seine niedrige Schulbildung seine Unfähigkeit, die Prozesse der Entstehung und Tragweite einer möglichen Brunnenwasserverschmutzung verstehen und angemessen einschätzen zu können:

„Ich bin doch ein einfacher, ungebildeter Mensch. [...] Aber ja, es stresst mich schon, dass das Brunnenwasser verunreinigt sein könnte, doch es schmeckt so gut. Es kann doch nicht schädlich sein.“ (Interview 2009).

Die Frage nach der Effektivität der Wasserfilterung mittels eines Baumwolltuchs ließen ferner Zweifel seinerseits erkennen. Schmutzpartikel, betont der Interviewpartner, könne er abfiltern, doch ob dies auch für chemische Substanzen gelte, wisse er nicht (Interview 2009).

Diese Interviewaussagen machen deutlich, dass sich (emotional beeinflusste) gleichzeitig in der gegenwärtigen Gegenwart bestehende kontradiktorische Überzeugungen nicht ausschließen lassen und somit konforme Verhaltensweisen nicht zwangsläufig bestehen (vgl. auch Kap. 3.3.3). Einerseits ist der 42-jährige lokale Einwohner aufgrund der positiven gustatorischen Wahrnehmungsprozesse von einer annehmbaren Trinkbarkeitsqualität des Brunnenwassers überzeugt und handelt durch das Zurückgreifen auf diese Ressource entsprechend. Andererseits glaubt er zugleich, wie sich erst im Interviewverlauf tiefer gehend herausstellt, an die Kontamination des Brunnenwassers. Diese zueinander in Widerspruch stehenden Interviewaussagen geben demgemäß Anlass zu der Vermutung, dass er die mögliche Gefahr von Gesundheitsrisiken vor dem Hintergrund der traditionellen und ihm vertrauten Handlung, Brunnenwasser als Trinkwasserressource zu nutzen, überwiegend (vorbewusst) verdrängt.

Menschen unterdrücken, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 124) skizzieren, die Belastung einer Mensch-Umwelt-Transaktion, von der sie sich in Ermangelung an Handlungsalternativen und Unsicherheitserleben überwältigt fühlen; sie verschließen die Augen vor einem potentiellen Schaden oder einer Bedrohung. Rituale, so die Autoren (ebd., S. 124), verleihen hingegen unvertrauten Transaktionen eine Struktur und tragen dazu bei, den Umgang mit einem belastenden Ereignis (vermeintlich) zu regulieren. Das Ritual habe, betont GIDDENS (1995) aus strukturationstheoretischer Perspektive, häufig etwas Zwanghaftes, jedoch gleichzeitig auch etwas zutiefst Tröstliches an sich, denn „es verleiht einer gegebenen Menge von Praktiken etwas Sakramentales“ (ebd., S. 133). Die Frage, weshalb der 42-jährige Interviewpartner keinen Wasserspender oder den käuflichen Erwerb von Wasserflaschen in Betracht zieht, konnte dieser trotz intensiven Nachdenkens nicht beantworten (Interview 2008). Diese auf verbaler Ebene nicht mitteilbare und ergründbare und somit nach GIDDENS (1984) auf einem praktischen Bewusstsein (vgl. Kap. 2.6.2) beruhende Ratlosigkeit oder Unentschiedenheit legt den Erklärungsversuch nahe, dass die ritualisierte Verhaltensweise des Holens und Filterns des Brunnenwassers offenbar einen tief greifenden Bindungscharakter (vgl. Kap. 3.3.3) einnimmt und somit die Wahrnehmungsbereitschaft und Neubewertungsprozesse hinsichtlich alternativer Copingmechanismen in den Hintergrund rücken. Aus der Perspektive des 42-Jährigen vermittelt das Ritual mutmaßlich Halt und Orientierung, indem es durch repetitives und somit routiniertes Verhalten die Komplexität der Mensch-Umwelt-Transaktion im Sinne LUHMANN (1997) reduziert und weniger Irritationen auslöst. Über die Frage, was Menschen tun *können*, sollte hinausgehend somit die Frage danach, was sie bewusst oder unbewusst tun *wollen*, nicht vernachlässigt werden. Für dieses Interviewbeispiel

ist eine Inkompatibilität zwischen der Modifikation des Copingverhaltens und dem Struktur gebenden Ritual anzunehmen, welches in Anlehnung an GIDDENS' Theorie der Strukturierung (1984) aus dem Handeln resultiert und zugleich Handeln produziert und reproduziert. Struktur definiert die Rahmenbedingungen individueller Handlungsoptionen, schränkt das Verhalten jedoch in diesem Fall ein (vgl. auch Kap. 2.6.2).

Im Gegensatz zu dem 42-jährigen Interviewpartner meidet ein 47-jähriger lokaler Einwohner seit etwa zehn Jahren die Nutzung des Brunnenwassers als Trinkwasserressource (Interview 2009). Dieses bewusste Unterlassungshandeln führt er auf seine Angst zurück, „von dem Wasser krank zu werden“ (Interview 2009). Zwar schmecke dieses genauso wie früher, doch der durch Shibi fließende Fluss sei, was man auch sehen und riechen könne, durch die industriellen Abwässer derart verschmutzt, dass sich diese Verunreinigung nach Auffassung des 47-jährigen Einwohners zwangsläufig über das Grundwasser auf die Beschaffenheit des Brunnenwassers auswirken müsse. Jedenfalls misstraue er grundsätzlich der Wasserqualität und kaufe (problemfokussiert, wie die Frage nach seinem Copingverhalten offenbart) lediglich Trinkwasserflaschen aus dem Supermarkt (Interview 2009). Dass die Kontamination des Flusswassers bei ihm ausgeprägtes Stresserleben infolge der Wahrnehmung und Bewertung von einer Schädigung respektive eines Verlusts erzeugt und Folgestressoren impliziert, wird auf der Grundlage seiner photographischen Motivauswahl bzw. des Festhaltens selbstrelevanter Umweltausschnitte im Rahmen seiner Beteiligung an der Autophotographie-Methode besonders deutlich (vgl. exemplarisch Abb. 82).



Abb. 82: Flusswasserverschmutzung in Shibi Dorf 3 im Jahr 2009 (Photoaufnahmen von einem 47-jährigen lokalen Einwohner im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Sieben der insgesamt zwölf aufgenommenen Photographien dokumentieren die visuell wahrnehmbare Kontamination des Flusswassers infolge des, wie der Interviewpartner betont, illegalen Ableitens chemisch verunreinigter Abwässer durch die in Shibi und in der Umgebung ansässigen Fabrikanlagen (Interview 2009). Er kenne keine einzige Fabrik, die ihre Abwässer über eine Kläranlage reinige.

Um das Ausmaß der seiner Ansicht nach nicht hinreichend präzise auf seinen Photoaufnahmen zum Ausdruck gelangenden Flusswasserverschmutzung zu ver-

anschaulichen und zu konkretisieren, führte er die Verfasserin dieses Beitrags den Fluss entlang und verwies vielerorts auf die visuell aber auch olfaktorisch wahrnehmbare, durch Chemikalien verursachte Kontamination des Flusswassers. Die Verunreinigung ist den Interviewaussagen des 47-jährigen Einwohners folgend v. a. auf die Industrieabwässer der sich Anfang der 1990er Jahre in Dorf 3 niedergelassenen Reisfabrik zurückzuführen. Als Kind sei er noch in dem Fluss geschwommen und die Menschen hätten das Flusswasser, nachdem sie es für einige Tage zur Sedimentablagerung in Tanks aufbewahrt hatten, getrunken. Vor rund 20 Jahren habe es noch einen umfangreichen Fisch- und Krabbenbestand gegeben, so dass einige Bewohner vom Fisch- und Krabbenfang leben konnten.

„Heute aber ist der Fluss tot, dreckig und stinkt.“ (Interview 2009).

Dass das Flussgewässer vor zwei Dekaden für viele Dorfbewohner ein sozialökologisches Habitat in Bezug auf ihre Freizeitgestaltung (z. B. hinsichtlich der Naherholung in Form von schwimmen, angeln oder spazieren gehen) und den unbeschränkten Zugang zu Ressourcen (z. B. Trinkwasser, Flussgetier) darstellte, verdeutlichen inhaltlich vergleichbare Aussagen von zehn weiteren Interviewpartnern (Interviews 2007 bis 2009). Die Frage nach dem Umgang mit dem Risikofaktor „Flussverschmutzung“ lässt aufseiten der befragten Bewohner eine Machtlosigkeit aufgrund fehlender problemfokussierter Copingoptionen erkennen, wie sich mehrfach in ähnlicher Weise durch die appellative Frage „Was kann ich denn schon machen?“ (z. B. im Interview mit einer 25-jährigen Migrantin im Jahr 2008) zeigt. Emotionsfokussierte Copingformen hingegen, die ausschließlich personenbezogen das Kontrollieren der mit dieser Mensch-Umwelt-Transaktion verbundenen Emotionen intendieren, finden jedoch bewusst und vermutlich auch, wie die Analyse der Interviewaussagen nahelegt, vor- und unbewusst Anwendung.

So vertritt beispielsweise ein 64-jähriger lokaler Einwohner die Ansicht, dass man dem „Niedergang der Flusses“ (Interview 2009) lediglich mit Humor begegnen könne. Deshalb sage er zu seiner Frau, dass das Flusswasser nun in allen Farben schimmere und viel bunter und schöner und nicht mehr so eintönig aussehe wie früher (Interview 2009). Diese neue Farbgebung führt er auf die farblich unterschiedliche, chemische Zusammensetzung der Industrieabwässer zurück. Auch in dem mit dem 64-jährigen Einwohner zwei Jahre später geführten Folgeinterview behielt er die emotionsfokussierte Copingform des humorvollen Betrachtens aufgrund ihrer bestehenden Effektivität aufrecht. Ohne Humor wären seiner Auffassung nach die

„Veränderungen [bezüglich der Flusswasserkontamination; Anm. der Verf.] kaum zu ertragen“ (Interview 2011).

Die dem deutschen Schriftsteller Otto J. BIERBAUM (1865-1910) zugeschriebene Redewendung – „Humor ist, wenn man *trotzdem* lacht“ – skizziert in zutreffender Weise diese Mensch-Umwelt-Transaktion des Interviewpartners. Selbsttröstung durch Schmunzeln oder Lachen geschieht vor dem Hintergrund, dass eine Lösung des Problems bzw. ein problemfokussierter Umgang mit dem Risikofaktor „Wasserverschmutzung“ nicht zu antizipieren ist. Dabei ist das Annäherungsziel grund-

legend, sich nicht von der belastenden Transaktion bestimmen zu lassen und das Erleben von Machtlosigkeit zu reduzieren.

Schon Sigmund FREUD (1927) hatte den Humor als einen wirkungsvollen Abwehrmechanismus beschrieben, durch den das Ich davor geschützt wird, sich durch widrige Umstände kränken zu lassen und unnötig zu leiden. Basierend auf dieser Sichtweise gründet nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 293) Humor als Copingform auf der Fähigkeit eines Individuums, die negativen Implikationen einer Mensch-Umwelt-Transaktion so umzudeuten respektive neu zu bewerten, dass einerseits der empfundene Schaden/Verlust nicht gänzlich ignoriert wird, andererseits aber in konstruktiver Weise Bedeutungsfacetten generiert werden, die ein sich Distanzieren von der belastenden Transaktion ermöglichen und erleichtern. Nach LUHMANN (1974, S. 116) muss in diesem Sinne, wie Kapitel 2.1.2 ausführlich reflektierte, das (psychische) System

„hinreichend viele Zustände annehmen können, um in einer sich ändernden Umwelt bestehen und sich anpassen zu können“.

Das Beispiel des 64-jährigen Interviewpartners zeigt nachdrücklich, dass diesem systemtheoretischen Verständnis folgend auch die auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinende emotionsfokussierte Copingform der humorvollen Betrachtungsweise einen intrapsychischen Zustand markiert, der akkomodativ über die Modifikation der Betrachtungsweise (und nicht assimilativ über die Änderung von Gegebenheiten) sowie über den Prozess des Distanzierens Stresserleben und negative Emotionen wie Ärger oder Wut zu reduzieren vermag.

Die Interviewaussagen der befragten Einwohner Shibis verdeutlichen jedoch, dass Transaktionen umso kritischer wahrgenommen und bewertet werden, je mehr sie mit den zentralen Zielen und Anliegen der Person interferieren – LAZARUS (1999) spricht in diesem Zusammenhang auch von *goal commitments* (vgl. Kap. 3.3.3) – und sie die Erreichung hochrelevanter und übergeordneter Ziele und Bedürfnisse vorübergehend oder dauerhaft vereiteln. Dies zeigt sich im Vergleich zu den übrigen Befragten insbesondere bei dem vorangehend erwähnten 47-jährigen Einwohner (Interview 2009), der bereits in dem Interview vor seiner Teilnahme an der in die Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse tiefer gehende Einblicke gewährenden Autophotographie-Methode ausführlich die nachhaltigen Auswirkungen der Flusswasserverschmutzung auf seine Mensch-Umwelt-Transaktionen schildert. Aus seiner Perspektive ist die Degradierung des Flusses zu einem „Auffangbecken für Industrieabwässer“ (Interview 2009) als Symbol für die fortschreitenden Veränderungsprozesse in Shibi Village anzusehen, die seinen Aussagen folgend auf die steigende Ansiedlung von Fabrikanlagen, die umfassende Landenteignung im Zuge des neuen Südbahnhofes, die Errichtung neuer, asphaltierter Straßen und das Ersetzen alter traditioneller Häuser durch neue, mehrstöckige Wohngebäude zurückzuführen sind.

„Es ist alles anders als früher geworden“ (Interview 2009),

bedauert der 47-Jährige und begründet seine ablehnende Einstellung gegenüber den Transformationsprozessen mit dem Verlust von Lebensqualität und Heimat-

gefühlen. Den Fluss habe er als Aufenthaltsort stets geliebt, zur Entspannung zum Angeln genutzt, einen Großteil seiner Kindheit dort verbracht, am Ufer gespielt und gebadet. Er ziehe sich noch gelegentlich dorthin zurück, wenn er Ruhe brauche, doch dies sei nicht mehr dasselbe wie damals (vor rund zehn Jahren; Anm. der Verf.). Er vermisse „das alte, dörflich geprägte Shibi“ (Interview 2009) und verweist in diesem Zusammenhang zur veranschaulichenden Konkretisierung seiner Aussage auf das von ihm bewusst auserwählte und aufgenommene Photomotiv (vgl. obige Abb. 82, rechtes Bild), auf dem am oberen Bildrand ein altes, verfallendes Fischerboot zu sehen ist, das den Niedergang der Fischfangs als Folge der Wasserverschmutzung und somit den Verlust von Tradition und „ländlicher Lebensweise“ (Interview 2009) symbolisiert.

Er sei sehr verärgert über die Rücksichtslosigkeit der Fabrikbesitzer und habe darüber hinaus eine große Angst davor, dass sich das Dorf bedingt durch den neuen Bahnhof und der damit verbundenen Ausbreitung der Stadt (Guangzhou; Anm. der Verf.) zu einem *chengzhongcun*, zu einem *Urban Village* (vgl. Kap. 4.2.2) entwickeln könne. Als Negativbeispiel benennt er das im Stadtzentrum gelegene *Urban Village* „Liede“ (vgl. ebenfalls ausführlicher Kap. 4.2.2), in dem der durch das Gebiet führende Fluss ebenfalls verschmutzt sei und keinen Rückzugsort mehr für die ansässigen Menschen biete (Interview 2009). Nachfragen präzisieren ferner seine Kenntnisse über den zum Interviewzeitpunkt im Jahr 2009 bereits begonnenen Abriss Liedes im Zuge der städtebaulichen Expansionsprozesse durch den neuen CBD „Zhujiang New Town“ (vgl. Kap. 4.2.2).

„Ich habe Angst davor, dass das Shibi auch passieren wird.“ (Interview 2009).

Dieses Angsterleben bringt er autophotographisch mittels zweier Photoaufnahmen von der im Rahmen des Bahnhofprojektes voranschreitenden Konstruktion der Betonpfeiler auf den noch bis zum Jahr 2007 genutzten Landwirtschaftsflächen von Shibi Dorf 3 zum Ausdruck (vgl. Abb. 83), auf denen derzeit (Stand 2009) die Bahngleistrasse nach Wuhan errichtet wird (Interview 2009).

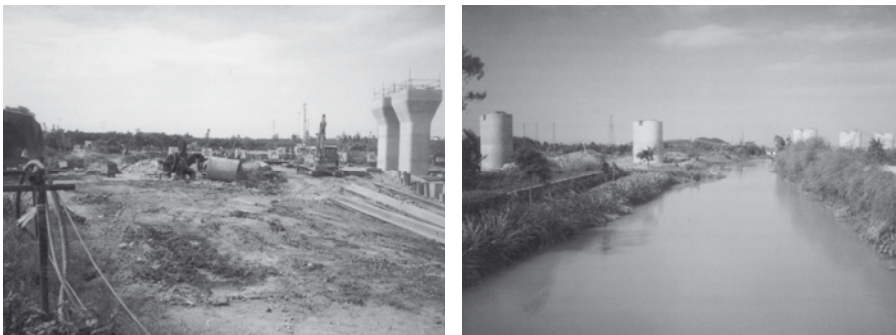


Abb. 83: Beginn der Konstruktion von Hochbahngleisanlagen auf den ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen von Shibi Dorf 3 im Jahr 2009 (Photoaufnahmen von einem 47-jährigen lokalen Einwohner im Rahmen der Autophotographie-Methode)

Diese bewusste Motivauswahl des 47-jährigen Einwohners versinnbildlicht am Beispiel der Implementierung des Bahnhofprojektes seine Abwehrhaltung gegenüber den zunehmenden Urbanisierungsprozessen und rückt seine Angst ins Zentrum seiner Mensch-Umwelt-Transaktion, die durch die mediale Reduzierung seiner von ihm konstruierten Wirklichkeit auf ein zweidimensionales Bildobjekt eine sichtbare Form erhält. Die landwirtschaftlichen Nutzflächen seien bereits verkauft, so dass es seiner Vermutung nach nur eine Frage der Zeit sei, bis Shibi sich zu einem *Urban Village* entwickeln und dann abgerissen werde.

„Auf den Photos sieht man, dass die Stadt (Guangzhou; Anm. der Verf.) unser Dorf erreicht hat“ (Interview 2009).

Diese Aussagen des 47-jährigen Einwohners, die im Sinne UEXKÜLLS (vgl. Kap. 3.1.1) auf eine komplexe und vielschichtige Merkwelt des Interviewpartners hindeuten, lassen ein gleichzeitiges Bestehen mehrerer Ziele erkennen, die sich auf der Grundlage von Motiven generieren und in einem individuellen Sinnzusammenhang thematisch und hierarchisch geordnet sind. Motive (vgl. Kap. 3.3.1) verleihen als Bewertungsdisposition wahrgenommenen Umweltausschnitten eine Bedeutung und wirken appellativ, d. h. sie legen einem Individuum bestimmte Wahrnehmungen, Interpretationen und Verhaltensweisen näher als andere mögliche in der konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion. Für den 47-jährigen Interviewpartner ist der Fluss konnotativ primär als immaterieller Schutzmechanismus mit positiven Kindheitserinnerungen und angenehmen Emotionen, mit Ruhe und Wohlempfinden verknüpft, die seine motivische Neigung der (fluvialen) Naturverbundenheit beschreiben und die Relevanz des seit Jahren bestehenden Erhaltungsziels begründen, die Flusslandschaft nicht durch Kontaminierungsprozesse zu zerstören, sondern ihren Ist-Zustand zu bewahren. Diese Vergangenheitsorientierung, dieses Festhalten wollen an dem Erhalt eines Status quo zeigt eine appellative Wirkung in Bezug auf eine durch das emotionale Erleben von Ärger und Angst mit beeinflusste, erhöhte Wahrnehmungsbereitschaft von den genannten sozialräumlichen Veränderungsprozessen (s. o.) und generiert das übergeordnete Erhaltungsziel, den dörflichen Charakter von Shibi Village (weitestgehend) vor der Transformation zu einem *Urban Village* zu schützen. Dass der 47-jährige Einwohner über die aus seiner Perspektive negativen Entwicklungen in Liede informiert ist und mit den objektiven Gegebenheiten übereinstimmendes Wissen vorzeigen kann (vgl. Abb. 84), verweist auf sein verstärktes Interesse und dadurch intensiviertes Aufmerksamkeitsniveau bezüglich der Implikationen von Urbanisierungsprozessen.

Vor dem Hintergrund dieser Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse von einem bereits eingetretenen Schaden/Verlust sowie der antizipierten Bedrohung zukünftiger Veränderungen und des tief greifenden und vielfältigen Bindungsempfindens des Interviewpartners zu Shibi Village entsteht „viel Stress“ (Interview 2009), der dem 47-Jährigem

„oft die Freude am Leben [nimmt]“ (Interview 2009).



Abb. 84: Der Fluss von Liede und die kurz vor dem Abriss stehende Bebauung entlang der Uferseiten (eigene Aufnahmen 2009)

Motive setzen die Rahmenbedingungen für das Erleben und offenes sowie verdecktes Handeln fest. Auf der Grundlage seiner hohen (emotionalen) Ich-Beteiligung, die aus der großen Bedeutung der Ereignisse für seine eigenen Ziele resultiert, signalisiert er jedoch Handlungsbereitschaft und ließ sich als Dorfvertreter mit der Intention wählen, auf politisch-administrativer Ebene gegen die Ursachen und Folgen der Flussverschmutzung und gegen die einsetzenden Transformationsprozesse in Shibi Village anzugehen. Er zweifle zwar daran, ob er wirklich was ändern könne; bis jetzt sei es ihm noch nicht gelungen. Doch ihm sei es lieber, seine Meinung öffentlich vorzutragen und zu kämpfen statt nur zuzuschauen (Interview 2009). Ob der 47-jährige Einwohner auf seine Wirkwelt, wie es UEXKÜLL (1928) formuliert, in der zukünftigen Gegenwart tatsächlich Einfluss nehmen kann, bleibt im Rahmen dieser Arbeit offen. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass er hinreichend motiviert ist, seine Stress erzeugende Mensch-Umwelt-Transaktion über problem- und emotionsfokussiertes Copingverhalten zu modifizieren, indem er sich als Dorfvertreter zur Wahl aufstellen ließ und gleichzeitig das emotionale Erleben von Ärger und Angst durch das nicht nur Zuschauen, sondern auch (offen) Handeln wollen zumindest phasenweise zu regulieren und somit zu reduzieren versucht (Interview 2009).

In der Gesamtbetrachtung der Interviewergebnisse ist eine (fortschreitende) Komplexität der Mensch-Umwelt-Transaktionen in Bezug auf den Risikofaktor der im Vergleich zu der Zeit vor der Reform- und Öffnungspolitik Chinas zunehmenden Kontamination von Leitungs-, Brunnen- und Flusswasser zu beobachten. So bedürfen (vormals) ritualisierte oder traditionelle Verhaltensweisen einer Neubewertung und Modifizierung (z. B. nun bestehende Erfordernis des Abkochens von Trinkwasser oder des Ersetzens des Fischfangs durch neue Erwerbsquellen), so lässt eine wachsende Verunsicherung bezüglich der Schwere und der Auswirkungen verunreinigten Trinkwassers Handlungsspielräume unscharf werden (was *kann* und *soll* ich *wie* tun?) sowie kontradiktorische Überzeugungen aufgrund von Unsicherheitserleben entstehen (Vertrauen und gleichzeitiges Misstrauen in die Trinkwasserqualität) und/oder die Flusswasserverschmutzung wird als übergeordnetes Symbol für die wachsenden, komplexer werdenden Veränderungsprozesse

in Shibi Village sowie für den Verlust von Lebensqualität und Heimatgefühlen angesehen (z. B. durch die Ansiedlung von Fabrikanlagen, die Konstruktion des Südbahnhofes, die Landenteignung oder den Neubau mehrstöckiger Wohnhäuser infolge des Zustroms von Migranten).

Um die Bedeutung der von den interviewten Einwohnern über visuelle, gustatorische und olfaktorische Wahrnehmungsprozesse beobachteten Wasserkontamination hinsichtlich ihrer Qualität und Intensität und möglicher Folgewirkungen (eventuell erhöhtes Magenkrebsrisiko) angemessen bewerten zu können, ist ein (Vor-)Wissen notwendig, über das die Interviewpartner jedoch aufgrund einer unzureichenden Informationspolitik seitens der Dorfkomitees nicht verfügen. Diese (offenbar gezielte) Vorenthaltung von Informationen ruft Misstrauen, Angst und vor allem Verunsicherung hervor, die sich in einer Vielfalt unterschiedlicher offensiver und defensiver, problem- und emotionsfokussierter Copingformen widerspiegelt (z. B. Kauf von Wasserspender/Trinkwasserfilter/Wasserflaschen, Abkochen des Trinkwassers, Filterung des Brunnenwassers mittels Baumwolltuch, Aufstellung zur Wahl als Dorfvertreter, Verdrängen, Hoffen oder humorvolles Betrachten). Hinsichtlich der Effektivität dieser Copingformen in Bezug auf das Kriterium der Minimierung bzw. des Ausschließens gesundheitlicher Beeinträchtigungen infolge von kontaminiertem Trinkwasser ist anzunehmen, dass insbesondere offene, offensive und problemfokussierte, eine direkte Exposition mit dem Trinkwasser vermeidende Copingformen (z. B. durch den Erwerb von Wasserspendern) das Risiko negativer Folgewirkungen verringern oder gänzlich abwenden. Trotz der subjektiv positiv bewerteten Auswirkungen defensiver Copingformen (z. B. Verdrängen) auf das (psychische) Wohlbefinden sind für die dargelegten Mensch-Umwelt-Transaktionen diese Copingformen (von außen betrachtet) – auch aufgrund bestehender Copingalternativen (z. B. Kauf von Trinkwasserflaschen) – als ineffektiv einzuschätzen. Vor diesem Hintergrund ist festhalten, dass Copingprozesse und ihre Resultate notwendigerweise separat zu erfassen sind;

„Coping is not a snake-oil that can cure whatever ails us” (PEARLIN 1991, zitiert nach SOMERFIELD und MCCRAE 2000, S. 623).

6.1.2.4 Kriminalität

Insgesamt acht lokale Einwohner und zwei Migranten beantworten die Frage nach den Ursachen für mögliches Stresserleben mit dem Verweis auf die (von ihnen wahrgenommene) insbesondere in den vergangenen zehn Jahren stark angestiegene Kriminalitätsrate in Shibi Village (Interviews 2007 bis 2009). Als Beispiele benennen sie die (rechtsverletzende) Zunahme von Diebstahl (insbesondere von Motorrädern und Baumaterial), der teilweise über nächtliche Hauseinbrüche erfolgt (v. a. Entwendung von Geld und Wertgegenständen), und Raubüberfällen entlang der abseits gelegenen Ausfallstraße von Shibi Dorf 1. Physische Gewaltanwendung sei nach Angaben der Interviewpartner in diesem Kontext bislang

nicht aufgetreten. Fünf der lokalen Einwohner führen diesen Kriminalitätsanstieg auf den wachsenden Zuzug von Migranten nach Shibi zurück, die ihrer Ansicht nach aus Neid und Habgier, aber auch aus Gründen der Armut und Hilflosigkeit Diebstahl oder Einbrüche begehen. Aus der Perspektive von zwei weiteren Einwohnern hingegen besteht vielmehr ein Zusammenhang zwischen der deutlichen Zunahme der arbeitslosen Einwohner infolge der Landenteignungsprozesse einerseits und der wachsenden Kriminalität andererseits.

„Viele Menschen, die arbeitslos sind und kein Geld haben, stehlen“,

lautet die Auffassung eines 64-jährigen lokalen Interviewpartners (Interview 2009). Die zwei interviewten Migranten hingegen schließen als mögliche Ursachen sowohl den Zuzug „unserer Landsleute“ (Interview 2008) als auch die steigende Arbeitslosenrate der lokalen Bevölkerung nicht aus. Letztendlich seien die Gründe jedoch nicht von entscheidender Bedeutung, argumentieren sie. Viel wichtiger sei es, sich vor den kriminellen Handlungen zu schützen (Interviews 2008).

Eine 35-jährige Migrantin (vgl. Abb. 85) beispielsweise demonstriert vor diesem Hintergrund die von ihrem Ehemann im Jahr 2005 installierten Stahltüren im Eingangsbereich ihres Wohnhauses. Seitdem fühle sie sich sicherer und habe keine Angst mehr davor, dass bei ihnen eingebrochen werden könne. Diese Aussage lässt erkennen, dass die ursprüngliche Bewertung von Stress in Bezug auf die antizipierten Folgen eines möglichen Einbruches Angsterleben hervorrief und ein problemfokussiertes, die Mensch-Umwelt-Transaktion veränderndes Handeln motivierte, welches rückwirkend ihr emotionales Empfinden positiv beeinflusste. Somit wird deutlich, dass Handeln und Emotionen wechselseitig von zentraler Bedeutung sind, bestimmte Handlungen (hier die Installation von Stahltüren) erst



Abb. 85: 35-jährige Migrantin vor ihrem mit Stahltüren ausgestatteten Hauseingangsbereich (eigene Aufnahme 2008)

durch bestimmte Emotionen (wie Angst) konstituiert werden und folglich die Analyse emotionaler Komponenten (z. B. die motivationale) einen wichtigen Erklärungsbeitrag für die Gründe und die Form des Handelns bzw. Copingverhaltens liefern. Eine 43-jährige lokale Einwohnerin, beispielsweise, verlässt aus Angst vor einem Überfall (problemfokussiert) nachts nicht mehr das Haus (Interview 2009). Eine lokale 22-jährige Interviewpartnerin hingegen meidet in den Abendstunden (ebenfalls problemfokussiert) abseits gelegene Gassen und bevorzugt indessen einen Umweg (Interview 2009). Die Emotion Angst führt bei beiden Interviewpartnern zu problemfokussiertem Unterlassungshandeln, dass ebenfalls als Beispiel für offenes, jedoch nicht direkt beobachtbares Copingverhalten anzusehen ist (vgl. hier zu auch Abb. 18 in Kap. 2.6.2).

Den Interviewaussagen einer 37-jährigen lokalen Einwohnerin folgend spiegelt sich die Zunahme der Kriminalitätsrate zum einen in den baulichen Maßnahmen vieler Einwohner wider, die ihre Haustüren mit Doppelschlössern oder Fenster und Balkone mit Schutzgittern ausstatten (Interview 2009; Abbildung 86 illustriert die in diesem Kontext stehenden Beobachtungen der Verf.). Zum anderen gäbe es in den vier Dörfern Shibis jeweils seit etwa fünf bis sechs Jahren von den Dorfkomitees organisierte, sich aus etwa zehn Personen zusammensetzende Sicherheitsteams, die täglich mehrmals durch die Dörfer patrouillieren oder mit Motorrädern abseits gelegene Gebiete aufsuchen mit dem Ziel, durch ihre Präsenz die Kriminalität einzuschränken. Die Frage nach der Effektivität dieser offiziellen und formalen Handlungsanordnung konnte die 37-Jährige nicht beantworten, dennoch fühle sie sich seitdem sicherer (Interview 2009). Ein 40-jähriger Migrant begründet diesbezüglich seine Abnahme von Angstepfinden ferner mit der im Jahr 2007 vom Panyu Distrikt angeordneten und durchgeführten Installation von Überwachungskameras in ganz Shibi (Interview 2009). Er glaube, dass diese Kameras die Bewohner vor Einbrechern oder Dieben schützten und somit die Kriminalität wieder abnehmen werde.



Abb. 86: Bauliche Maßnahmen zum Schutz vor Einbrüchen (eigene Aufnahmen 2008 und 2009)

Abbildung 87 zeigt exemplarisch das Gebäude des Sicherheitsteams von Shibi Dorf 1 und installierte Überwachungskameras in Shibi Dorf 3. Diese institutionell implementierten, direkt (im physischen Raum) beobachtbaren Handlungsmaßnahmen als Reaktion auf den offenbar nicht nur aus der Perspektive der befragten Einwohner bestehenden Anstieg der Kriminalitätsrate erwirken offenbar einen positiven Einfluss auf die Mensch-Umwelt-Transaktionen der Interviewpartner.



Abb. 87: Gebäude des Sicherheitsteams von Shibi Dorf 1 (linkes Bild) und installierte Überwachungskameras in Shibi Dorf 3 (eigene Aufnahmen 2008 und 2009)

Die von offizieller Seite ausgehenden Handlungen stehen in Ergänzung zu der Durchführung selbst initiierten, offener und offensiver Copingformen (beispielsweise des Einbaus von Schutzgittern), die direkt die bauliche Umwelt verändern und sowohl eine problem- als auch emotionsfokussierte Funktion (Reduzierung oder Beenden von Angsterleben) aufweisen. Zusammenfassend wird deutlich, dass mit GIDDENS (1984) betrachtet Struktur aus dem Handeln resultiert und zugleich das Handeln – in Rahmen dieser Arbeit auch intrapsychisches Handeln – mitbedingt bzw. produziert und reproduziert. Insbesondere das Beispiel „Kriminalität“ als Risikofaktor stellt somit veranschaulichend die modifizierende Einflussnahme von offenen, offensiven und direkt beobachtbaren Copingformen (wie der Installation von Stahltüren, Schutzgittern oder Doppelschlössern) auf die Umwelten der Interviewpartner heraus, die sich rückwirkend positiv auf das psychische System bzw. das subjektive Wohlbefinden auswirken.

6.1.2.5 Tod

„Der größte Stress ist für mich der Tod meiner Ehefrau“,

bringt ein 37-jähriger lokaler Einwohner (vgl. Abb. 88) im Rahmen seiner Teilnahme an der Autophotographie-Methode zum Ausdruck. Im Gesprächsverlauf wird ersichtlich, dass der zum Interviewzeitpunkt 14 Monate lang zurückliegende und auf einen Verkehrsunfall zurückführende Todesfall seiner Ehefrau sein

„ganzes Leben komplett verändert [hat]“ (Interview 2007).

Er sehe für sich keine Perspektive mehr und könne keine Freude am Leben empfinden. Die Emotion Traurigkeit umschreibt auf Nachfrage am treffendsten die Belastung seiner Mensch-Umwelt-Transaktion und unterstreicht seine hohe Ich-Involviertheit und Bewertung eines unwiderruflichen Verlustes. Wie er mit dem

Verlust umgehe, könne er nicht beantworten. Er arbeite weiterhin als Verkäufer in einem Kiosk, doch die meiste Zeit hänge er seinen Gedanken nach. Er wünschte sich, dass das alles (der Unfall; Anm. der Verf.) nicht geschehen wäre. Ansonsten habe er keinen weiteren Stress. Tiefer gehende Erläuterungen lassen erkennen, dass er die Angst, die noch vor ein paar Monaten bezüglich einer möglichen Umsiedlung infolge des Bahnhofprojektes bestand, nicht mehr fühle:



Abb. 88: 37-jähriger Einwohner (rechts im Bild) während des Interviews vor dem Kiosk, in dem er als Verkäufer arbeitet (eigene Aufnahme 2007)

„Mir ist alles egal, was mit Shibi passieren wird“ (Interview 2009).

Die auserwählten Photomotive (vgl. Abb. 89) des 37-Jährigen zeigen zum einen das einem Freund gehörende Haus, in dem der Interviewte gemeinsam mit seiner Familie die Hochzeit mit seiner (nun verstorbenen) Frau im Jahr 2002 ausrichten durfte, zum anderen den Blick von der Dachterrasse dieses Hauses über die angrenzenden Wohnhäuser. Er denke jeden Tag an die Hochzeit zurück und verdeutlicht erneut seinen Wunsch, dass der Unfall nicht stattgefunden hätte. Die Auswahl der beiden Photomotive reflektiert diese negative Vergangenheitsorientierung und sein Wunschdenken, das in diesem Fall ein rückwärtsgewandtes Verhalten angesichts der sich ändernden Transaktionen beinhaltet. Er fühlt sich nicht imstande loslassen und sträubt sich (bewusst oder unbewusst), abgeschlossenes Erleben in die Gegenwart der Vergangenheit zu überführen (vgl. auch MAIMON 2006, S. 54). Er lebt stattdessen – intrapsychisch betrachtet – primär in der vergangenen anstatt in der gegenwärtigen oder zukünftigen Gegenwart. Das im Zusammenhang mit dem Tod eines wichtigen Menschen stehende emotionale Erleben von Traurigkeit, betont LAZARUS (1991, S. 247; Hervorhebung im Original),

„belongs at the low end of the dimension of engagement and involves *resignation* rather than struggle, at which time the person has been moving toward acceptance of and disengagement from the lost commitment“.

Das Resignieren des Interviewpartners, das zu einer geringeren Wahrnehmungsbereitschaft von neuen Handlungsoptionen (z. B. Ablenken) führen und somit Unterlassungshandeln erklären kann, spiegelt sich in seiner empfundenen Perspektivlosigkeit wider. Die Rumination bzw. seine anhaltende grüblerische Auseinandersetzung mit der negativen Erfahrung des Todes seiner Ehefrau in Form stets wiederkehrender Gedanken, die eine enge zeitliche Taktung aufweisen und sich nach Auskunft des 37-Jährigen weitestgehend intrusiv (unwillentlich) aufdrängen sowie das Wunschdenken (vgl. HOMBURG 200, S. 581) stellen den Aussagen des Interviewpartners entnehmend die zwei überwiegend von ihm (unbewusst) angewandten kognitiven Copinformen mit emotionsfokussierter Funktion dar. Er ver-



Abb. 89: Haus eines Freundes (als Austragungsort für die Hochzeitsfeier im Jahr 2002, linkes Bild) und Blick von der Hausterrasse auf die angrenzenden Nachbarhäuser (rechtes Bild) im Jahr 2007 (Photoaufnahmen von einem 37-jährigen lokalen Einwohner im Rahmen der Autophotographie-Methode)

sucht auf diese Weise seine Traurigkeit zu bewältigen, doch gerade das Festhalten an Vergangenen erschwert die Umwandlung von Traurigkeit in das Akzeptieren der Gegenwart der Vergangenheit (vgl. Kap. 2.3.2) und lässt somit eine zumindest langfristige Copingeffektivität fraglich erscheinen. Im Interview ließen sich hinsichtlich seiner Beurteilung der Wirksamkeit seines Umgangs mit der belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion keine positiven Effekte auf sein Wohlergehen erkennen.

Auch wenn zwischen der Auseinandersetzung mit dem Tod, dem Verlust eines geliebten Ehepartners und den vielfältigen Auswirkungen urbaner Transformationsprozesse kein unmittelbarer Zusammenhang besteht, ist dieses Interviewbeispiel für die vorliegende Arbeit dennoch relevant. Einerseits illustriert es die Vielfalt verschiedener Modalitäten des Copingverhaltens, andererseits wird deutlich, dass der Veränderung von Zielhierarchien im Kontext von Stresserleben eine wichtige Bedeutung zukommt. Schwere Schicksalsschläge durchkreuzen Ziele, verschließen Handlungspfade und erzeugen Einschränkungen des Handlungsraumes und zwar, betonen FILIPP und AYMANN (2010, S. 48), sowohl

„subjektiv (u. a. vermittelt durch hohe negative Affektivität, die zielorientiertes Handeln erschwert oder verunmöglicht) als auch objektiv im Zuge dessen, was mit einem Ereignis verloren ging“.

Vor dem Todeszeitpunkt seiner Ehefrau kennzeichnete in Bezug auf die antizipierten Folgen des Bahnhofprojektes noch eine Ich-Beteiligung hinsichtlich des Ziels in Shibi wohnen bleiben zu wollen, seine Mensch-Umwelt-Transaktion. Zum Zeitpunkt des Interviews ist ihm hingegen aus den genannten Gründen und wie zuvor erwähnt, „alles egal, was mit Shibi passieren wird“ (Interview 2007). Ein Ziel, das einst eine hohe Priorität hatte, verlor im Zuge sich ändernder Mensch-Umwelt-Konstellationen an grundlegender Bedeutung. Zusammenfassend stellt dieses Fallbeispiel erneut heraus, dass Stress als relationales Konstrukt aufzufassen ist. In diesem Zusammenhang macht LAZARUS (1999, S. 54) vom Standpunkt seiner Stresstheorie aus geltend, dass die Kenntnisnahme eines Risikofaktors – in diesem Fall die mögliche Umsiedlung – keineswegs Rückschlüsse auf bestimmte psychische Verhaltensweisen erlaubt. Somit werden Ereignisse erst aufgrund ihrer subjektiven Wahrnehmung und Bewertung wirksam, d. h. sie weisen keine an sich definierte Wirkung auf, sondern ergeben sich erst aus den kognitiven Vermittlungsprozessen.

Im Vergleich zu dem 37-jährigen Einwohner gelingt es einem 55-jährigen Migranten, dessen Ehefrau vor knapp einem Jahr an Hersersagen gestorben war, die neue Lebenssituation konstruktiv zu akzeptieren und eine zukunftsorientierte Perspektive einzunehmen (Interview 2008). Er sei zwar immer noch sehr traurig, doch versuche, das Beste aus der Situation zu machen.

„Das Leben geht weiter“ (Interview 2008),

hebt er mehrfach im Interview heraus und betont, dass dies auch im Sinne seiner Ehefrau gewesen wäre. Ferner sei er religiöser geworden und suche häufiger als früher Trost im Gebet. Sein wichtigstes Anliegen sei es nun, sich gut um seine

ebenfalls in Shibi lebende Familie (seine Tochter, ihren Ehemann und deren Sohn; Anm. der Verf.) zu kümmern.

„Das Faktische sehen und verstehen können, gleichermaßen aber den Blick auf die Zukunft lenken und sie als offen und mit vielen Optionen ausgestattet zu deuten“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 147),

erleichtert den Umgang mit belasteten Mensch-Umwelt-Transaktionen. Die Copingform des Akzeptierens (vgl. SCHULZ 2005, S. 231) ermöglicht zudem das sich Hinwenden zu neuen Zielen. Nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 194) weisen Personen, die sich (habituell) besser von unerreichbaren Zielen lösen und sich Alternativen zuwenden können, ein höheres subjektives Wohlbefinden auf als Personen, die Schwierigkeiten haben, unerreichbare Ziele aufzugeben.

Sicherlich sind aufgrund der unterschiedlicher Rahmenbedingungen und Ausgangssituationen die Umweltausschnitte der beiden interviewten Einwohner sowie die Qualität ihrer belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion nur schwer vergleichbar, doch anhand dieser Beispiele lässt sich die Relevanz der integrativen Betrachtung kognitiver Aspekte in Form von Zielhierarchien oder der Repriorisierungen von Zielbindungen für die Analyse von Stresserleben und Coping aufzeigen.

6.1.3 Migranten

Dass Gemeinsamkeiten zwischen den interviewten lokalen Einwohnern und Migranten in Bezug auf ihre Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse und somit hinsichtlich ihrer Mensch-Umwelt-Transaktionen bestehen, skizzieren die vorangegangenen Ausführungen. Drei Risikofaktoren jedoch, die in Ergänzung zu der bereits dargelegten, *hukou*-Status abhängigen und nur für Migranten geltende Gebührenpflicht für Schul- und Kindergarteneinrichtungen zu betrachten sind, ließen sich aufgrund ihrer spezifischen Bedeutungsrelevanz und Kontextabhängigkeit lediglich bei den interviewten Migranten beobachten.

6.1.3.1 „left-behind children“

„Ich vermisse meine Tochter. Das bereitet mir den größten Stress“,

offenbart eine 23-jährige Migrantin, die als Perlenstickerin (vgl. Abb. 90) zum Lebensunterhalt ihrer Familie beiträgt (Interview 2009). Das letzte Mal habe sie ihre (dreijährige, Anm. der Verf.) Tochter vor sechs Monaten gesehen. Sie wächst bei ihren Schwiegereltern in einem kleinen Dorf im westlichen Teil der Provinz Guangdong auf. Oft plagten sie Schuldgefühle bedingt durch den von ihr und ihrem Ehemann vor einem Jahr gefassten Entschluss, ihre Tochter zu Hause zurückzulassen. Andererseits seien sie aufgrund der Suche nach Arbeit oft umgezogen, u. a. nach Shanghai und Zhenzhen, und wollten ihrer Tochter lieber ein stabiles



Abb. 90: 23-jährige Migrantin beim Perlensticken (im Bildvordergrund) (eigene Aufnahme 2009)

Umfeld bei ihren Schwiegereltern bieten. Die Kinder, die von ihren Eltern (gezwungenermaßen) in die Obhut von Familienmitgliedern oder Schulinternaten gegeben werden, finden in der Literatur die Bezeichnung „left-behind children“ (vgl. für viele KONG und MENG 2010; YE et al. 2011).

Diese Aussagen der Interviewpartnerin machen einen vorhandenen Zielkonflikt hinsichtlich der parallel bestehenden Mo-

tive deutlich, einerseits aufgrund mangelnder Alternativen außerhalb des Heimatdorfes Arbeit zu finden, um „leben zu können“ (Interview 2009), andererseits die Tochter nicht zurückzulassen. Die ausgeführte und somit irreversible, primär problemfokussierte (Coping-)Handlung des Fortzugs aus dem Heimatdorf und Zuzugs nach Shibi Village erzeugt bei ihr das emotionale Erleben von großer Schuld;

„felt when we believe we have acted in a morally deficient way, all the more so if in so doing we have wronged or harmed an innocent other“ (LAZARUS 1991, S. 240).

Dieses Schuldgefühl der Migrantin, das kennzeichnender Weise einen Schaden für Dritte sowie die Zuschreibung von Verantwortung auf die eigene Person impliziert, illustriert das Bestehen einer Diskrepanz zwischen ihrem realen und idealen Selbst. Schuldgefühle umfassen, wie MAYRING (2003b, S. 183) erläutert, quälende Empfindungen, Unrecht getan oder moralische Regeln verletzt zu haben; sie stellen „eine Art interner Sanktionen“ (ebd., S. 183) dar. Die Attribution, selbst der Verursacher für den Schaden an einer geliebten Person zu sein, mündet den Aussagen der 23-Jährigen folgend in Selbstvorwürfen (Interview 2009). Die Frage nach dem Umgang mit dieser belasteten Mensch-Umwelt-Transaktion beantwortet sie mit dem Verweis auf den aktiven Versuch, so wenig wie möglich über die von ihr geschilderte Situation nachzudenken. Diese intrapsychische, defensive und emotionsfokussierte Copingform des Unterdrückens negativer Gedanken, ein Prozess absichtsvoller Selbstkontrolle (vgl. ATKINSON et al. 2001, S. 503) ändert zwar nicht die „Realität“ ihrer Mensch-Umwelt-Transaktion, doch verhilft ihr, das emotionale Erleben von Schuld zumindest zeitweilig regulieren zu können.

Zwei weitere Migranten berichten in Anlehnung an das Interview mit der 23-jährigen Migrantin von vergleichbaren Erfahrungen. Ein 27-jähriger Interviewpartner, der seinen vierjährigen Sohn bei seiner Ehefrau in der Provinz Hunan zurückließ, versucht den mit dieser Mensch-Umwelt-Transaktion verbundenen Stress mit Hilfe des (emotionsfokussierten) Schreibens von Briefen an seinen Sohn zu reduzieren (Interview 2008). Auf diese Weise könne er ihm nahe sein

und habe das Gefühl, durch die Mitteilung seiner in Worte gefassten Liebe und Zuneigung ihm etwas Gutes zu tun.

Ein 32-jähriger Migrant, der vor einem Jahr im Zuge des Bahnhofprojektes nach Shibi gezogen und im Bereich der Konstruktion der Hochbahngleisanlagen tätig ist, hat eine sechs Monate alte Tochter, die sich in der Obhut seiner ebenfalls in der Hunan Provinz lebenden Ehefrau befindet (Interview 2009). Er vermisst sowohl seine Ehefrau als auch seine Tochter, versuche aber bei jeder Gelegenheit mit ihnen zu telefonieren und sich auszutauschen. Diese beiden Interviewbeispiele illustrieren offene und offensive Copingformen mit emotionsfokussierten Funktionen. Hierbei stehen vor allem die soziale Kontaktaufnahme und die über kommunikative Prozesse erfolgende (kognitive) „Annäherung sozialer Räume“ im Fokus des Copingverhaltens. Alle drei Interviewpartner versuchen aktiv einen Einfluss auf ihre Mensch-Umwelt-Transaktion zu nehmen mit dem Ziel, unter Rückgriff auf die von ihnen ausgewählten Optionen ihr Stresserleben nach eigenen Angaben zumindest phasenweise reduzieren zu können.

6.1.3.2 Heimweh

Doch nicht nur das konkrete Vermissen nahe stehender Personen und die das emotionale Erleben von Schuld evozierende Bewertung eines Zielkonflikts führen zu belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen, sondern auch das vergleichsweise „globalere“, auf der Bewertung eines eingetretenen Schadens/Verlustes basierende Empfinden von Heimweh (chines. *xiang jia*; Interviews 2007 bis 2011) erzeugt vor dem Hintergrund vergleichbarer Motive bei zehn interviewten Migrant*innen Stresserleben sowie das Gefühl von Traurigkeit. Die „Sehnsucht, zu Hause zu sein“ (Interview 2009), das Vermissen einer vertrauten Umgebung, der frischen Luft (der interviewte Migrant stammt aus einem kleinen, in der Sichuan Provinz gelegenen Dorf; Anm. der Verf.), des Essens, der Ruhe und der Landschaft (Interview 2011), das Verlangen nach dem, „was ich kenne“ (Interview 2009), nach dem „Duft der Felder“ (Interview 2007), nach dem Haus, in dem mein Bruder und ich aufgewachsen sind (Interview 2007) oder nach den Bergen (Interview 2009) charakterisieren die Mensch-Umwelt-Transaktionen der interviewten Migrant*innen, die seit sechs Monaten und maximal seit fünf Jahren in Shibi Village leben. Vier der (insgesamt zehn) Interviewpartner konnten trotz intensiven Nachfragens ihr (offenbar diffuses und schwer artikulierbares) Erleben von Heimweh nicht eingehender konkretisieren und keine dieses Empfinden hervorruufenden Umweltentitäten ihrer Heimat benennen, führten aber ihr Stresserleben explizit auf *xiang jia* zurück. Das Konstrukt „Heimweh“ ist, wie diese erschwerte „Erfahrbarmachung“ für Dritte illustriert, komplex, mehrdimensional und nicht zwangsläufig (umgehend) mit spezifischen Vorstellungsinhalten verknüpft. Es kann sich seiner direkten Beobachtbarkeit entziehen, ist aufgrund seiner Vielschichtigkeit nicht immer kognitiv (exakt) greifbar, doch emotional mit einem (artikulierbaren) Gefühl von Traurigkeit verbunden, das insbesondere aus der (bewussten oder unbewussten)

Bewertung eines – mit Ausnahme des Zurückziehens in das Heimatdorf – nicht direkt beeinflussbaren Schadens/Verlustes resultiert (vgl. LAZARUS 1991, S. 247 ff.).

Den Aussagen der (sechs) Interviewpartner folgend nährt sich das Erleben von Heimweh aus etwas Fehlendem, aus etwas, das nicht mehr ist oder noch nicht ist, aus dem Empfinden von Trennung und der rückwärts gerichteten, an die vergangene Gegenwart gebundene Sehnsucht nach Geborgenheit, Gewohntem und Bekanntem, nach vertrauten Mensch-Umwelt-Transaktionen, die im Sinne GIDDENS' (1984) durch die Gewohnheit alltäglicher (sozialer) Handlungen und deren Wiederholungscharakter bzw. durch Routinisierungen geprägt sind, die Erwartungsstabilisierung schaffen und das Empfinden von Kontinuität, Sicherheit und Seinsstabilität vermitteln. Die Frage nach dem jeweiligen Umgang mit dem Erleben von Stress offenbart in Abhängigkeit von (unterschiedlichen) Personen- und Umweltvariablen (und möglicherweise auch von der Wohndauer) diversifiziertes Copingverhalten. Gleichsam sind jedoch bewusste und unbewusste komparative Bewertungsprozesse, die ein temporales Vergleichen zwischen der vergangenen, der gegenwärtigen und auch zukünftigen Gegenwart beinhalten und einen Standard definieren, an dem die neue (konstruierte) Realität gemessen wird. Anders formuliert erfolgt in Anlehnung an FILIPP und AYMANN (2010, S. 163) somit eine Betrachtung der aktuellen Mensch-Umwelt-Transaktion relativ zu einem früheren (oder antizipierten zukünftigen) Referenzzeitpunkt.

Besonders anschaulich ist dieser Prozess im Rahmen des intrapsychischen, offensiven, problem- und emotionsfokussierten Aufwärts- und Abwärtsvergleichens zu beobachten (vgl. auch Kap. 6.1.2.1 zu „Umsiedlung“). Eine 35-jährige Migrantin sucht beispielsweise gezielt aufwärtsvergleichend den sozialen Kontakt zu anderen Migranten, die bereits seit mehreren Jahren in Shibi Village wohnhaft sind, sich dort wohl fühlen und entweder gar kein Heimweh (mehr) verspüren oder aber wissen, was sie dagegen tun können (Interview 2009). Zu erfahren, stellt die 35-Jährige vergleichend heraus, dass andere gut in Shibi und fern ihres Heimatdorfes leben können, helfe ihr Mut zu fassen. Sie hoffe, dass sie bald weniger Heimweh haben werde. Man hätte ihr zudem geraten, möglichst oft die für ihre Heimatregion typischen Küchengerichte zuzubereiten. Dies wolle sie auch umsetzen, doch es sei schwer, von dem Markt (in Shibi Village; Anm. der Verf.) alle dafür notwendigen Kochzutaten zu beziehen (Interview 2009).

Eine 37-jährige Migrantin hingegen gelangt abwärtsvergleichend zu der Erkenntnis, dass es ihr noch viel schlimmer gehen könne, schließlich seien ihr Ehemann und ihre Schwiegereltern, die sie täglich zum Durchhalten ermutigen, ebenfalls in Shibi Village. Dieser Gedanke des noch schlimmer sein Könnens mache sie dankbarer und glücklicher und das Heimweh zumindest manchmal erträglicher (Interview 2008). Ein 46-jähriger Migrant berichtet in ähnlich komparativer Weise, dass es ihm trotz Heimweh immer noch besser gehe als zu Hause auf dem Lande; dort habe er oftmals tagelang kaum etwas zum Essen gehabt (Interview 2009). Nachfragen verdeutlichen, dass ihm diese Copingform des Abwärtsvergleichens helfe, seine Sehnsucht nach einer vertrauten Umgebung, nach frischer Luft (s. o.) abzufedern und sein Wohlbefinden zeitweilig positiv zu beeinflussen,

„manchmal habe ich dann kaum Heimweh“ (Interview 2009).

Die drei interviewten Migranten konnten hinsichtlich der Zukunftsplanung ihrer Wohndauer in Shibi Village oder nachfolgend in einer anderen Stadt außerhalb ihres Heimatortes keine genauen Aussagen treffen. Alle drei verfolgen das Ziel, „noch viele Jahre“ (Interview 2008) bzw. „so lange wie es geht“ (Interviews 2009) fern ihrer Heimat zu leben und zu arbeiten. Es ist nicht auszuschließen, dass vor allem diese unsichere (ein offenes Ende implizierende) Zeitperspektive gepaart mit den Fragen nach einer möglichen Dauer des „Ertragens“ von Heimweh oder nach einer schwer vorhersehbaren Reduktion dieses Empfindens durch Gewöhnungs- und Adaptionsprozesse Heimwehempfinden in verstärktem Maß evoziert und/oder in seiner Qualität verschärft. Im Rahmen der Interviews ließ sich dieser Wirkungszusammenhang (aufgrund seines hypothetischen Sachverhalts) allerdings nicht eindeutig ergründen.

Diese aufgezeigten Vergleichsoperationen der drei Interviewpartner stellen kognitive Simulationen dar mit dem Ziel, zu der in der gegenwärtigen Gegenwart befindlichen Mensch-Umwelt-Transaktion alternative (konstruierte) Wirklichkeiten zu generieren und somit Stresserleben zu reduzieren oder zu beenden. Dabei gehen die unterschiedlichen, entweder abwärts- oder aufwärtsorientierten Vergleichsrichtungen mit unterschiedlichen Funktionen einher. Abwärtsvergleiche dienen nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 165) grundsätzlich primär dem unmittelbaren Wohlbefinden; Aufwärtsvergleiche hingegen – die sich insbesondere durch die Kontaktaufnahme zu Personen, denen es (in diesem Fall bezüglich des Risikofaktors „Heimweh“) besser geht, auszeichnen – liefern mögliche Informationen, die Orientierung und Hoffnung vermitteln, Verhaltensunsicherheit reduzieren und die Einsicht stärken, dass es wieder aufwärts gehen kann.

„If coping potential is favourable, that is, the loss can be restored or compensated for, then sadness [...] will be associated with hope.“,

betont auch LAZARUS (1991, S. 249). Die aus solchen komparativen Bewertungsprozessen generierten Erkenntnisse sind in dem Maß adaptiv und Stressempfinden positiv beeinflussend, wie sie das emotionale Erleben von Hoffnung fördern, die empfundene Kontrolle über die belastete Mensch-Umwelt-Transaktion stärken und das Wohlbefinden bessern vermögen. Die Aussagen der Interviewpartner illustrieren exemplarisch, dass sich das emotionale Erleben von Hoffnung handlungsmotivierend auf ein Bemühen um (offensives, problemfokussiertes) Copingverhalten (in Form des Kochens einheimischer Gerichte) auswirkt und kognitive Simulationsprozesse das subjektive Wohlbefinden förderlich modulieren. Ferner verdeutlichen die Interviewergebnisse das Bestehen paralleler und teils ineinander übergehender Copingformen. So ist der offensive soziale und emotionale Austausch (mit anderen Migranten oder der eigenen Familie) eng an den Prozess des Aufwärts- oder Abwärtsvergleichens gekoppelt.

Ein 25-jähriger Migrant versucht hingegen – in Abhängigkeit von konkreten Mensch-Umwelt-Konstellationen mal mehr, mal weniger erfolgreich – über den intrapsychischen, defensiven und emotionsfokussierten Copingprozess des Verdrängens,

„Ich bemühe mich, nicht an zu Hause zu denken. [...] Wenn ich nicht an mein Zuhause denke, dann geht es mir auch nicht so schlecht“,

sein Heimwehempfinden zu reduzieren, allerdings gelinge ihm dies nicht durchgehend. Insbesondere wenn er länger arbeitslos sei oder wie beim letzten Neujahrsfest (das in China traditionell als wichtigster familiärer Feiertag erachtet wird; Anm. der Verf.) kein Geld für eine Heimfahrt mit dem Zug habe, sei die Sehnsucht besonders groß. Dann könne er dieses Empfinden nicht verdrängen und fühle eine starke Traurigkeit. Dennoch wolle er aufgrund mangelnder (Lebens-) Alternativen in Shibi bleiben. Auf dem Lande gäbe es keine Arbeit und er müsse seine in der Heimat zurückgebliebenen Eltern finanziell unterstützen; jeden Monat schicke er ihnen Geld zu (Interview 2009). Gezielte Nachfragen offenbaren tiefergehend die Unfreiwilligkeit und die sich durch einen externalen Zwang auszeichnende und somit auf einer extrinsischen Motivation basierende Handlung der Migration. Hätte er in seiner Heimat Aussichten auf Arbeit, betont der 25-Jährige, ginge er umgehend zurück.

Diese der Migration grundsätzlich vorzuziehende Handlungsalternative des Wohnenbleibens im Heimatort und das gleichzeitig eine absehbare Rückkehr ausschließende Ziel des Geldverdienens kennzeichnen gleichermaßen die Bewertungsprozesse und Interviewaussagen der folgenden Interviewpartner. Der das Heimweh auslösende Prozess der Migration lässt sich nicht modifizieren, so dass der Umgang mit dem Empfinden von Vermissen und Sehnsucht im Vordergrund steht. Ein 40-jähriger Interviewpartner bemüht sich, das Erleben von Heimweh (intrapsychisch, offensiv und emotionsfokussiert) resignativ zu akzeptieren (vgl. hierzu Kap. 6.1.1.1 zum Konzept des konstruktiven Akzeptierens).

„Es ist nun einmal so. Ich finde mich damit ab“ (Interview 2011).

Drei aus der Sichuan Provinz kommende Migranten besuchen mehrmals im Monat (offen, offensiv und problemfokussiert) gezielt ein auf die Sichuan-Küche spezialisiertes Restaurant; der vertraute Duft und Geschmack des Essens vermittele ihnen zumindest kurzzeitig das Gefühl des Zuhause-seins (Interviews 2008 bis 2009). Eine 54-jährige Migrantin hört vor dem Hintergrund vergleichbarer Motive nahezu jeden Abend vor dem Zubettgehen die für ihre in der Hunan Provinz gelegene Heimatregion charakteristischen, aus Flötenspiel bestehenden Musikballaden (Interview 2009), während ein 38-jähriger Migrant, sobald er starke Sehnsucht habe, seine vertraute Mensch-Umwelt-Transaktion über den Prozess des Malens der sein Heimatdorf umgebenen Berge und Wiesen visualisiert und auf diese Weise (zumindest kognitiv) „wirklich“ werden lässt. Beim Malen sei er bei sich und „versunken in der schönen Landschaft“ (Interview 2009). Viele diese Bilder hätten er und seine Ehefrau in ihren Wohnräumlichkeiten aufgehängt; der Anblick dieser Bilder mache sie beide glücklich. Diese auf Kreativität und Erinnerungen basierende und eine positive Vergangenheitsorientierung beinhaltende problem- und emotionsfokussierte Copingform des Landschaftsmalens hebt exemplarisch die Relevanz einer differenzierten Betrachtung zeitbezogener Aspekte hervor. Copingverhalten wird in der gegenwärtigen Vergangenheit ausgeführt, beinhaltet jedoch in Anhängigkeit von Personen- und Umweltvariablen sowohl Perspektiven

der Vergangenheit (z. B. Hervorrufen/Verstärken positiver und Kraft gebender Erinnerungen mittels gustatorischer oder auditativer Impulse), der Gegenwart (z. B. Akzeptieren von Ist-Zuständen, Abwärtsvergleichen) als auch der Zukunft (z. B. Aufwärtsvergleichen). Den Aussagen aller Interviewpartner folgend wirkt sich ihr jeweiliges Verhalten zumindest vorübergehend positiv auf ihr Wohlbefinden aus und mildert (zeitgebunden) effektiv das Erleben von Stress.

Fünf interviewte Migranten führen ein Nichtvorhandensein von Heimweh empfinden zum einen auf ihre Zukunftsperspektive zurück, innerhalb eines von ihnen definierten Zeitraumes (von zwei, fünf, sechs Jahren; Interviews 2007 bis 2009) wieder in ihre Heimat zurückkehren zu wollen, zum anderen auf (nicht unter das Copingkonzept, vgl. Kap. 3.3.6, fallende) Habituerungsprozesse (irgendwann habe ich mich an Shibi gewöhnt; es ist ein zweites Zuhause geworden; Interview 2009). Ein 41-jähriger Migrant berichtet von noch vor einem Jahr bestehenden starken Heimwehgefühlen, die sich jedoch innerhalb weniger Monate gelegt hätten. Seitdem er als Motortaxi-Fahrer genügend Geld verdiene, könne er im Durchschnitt alle drei Monate sein in der Hunan Provinz gelegenes Dorf besuchen (Interview 2008). Der Schutzfaktor „Verfügbarkeit über hinreichende Finanzmittel“ ermöglicht somit mittels des offenen, offensiven und primär problemfokussierten Copingverhaltens „Besuch des Heimatdorfes“ im Sinne des Resilienzkonzeptes ein (vergleichsweise schnelles) Erholen, demzufolge der 41-jährige Interviewpartner in Bezug auf den bereichsspezifischen Faktor „Heimweh“ ein resilientes Verhalten aufweist.

Die Gesamtbetrachtung der empirischen Ergebnisse (einschließlich der vorangegangenen Kapitel) macht deutlich, dass im Zuge der Weltmarktöffnung Chinas und der Urbanisierung die Prozesse der Migration nicht nur zu einer Diversifizierung gesellschaftlicher Sozialstrukturen und sozialer Räume beitragen, sondern auch den Heimatbegriff bezüglich seines Bedeutungsgehaltes und seiner (individuellen und auch gesellschaftlichen) Relevanz erweitern. Der Prozess der Migration macht Handlungsfelder komplexer und schafft neue Mensch-Umwelt-Transaktionen, die sich (intersubjektiv) übereinstimmend über eine sozialräumliche Trennung zwischen Heimatdorf einerseits und dem sich in der Gegenwart der Gegenwart befindenden neuen Wohnstandort andererseits definieren.

„Die Menschen stolpern nicht über Berge, sondern über Maulwurfshügel“,

besagt ein bekanntes Zitat von Konfuzius. Ob metaphorisch betrachtet Heimweh einen Berg oder einen Maulwurfshügel darstellt, lässt sich nur auf der Basis subjektiver Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse betroffener Personen beurteilen. Festzuhalten ist jedoch unter Bezugnahme auf die vorliegenden Interviewergebnisse der bestehende Wirkungszusammenhang zwischen Stresserleben und Heimweh. Alle zehn interviewten Migranten, die Stress empfinden, führen diesen als erstes oder ausschließlich auf die Sehnsucht nach ihrer Heimat zurück. Dies offenbart eine hohe Ich-Beteiligung und Bedeutungsrelevanz, die – insbesondere bei einer Qualitätsverschärfung von Heimwehgefühlen aufgrund weiterer Risikomechanismen (z. B. finanzielle Schwierigkeiten infolge von Arbeitslosigkeit) – zu einer nicht unerheblichen Belastung von Mensch-Umwelt-Transaktionen führen

und somit in der Analyse von Transaktionen in Kontext urbaner Transformationsprozesse zu berücksichtigen sind.

6.1.3.3 Aufenthaltsgenehmigung

„Wir sind nun einmal *diese* Leute“,

betont eine 25-jährige Migrantin mehrfach im Interviewverlauf und bringt mit dieser Formulierung und der (in die deutsche Übersetzung übertragenen) Betonung des Demonstrativpronomens die Bedeutung ihres Migrantenstatus (vgl. Kap. 4.1.2 zum chinesischen *hokou*-System) in Bezug auf das von ihr empfundene und auf mehrere Folgestressoren basierende Stresserleben zum Ausdruck (Interview 2008).

„Das Leben selbst ist stressig“ (Interview 2008).

Außerdem erlebten sie und ihr Ehemann jeden Tag den

„Stress des Lebens eines Migranten“ (Interview 2008).

Ihre temporäre Aufenthaltsgenehmigung für Shibi Village werde alle paar Wochen vom Sicherheitsteam überprüft, ihr Geld reiche nicht für die Miete, für Lebensmittel und Kleidung aus, sie erhielten keine örtliche Krankenversicherung und finanzielle Unterstützung vonseiten der Regierung und fänden keine reguläre Arbeit – einen Job könnten sie nur über *guanxi* bekommen, „man muss Leute kennen“ (Interview 2008). Sie stellt mehrmals die Relevanz von *guanxi* heraus, von persönlichen Beziehungsnetzwerken, über die sie bedingt durch eine vergleichsweise kurze (achtmonatige) Wohndauer in Shibi nicht verfügen. Sie seien zwar aufgrund eines (sozialen) Kontaktes zu bis vor vier Monaten noch in Shibi Village lebenden, ebenfalls aus ihrem Heimatdorf stammenden Bekannten nach Shibi gekommen. Doch seit dem Fortzug dieser Bekannten nach Shanghai sei ihr Ehemann, der in deren nun geschlossenem Restaurant als Koch tätig war, seit vielen Wochen arbeitslos und fände keine neue Arbeit. Im Bereich des Baugewerbes könne er aufgrund einer Rückenverletzung nicht arbeiten (Interview 2008).

Guanxi umfasst nach GUTHRIE (2009, S. 100 ff.) eine Ausdrucksform stark personalisierter Interaktionsweisen der chinesischen Gesellschaft, die sich auf bestimmte (oftmals biographische) Gemeinsamkeiten und Anknüpfungspunkte – z. B. bezüglich einer gleichen Herkunft, ähnlicher Erfahrungen oder anderer sozialer Verbindungen (ehemaliger Arbeits-, Studienkollege u. Ä.) – begründen (vgl. auch HEBERER 2008, S. 91 ff.; HUANG 2008, S. 76 ff.). Im Gegensatz zu den aus einem vertikalen Abhängigkeitsverhältnis bestehenden Patron-Klienten-Beziehungen bezieht sich *guanxi* sowohl auf Transaktionen zwischen sozial gleich- als auch ungleichgestellten Personen und Institutionen und definiert sich primär über wechselseitige Verpflichtungen und Erwartungen, über Nutzenkalkül und „berechnende Empathie“ (HARTMANN 2006, S. 66). Hierbei handelt es sich weniger um private Beziehungen, sondern vielmehr um ein (Distanz abbauendes) soziales Rol-

lenverständnis, das eine prozessuale Basis für Intimität, Vertrauen und Verantwortung schafft (vgl. HUANG 2008, S. 76). Wer Vorteile gewährt, so HEBERER (2008, S. 91), erlangt „Gesicht“ und wird als eine sich gegenüber ihrem Interaktionspartner respektvoll verhaltene Person anerkannt. Grundsätzlich ist *guanxi* als „wichtige soziale Ressource“ (ebd., S. 91), als

„wichtige Macht bzw. Ressource/Kapital‘ für die chinesische ‚relation-oriented‘ Gesellschaft“ (HWANG 1989, zitiert nach HUANG 2008, S. 78)

oder aus dem Blickwinkel der Resilienzforschung als Schutzindikator aufzufassen, der (erst) über entsprechende externe Schutzmechanismen (wie der Jobvermittlung beispielsweise) eine positive Wirkung entfaltet.

Die fehlende (Coping-)Option des Zurückgreifens auf *guanxi*, auf bestehende soziale Netzwerke, erhöht für die 25-jährige Interviewpartnerin das Erleben von Unsicherheit und reduziert ihren Aussagen folgend die Überschaubarkeit und Berechenbarkeit des Arbeitsmarktes. Die nicht (mehr) vorhandene Verfügbarkeit *guanxi*-evozierter Schutzmechanismen erschwert ein konstruktives, offenes Copingverhalten in Bezug auf Arbeitslosigkeit bzw. die Unregelmäßigkeit finanzieller Einnahmen und daraus resultierende Folgestressoren (Sicherstellung existenzieller Grunddaseinsfunktionen). Ferner schränkt die gesundheitliche Beeinträchtigung des Ehemannes den Handlungsspielraum ein und stellt somit einen Risikomechanismus für ein zeitiges Beenden der Arbeitslosigkeit dar. In besonderem Maße interessant an diesem Interviewbeispiel ist jedoch, wie bereits angedeutet, der wiederholt von der Interviewpartnerin aufgeführte Zusammenhang zwischen ihrem Migrantensstatus und dem empfundenen Stresserleben. Die Frage, ob ihren Beobachtungen zufolge lokale Einwohner nicht gleichermaßen von Arbeitslosigkeit und finanzieller Not betroffen seien, verneint sie mit dem Verweis auf die aus ihrer Perspektive bestehende (konstruierte) Tatsache, dass alle lokalen Einwohner entweder Arbeit hätten oder aber schnell einen neuen Arbeitsplatz fänden:

„lange sind die [lokalen Einwohner von Shibi Village; Anm. der Verf.] nicht arbeitslos“ (Interview 2008).

Dass diese Annahme nicht zutreffend ist, skizzieren die vorangegangenen Diskussionen. Entscheidend ist jedoch vielmehr ihre auf ihren subjektiven Sinn, ihr Selbstverständnis als Migrantin und die damit verbundenen Nachteile beruhende selektive Aufmerksamkeit, die als WahrnehmungsfILTER ein „auch anders Möglichsein“ ausschließt. Es sind dem bereits erwähnten Thomas-Theorem (vgl. Kap. 3.3.5 und Kap. 6.1.2.3 zu „Wasserqualität“) entsprechend die empirisch „realen“, subjektiven, jeweils aktuell vorliegenden Wahrnehmungs- und (interpretativen) Bewertungsprozesse von Mensch-Umwelt-Transaktionen, die eine Person zu bestimmten Überzeugungen (und Verhaltensweisen) führen. Die Definition der Transaktion ist somit eine Reduktion von (beobachteter) Komplexität, eine vereinfachte Selektion im Sinne LUHMANNs (vgl. Kap. 2.1.2).

Dieser Prozess der selektiven Aufmerksamkeit ist mit der Schaffung eines gruppenspezifischen und die soziale Identität formenden Zugehörigkeitsgefühls verknüpft. Demnach steht die Zuordnung in die der lokalen Einwohner gegenü-

berstehende soziale Kategorie der Migranten für die Selbstinterpretation der 25-jährigen Interviewpartnerin im Vordergrund, die offenbar Einfluss auf ihr Erleben und Verhalten nimmt. Gezielte Nachfragen stellen heraus, dass die vom Sicherheitsteam des Dorfes 4 sporadisch durchgeführte Kontrolle ihrer temporären Aufenthaltsgenehmigung eine zentrale Handlung für ihr Stresserleben darstellt. Die Mitglieder des Sicherheitsteams kämen unangekündigt stets zu dritt, seien unfreundlich, ungeduldig und drohten mit hohen Geldstrafen bei Nichteinhaltung der Verlängerungsfristen (Interview 2008). Aufgrund des auf ihren *local hukou* (vgl. Kap. 4.1.2) zurückzuführenden Migrantenstatus sind nach Auskunft der 25-Jährigen für die in Shibi Village lebenden Migranten eine Registrierung ihrer Person beim Straßenkomitee sowie eine alle sechs Monate (seit 2002 kostenlos) durchzuführende Neubeantragung einer temporären Aufenthaltsgenehmigung verpflichtend (Interview 2008). Jede Überprüfung versinnbildliche ihr, dass sie und ihr Ehemann „nur Arbeiter vom Lande“ (Interview 2008) seien. Sie empfinde Wut, fühle sich diskriminiert und minderwertig. Ferner sei die Kontrolle eine reine Schikane; schließlich wüssten die Mitarbeiter des Sicherheitsteams, dass sie ihre Aufenthaltsgenehmigung erst in vier Monaten verlängern lassen müsse. Das emotionale Erleben von Wut verdeutlicht ihre hohe Ich-Involviertheit und Zielinkongruenz (ungewolltes Erleben von Unzulänglichkeit und Minderwertigkeitsgefühlen). Nach LAZARUS (1991, S. 222; Hervorhebung im Original) ist in diesem Sinn

„a demeaning offense against me and mine [...] the best shorthand description of the provocation to adult human anger. An offense that is deemed arbitrary, inconsiderate, or malevolent contributes to the impression that we have been demeaned; the angry person has suffered what is taken to be damage or threat to ego-identity“.

Die Überprüfung ihrer Aufenthaltsgenehmigung sei für sie stets der Augenblick, in dem sie die größte Wut und den stärksten Stress erlebe. Ihr werde bewusst, dass sie „nur“ eine Migrantin sei, dabei brauche die Wirtschaft Chinas doch „Menschen wie uns“ (Interview 2008). In der Heimat seien sie und ihre Familie ebenfalls arm gewesen. Sie hätten zwar eine Krankenversicherung gehabt, doch wären niemals diskriminiert worden.

Im weiteren Interviewverlauf wird mittels tiefer gehender Nachfragen erkenntlich, dass sie sich ebenfalls von den lokalen Einwohnern Shibis oftmals schlecht und benachteiligt behandelt fühle; beispielsweise dürfe sie mit der Zahlung der Miete nicht einen Tag in Verzug geraten (man drohe ihr sonst mit Rauswurf), die Nachbarn hätten ihren Ehemann ohne Grund des Diebstahls von Baumaterial beschuldigt und sie selbst werde immer wieder verdächtigt, die im Innenhof aufgehängte Wäsche der Nachbarn zu stehlen (Interview 2008). Verwunderlich ist zunächst, dass diese Erfahrungen laut den Interviewaussagen der 25-Jährigen bei ihr kein Stresserleben hervorrufen. Sie betont jedoch, dass es für sie viel schlimmer sei, wenn sich die Mitarbeiter des Sicherheitsteams ihr gegenüber herablassend verhielten; „die sind von der Regierung“ (Interview 2008). Für die Interviewpartnerin üben offenbar weniger individuelle (durch einzelne Personen ausgeübte), sondern vielmehr institutionalisierte (in diesem Fall von dem Sicher-

heitsteam ausgehende) Diskriminierungsprozesse und die mit dieser formalen Kontrollsituation einhergehenden Risikomechanismen (erlebte Schikane, Erniedrigung, Minderwertigkeitsgefühle) einen gravierenden negativen Einfluss auf ihr Wohlbefinden aus.

Ob dieses differenzierte Empfinden auf negative Vorerfahrungen mit staatlichen Institutionen zurückzuführen ist, ließ sich nicht eindeutig klären. Entscheidend ist jedoch die Erkenntnis, dass ihr (globales) Stresserleben auf verschiedene Risikomechanismen (bedingt durch Arbeitslosigkeit, fehlende Netzwerke) zurückzuführen ist, die sich allerdings in ihrer Intensität und Qualität unterscheiden. Aufgrund ihrer vergleichsweise hohen Bedeutungsrelevanz der Würdigung ihrer Person als Mensch (und nicht als Migrantin) vonseiten regierungsabhängiger Institutionen erscheint die normative Überprüfung ihrer Aufenthaltsgenehmigung und somit ihres Migrantenstatus den einflussreichsten Stressor zu bilden. Möglicherweise basiert diese Hierarchie von Stressoren einerseits auf Persönlichkeitseigenschaften (Werte, Ziele, Selbstkonzept), andererseits auf (von Personen- und Umweltvariablen beeinflusste) Copingoptionen. Sie und ihr Ehemann informieren sich (offen und problemorientiert) bei Nachbarn und über (informell) öffentlich ausgehängten „schwarzen Brettern“ nach Jobmöglichkeiten (Interview 2008). Bisher zwar ohne Erfolg, doch beide versuchen weiterhin zielführend und durch Hoffnung motiviert eine diesbezüglich bestehende Soll-Ist-Diskrepanz ihrer Mensch-Umwelt-Transaktionen aufzulösen. Wie sie jedoch mit der Stress auslösenden (institutionalisierten) Diskriminierung umgehen solle, wisse sie nicht. Sie sei einfach nur wütend und sehe aus Angst vor dem Sicherheitsteam keine Möglichkeit, etwas an ihrer Situation zu ändern. Im Gespräch waren keine Hinweise auf die Anwendung (vorbewusster) problem- und/oder emotionsfokussierte Copingformen feststellbar. Es ist somit anzunehmen, dass ihr Erleben, eine unerwünschte Transaktion weder über die Regulation von Emotionen noch mittels der Veränderung der (konstruierten) Wirklichkeit positiv modifizieren zu können, als besonders belastend wahrgenommen und bewertet wird.

Drei weitere, in den Dörfern 2, 3 und 4 lebende Migranten berichten in vergleichbarer Weise von der als erniedrigend empfundenen Kontrolle ihrer temporären Aufenthaltsgenehmigungen, betonen allerdings, dass eine fehlende Transparenz der Durchführung für sie die größte Belastung darstelle (Interviews 2008 bis 2009). Ihren Aussagen zufolge werden sie phasenweise alle paar Wochen, mal lediglich zwei Mal im Jahr kontrolliert. Mal gebe es hohe Geldstrafen bei Nichtverlängerung der Aufenthaltsgenehmigung, mal nicht. Mal hieße es, dass Migranten seit Baubeginn des Bahnhofes grundsätzlich keine Genehmigung mehr bräuchten, mal nicht. Mal gelte diese Regelung nur für die Migranten, die auf dem Bahnhofsgelände arbeiten, mal nicht. Derzeit (Stand 2009) müssten jedoch alle Migranten unabhängig von ihrer Tätigkeit eine temporäre Aufenthaltsgenehmigungen vorzeigen können.

„Wir wissen nie, worauf wir uns einstellen müssen“ (Interview 2008).

Am meisten Angst habe einer der Interviewpartner davor, eine Geldstrafe zahlen zu müssen, obwohl zuvor vom Dorfkomitee eine Abschaffung der Überprüfung

von Aufenthaltsberechtigungen verkündigt wurde (Interview 2009). Bei zwei der Interviewpartner ließen sich wie bei der 25-jährigen Migrantin (s. o.) keine Copingmechanismen im Umgang mit dieser Stressbelastung erkennen. Der dritte Interviewte versuche nach eigener Auskunft, die Situation (intrapsychisch und problemfokussiert) zu akzeptieren, doch es falle ihm schwer. Nach den Auffassungen von zwei ebenfalls in den Dörfern 3 und 4 lebenden Migranten werden hingegen seit einem Jahr (Stand 2009) keine Kontrollmaßnahmen mehr durchgeführt; demnach beantrage, so betonen beide, kein Migrant mehr eine temporäre Aufenthaltsgenehmigung (Interviews 2009). Die zwei Interviewpartner führen diese Entwicklung auf die Tatsache zurück, dass seit dem Jahr 2002 diese Genehmigung kostenlos sei und den Behörden aufgrund einer nun ausbleibenden finanziellen Einnahmequelle die Motivation für die Durchführung strikter Kontrollmaßnahmen fehle.

Diese (teils) widersprüchlichen Aussagen der interviewten Migranten illustrieren erneut die bereits (im Zusammenhang mit der Duldung und Bestrafung illegaler Bautätigkeiten und korruptiver Machtstrukturen) diskutierte *institutional amphibiousness*, der Unbestimmtheit bzw. des „sowohl als auch“-Charakters von Institutionen. Diese Willkür schafft Unsicherheit, Misstrauen, Angst, lässt Handlungsspielräume diffus und in ihrer Begrenzung unscharf werden und erschwert offenbar Copingverhalten und die Effizienz bestehender Copingbemühung. Zusammenfassend stellen die Interviewergebnisse heraus, dass im Rahmen komplexer Mensch-Umwelt-Transaktionen die Ursache von Stresserleben nicht isolierten Personen- und/oder Umweltmerkmalen zuzuschreiben ist, sondern einer mangelnden Übereinstimmung zwischen individuellen Bedürfnissen, Wünschen und Kompetenzen einerseits und Anforderungen, Gegebenheiten und Möglichkeiten andererseits.

6.2 ZUSAMMENFASSUNG DER ERKENNTNISSE

Die empirischen Ergebnisse verdeutlichen, dass die lokalen Dorfbewohner und Migranten von Shibi Village keineswegs passiv-deterministisch einer fremden Umwelt ausgeliefert und kein passives Produkt ihrer Umwelt sind, sondern vielmehr gestaltend auf sich selbst und ihre Umwelt einwirken (können) und umgekehrt von dieser beeinflusst werden. Im Rahmen der von den interviewten Einwohnern im (erweiterten) Kontext der urbanen Transformationsprozesse in Shibi Village zum Ausdruck gebrachten Mensch-Umwelt-Transaktionen findet

- a) eine über kognitive (verdeckte/intrapsychische), vor-/unbewusste Wahrnehmungs-, Bewertungs- und bewusste Handlungsprozesse,
- b) eine über kognitive, vor-/unbewusste Verhaltensweisen (z. B. Verleugnen) sowie
- c) eine über offene (direkt beobachtbare), bewusste Handlungen erfolgende, aktive Auseinandersetzung der Interviewpartner mit ihren jeweiligen Umwelten statt,

durch die sie ihre Umwelt

„definier[en], benenn[en] und sie dadurch allererst zu einer menschlichen mach[en]“ (KRUSE 2000, S. 82)

und – unter der Voraussetzung der Kompatibilität von „Können“, „Wollen“ und „Dürfen“ – bei vorliegenden Zielinkongruenzen bzw. Soll-Ist-Diskrepanzen in Abhängigkeit von Personen- und Umweltvariablen motivgeleitet für ihre Ziele modifizieren.

6.2.1 Relationales Passungsgefüge

Vor dem Hintergrund dieser komplexen Wechselwirkungen und der Einnahme einer transaktionalen Forschungsperspektive (vgl. Kap. 2.2.1 und 3.2.2) ist die Analyse der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsprozesse sowie der vorbewussten (einer Reflektionsebene zugänglichen) Verhaltensweisen der Einwohner Shibis in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz außerordentlich vielschichtig; dies spiegelt sich auch in der Heterogenität der empirischen Befunde wider. So wird beispielsweise der Prozess der Landenteignung von einigen Interviewpartnern als Schaden/Verlust, von anderen als Herausforderung, als Chance oder auch als irrelevant bzw. bedeutungslos bewertet. In Anlehnung an ALLPORT (1937) lässt sich diese Vielfältigkeit epigrammatisch mit dem Zitat

„The same fire that melts the butter, hardens the egg.“ (ebd., S. 325)

veranschaulichend herausstellen. Das Erleben oder Nicht-Erleben von psychologischem Stress lässt sich nicht ausschließlich von Umweltvariablen jenseits des psychischen Systems und somit jenseits von den in der humangeographischen Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung bislang nur unzureichend berücksichtigten Komponenten der Kognition, Emotion und Motivation betrachten (vgl. hierzu ebenso MEUSBURGER 2003 und WEICHHART 2008a). Umwelt ist ausdrücklich nicht das, was sich in der „Nähe“ der Einwohner Shibis befindet und auf sie vermeintlich einwirkt, sondern in Anlehnung an STERN (1950, zitiert nach GRAUMANN und KRUSE 2008, S. 42; Hervorhebungen im Original)

„das Stück Welt, das der Mensch sich nahe *bringt*, wie er dafür Empfindlichkeit und Reizbarkeit besitzt, und dem er zugleich diejenige Form zu *geben sucht*, die seinem Wesen gemäß ist“.

Ob das (aufgebaute) Passungsgefüge zwischen den Einwohnern und ihren Umwelten von den diskutierten Risikofaktoren, z. B. der Landenteignung, Umsiedlung oder des Heimwehs, negativ (über das Entfalten von Risikomechanismen), positiv oder gar nicht beeinflusst wird, lässt sich nur relational, d.h. über das (diagnostische) Zusammenspiel der Personen- und Umweltvariablen beobachten.

Die Interviewpartner stehen in einer Beziehung zu ihrer Umwelt und zu sich selbst, nehmen wahr, bewerten und sind über vielfältige Austausch- und Rückkopplungsprozesse dynamisch mit ihrer Umwelt verflochten. Insbesondere bei dem stark von subjektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsprozessen abhängigen

Stresserleben bilden diese die fortwährend die Qualität der Transaktionen beeinflussenden zentralen Mediatorvariablen zwischen den Einwohnern Shibis und ihren Umwelten.

„On the basis of our unique relationship with that environment, we react as individual persons who differ in our most important goals, beliefs, and personal resources“,

betont auch LAZARUS (1999, S. 13). Es ist weniger die „objektive Stimulusqualität“ per se relevant, sondern vielmehr die subjektive Repräsentation der Umwelt durch den jeweiligen Interviewpartner, die einen entscheidenden Beitrag für den Erkenntnis- und Verstehensprozess hinsichtlich der Wirkungszusammenhänge für das Bestehen der interindividuellen Unterschiede im Stresserleben und Copingverhalten liefert. Jedes Ereignis, argumentieren gleichermaßen auch FILIPP und AYMANN (2010, S. 17), erhält

„erst mit Blick auf die davon betroffene Person mit ihren je vorfindbaren Verwundbarkeiten und Ressourcen und auf ihren Lebenskontext seine spezifische Bedeutung“.

In diesem Sinne zeigt die Interpretation der Interviewergebnisse, dass das subjektive Wohlbefinden nicht zwangsläufig direkt die (zunächst beobachteten) äußeren Lebensbedingungen widerspiegelt. Im Gegenteil, so bewerten beispielsweise einige Einwohner im Gegensatz zu den übrigen Interviewpartnern das eigene Wohlbefinden trotz eines bestehenden, niedrigen finanziellen Einkommens oder des Ausbleibens zustehender Dividendenauszahlungen durchaus positiv (kognitive Abwehrmechanismen wie z. B. das Verdrängen eines Schadens/Verlustes ließen sich nicht erkennen). Dieser augenscheinliche Widerspruch wird in der Literatur (vgl. v. a. STAUDINGER 2000) als „Paradox des subjektiven Wohlbefindens“ oder auch als „Zufriedenheitsparadox“ beschrieben, jedoch lassen sich mittels eines erkenntnistheoretisch fundierten Forschungszugangs die (für einen Beobachter kontradiktorisch erscheinenden) „Widersprüche“ im Verhalten aus der Perspektive der interviewten Einwohner als plausibel und stimmig begründen. Das Paradoxe dieser Befunde löst sich mittels der Analyse kognitiver Prozesse, z. B. der akkommodativen Neuanpassung von Ansprüchen und Zielen an neue Transaktionen oder der Auflösung von *commitments* (vgl. Kap. 3.3.3), auf. Gerade dann, wenn offene Copingversuche erfolglos und entsprechende Handlungsressourcen nicht verfügbar sind, können akkommodative Prozesse (das Angleichen von Soll- an Ist-Werte) wesentlich zur Wiedergewinnung oder Aufrechterhaltung des subjektiven Wohlbefindens beitragen – trotz der Lebensumstände, die von außen betrachtet als widrig und belastend erscheinen.

„[I]mportant is the individual's perception of the quality of his/her life, since one person can live happily in poverty just as another can lead a miserable life despite all the wealth.“,

stellen in diesem Zusammenhang auch LAM und PALSANE (1997, S. 276 f.) im Rahmen ihres Beitrags zur Stress- und Copingforschung im asiatischen Kontext heraus.

Zentral für die Analyse von Stress, Coping und Resilienz ist somit zusammenfassend die (von Umweltvariablen vorbeeinflusste) psychische Relation des Individuums zu seiner Umwelt. Dieser Umweltbezug ist, wie auch MOGEL (1990,

S. 83) konstatiert, als individueller Prozess der kognitiven, emotionalen, motivationalen und motorischen Relation der Interviewpartner zu ihren jeweiligen Umwelten des Erlebens und Verhaltens aufzufassen. Unter welchen Prämissen, in welcher Richtung und mit welcher Intensität diese Prozesse verlaufen, ist abhängig von den Wirklichkeitskonstruktionen und damit von den

„intraindividuell organisierten Präferenzen in den thematischen Hierarchisierungen“ (MOGEL 1990, S. 84)

dieser Bezugssysteme. Die erfahrungsabhängigen Hierarchisierungen von Bedeutungen und Zielen und die eine latente Bewertungsdisposition beinhaltenden Motive stehen in einem direkten Bezug zur erlebten Relevanz der individuellen Person-Umwelt-Transaktion und beeinflussen als orientierungsgebende Personenvariablen die Wahrnehmungs-, Bewertungs- und offenen sowie intrapsychischen Handlungsprozesse und vor-/unbewussten Verhaltensweisen hinsichtlich der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Gegenwart. Die sich über den individuellen Umweltbezug formierenden sinnbezogenen, internen Repräsentationen der jeweiligen Interviewpartner nehmen einen wesentlichen Einfluss auf die folgenden, teils parallel verlaufenden und sich wechselseitig beeinflussenden Prozesse:

- Wie und Was der Konstruktion: Umweltentitäten passieren aufgrund ihrer Relevanz die Wahrnehmungsfilter und bilden die Merkwelten der Interviewpartner;
- (bewusster oder vor-/unbewusster) Ablauf primärer Bewertungsprozesse: Bewertung der Ich-Beteiligung, Zielrelevanz, Zielkongruenz oder Zielinkongruenz;
- (bewusster oder vor-/unbewusster) Ablauf sekundärer Bewertungsprozesse: Bewertung des internalen und/oder externalen Copingpotentials, der Verantwortung für die Qualität einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion und Bewertung der Zukunftserwartung;
- Aktualgenese von Emotionen: Qualität und Intensität emotionalen Erlebens;
- Entstehung von Stresserleben: Beanspruchung oder Überforderung der externalen und/oder internalen Ressourcen durch eine externe und/oder interne Anforderung;
- Dimensionen von Stresserleben: Vorliegen eines Schadens/Verlustes, einer Bedrohung, einer Herausforderung und/oder einer Chance;
- Copingverhalten bei Stresserleben: Umgang mit der externalen und/oder internalen Anforderung (z. B. vergangen-, gegenwarts- oder zukunftsorientiert);
- Copingfunktionen und -formen beim Umgang mit Stresserleben: problem- und/oder emotionsfokussierte Funktion, offenes/für Dritte beobachtbares oder verdecktes/intrapsychisches Handeln als Copingform, un-/vorbewusste und offensive oder defensive Copingformen;

- Copingeffektivität: Auswirkung des Copingverhaltens auf das subjektive Stresserleben;
- Resilienz: kein Stresserleben trotz eines wahrgenommenen und bewerteten Risikofaktors, Zurechtkommen mit oder schnelles Erholen von den Wirkmechanismen eines Risikofaktors.

6.2.2 Starke und schwache Transaktionen, Wissen und subjektive Theorien

Bei aller Divergenz der analysierten Mensch-Umwelt-Transaktionen und dem Plädoyer für vielfältige Differenzierungen und die Berücksichtigung subjektiver Betrachtungsweisen sind dennoch eine Herausstellung von Gemeinsamkeiten und die Generierung möglicher Typologien, z. B. in Bezug auf das Copingverhalten, sowie eine über die Deskription hinausgehende und somit einen normativen Diskurs aufspannende Bewertung von Verhalten, z. B. hinsichtlich der Copingeffektivität oder der Resilienz, für den Prozess der Erkenntniserweiterung und -vertiefung unausweichlich. Wie bereits die in Kapitel 3.2.2 aufgeführten Erläuterungen zum Transaktionsbegriff des Stressmodells von LAZARUS herausstellten, lassen sich kontextabhängige Schnittstellen der Umwelten auf der Grundlage eines intersubjektiven Konsenses zunächst bezüglich des Bestehens oder Nicht-Bestehens externaler und/oder internaler Anforderungen analysieren.

„[I]n the interpretation of a specific situation by a number of individuals there is both common and unique variation. Some situations are so threatening (e.g., an earthquake) that most of the experience is shared, whereas other situations give rise to more various and unique reactions. Individuals have both a shared and a unique relation to the environment“,

argumentieren desgleichen MAGNUSSON und TÖRESTAD (1992, S. 99; vgl. auch LAZARUS 2001). In diesem Zusammenhang ist die eingangs der Arbeit diskutierte (analytisch betrachtete) Einflussstärke von Personen- versus Umweltvariablen auf die jeweilige Qualität von Mensch-Umwelt-Transaktionen und die damit einhergehende, innerhalb der Psychologie thematisierte Differenzierung zwischen so genannten starken und schwachen Situationen aufzugreifen (vgl. Kap. 2.2.2).

Die vorangegangene Analyse der Interviewergebnisse illustriert, dass vor allem der (probabilistische, auf Wahrscheinlichkeiten beruhende) Risikofaktor der Kriminalität, der – über vergleichbare Prozesse der Wahrnehmung und primären Bewertung (Vorliegen einer Bedrohung) und sekundären Bewertung (Was ist wie, wann zu tun?) sowohl bei den lokalen Dorfbewohnern als auch bei den Migranten Stressempfinden auslöst oder verschärft und aufgrund der Entfaltung von Risikomechanismen (Diebstahl, Raubüberfall, Hauseinbruch) als Stressor aufzufassen ist – personen- und gruppenübergreifend grundsätzlich als eindeutig und kontrollierbar wahrgenommen und bewertet wird. Offenbar konstruieren die Interviewpartner vor dem Hintergrund nahezu uniformer Interpretationen eine „starke Situation“ bzw. eine starke Mensch-Umwelt-Transaktion, die interindividuelle Differenzen bezüglich der Bewertungsprozesse minimieren und Verhaltensspielräume angleichen lässt. Die Eindeutigkeit und Bestimmbarkeit der Risikomechanismen

verhindert oder reduziert eine Unschärfebeziehung: Je leichter die Problemkonstellation und (logischen) Wirkbeziehungen durchschaubar und verstehbar sind (z. B. Einbruch bei unzureichenden Schutzvorkehrungen), desto eher überschneiden sich die Bedeutungsgenerierungen, Ziele und Handlungen der Interviewpartner. Offenes, defensives Unterlassungshandeln (kein Verlassen des Hauses bei Nacht, Meidung abgelegener Gassen) sowie offenes, offensives Handeln (Bevorzugen von Umwegen oder Durchführung baulicher Maßnahmen wie der Installation von Stahltüren, Doppelschlössern und Schutzgittern) umfassen – unter dem möglichen Rückgriff auf materielle Ressourcen (z. B. Schutzgitter) – die von den Interviewpartnern angewandten Copingformen. Entscheidend ist ihre gemeinsame Funktion der Problemorientierung: Die bewertete Kontrollierbarkeit der Risikomechanismen erleichtert das direkte Fokussieren der Stress auslösenden Mensch-Umwelt-Transaktion mit dem Ziel, die „Realität“ bzw. die Wirklichkeitskonstruktion dieser Transaktion positiv zu beeinflussen. In der Gesamtbetrachtung repräsentieren die Copingformen somit hauptsächlich Maßnahmen zum Schutz des Eigentums vor Diebstahl oder der eigenen Person vor Raubüberfällen.

Im Gegensatz zu dem Risikofaktor der Kriminalität bilden die Risikofaktoren der Landenteignung, Korruption, Heimat, Umsiedlung, Ausbildung, Wasserqualität und Aufenthaltsgenehmigung aufgrund ihrer Uneindeutigkeit und Vielschichtigkeit „schwache Situationen“ bzw. schwache Mensch-Umwelt-Transaktionen, die, wie die vorangegangene Diskussion der empirischen Ergebnisse skizziert, zu divergierenden Prozessen der Wahrnehmung, Bewertung, Interpretation anregen, Verhaltensspielräume ausweiten und eine stärkere Wirkung von Persönlichkeitseigenschaften aufzeigen. Kennzeichnend ist bei den Interviewpartnern, die Stress empfinden, allerdings die enge Verknüpfung zwischen der Intensität des Stresserlebens und der Bewertung einer erschwerten Erfassbarkeit der Tragweite, der Kontrollierbarkeit und der Vorhersehbarkeit dieser Risikofaktoren, die somit überwiegend das Erleben von Unsicherheit, Misstrauen, Ungewissheit oder Machtlosigkeit evoziert.

„Ambiguous events are often perceived as more stressful than are clear-cut events. When a potential stressor is ambiguous, a person [...] must [...] devote energy to trying to understand the stressor, which can be a time-consuming, resource-sapping task“,

argumentiert in diesem Kontext auch TAYLOR (2003, S. 188).

Bedingt durch die gezielte Zurückhaltung der Informationspolitik seitens der Dorfkomiteemitarbeiter *wissen* die Interviewpartner nicht, ob im Zuge der Bahnhofskonstruktion die Notwendigkeit einer Umsiedlung besteht und falls doch, zu welchem Zeitpunkt und ob die Auszahlung einer angemessenen Entschädigungssumme erfolgt. Sie können nicht einschätzen, ob das bereits wahrgenommene Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne zunehmen und Shibi Village sich, sofern eine Umsiedlung auszuschließen ist, zu einem *Urban Village* entwickeln wird, ob sie ihre Heimat, ihre Identität als Landbewohner verlieren werden und ihre Integration in ein „modernes China“ (Interview 2008) möglich ist und die eigenen Kinder dem „Konkurrenzdruck in der Stadt“ (Interview 2008) gewachsen sein werden. Ferner lässt sich die beobachtete Wasserkontamination hinsichtlich

ihrer Qualität, Intensität und möglicher Folgewirkungen aufgrund von fehlenden oder unzureichendem (deklarativem) Wissen nicht zuverlässig bewerten. Die im Kontext der Willkür hinsichtlich der Sanktionierung illegaler Bautätigkeiten, der Durchführung juristischer Gerichtsverfahren sowie der Überprüfung temporärer Aufenthaltsgenehmigungen diskutierte *institutional amphibiousness* (vgl. auch Kap. 2.6.3) bzw. die Ambivalenz der Dorfkomitees und übergeordneten Institutionen erzeugt Verunsicherung, lässt Spielfeldrandgrenzen verschwimmen, erschwert die Auswahl und Durchführung von (erfolgreichem) Copingverhalten und hemmt aufgrund des „Nichtwissens, woran man ist“ und der Angst vor schwer einschätzbaren (negativen) Konsequenzen die Formierung großer Gruppen, die eine Quelle unabhängiger Willensbildung und oppositioneller Handlungen darstellen könnte. Willkür erzeugt somit Ungewissheit, Sinnlosigkeit und Orientierungsverlust anstelle von Sicherheit, Sinn, Vertrauen und Glauben.

Im Kontext der dynamischen, komplexen und mit einem hohen Unsicherheitslevel einhergehenden Mensch-Umwelt-Transaktionen spielt die Moderatorvariable „Wissen“ eine zentrale Rolle, die alle Glieder zwischen der Wahrnehmung, Bewertung und des Verhaltens beeinflusst, so zum Beispiel die selektive Aufmerksamkeit und Wahrnehmungsorganisation, das Erkennen und die Interpretation von Risikomechanismen (Informationsverarbeitung), die Qualität des Verhaltens (offenes oder verdecktes/intrapsychisches Handeln, unbewusste/vorbewusste Prozesse) oder die Einschätzung des zu erwartenden Nutzens, von längerfristigen Konsequenzen, von Begleiterscheinungen oder von Handlungsalternativen (bei strategischem Copingverhalten).

Wissen beinhaltet die „Speicherung und Strukturierung von Informationen im Gedächtnis“ (SOLSO 2005, S. 14) und umfasst somit die kognitive Repräsentation von Sachverhalten (deklaratives Wissen), von Fertigkeiten und deren Ausübung (prozedurales Wissen) sowie von Heuristiken und Problemlösestrategien (strategisches Wissen). Wichtig ist hierbei, wie auch MEUSBURGER (2003, S. 295) hervorhebt, die Unterscheidung zwischen Wissen und Information. Informationen bilden den Rohstoff des Wissens und müssen zunächst wahrgenommen, verstanden und interpretiert werden können, bevor ihre Überführung in Wissen möglich ist (vgl. auch SOLSO 2005). Die Interviewpartner verfügen jedoch, wie dargelegt, über keinen Zugang zu zuverlässigen Informationen und somit nicht über das notwendige (Vor-)Wissen hinsichtlich der Bewertung und des Umgangs mit den beobachteten Risikomechanismen. Der Zugriff auf Wissen ist jedoch insbesondere dann zentral, wenn es um das Wohlbefinden der Einwohner Shibis bzw. mit LUHMANN (1997) betrachtet um den Selbsterhalt von psychischen und biologischen Systemen geht und den Betroffenen zur Verwirklichung angestrebter Ziele gleichzeitig nur ein begrenzter Umfang externaler Copingmöglichkeiten (z. B. finanzielle Mittel) zur Verfügung steht und nicht beliebig viele „Fehlentscheidungen“ (z. B. Fehlinvestitionen) leistbar sind. Auch wenn Wissen eine notwendige, jedoch nicht hinreichende Fähigkeit zum erfolgreichen Copingverhalten darstellt, kann sie zunächst diffus erscheinende Handlungsspielräume strukturieren und somit klarer begrenzen.

Insbesondere die mit den Risikofaktoren der Landenteignung, des Ausmaßes korruptiver Machtstrukturen, des Heimatverlustes und der Umsiedlung verbundenen Risikomechanismen stellen aus der Perspektive der Interviewpartner, die diesbezüglich Stress erleben, höchst komplexe (externale und internale, s. u.) Anforderungen dar, die sich durch ihre Neuartigkeit (z. B. keine Vorerfahrungen in der Auseinandersetzung mit dem unfreiwilligen Verlust von Agrarland), ihren schnellen Wirkungseintritt (Mangel an frühzeitigen Informationen) und ihre Unbeeinflussbarkeit (Unveränderbarkeit der „Realität“ der Mensch-Umwelt-Transaktion) auszeichnen. Ziele (z. B. dauerhaft in Shibi leben zu wollen) erscheinen blockiert, Lebensentwürfe brechen zusammen, neue Wege der Zielerreichung sind schwer erkennbar, Handlungsroutrinen sind nicht verfügbar oder erweisen sich als unangemessen. Die belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen lassen sich, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 124) treffend formulieren,

„nicht einfach wegstecken unter Einsatz der üblichen Verhaltensmuster; sie erzeugen nicht nur besonderen affektiven Lärm, der reflektiertes Tun erschwert, sondern auch ein Höchstmaß an Unsicherheit, die ja ihrerseits einen hoch aversiven, nur schwer erträglichen Zustand darstellt“.

Die Risikomechanismen produzieren nicht nur Stress; sie offenbaren Verwundbarkeiten der Interviewpartner, sie führen ihre eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit vor Augen, machen die Fragilität ihrer eigenen Existenz bewusst und stellen ihre Überzeugungen bzw. subjektiven Theorien sowie ihren Glauben an Gerechtigkeit auf den Prüfstand. Subjektive Theorien sind komplexe, auf individuellen (Lern-) Erfahrungen und subjektivem Wissen basierende Konstrukte, die Kognitionen bezüglich der individuellen Sicht über die Welt und über das eigene Selbst repräsentieren und u. a. subjektive Definitionen, Erklärungen, Bewertungen, Prognosen (z. B. Wenn-dann-Beziehungen), Motive, Zielpräferenzen und gegenüber einen selbst gerichtete Emotionen beinhalten (vgl. ausführlicher die Beiträge in MUTZECK et al. 2002). Subjektive Theorien stellen einen Interpretations- und Handlungsrahmen bereit und

„stiften Ordnung, wo ansonsten Chaos wäre; sie ermöglichen Sinndeutung, wo ansonsten Nichtverstehen regieren würde; sie liefern uns Erklärungen, wo wir ansonsten Unerklärlichem gegenüberstünden; sie gestatten uns Vorhersagen, wo Künftiges ansonsten im Dunklen läge“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 12).

Die Veränderungsprozesse in Shibi Village „erschüttern“ die subjektiven Theorien als die bislang „unhinterfragten Gewissheiten“ (ebd., S. 13); die Umwelten und die psychischen Systeme der betroffenen Interviewpartner sind nicht mehr die, die sie einmal waren. Mit den Worten von FILIPP und AYMANN (2010, S. 13) zusammengefasst greift

„die bisherige Sicht der Dinge [...] nicht mehr; die Person und ihre Umwelt – sie passen nicht mehr zueinander“.

Wie die Diskussion der Interviewergebnisse aufzeigt, beruht allerdings (analytisch betrachtet) die Quelle dieser bewerteten Soll-Ist-Diskrepanzen nicht nur auf externalen Anforderungen (z. B. dem Verlust des Arbeitsplatzes), sondern auch auf

(von der Umwelt mitbeeinflussten) internalen (selbst erhobenen) Anforderungen, die sich auf erstrebenswerte Werte oder Ziele beziehen, deren Vereitelung oder Aufschub mit negativen Folgen verbunden ist. Demzufolge ist nach LUHMANN (1997) die Quelle der Irritation dem psychischen System (Selbstreferenz) und nicht mittelbar der Umwelt (Fremdreferenz) zuzuordnen. So sind Stresserleben, Verunsicherung und negative Emotionen wie Schuld, Ärger oder Wut beispielsweise auf den vorhandenen Zielkonflikt zwischen Migration einerseits (Arbeitssuche in Shibi Village) und dem Zurücklassen des Kindes im Heimatdorf andererseits, auf den Verlust des Vertrauens in die Mitarbeiter des Dorfkomitees oder auf den Zielkonflikt zwischen dem Beibehalten des Alten und Vertrauten und dem gleichzeitigen Bedürfnis des Entdeckens von Neuem und Unbekanntem im Zuge der Urbanisierungsprozesse zurückzuführen. Je größer die Zahl der bei einer (bewussten) Entscheidung zu beachtenden Einflussfaktoren und je größer die Ungewissheit zukünftiger Entwicklung sind, umso geringer erscheint die Wahrscheinlichkeit, dass eine einzige Entscheidungsvariante die Passung zwischen den interviewten Einwohnern und ihren Umwelten wiederherstellt oder zumindest nicht negativ beeinflusst.

„Die persönlichen Belange des Lebens sind – sobald man um alternative Lebensformen weiß – nicht mehr „dieselben“,

argumentiert WERLEN (2000, S. 616) in zutreffender Weise. Neue Umweltausschnitte kommen hinzu, die eigene Mensch-Umwelt-Transaktion wird von den Interviewpartnern durch die Erweiterung des Wissen um Alternativen bzw. durch eine erweiterte Wahrnehmungsorganisation neu interpretiert und subjektive Theorien sind zu modifizieren, z. B. hinsichtlich der Re-Hierarchisierung von Motiven und Zielen.

6.2.3 Komplexität und Unsicherheitserleben

Die (beobachtete) Relation zwischen den psychischen Systemen der Interviewpartner und ihren Umwelten wird aus systemtheoretischer Perspektive nach LUHMANN (1997) offenbar komplexer (vgl. ausführlicher Kap. 2.1.2 zum Komplexitätsbegriff). Eine sich differenzierende Umwelt stellt hohe Anforderungen an das Wissen und Können der Bewohner Shibis und konfrontiert sie gleichzeitig mit (schwierigen) Entscheidungsalternativen. Diese Selbstüberforderung des Erlebens durch andere Möglichkeiten wird, wie EGNER (2008a, S. 81) ausführt, durch die Kontingenz der Selektionen noch verschärft. Komplexität (die Gesamtheit möglicher Ereignisse) impliziert Selektionszwang (Selektion von Umweltausschnitten durch den Prozess der selektiven Aufmerksamkeit), Selektionszwang bedeutet Kontingenz (Enttäuschungsgefahr und Notwendigkeit, sich auf Risiken einzulassen) und Kontingenz bedeutet Risiko (z. B. das Treffen falscher Coping-Entscheidungen). Komplexität ist ein Begriff der Beobachtung und Beschreibung einschließlich der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung. Die Interviewpartner beobachten z. B. in sich selbst Zielkonflikte, die erst im Zusammenhang mit

den oben skizzierten dilemmatischen Entscheidungskonstellationen auftreten. Komplexität und Kontingenz sind eng mit den Prozessen des Wahrnehmens und Handelns verknüpft. So verweisen diese Konzepte auf die Unmöglichkeit, *alles* wahrnehmen und bewerten zu können und in sicheren Wenn-dann-Kategorien zu denken. Beispielsweise erfolgt auf die offene Handlung A (z. B. Investition in die schulische Ausbildung der eigenen Kinder) nicht mit Sicherheit die (erwünschte) Handlung B (erfolgreiche berufliche Karriere der eigenen Kinder). LUHMANN (1984) folgend ist die beobachtete Komplexität ein Grad für Unbestimmtheit bzw. einen Mangel an Information. Unter Bezugnahme auf die Interviewergebnisse lassen sich vor diesem Hintergrund vier wesentliche Bereiche unterschiedlicher Qualitäten von Unsicherheitserleben herausstellen (vgl. Tab. 4):

Qualität	Unsicherheitserleben
Evaluative Unsicherheit	Mangelndes Vertrauen in die Dorfkomitees und übergeordneten Institutionen (<i>institutional amphibiousness</i>); unzureichende Glaubwürdigkeit von Informationsquellen (z. B. Internet, Aussagen der Dorfkomiteemitarbeiter)
Pragmatische Unsicherheit	Subjektiv wahrgenommene und bewertete Schwierigkeit der Kontrolle in Bezug auf Einflussmöglichkeiten (erschwerter oder unmögliche Änderung der konstruierten Wirklichkeit von Person-Umwelt-Transaktionen)
Kognitive Unsicherheit	Erleben von Zielinkongruenzen; paralleles Besehen von Annäherungszielen (Veränderung des gegenwärtigen Ist-Zustands) und Erhaltungszielen (Beibehaltung des Ist-Zustands); Schwierigkeit der Erstellung von Zielhierarchien in Abhängigkeit von zunehmend komplexer werdenden Mensch-Umwelt-Transaktionen
Emotionale Unsicherheit	Inkonsistenz emotionalen Erlebens (z. B. wechselseitiges Ablösen der Gefühle von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit)

Tab. 4: Unterschiedliche Qualitäten von Unsicherheitserleben (eigene Darstellung)

Die (beobachteten) Mensch-Umwelt-Transaktionen der Einwohner in Shibi Village waren vor der Reform- und Öffnungspolitik Chinas im Jahr 1979 und somit vor den Prozessen der Weltmarktöffnung, (Mega-)Urbanisierung und der sozio-ökonomischen, sozialräumlichen und städtebaulichen Veränderungen in Guangzhou (vgl. Kap. 4) weniger unkomplex. Aus systemtheoretischer Perspektive ist Komplexität die Voraussetzung zur Systembildung, die erst über die Reduktion der Komplexität eine Grenzziehung zur Umwelt und die Ausweisung derjenigen Relationen ermöglicht, die sich als zugehörig zum System qualifizieren. Dadurch entsteht zwischen dem psychischen System und seiner Umwelt zwangsläufig ein Komplexitätsgefälle – die Umwelt ist immer komplexer als das System und es gibt immer mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns als aktualisiert werden können. Allerdings verdeutlichen die empirischen Ergebnisse, dass die (aus 1. Ordnung beobachteten) Umwelten von den Interviewpartnern zunehmend kom-

plexer werden. Die psychischen Systeme nehmen die Komplexität ihrer Umwelten und damit verbundene (neue) Anforderungen wahr; beispielsweise:

- die Auflösung der seit Jahrzehnte bestehenden Landwirtschaft, Krabben- und Fischzucht infolge der Landenteignung (z. B. Notwendigkeit einer erwerbsbezogenen Umorientierung),
- die wachsende Ansiedlung von Fabrikanlagen und damit einhergehende, zunehmende Kontamination von Fluss-, Brunnen- und Leitungswasser (z. B. Erfordernis eines angemessenen Umgangs),
- die flächenbeanspruchende Bahnhofskonstruktion und zugehöriger Infrastruktur (z. B. potentielle Umsiedlung als Folgewirkung?),
- die Zunahme korruptiver Machtstrukturen (z. B. Dilemma zwischen Wollen, Können und Dürfen hinsichtlich des sich Wehrens),
- den Anstieg von Arbeitslosigkeit (z. B. Bedeutungszunahme schulischer und beruflicher Qualifikationen),
- die Ausdifferenzierung der Einkommensstrukturen (z. B. Fabrikarbeit, Wohnraumvermietung an Migranten, Hotelbetrieb, Erfordernis von Zeitallokation),
- den Zuwachs an Migranten und eine daraus resultierende Heterogenisierung von Nachfragestrukturen (z. B. nach Wohnraum, Konsummöglichkeiten),
- den Rückgang traditioneller Lebensweisen (z. B. Ausbleiben der Restaurierung von Tempelanlagen, Abriss einstöckiger Ziegelhäuser und Neubau eng nebeneinander stehender, mehrstöckiger Betonhäuser)
- und/oder die Zunahme moderner, „globalisierter“ Lebensaspekte (z. B. Zugang zu Internet).

Vereinfacht formuliert entwickelt sich Shibi Village unter dem rapiden Einfluss der urbanen Expansionsprozesse Guangzhous, der wachsenden Verflechtung von Stadt und Land und der dynamischen Heterogenisierung von Landnutzungsansprüchen von einem traditionellen chinesischen Dorf mit landwirtschaftlichem Kollektiveigentum hin zu einem zunehmend urban geprägten Wohngebiet mit abnehmenden ländlichen Strukturen. Ob sich Shibi Village ähnlich wie z. B. Liede oder Xincun (vgl. Kap. 4.2.2) zu einem *Urban Village* entwickeln wird, lässt sich zum gegenwärtigen Untersuchungszeitpunkt (Stand 2011) nicht abschließend klären. Vor dem Hintergrund des rasanten Flächen- und Bevölkerungswachstums Guangzhous und der von der Stadtplanungspolitik durchgeführten Implementierung städtischer Wachstumsimpulse entlang der südlichen Entwicklungsachsen (vgl. Kap. 4.2.2 und Abb. 33) sowie der voranschreitenden Urbanisierung des Südens von Guangzhou im Zuge der South Railway Station ist jedoch – auch nach Ansicht der Stadtplaner Prof. Feng und Prof. Yuan (Interviews 2008 und 2009) – anzunehmen, dass Shibi Village diesem Expansionsdruck nicht standhalten wird und ein Abriss der Wohnsiedlung und somit eine Zwangsumsiedlung (laut Prof. Feng spätestens im Jahr 2014) die Folge sein werden. Abbildung 91 illustriert den seit der Reform- und Öffnungspolitik 1978 stark wachsenden Prozess der Flä-

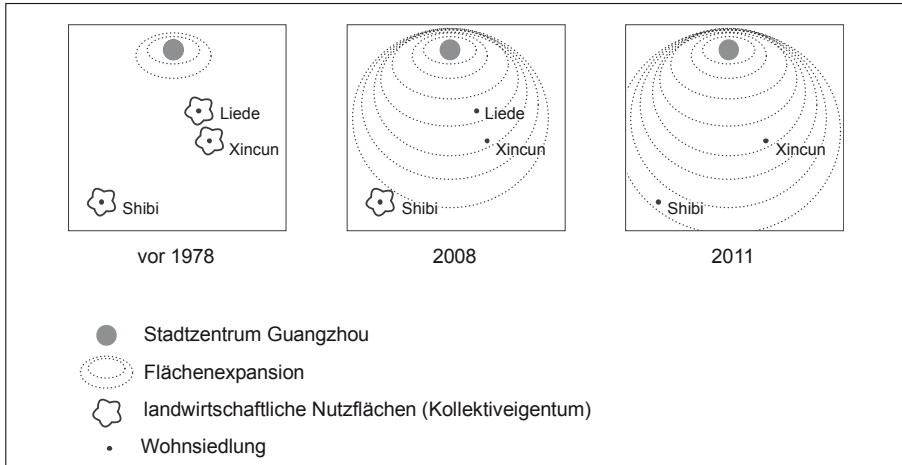


Abb. 91: Schematisierung der urbanen Expansionsprozesse in Guangzhou vor und nach der Reform- und Öffnungspolitik Chinas 1978 (eigene Darstellung)

chenexpansion Guangzhous anhand der sich vom Stadtkern zunehmend ausbreitenden (bildlich dargestellten) konzentrischen Kreise. Im Jahr 2008 verfügten Liede und Xincun (vgl. Abb. 41) aufgrund von Landenteignungsverfahren über keine landwirtschaftlichen Nutzflächen mehr; der Abriss Liedes (vgl. Abb. 42) erfolgte im Jahr 2009. Seit 2011 sind in Shibi die Landnutzungsrechte aufgehoben und alle landwirtschaftlichen Nutzflächen enteignet worden (Interviews 2011).

Die zunehmend komplexer werdenden Umwelten bzw. Person-Umwelt-Transaktionen der Interviewpartner zeichnen sich im Zusammenhang mit Stresserleben vor allem durch die subjektiv wahrgenommene und bewertete Schwierigkeit der Unvorhersagbarkeit und Unkontrollierbarkeit der zukünftigen Entwicklung Shibis aus. Die häufig zum Ausdruck gebrachte appellative Frage „Was soll ich nur machen?“ lässt auf einen Verlust der Handlungsorientierung und die Einschätzung unzureichender Copingmöglichkeiten schließen. Metaphorisch betrachtet entsteht, wie KEUPP (1996, S. 9) in einem vergleichbaren Zusammenhang mit Unsicherheitserleben veranschaulichend hervorhebt, das Bild von Darstellern auf einer Bühne ohne fertige oder interpretierbare Textbücher. Die Interviewpartner sind permanent in ihrer eigenen Gestaltungsfähigkeit gefordert und sind unsicher, wie sie diesem Handlungsdruck begegnen sollen. Weder das Ausmaß der wahrgenommenen Bedrohung noch die Angemessenheit adaptiver Verhaltensantworten lassen sich aus ihrer Perspektive eindeutig bestimmen. Genau in dieser Erfahrung wird das Erleben von Ungewissheit, definiert als „unwanted waiting for an outcome“ (WHEATON, zitiert nach ALDWIN 2007, S. 71) und von Misstrauen oder Machtlosigkeit besonders spürbar.

„[N]ot knowing whether an event is going to occur can lead to a long, drawn-out process of appraisal and reappraisal generating conflicting thoughts, feelings, and behaviors which in turn create feelings of helplessness“,

betonen auch LAZARUS und FOLKMAN (1984, S. 92).

Kontrollierbarkeit beinhaltet die Verfügbarkeit von Verhaltensmaßnahmen zur Verhinderung, Beendigung oder Modifikation der (konstruierten) Wirklichkeit von Mensch-Umwelt-Transaktionen und ist eng mit dem Konstrukt der Vorhersehbarkeit, der Antizipation von Transaktionen der zukünftigen Gegenwart, verbunden. Nach der vor allem in der Sozialpsychologie und Klinischen Psychologie viel zitierten Theorie der kognizierten Kontrolle sind Menschen bestrebt, Mensch-Umwelt-Transaktionen bzw.

„Ereignisse in sich selbst und außerhalb zu erklären, vorherzusagen und zu beeinflussen“ (SILBEREISEN und FREY 2001, S. 10).

Die Kontrollierbarkeit

„gilt als Schlüsselmerkmal in der Streßforschung schlechthin“ (JANKE und WOLFFGRAMM 1995, S. 303).

Zahlreiche Studien in der psychologischen Stressforschung belegen den Zusammenhang zwischen Stresserleben und Unkontrollierbarkeit: Je unkontrollierbarer ein Ereignis erscheint, umso wahrscheinlicher wird es als belastend wahrgenommen (vgl. ATKINSON et al. 2001, TAYLOR 2003).

„For example, quitting a job may be less stressful than being fired“,

betont ALDWIN (2007, S. 56) und stellt ferner heraus:

„In some cases, resolution – whether good or bad – can be less stressful than not knowing what will happen“ (ebd., S. 71).

Allerdings erscheint, wie ATKINSON et al. (2001, S. 479) akzentuieren, die subjektive Wahrnehmung der Kontrollierbarkeit eines Ereignisses für dessen Stressrelevanz wichtiger zu sein als seine tatsächliche Kontrollierbarkeit. Dieses Phänomen demonstrieren auch die vorliegenden empirischen Ergebnisse. So filtert beispielsweise ein Interviewpartner mit einem Baumwollhandtuch das Brunnenwasser mit der internalen Kontrollüberzeugung, auf diese Weise das Wasser von Chemikalien bereinigen zu können (vgl. Abb. 81). Zwar werden im Laufe des Interviews Zweifel seinerseits hinsichtlich der Effektivität dieser Filtermethode deutlich, doch sein Stresserleben in Bezug auf gesundheitsschädigende Folgewirkungen tritt (vorbewusst) in den Hintergrund.

Die Diskussion der Interviewergebnisse offenbart ferner, dass das (zunehmende Empfinden) von Kontrollverlust hinsichtlich der „Realität“ von Mensch-Umwelt-Transaktionen durch eine prozessuale zeitliche Staffelung charakterisiert ist und nicht umgehend in Hilflosigkeitserleben mündet. So löst Kontrollverlust zunächst eine Reaktanz respektive eine Steigerung der Kontrollmotivation aus (z. B. ersichtlich an der Dokumentation der gesetzeswidrigen Bauaktivitäten der Dorfkomiteeleiter anhand von Beweisphotos, vgl. Abb. 69, oder der Kontaktaufnahme zu Nachbarn mit dem Ziel, sich über die eigenen Zukunftsängste auszutauschen und emotionale Unterstützung zu erfahren). Erst wenn die wiederholten (offenen, problem- und emotionsfokussierten) Copingversuche nicht zum erwünschten Erfolg führen, sich nicht positiv oder sich sogar negativ auf das sub-

jektive Wohlbefinden auswirken und gegebenenfalls negative Emotionen verstärken, schwächt sich die Handlungsmotivation ab, um schließlich unter das Ausgangsniveau zu fallen (Beenden der Photodokumentation aus Mangel an Präsentationsmöglichkeiten und aus Angst vor Repressalien; Beenden des sozialen Austausches mit Nachbarn aufgrund eines fehlenden, nutzbringenden Feedbacks und des verstärkten Erlebens von Traurigkeit). Dieses wiederholte Erfahren der Hilf- und Machtlosigkeit, der Minderung von Erwartungen bezüglich der Erreichbarkeit erwünschter Ziele und der Abwertung des eigenen Handelns hinsichtlich seiner Instrumentalität kann zu dem Phänomen der „erlernten Hilflosigkeit“ führen (vgl. WOOLFOLK 2008), das die „motivdynamische Basis des Handelns“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 109) modifiziert und zielbezogenes (offenes) Handeln unterminiert. FILIPP und AYMANN (2010) betonen allerdings, dass im Zustand von Hilflosigkeit das emotionale Erleben von Hoffnung durchaus fortbestehen kann. Auch wenn Hilflosigkeit aus der Bewertung resultiert, dass das Erreichen von Zielen „nicht mehr in den eigenen Händen liegt“ (ebd., S. 282), verlieren diese dennoch nicht an Zugkraft. Erst wenn, und dies zeigen auch die Interviewergebnisse, Menschen zu der Einschätzung gelangen, dass sich ein Anstreben der Ziele nicht mehr lohnt, geraten sie in den (Stresserleben u. U. noch verstärkenden) Zustand der Hoffnungslosigkeit. Dies lässt sich insbesondere bei der interviewten Einwohnerin, die anfangs die Beweisdokumentation illegaler Bautätigkeiten verwirklichte, beobachten. In ihrem Fall führt nach dem Unterlassungshandeln (Beenden des Copingverhaltens) ein Forstbestehen von Hoffnungslosigkeit offenbar aus Gründen des Selbstschutzes zu einer abnehmenden Wahrnehmungsbereitschaft für korruptive Vergehen.

6.2.4 Copingverhalten und Copingeffektivität

Die ausschließliche Analyse der Erfahrungen der Interviewpartner, die „Realität“ ihrer Mensch-Umwelt-Transaktion über offene, beobachtbare Handlungen positiv zu beeinflussen, so dass Soll-Ist-Diskrepanzen aufgelöst und Zielkongruenzen wieder hergestellt werden können und sie wieder im Einklang mit persönlichen Motiven und Zielen stehen, greift im Zusammenhang mit Stresserleben, Copingverhalten und Resilienz jedoch zu kurz. Die Interviewpartner verfügen über vielfältige Formen des kognitiven (intrapsychischen) Copingverhaltens im Umgang mit belastenden Transaktionen. So passen sie sich z. B. durch die problemfokussierte Modifikation ihrer Denkprozesse an die Umwelt an (z. B. über das konstruktive Akzeptieren und Generieren alternativer Zielzustände), so dass Coping sich in einer erweiterten Perspektive ebenso auf mentale Prozesse beziehen kann.

Tabelle 5 gibt einen zusammenfassenden Überblick über das Copingverhalten der interviewten Einwohner von Shibi Village (vgl. Kap. 6.1) in Bezug auf die von ihnen zum Ausdruck gebrachten Risikofaktoren und Risikomechanismen.

Funktion	Ausrichtung	Qualität	Copingform
(primär) problem- fokussiert	offen (beobacht- bar)	offensiv	- Eröffnen eines Kiosks^{1,4} - Eröffnen eines Hotels¹ - Bereitstellen von Telefonzellen¹ - Errichten eines Wohnhauses (Vermietung an Migranten)¹ - Errichten eines Wohnhauses (Entschädigungszahlung)¹ - Zurücklegen finanzieller Ersparnisse^{1,4} - Aufnehmen eines Bankkredits¹ - Demonstrieren (Meinungsäußerung/Protest)² - Vortragen des Anliegens vor Gericht² - Teilnehmen an Dorfwahlen² - Aufstellen zur Wahl als Dorfvertreter/in^{2,6} - Führen informativer Gespräche^{2,10} - Anfertigen von Beweisfotos² - Weitergeben traditioneller Handlungen³ - Forciertes Suchen nach Informationen^{3,4,11} - Absolvieren eines hohen Arbeitspensums⁵ - Aufnehmen einer Arbeitstätigkeit v. beiden Ehepartnern⁵ - Ausüben von Thai-Chi⁵ - Nutzen eines Wasserspenders⁶ - Filtern des Leitungswassers mit Filterkartusche⁶ - Abkochen des Leitungswassers⁶ - Filtern des Brunnenwassers mit Baumwolltuch⁶ - Käufliches Erwerben von Trinkwasserflaschen⁶ - Installieren einer Stahltür⁷ - Installieren eines Doppelschlosses⁷ - Installieren eines Schutzgitters⁷ - Wählen eines Umwegs (zu Fuß)⁷ - Kochen einheimischer Gerichte¹⁰ - Aufsuchen eines Restaurants mit einheimischer Küche¹⁰ - Hören einheimischer Musikballaden¹⁰ - Malen des Heimatdorfes¹⁰ - Besuch des Heimatdorfes¹⁰
		defensiv	- Meiden des Brunnenwassers⁶ - Meiden des Verlassens des Hauses bei Dunkelheit⁷ - Meiden abgelegener Gassen⁷
	verdeckt (intrapsy- chisch)	offensiv	- Konstruktives Akzeptieren^{1,8,11} - Neuordnen von Zielhierarchien⁵ - Abwärtsvergleichen^{4,10} - Aufwärtsvergleichen¹⁰
		defensiv	---
	emotions- fokussiert	offensiv	- Aufsuchen emotionaler Unterstützung^{1,5,10} - Demonstrieren (Meinungsäußerung/Protest)² - Vortragen des Anliegens vor Gericht²

emotions- fokussiert	offen (beobacht- bar)	offensiv	- Teilnehmen an Dorfwahlen² - Führen informativer Gespräche² - Verschönern des Wohnhauses² - Anfertigen von Beweisphotos² - Forciertes Suchen nach Informationen^{3,4,11} - Ausüben von Thai-Chi⁵ - Führen eines Tagebuchs⁵ - Schreiben von Briefen⁹ - Telefonieren (mit der Familie)⁹ - Kochen einheimischer Gerichte¹⁰ - Aufsuchen eines Restaurants mit einheimischer Küche¹⁰ - Hören von Musikballaden¹⁰ - Malen des Heimatdorfes¹⁰
			- Ablenken¹ - Bewahren von Humor⁶
	verdeckt (intrapsy- chisch)	offensiv	- Loslassen¹ - Beten³ - Neuordnen von Zielhierarchien⁵ - Ruminieren⁸ - Abwärtsvergleichen^{4,10} - Aufwärtsvergleichen¹⁰ - Resigniertes Akzeptieren¹⁰
		defensiv	- Verleugnen¹ - Verdrängen^{1,4,10} - Resignieren^{1,8} - Bagatellisieren/Relativieren von Gefahr¹ - Hoffen^{2,4} - Unterdrücken (negativer Gedanken)^{3,9} - Wunschdenken^{3,8} - Rationalisieren³ - Ignorieren⁴ - Affirmatives Sammeln von Informationen⁴

(Erweiterter Kontext des Copingverhaltens: Landenteignung¹, Korruption², Heimat³, Umsiedlung⁴, Ausbildung⁵, Wasserqualität⁶, Kriminalität⁷, Tod⁸, „left-behind-children“⁹, Heimweh¹⁰, Aufenthaltsgenehmigung¹¹, Mehrfachnennungen pro Copingform sind nicht wiedergegeben.)

Tab. 5: Zusammenfassende Darstellung des Copingverhaltens der interviewten Einwohner von Shibi Village im Rahmen von Stress auslösenden Mensch-Umwelt-Transaktionen (2007 bis 2011) (eigene Darstellung 2011)

Die unterschiedlichen Copingformen lassen sich, wie Tabelle 5 illustriert, hinsichtlich folgender Kriterien näher spezifizieren:

- a) nach ihrer Funktion (Copingform ist problem- und/oder problemfokussiert),

- b) nach ihrer Ausrichtung (Copingform ist offen bzw. mit Ausnahme des nicht intrapsychischen Unterlassungshandelns für Dritte beobachtbar oder sie ist verdeckt bzw. vollzieht sich ausschließlich kognitiv/intrapsychisch) und
- c) nach ihrer Qualität respektive der Unterscheidung zwischen des „Hin zu“ oder „Weg von“ (Copingform ist entweder offensiv, d. h. es erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Transaktion oder sie ist defensiv, d. h. eine unmittelbare Auseinandersetzung oder Konfrontation mit der Transaktion wird unterlassen).

Die Copingformen unterscheiden sich dahingehend, inwieweit die Interviewpartner ihre belastende Person-Umwelt-Transaktion in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit rücken oder ihre Aufmerksamkeit hiervon (intendiert und bewusst oder nicht intendiert und vor-/unbewusst) abziehen, inwieweit sie sich somit in ihrem Denken und (offenen oder verdeckten) Handeln oder vor-/unbewussten Verhalten dieser Transaktion annähern oder sich von ihr entfernen. Offensives oder defensives Copingverhalten lässt sich jeweils sowohl auf kognitiver als auch auf offener Verhaltensebene beobachten (vgl. Tab. 5). Wichtig hervorzuheben ist in diesem Kontext erneut die von LAZARUS (2000a) postulierte Notwendigkeit der separaten Erfassung von Copingverhalten und seiner Resultate bzw. der Trennung der (unterstellten) Effektivität eines Copingverhaltens von seiner Erscheinungsform. Die angewandten Copingformen mögen aus Sicht der Interviewpartner (zunächst) effektiv sein mit Blick auf die sich in der gegenwärtigen Gegenwart vollziehende Besserung ihres subjektiven Wohlbefindens; die Copingformen qualifizieren sich jedoch nicht personen- und kontextübergreifend per se als adaptiv.

Die Vielfalt der in Tabelle 5 aufgezeigten unterschiedlichen Copingformen offenbart in Anhängigkeit von individuellen Personen- und Umweltvariablen die interindividuelle Heterogenität im Copingverhalten und, mit Ausnahme des Risikofaktors der Kriminalität, die Konstruktion „starker“ Mensch-Umwelt-Transaktionen (s. o.). Intergrupale Unterschiede im Verhalten, die explizit auf die Statuszugehörigkeit „lokaler Dorfbewohner“ und „Migrant“ zurückzuführen sind, ließen sich bei den – sowohl von den lokalen Dorfbewohnern als auch von den Migranten in Zusammenhang mit Stresserleben erwähnten – Risikofaktoren der Umsiedlung, Ausbildung, Wasserqualität und des Erlebens eines Todesfalls nicht erkennen. Hingegen führen die Prozesse der Landenteignung, Korruption und des Heimatverlustes aufgrund der gruppenspezifischen Umweltbezüge und Ich-Involviertheiten nur bei den lokalen Dorfbewohnern und die Folgewirkungen der Migration („left-behind-children“, Heimweh, Willkür der Überprüfung von Aufenthaltsgenehmigungen) nur bei den Migranten zu Stresserleben (vgl. hierzu auch die Einführungskapitel 6.1.1 und 6.1.3).

Bezüglich dieser Faktoren unterscheiden sich die Merk- und Wirkwelten dieser zwei Personengruppen. Mit LUHMANN (1997) betrachtet müssen Umwelten aufgrund einer bestehenden Relevanz erst selektiv als Information beobachtet und operationsspezifisch verarbeitet werden und Resonanz finden, also als Gedanke aufgegriffen werden. Ohne Irritierungen, ohne eine emotionale Bedeutung für das

subjektive Wohlbefinden kann kein Stress entstehen; z. B. entfällt eine Irritierung bei den Migranten im Zusammenhang mit den Landenteignungsverfahren aufgrund der ihnen verwehrten Landnutzungsrechte und der somit entfallenden Ansprüche auf Entschädigungszahlungen. Wichtig hervorzuheben ist allerdings die grundsätzliche Berücksichtigung des Zeitaspektes im Rahmen der Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen. Risikofaktorenprofile und Stress bezogene Erlebens- und Verhaltensweisen verändern sich (in der Regel) über die Zeit. So ist beispielsweise eine Betrachtung von Migration als Prozess und nicht als Ereignis zwingend erforderlich. Zum Beispiel führt eine zunehmende Aufenthaltsdauer am Zielort Shibi Village in Verbund mit Habituiierungsprozessen oder erfolgreichem Copingverhalten (z. B. Regulation negativer Emotionen durch Aufwärtsvergleichen) zu einer Reduktion oder Beendigung von Heimwehempfinden.

Angesichts der Tatsache, dass einerseits eine große Bandbreite belastender Mensch-Umwelt-Transaktionen im Zuge der diskutierten Risikofaktoren mit ihren internalen und externalen Anforderungen und vielfältigen (subjektiven) Implikationen gegeben und andererseits ein großer Variantenreichtum dessen beobachtbar ist, wie die interviewten Einwohnern mit diesen umgehen, umfasst Copingforschung, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 148) lakonisch zum Ausdruck bringen, „Komplexität pur!“. Gewinnbringend ist allerdings die Beachtung und Analyse emotionsfokussierter Copingformen als eigenständige Variante des Copingverhaltens, auf die insbesondere vor dem Hintergrund externaler Kontrollüberzeugungen, fehlender oder unzureichender internaler und externaler Schutzmechanismen (z. B. Wissen, finanzielle Mittel) und der auf diesen Variablen basierenden Einschätzung, die (konstruierte) Realität einer Person-Umwelt-Transaktion nicht modifizieren zu können, zurückgegriffen wird.

Emotionsfokussiertes Coping beinhaltet alle bewussten und vor-/unbewussten Versuche, die mit der belastenden Transaktion verbundenen negativen Emotionen in ihrer Intensität zu regulieren, zu mindern, zu unterdrücken oder sie in positive Emotionszustände zu überführen. Kognitive Aktivitäten (des Ruminierens, Aufwärts-/Abwärtsvergleichens, Rationalisierens etc.) zeigen Rückwirkungen auf das emotionale Erleben (z. B. Aktualgenese von Erleichterung) und umgekehrt beeinflussen Emotionen die Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse der betroffenen Einwohner (z. B. kann Angst die Wahrnehmungsbereitschaft für Verhaltensoptionen erhöhen oder Erleichterung und Freude reduzieren Stresserleben). In diesem Sinne heben ZNOJ und GRAWE (2000, zitiert nach FILIPP und AYMANN 2010, S. 187) die Relevanz der Regulation negativer Emotionen als „konsistenzsichernde Organisation“ der psychischen Systeme hervor. Auch wenn sich die „Realität“ nicht verändern lässt, kann das Bewahren von (kognitiver) Autonomie Stresserleben positiv beeinflussen. So wirkt sich z. B. das (emotionsfokussierte, offene und offensive) Verschönern der Häuser im Zuge der unfreiwilligen Exposition gegenüber der illegalen Bautätigkeiten der Dorfkomiteeleiter durch die selbstbestimmte Einflussnahme auf das Erleben von Ärger und Wut positiv auf das Wohlbefinden aus und hemmt die Einnahme einer fatalistischen Gegenwartsorientierung.

Gleichmaßen ist unter Bezugnahme auf die empirischen Ergebnisse eine Betrachtung von ausschließlich diskursiv bewussten, intendierten und selbstreflexiven Copingstrategien – die

- a) offenes, offensives Handeln (z. B. sich zur Wahl als Dorfvertreter aufstellen lassen),
- b) offenes, defensives Unterlassungshandeln (z. B. das Haus aus Schutz für Überfällen nachts nicht mehr verlassen),
- c) verdecktes, offensives Handeln (z. B. gedanklich loslassen, was irreversibel verloren ist oder im buddhistischen Gebet Halt finden) oder
- d) verdecktes, defensives Unterlassungshandeln (z. B. bewusstes Unterdrücken negativer Gedanken)

umfassen können – nicht hinreichend (vgl. Kap. 2.6.2 zu dem dieser Arbeit zugrunde liegenden Handlungsbegriff). Um eine weit reichende und tiefgründige Analyse der Facettenvielfalt von Copingverhalten vor allem im Rahmen komplexer und schwer beeinflussbarer Mensch-Umwelt-Transaktionen zu ermöglichen, ist der Blick ebenfalls auf vorbewusste, einer kognitiven Reflektionsebene zugängliche (und grundsätzlich auch auf im Kontext dieser Arbeit jedoch nicht analysierbare unbewusste) Copingprozesse zu richten (vgl. Kap. 2.4.2 zum Konzept des Vor-/Un-bewussten). Das Copingverhalten der Interviewpartner vollzieht sich auf unterschiedlichen Bewusstseinsebenen und unterliegt nicht stets der willentlichen Kontrolle. So wird beispielsweise eine offenkundige Bedrohung (z. B. die bevorstehende Landenteignung) vorbewusst verleugnet oder Gedanken drängen sich wiederholt (ungewollt) auf und „kreisen“ um eine belastende Person-Umwelt-Transaktion (z. B. bei Ruminationsprozessen im Zuge des durch einen Unfall verursachten Todes der Ehepartnerin).

In Anlehnung an FILIPP und AYMANN (2010, S. 133) lässt sich in diesem Zusammenhang vermuten, dass die Interviewpartner, die unter extremer emotionaler Belastung stehen und von einem starken Stressempfinden berichten (z. B. in Bezug auf das Leben am Existenzminimum und der Sorge um die Sicherstellung der Ausbildung der Kinder), nicht über die kognitiven Ressourcen verfügen (z. B. über die Kraft und Ausdauer, Rumination einzuschränken oder ganz zu beenden), die sie für ein

„überlegtes, planvolles Handeln und für die gezielte Suche nach Wegen aus der Krise benötigen“ (ebd., S. 133).

Die verschiedenen Copingformen unterscheiden sich ferner zwischen der Tendenz, die Wahrnehmungsbereitschaft und Aufmerksamkeit permanent auf eine Bedrohung (z. B. Umsiedlung) auszurichten – dies wird in der Literatur auch als *monitoring* bezeichnet (vgl. AMELANG et al. 2006) – und der Tendenz, durch Umdeutung und Aufmerksamkeitsabwendung eine Bedrohung auszublenden (*blunting*). Während beispielsweise eine 55-jährige Interviewpartnerin internal motiviert sich trotz bisheriger Erfolglosigkeit regelmäßig bei den Dorfkomiteemitgliedern nach den Plänen für die Weiterentwicklung von Shibi Village informiert

(forcierte Informationssuche), nimmt bei einer 60-jährigen Einwohnerin bedingt durch eine zunehmende externale Kontrollüberzeugung und eine wachsende Hoffnungslosigkeit – dies exemplifiziert die Einflussnahme von Emotionen auf Wahrnehmungs- und Handlungsprozesse – die Wahrnehmungsbereitschaft für korrupte Machenschaften ab und führt schließlich zum Unterlassungshandeln (Beenden der Dokumentation illegaler Bautätigkeiten anhand von Beweisfotos). Darüber hinaus werden z. B. im Zuge der Bedrohung einer Umsiedlung diskrepante, mit den eigenen Zielen unvereinbare Rückmeldungen aus der Umwelt bewusst ignoriert oder es erfolgt über den Prozess der affirmativen Informationssammlung (vgl. Kap. 6.1.2.1) eine selektive Wahrnehmungsbereitschaft und Aufnahme insbesondere derjenigen Informationen, die mit den eigenen Zielen kongruent sind und in das Wunschenken passen. Aus dem Erleben von Angst und Unsicherheit und dem Wunsch nach Orientierung und Verhaltenssicherheit resultiert somit das Übersehen, Verwerfen oder Umdeuten unpassender Informationen.

Komplexe Mensch-Umwelt-Transaktionen bewirken, wie dargelegt, Verwirrung, Unsicherheit und dadurch Angst; die Neigung der Interviewpartner, Transaktionen zu vereinfachen, wächst deshalb. Solche (wertfrei gemeinten) Vereinfachungen äußern sich in der Weigerung, Komplexitäten überhaupt wahrzunehmen oder in der Herstellung einfacher Formeln und subjektiv-theoretischer Annahmen, die die Komplexität der konstruierten Wirklichkeit aufheben sollen (z. B. mittels der Bagatellisierung einer Bedrohung) und möglicherweise die Illusion einer Freiheit von Anforderungen und Entscheidungszwängen schaffen. Eine besondere Form der Vereinfachungstendenz ist vor allem die vor dem Hintergrund der schnell vollzogenen Bautätigkeiten (z. B. von Hotels oder mehrstöckiger Wohnhäuser mit dem Ziel, Wohneinheiten an Migranten zu vermieten oder im Zuge einer Umsiedlung erhöhte Entschädigungszahlungen zu erhalten) zu beobachtende Ausrichtung der Aufmerksamkeit primär auf die gegenwärtige Gegenwart. Starkes Stresserleben und das Erleben von Angst und (Planungs-)Unsicherheit fördern das Verzicht auf einen langfristigen Erfolg zugunsten kurzfristiger positiver Zielzustände, möglicherweise auch aus Mangel an Alternativen.

Dieses Phänomen der „zeitlichen Diskontierung“ (vgl. Kap. 2.3.1) beschreibt das Bevorzugen einer kurzfristigen Entlastung um den Preis negativer Konsequenzen (z. B. Fehlinvestitionen aufgrund eines vorzeitigen Abrisses von Shibi Village oder des Ausbleibens erhoffter Entschädigungszahlungen bedingt durch das illegale Überschreiten der maximal erlaubten Bauhöhe) oder der Realisierung längerfristiger Anliegen. Im Sinne LUHMANNs (1997) ist die Reduktion von Komplexität grundsätzlich nicht als Schritt zu Ungenauigkeit und unzulässiger Vereinfachung aufzufassen; vielmehr ist diese in einer dynamischen, komplexen und mit Informationen „überfluteten“ Umwelt geradezu unverzichtbar. Allerdings stellt sich in Zusammenhang mit langfristiger Copingeffektivität die Frage, in welchen Kontexten von Mensch-Umwelt-Transaktionen eine Komplexitätsreduktion sinnvoll und angemessen erscheint.

Kognitionen und Volitionen wie Erwartungen, Wünsche, Prognosen, Antizipationen, Zielsetzungen, Planungen oder Emotionen wie Angst und Hoffnung weisen einen deutlichen Zukunftsbezug auf, doch sie führen, wie die empirischen

Ergebnisse aufzeigen, nicht zwangsläufig zu Copinghandlungen mit einer langfristigen Zukunftsorientierung. Im Rahmen der beobachteten Person-Umwelt-Transaktionen, die als politisch und sozial instabil bewertet werden und sich durch die beschriebene *institutional amphibiousness* auszeichnen, lässt sich die gegenwärtige Zukunft nur schwer aus der Perspektive der gegenwärtigen Gegenwart vorhersagen.

„Je weniger sich die Menschen auf die Versprechungen von Regierung, Institutionen und Familien verlassen können, desto eher verschließen sie die Augen vor der Zukunft, konzentrieren sich auf die Gegenwart und schaffen so eine Welt des Ja oder Nein, Schwarz oder Weiß, Seins oder Nichtseins“,

argumentieren ZIMBARDO und BOYD (2009, S. 121) überspitzt und betonen die Erfordernis von Stabilität und Beständigkeit für das Entstehen einer (langfristigen) Zukunftsorientierung, andernfalls können die Menschen die Konsequenzen ihres Verhaltens nicht realistisch einschätzen. Dieser Zusammenhang wird auch, wie ASHKANASY et al. (2004) skizzieren, von zahlreichen Studien nachgewiesen:

„[U]npredictable and difficult environments in emerging and transitional economies can prelude future-oriented time perspective. [...] Short-term concerns may predominate, and change may be guided primarily by past experiences, hindering attempts toward strategic long-term planning (ebd., S. 294 f.; in Anlehnung an TRIANDIS 1984).

Doch nicht nur eine schwer zu antizipierende gegenwärtige Zukunft, sondern auch Persönlichkeitsvariablen (z. B. hinsichtlich der Ausprägung von Motiven, Überzeugungen, *commitments*) führen verstärkt zu gegenwartsfokussierten Copingformen, die entweder eine problemfokussierte (siehe obiges Beispiel bezüglich der Ausführung schneller Bautätigkeiten) oder eine emotionsfokussierte Funktion aufweisen können (dies gilt z. B. für alle defensiven, intrapsychischen Verhaltensweisen). Den Autoren folgend, und dies entspricht auch den im Rahmen dieser Arbeit gewonnenen Erkenntnissen, erscheint es dann sinnvoll zu sein, sich auf die gegenwärtige Gegenwart zu fokussieren und der gegenwärtigen Zukunft weniger Bedeutung beizumessen, wenn

- a) die gegenwärtige Zukunft als ungewiss wahrgenommen und bewertet wird (und dies auch mit „objektiven“ Gegebenheiten korrespondiert, z. B. die antizipierte Bedrohung von Umsiedlungsmaßnahmen von den Dorfkomitees oder übergeordneten Institutionen einem intersubjektiven Konsens entsprechend weder bestätigt noch entkräftet wird),
- b) keine alternativen Copingalternativen bestehen, die Stresserleben noch effektiver reduzieren können (z. B. unzureichende Möglichkeiten der Rücklage finanzieller Ersparnisse infolge von Arbeitslosigkeit) und
- c) somit keine Diskrepanz zwischen primärer und sekundärer Bewertung existiert (vgl. Kap. 3.3.5).

Menschen sehnen sich inmitten von Komplexität und Diskontinuität nach Kontinuität und versuchen gerade im Umgang mit Stress auslösenden Transaktionen den Status quo ante zu bewahren (vgl. FILIPP und AYMANNS 2010, S. 186). Dies

illustrieren die Interviewergebnisse z. B. hinsichtlich der Weitergabe traditioneller Handlungen an das Enkelkind oder der ritualisierten Fortführung des Gebrauchs von (kontaminiertem) Brunnenwasser. Offenbar ist vor dem Hintergrund von Unsicherheitserleben und Ungewissheit das Bedürfnis besonders stark, an Altem, Vertrautem und Bewährtem, das mit Schutz, Orientierung und Geborgenheit konnotiert ist, festzuhalten und somit „konservierende“ Verhaltensweisen aufrecht zu erhalten.

„Jede Beobachtung (Erkennen und Handeln eingeschlossen) ist und bleibt an die Selektion einer Unterscheidung gebunden, und Selektion heißt zwangsläufig: etwas unberücksichtigt lassen“,

betont LUHMANN (1997, S. 187) aus systemtheoretischer Perspektive. Bezogen auf die Analyse von Copingverhalten verdeutlicht diese Aussage, dass immer eine Wahl bezüglich der möglichen Copingform(en) getroffen wird und andere (z. B. die Umstellung auf die Nutzung von Trinkwasserfilterkartuschen oder das Abkochen von Leitungswasser) somit keine Anwendung finden.

Copingprozesse sind allerdings nicht statisch, sondern dynamisch und können sich über den zeitlichen Verlauf auf der Basis von Neubewertungsprozessen verändern. Jede Wahrnehmung und Bewertung ist das *Zwischenergebnis* eines Dialogs zwischen dem psychischen System und seiner Umwelt. Ein oszillierendes Element des Copingverhaltens liegt z. B. in dem Wechsel von defensiven und offensiven Copingformen. So verleugnete beispielsweise ein 51-jähriger Interviewpartner aus Angst vor den Konsequenzen zunächst den drohenden, jedoch unvermeidbaren Verlust seiner Landnutzungsrechte, bevor er sich zunehmend bewusst mit seiner Person-Umwelt-Transaktion offensiv auseinandersetzte, den Wandel (schrittweise) akkomodativ akzeptierte und schließlich (mit der finanziellen Unterstützung seines Bruders) einen Kiosk eröffnete und parallel das Ziel verfolgt, ein neues, mehrstöckiges Wohnhaus zwecks Vermietung an Migranten zu errichten. In Anlehnung an FILIPP und AYMANN (2010, S. 154 ff.) ist für dieses Interviewbeispiel nicht auszuschließen, dass die defensive Copingform des Verleugnens (anfangs) dazu diente, eine kurzzeitige „Phase der emotionalen Erholung“ zu sichern; sie erleichterte möglicherweise die Abwicklung des alltäglichen Tagesablaufes und schaffte ihrerseits die Voraussetzung für einen offensiveren Umgang. Wiederholte Zyklen des „Hin zu“ und „Weg von“ erlauben es somit,

„der schmerzhaften Realität ins Auge zu sehen, dann aber durch den Rückzug [...] wieder Kraft zu schöpfen. Die bedrohlichen Informationen werden gleichsam ‚wohl dosiert‘ portioniert und verarbeitet“ (ebd., S. 153).

Die von den Interviewpartnern angewandten verdeckten, defensiven Copingformen, z. B. Verleugnen, Verdrängen, Ignorieren, Rationalisieren oder Unterdrücken negativer Gedanken, sind somit nicht per se als maladaptiv oder unreif aufzufassen. Diese Copingformen sind dann adaptiv, wenn

- a) sie das subjektive Wohlbefinden positiv beeinflussen,
- b) ein Verlust irreversibel ist (z. B. das Land enteignet wurde),

- c) eine Bedrohung nicht beeinflussbar ist (z. B. die Umsiedlung oder die zunehmende Urbanisierung Shibis, s. o.) bzw. keine Diskrepanz zwischen primärer und sekundärer Bewertung besteht,
- d) eine Bedrohung (noch) nicht in einen Schaden/Verlust übergegangen und mit physiologischen und/oder psychosomatischen Negativwirkungen auf die Gesundheit verbunden ist,
- e) der Stress, den eine Person erlebt, (noch) zu schwerwiegend für das Aufbringen der Kraft für einen offensiveren Umgang ist und
- f) alternative, offensive Copingformen (z. B. konstruktives Akzeptieren), die das Ausmaß der Belastung noch effektiver reduzieren könnten, aufgrund fehlender kognitiver oder externaler Ressourcen nicht zur Verfügung stehen.

Es geht somit um einen Balanceakt zwischen offensivem und defensivem Copingverhalten und dem kontinuierlichem Neubewerten und Abwägen der damit verbundenen Kosten und Nutzen.

Grundsätzlich ist jedes Copingverhalten jedoch vor dem Hintergrund des zeitlichen Bezugsrahmens zu beurteilen. Defensive Copingformen beispielsweise können kurzfristig effektiv sein, doch mittel- und langfristig, wenn sich z. B. die im vorangegangenen Absatz erwähnten Komponenten a), c), d), e) oder f) verändern, mit negativen Folgen verknüpft sein (z. B. Auftreten von Erkrankungen infolge kontaminierten Trinkwassers oder akute, episodische Depression bedingt durch Ruminationsprozesse oder das Empfinden von Perspektivlosigkeit). Ferner ist die Effektivität von Unterlassungshandeln vom richtigen Zeitpunkt abhängig (z. B. rechtzeitiges Beenden einer kollektiven Protestbewegung aus Schutz vor Gefängnisstrafe und gewalttätigen Übergriffen durch die Polizei). Die Ausübung mehrerer, kompatibler Copingformen (z. B. problemfokussiert viel arbeiten und emotionsfokussiert hoffen, dass die eigenen Kinder beruflichen Erfolg erzielen werden) kann z. B. eine gegenwarts- und zukunftsorientierte Zeitperspektive verbinden und die Effektivität hinsichtlich der Stressreduktion erhöhen. Die Vermeidung eines defensiven Handlungsaufschubs ist an die Regulation des Handlungstempos gebunden (z. B. in Form einer schnellen, Stress reduzierenden Realisierung eines problemfokussierten informativen Gesprächs mit dem eigenen Sohn zur Vermittlung von Orientierung und Klarheit im Zuge des empfundenen Dilemmas, einerseits in Shibi wohnen, andererseits zu der außerhalb von Shibi lebenden Familie des Sohnes ziehen zu wollen).

Die Effektivität der Ausübung von Handeln misst sich des Weiteren u. a. an der Zeitallokation respektive an der optimalen Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Zeit. Sie resultiert aus der Abwägung zwischen individuellen Zeitnutzungspräferenzen und den situativ wirksamen Zeitnutzungszwängen (z. B. rechtzeitiger Hotelbau, bevor in absehbarer Zeit die Nachfrage nach Hotelübernachtungen aufgrund der Fertigstellung des Bahnhofes und eines ausbleibenden Übernachtungsbedarfs aufseiten der Bauleiter und Ingenieure ausbleibt). Ferner kann sich Copingverhalten durch die Aneignung von Zeit als Folge von Handlungen auszeichnen (z. B. Aufteilung der Arbeitszeiten beider Ehepartner mit dem Ziel

der Garantierung einer abwechselnden Übernahme der Kinderbetreuung oder gezieltes frühes Aufstehen, um das Ausüben von Thai-Chi in den Tagesablauf integrieren zu können).

Jedes Copingverhalten tritt folglich in Kontexten auf. Dabei reflektiert dieses Verhalten die Struktur und die Funktionen der zeitlichen, kulturellen, sozialen, ökologischen, ökonomischen und physischen Aspekte des Kontextes und trägt selber zu diesem Kontext bei. Die Interviewergebnisse verdeutlichen erneut, dass die Prozesse des Wahrnehmens, Bewertens, emotionalen Erlebens und Copingverhaltens unter der Berücksichtigung des (dialektischen) Zusammenspiels von Personen- und Umweltvariablen nicht isoliert voneinander zu betrachten sind. Wie die Interviewpartner ihre Umwelten wahrnehmen und bewerten, entscheidet wesentlich darüber, wie diese auf sie wirken (Merkwelt) und wie sie diese beeinflussen (Wirkwelt). Kognitionen, Motivationen und Emotionen des psychischen Systems sind aus systemtheoretischer Perspektive über strukturelle Kopplungen eingebettet in ein (Passungs-)Gefüge ihrer Umwelt. Die Interviewpartner denken, handeln, verhalten sich vor-/unbewusst und verändern dadurch und durch ihr Copingverhalten ihre Beziehung zu ihrer Umwelt und zu sich selbst, wobei diese Änderungen durch kognitive Rückmeldeprozesse ins Bewusstsein gelangen und (über Neubewertungen) reflektiert werden.

„For example, how a person copes with a particular stressful situation may add to his or her coping repertoire or may alter a person's outlook on the controllability or uncontrollability of the environment“,

konstatiert in diesem Sinne auch ALDWIN (2007, S. 8). So führt beispielsweise erfolgloses Copingverhalten (z. B. vergebliche Protestaktion oder Dokumentation von Beweismaterial) zu einer Modifikation von Persönlichkeitsvariablen und emotionalem Erleben (z. B. gehen interne Kontrollüberzeugungen in externale über oder das Erleben von Hoffnung wechselt in den Zustand von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung), was wiederum durch Folgewirkungen (z. B. Unterlassungshandeln) Einfluss auf die soziale Umwelt nimmt (die Dorfkomitees sind nicht mehr gefordert, auf öffentlichkeitswirksame Protestaktionen reagieren zu müssen). Die Durchführung baulicher Maßnahmen (z. B. die Installation von Schutzgittern und Doppelschlössern) verändert die physische Umwelt, die durch die wahrzunehmenden Schutzvorkehrungen vor Einbruch und Diebstahl Stressempfinden aufgrund des Erlebens von Sicherheit reduziert. Ferner können über Prozesse des konstruktiven Akzeptierens neue relationale Bedeutungen der belastenden Mensch-Umwelt-Transaktion konstruiert werden, so dass zwar nicht die „Realität“ der Umwelt, jedoch die Beziehung des psychischen Systems zu seiner Umwelt modifiziert wird, indem eine Belastung durch eine geringere Ich-Involviertheit an Bedeutung verliert. Oder die Konfrontation mit dem Tod führt zu kognitiven Veränderungen, beispielsweise zu einer Intensivierung religiöser Einstellungen und der Veränderung von Zielhierarchien, die sich in der Motivation, sich stärker um die Familie kümmern zu wollen, äußert.

6.2.5 Emotionales Erleben, Schutz- und Risikofaktoren

Die Auseinandersetzung der Interviewpartner mit sich selbst und ihren Umwelten ist darüber hinaus, wie bereits mehrfach ersichtlich wurde, wesentlich von Emotionen mitbestimmt – der permanenten bewussten und vor-/unbewussten Bewertung der Signifikanz der jeweiligen Umweltausschnitte (vgl. hierzu in Kap. 2.5 die Diskussion des Emotionskonzeptes innerhalb der Geographie und Psychologie). Eine Emotion fasst bestimmte Merkmale der Mensch-Umwelt-Transaktionen zu einem „Lagebericht“ zusammen, der die Grundlage für alle Verhaltensweisen liefert. Emotionen greifen auf verschiedenen Ebenen der psychischen Prozesse ein, indem sie Einfluss nehmen auf die Aufmerksamkeitslenkung und WahrnehmungsfILTER (insbesondere auf die Wahrnehmungsbereitschaft), auf Erinnerungen und auf Bewertungsprozesse (z. B. Ich-Involviertheit, Zielinkongruenz), die wiederum die Aktualgenese von Emotionen bedingen. Sie ermöglichen zwischenmenschliche Kommunikation, bringen Gruppen zusammen, festigen Ziele und erfüllen eine motivationale Funktion, indem sie Handlungsbereitschaften verändern, richtungsweisend wirken und zu Copingverhalten führen, dieses aufrecht erhalten oder es beenden. Im Vergleich zu Wahrnehmungsprozessen und höheren kognitiven Funktionen sind Emotionen, wie HELLBRÜCK und SCHLITTEMEIER (2008) darlegen, vitaler,

„das heißt Emotionen gehen mehr oder weniger mit dem Erhalt, dem Gewinn oder Verlust an Lebenskraft einher“ (ebd., S. 91).

Tabelle 6 stellt in diesem Zusammenhang anhand von Interviewbeispielen die spezifischen emotionalen Bedeutungen bzw. Kernthemen der wichtigsten Emotionen heraus (vgl. auch Kap. 3.3.5) und illustriert ihre Relevanz als Mediatorvariable zwischen den interviewten Einwohnern von Shibi Village und ihren Umwelten im Kontext von Stresserleben und Copingverhalten. So motivieren beispielsweise Ärger und Wut die forcierte Informationssuche oder die Initiierung von Handlungen zum Erlangen von Gerechtigkeit (z. B. Protestbewegung, Einleitung eines Gerichtsverfahrens). Traurigkeit führt z. B. zu einer erniedrigten Beurteilung der persönlichen Kontrolle über eine konkrete Person-Umwelt-Transaktion und Angst erhöht die Aufmerksamkeit, während eine zu stark empfundene Angst blockieren und eine Aufmerksamkeitsabnahme in Bezug auf einen Stressor bewirken kann. Die positive Emotion Freude hingegen stärkt in Verbund mit der Persönlichkeitsvariable Optimismus das (beharrliche) Aufrechterhalten einer Zielverfolgung, steigert die Suche nach Handlungsalternativen bei einer Zielblockierung oder aber drückt das Erreichen eines Zieles aus.

Diese Prozesse machen die Bedeutung positiver Emotionen als Schutzfaktor (synonym auch Ressource) erkenntlich, der Stresserleben verhindern, mildern, beenden und das Copingverhalten förderlich beeinflussen kann. Nach FILIPP und AYMANN (2010, S. 185) bildet sich das „Finden von ‚etwas Positivem‘“ in einer veränderten emotionalen Lage ab. Hierbei sind es gerade die Emotionen wie Freude, Erleichterung, Hoffnung oder Dankbarkeit, die in belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen Kraft und Stärke zu geben vermögen.

Emotion	Kernthema der Emotion	Person-Umwelt-Transaktion
Freude	Fortschritte bei der Erreichung eines Ziels; Vollendung des Erreichens eines Ziels (Zielkongruenz)	Freude eines 51-jährigen lokalen Einwohners über seine erfolgreiche und das Leben erfüllende Neuausrichtung seiner Erwerbstätigkeit (vom Landwirt zum Verkäufer in einem Kiosk) (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.1 zu „Landenteignung“)
Erleichterung	Hinwendung einer belastenden, zielinkongruenten Transaktion zum Besseren; Regulation negativer Emotionen; Auflösung einer Zielinkongruenz durch das Nichteintreten einer Bedrohung	Erleichterung eines 67-jährigen lokalen Einwohners durch das Offenbaren seiner Angst vor einer ungewissen Zukunft und seiner Trauer über den Verlust seines Agrarlandes gegenüber seinen Nachbarn (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.1 zu „Landenteignung“)
Dankbarkeit	Wertschätzung, die persönlichen Nutzen bringt	Aus Neubewertungsprozessen resultierende Dankbarkeit einer 30-jährigen lokalen Einwohnerin dafür, dass es ihr und ihrer Familie trotz der Sorge um die Ausbildungsfinanzierung ihrer Kinder noch vergleichsweise gut geht (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.2.2 zu „Ausbildung“)
Angst	Konfrontation mit einer unbestimmten, ungewissen Bedrohung; Unsicherheit im Umgang mit dieser Bedrohung	Angst einer 27-jährigen lokalen Einwohnerin vor der ungewissen zukünftigen Entwicklung von Shibi Village im Hinblick auf eine potentielle Umsiedlung (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.2.1 zu „Umsiedlung“)
Furcht	Konfrontation mit einer konkreten, plötzlich auftretenden Bedrohung; Unsicherheit im Umgang mit dieser Bedrohung	Furcht einer 38-jährigen lokalen Einwohnerin vor einer möglichen Körperverletzung oder Festnahme im Zuge öffentlicher Protestaktionen und Meinungsäußerung (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.2 zu „Korruption“)

Ärger	Erfahren einer absichtlich durchgeführten, ungerechtfertigten Handlung durch andere; Schädigung durch andere oder durch sich selbst; Zuschreibung der Verantwortlichkeit an andere oder an sich selbst	Ärger einer 38-jährigen lokalen Einwohnerin über die korrupten Machenschaften der Dorfkomiteeleiter (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.2 zu „Korruption“)
Wut	Im Vergleich zu Ärger ein stärkeres/intensiveres Erleben einer absichtlich durchgeführten, ungerechtfertigten Handlung durch andere oder einer Schädigung durch andere oder durch sich selbst; Zuschreibung der Verantwortlichkeit an andere oder an sich selbst	Wut einer 25-jährigen Migrantin über die als Schikanierung empfundene Überprüfung ihrer temporären Aufenthaltsgenehmigung (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.3.3 zu „Aufenthaltsgenehmigung“)
Verzweiflung	Vorstellung von Hoffnungslosigkeit und dem Unvermögen, diesen Zustand zu ertragen	Verzweiflung eines 36-jährigen lokalen Einwohners aufgrund des Erfahrens von Machtlosigkeit und Handlungsunfähigkeit in Bezug auf die Enteignung seines Agrarlands (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.1 zu „Landenteignung“)
Hoffnung	Annahme des Schlimmsten, Sehnen nach dem Besseren und Glaube, dass ein günstiger Ausgang möglich ist	Hoffnung einer 60-jährigen lokalen Einwohnerin, durch die Dokumentation und das Offenlegen von Beweismaterial die korrupten Handlungen der Dorfkomiteemitglieder aufdecken und somit strafrechtliche Sanktionen erwirken zu können (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.2 zu „Korruption“)
Hoffnungslosigkeit	Überzeugung, einer Bedrohung nicht entgegen zu können	Hoffnungslosigkeit einer 60-jährigen lokalen Einwohnerin, die korrupten Handlungen der Dorfkomiteemitglieder aufgrund von Angst vor Repressalien und fehlender Gelegenheiten aufdecken zu können (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.2 zu „Korruption“)
Traurigkeit	Erleiden eines unwiederbringlichen Schadens/Verlustes	Traurigkeit eines 47-jährigen lokalen Einwohners über die Konstruktion des Bahnhofes, die Landenteignung und den Niedergang der Krabbenzucht

		(vgl. ausführlicher Kap. 6.1.1.3 zu „Heimat“)
Scham	Erleben eigener Unzulänglichkeit und des Verfehlens sozialer Erwartungen und Normen; dem Ich-Ideal nicht gerecht werden	Scham einer 37-jährigen Einwohnerin, aufgrund ihres unzureichenden Bildungsstands ihre ältere Tochter nicht bei den Schulaufgaben unterstützen zu können (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.2.2 zu „Ausbildung“)
Schuld	Quälendes Empfinden, sich unrecht gegenüber einer Person verhalten oder moralische Regeln verletzt zu haben; Bestehen einer Diskrepanz zwischen dem realen und idealen Selbst; Zuschreibung der Verantwortlichkeit an sich selbst	Schuld einer 23-jährigen Migrantin, ihre Tochter bei den Schwiegereltern zurückgelassen und nicht mit nach Shibi genommen zu haben (vgl. ausführlicher Kap. 6.1.3.1 zu „left-behind-children“)

Tab. 6: Kernthemen einzelner Emotionen am Beispiel von Person-Umwelt-Transaktionen interviewter Einwohner aus Shibi Village 2007 bis 2011 (eigene Darstellung; Zusammenfassung der Kernthemen nach FONTAINE 2009; LAZARUS 1991, 2000b; MAYRING 2003b)

Den Autoren zufolge sind in Anlehnung an ISEN (2003, zitiert nach ebd., S. 288) positive Emotionen in der Stressforschung zu lange verkannt worden als

„Quelle menschlicher Stärke, die flexibles und weitsichtiges Denken ermöglich[t] und damit Menschen befähig[t], die Dinge, die es zu tun [gilt], anzupacken“.

Umgekehrt sind negative Emotionen dann als Risikofaktor aufzufassen, wenn sie beispielsweise (frühzeitig) zum Abbruch eines erforderlichen Copingverhaltens führen (vgl. obiges Beispiel zum Angsterleben).

Das Erleben oder Nicht-Erleben von Stress und Resilienz wird, wie diese Beispiele bereits illustrieren, in erheblichem Maße von externalen und internalen Risiko- und Schutzfaktoren moderiert (vgl. Kap. 3.5.3). Die Interviewpartner unterscheiden sich dahingehend, welche Faktoren sie bei einer (von außen beobachteten) gleichen Ressourcenausstattung subjektiv als Ressource bewerten und nutzen oder welche Faktoren sie als Risiken wahrnehmen. Risiko- und Schutzfaktoren lassen sich folglich nicht als Entitäten verstehen, die personen- und situationsübergreifend oder im Umgang mit Stresserleben in gleicher Weise ihre negative respektive protektive Wirkung entfalten, sondern sind (zunächst) relational zur jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion zu betrachten.

Zum Beispiel ist der Risikofaktor „niedriges finanzielles Einkommen“ in Bezug auf die Finanzierbarkeit der Ausbildung der eigenen Kinder nicht zwangsläufig mit Stresserleben verknüpft (vgl. Abb. 92). Erst die Betrachtung der den Zusammenhang zwischen Einkommen und Stresserleben beeinflussenden Moderatorvariable der individuellen „Bedeutung des Ausbildungsniveaus der Kinder“

macht die Wirkung möglicher Risikomechanismen deutlich. So führt ein niedriges Einkommen diesbezüglich nur dann zu Stresserleben, wenn die Ausbildung als wichtig bewertet wird, diese jedoch aufgrund unzureichender finanzieller Mittel (z. B. für Oberschul-/Semestergebühren, Lehrmaterial) nicht gesichert werden kann. Liegt hingegen keine Zielinkongruenz vor bzw. wird der Ausbildung keine Bedeutung beigemessen, geht in diesem Kontext ein niedriges Einkommen nicht mit Risikomechanismen (keine Gewährleistung einer über die Schulpflicht hinausgehenden Ausbildung) einher. Wie die Interviewpartner die verschiedenen Erscheinungsformen ihrer Umwelt wahrnehmen, konstruieren und interpretieren, betrifft stets die Weise, wie sie ihre Umwelten thematisieren und mit welcher Ich-Involviertheit und Relevanz sie diese belegen.

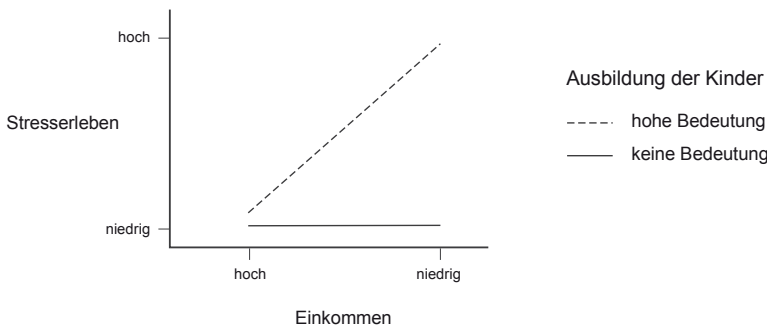


Abb. 92: Vereinfachte Darstellung des Einflusses der Moderatorvariable „Bedeutung des Ausbildungsniveaus der Kinder“ auf den Sinnzusammenhang zwischen Einkommen und Stresserleben (eigene Darstellung)

Darüber hinaus kann ein und derselbe Faktor in Abhängigkeit von der jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktion sowohl den Effekt eines Risikofaktors als auch eines Schutzfaktors erlangen. Diese kontextabhängige Wirkungsentfaltung, auch Multifinalität genannt (vgl. Kap. 3.5.3), lässt sich den Interviewergebnissen folgend insbesondere anhand der Persönlichkeitsvariablen Optimismus, internale Kontrollüberzeugung, Religiosität und der Umweltvariable soziale Unterstützung veranschaulichend darstellen. Optimismus definiert zwar im Gegensatz zu dem mit einem negativen Attributionsmuster verknüpften Konstrukt des Pessimismus das Vorliegen positiver (situationsspezifischer) Erwartungen im Hinblick auf zukünftige Entwicklungen und fördert als „durchhaltender Optimismus“ (GIDDENS 1995, S. 169) und somit als internaler Schutzfaktor beispielsweise das offensive, problemfokussierte Copingverhalten hinsichtlich der Errichtung neuer Wohnhäuser mit dem Ziel der Weitervermietung von Wohnraum an Migranten. Allerdings kann ein „unrealistischer Optimismus“ (JERUSALEM 1997, S. 265) zu einer Fehleinschätzung der Auswirkungen eines Risikofaktors beitragen, so wird z. B. kontaminiertes Leitungswasser nur geringfügig als gesundheitsschädigend bewertet und folglich weiterhin als Trinkwasserquelle in Anspruch genommen. In diesem

Zusammenhang ist allerdings – und dies erschwert durchaus die Interpretation von Sinnzusammenhängen – zu berücksichtigen, dass ein stark ausgeprägter Optimismus Ausdruck defensiver (vor-/unbewusster) Copingformen, z. B. des Verleugerns, sein kann und Interviewpartner deshalb (vermeintlich) keinen Stress erleben und ein erhöhtes Wohlbefinden aufweisen. In diesen Fällen ist Optimismus als internaler Risikofaktor aufzufassen, der mit einem (falschen) Erleben von Sicherheit und infolgedessen mit dem Risikomechanismus des Unterbleibens einer konstruktiven Auseinandersetzung mit einer bedrohlichen Mensch-Umwelt-Transaktion einhergeht.

Internale Kontrollüberzeugungen hingegen (vgl. Kap. 3.3.3), die eng mit dem Konzept des Optimismus verbunden sind und die Einschätzung reflektieren, (unter gegebenen Voraussetzungen) selbstbestimmend durch Handeln Einfluss auf die eigene Person-Umwelt-Transaktion nehmen zu können, sind grundsätzlich als Schutzfaktoren aufzufassen (vgl. AMELANG et al. 2006, FILIPP und AYMANN 2010). So ist eine Interviewpartnerin der festen Überzeugung, dass ein hoher Arbeitseinsatz ihrerseits und ihres Mannes ihren Kindern den Besuch einer weiterführenden Oberschule ermöglichen wird. Allerdings können starke Kontrollerwartungen gleichermaßen dazu führen, dass Transaktionen als kontrollierbar erlebt werden, obgleich dies (einem intersubjektiven Konsens entsprechend) nicht zutrifft und folglich ein (energieaufwendiges) problemfokussiertes Copingverhalten (langfristig betrachtet) als ineffektiv zu bewerten ist. Die internale Überzeugung, mittels einer über die maximal erlaubte Bauhöhe hinausgehenden Errichtung neuer und großflächiger Wohnhäuser höhere Entschädigungssummen zu erhalten, ist beispielsweise, wie aufgezeigt, mit anzunehmenden Fehlinvestitionen verbunden. Ob es sich bei internalen Kontrollüberzeugungen somit um Schutz- oder Risikofaktoren handelt, hängt in einem hohen Maß von der faktischen Kontrollierbarkeit der Transaktion ab. Entscheidend ist die Passung zwischen den Eigenschaften eines Ereignisses und den personalen Voraussetzungen im Umgang mit diesem Ereignis.

In vergleichbarer Weise kann Religiosität einerseits als internaler Schutzfaktor religiöses Copingverhalten fördern. Dies wird z. B. bei einem 78-jährigen Interviewpartner deutlich, der im buddhistischen Gebet Halt, Kraft und Trost findet. Religionen stellen, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 270) skizzieren, Deutungsmuster, Rituale und Glaubenssätze zur Verfügung, auf die Menschen im Umgang mit Stresserleben zurückgreifen können. Andererseits kann jedoch z. B. die Deutung des Erfahrens einer belastenden Transaktion als Strafe Gottes defensives (langfristig ineffektives) Copingverhalten wie Resignieren und das Empfinden von Hoffnungs- und Machtlosigkeit begünstigen. Die Frage, ob Religiosität einen Schutz- oder Risikofaktor darstellt, lässt sich folglich nicht unabhängig von der Konzeptualisierung von Religion, von Kriteriumsmaßstäben sowie von den Charakteristika der jeweiligen Person beantworten. Desgleichen ist in diesem Sinne der Faktor der sozialen oder emotionalen Unterstützung nicht per se mit Schutzmechanismen verbunden. So ist beispielsweise für eine 45-jährige Interviewpartnerin der emotionale Austausch mit ihrer Schwester oder ihrer Nachbarin hinsichtlich ihrer eigenen Zukunftsängste mit einer Zunahme von Stress- und

Traurigkeitserleben und folglich mit einem Kostenaufwand verbunden. Dieser äußert sich in der Beeinträchtigung des Selbstwerterlebens und in einem Gesichtsverlust, der die eigene Unzulänglichkeit für Dritte offensichtlich macht, die Kinder bei den Schulaufgaben nicht unterstützen zu können.

Ferner zeigt sich bei einer 27-jährigen lokalen Einwohnerin, dass ihr über eine problemfokussierte offensive Informationssuche erworbenes Wissen bezüglich der rechtlichen Bestimmungen bei Umsiedlungsmaßnahmen und von Fallbeispielen, bei denen zwangsumgesiedelte Bewohner keine angemessenen Entschädigungszahlungen trotz bestehender rechtlicher Ansprüche erhielten, vielmehr zu Unsicherheitserleben führt und ihr Stresserleben noch verstärkt. Eine komplexe und umfassende Wahrnehmungsbereitschaft in Verbindung mit einem vergleichsweise hohen und ein tiefer gehendes Verstehen von Zusammenhängen ermöglichender Wissensstand, wirkt sich, wie dieses Interviewbeispiel illustriert, somit nicht zwangsläufig positiv auf eine belastende Mensch-Umwelt-Transaktion aus. Die Moderatorvariable Wissen ist grundsätzlich mit positiven Schutzmechanismen konnotiert (z. B. der Erhöhung von Copingalternativen), doch in Transaktionen, deren „Realität“ als unbeeinflussbar anzusehen ist, kann die Variable Wissen mit Risikomechanismen einhergehen (Erleben von Machtlosigkeit, Perspektivlosigkeit, erhöhtem Stress).

Zusammenfassend machen diese Beispiele deutlich, dass a-priori-Unterscheidungen zwischen Risiko- und Schutzfaktoren problematisch sind und ein Faktor bei Vorhandensein nicht per definitionem als Risiko- oder Schutzfaktor, sondern vielmehr als Indikator für entweder destabilisierende oder stabilisierende Prozesse einzustufen ist. Demzufolge ist der Aspekt einer kontextabhängigen Multifinalität in die Analysen einzubeziehen; das heißt, dass ein ansonsten günstiger Pol eines Merkmals (z. B. ein hoher Wissensstand) unter bestimmten Voraussetzungen zu (einer Erhöhung von) Stresserleben beiträgt und umgekehrt ein ansonsten ungünstiger Pol (z. B. niedriger Wissensstand) eine protektive Funktion erzeugen kann.

Auch wenn vor diesem Hintergrund die Interviewergebnisse in Bezug auf die Wirkung von Schutz- und Risikofaktoren auf das Erleben und Nicht-Erleben von Stress bzw. auf das Widerstehen von, das Zurechtkommen mit und das vergleichsweise schnelle Erholen von Stresserleben mit Vorsicht zu interpretieren sind, legen die Analysen der Interviewaussagen jedoch nahe, dass insbesondere folgende externalen und internalen Schutzfaktoren mit Schutzmechanismen einhergehen und Stresserleben verhindern, mildern oder beenden und sich förderlich auf das Copingverhalten und Resilienzerleben auswirken. Wichtig hervorzuheben ist allerdings erneut, dass die Schutzqualität nicht in dem Faktor selbst, d. h. in der Variable als solcher, sondern vielmehr in den ihm zugrunde liegenden Schutzmechanismen liegt. Ferner ist ein Merkmal nur dann als protektiv zu klassifizieren, wenn dieses die negative Wirkung der in Kapitel 6.1 diskutierten Risikofaktoren (Landenteignung, Korruption etc.) moderiert. Die internalen und externalen Schutzfaktoren der Interviewpartner umfassen unter der Voraussetzung der Herausbildung entsprechender Schutzmechanismen die Merkmale:

- realistischer Optimismus (z. B. Stresserleben nicht als unüberwindbar zu bewerten; positive Wahrnehmung der eigenen Zukunft),
- realistische Zukunftsperspektive (z. B. eine auf umsetzbare Ziele hinarbeitende und Konsequenzen berücksichtigende Orientierung),
- internale Kontrollüberzeugung bei faktischer Kontrollierbarkeit einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion (z. B. durch eigenes Handeln Ziele erreichen können),
- positive Emotionen (z. B. Aufrechterhaltung eines effektiven Coping-verhaltens durch das Beibehalten von Hoffnung),
- hohe Zielbindung (z. B. kein vorzeitiges Aufgeben des Verfolgens eines umsetzbaren Zieles),
- „konstruktive“ Religiosität (z. B. Vermittlung von Halt und Orientierung gebenden Ritualen und Deutungsmustern),
- private Beziehungen (z. B. Erfahren von Trost, Zuspruch und Ermutigung)
- Guanxi (z. B. Vermittlung eines neuen Arbeitsplatzes),
- finanzielle Mittel (z. B. Investition in die Ausbildung der Kinder; Rücklage von Ersparnissen),
- Sachkapital (z. B. Zugang zu Gewerberäumen),
- Zeit (z. B. als Folge von Handlungen, Zeitallokation).

Im Gegensatz zu den Schutzfaktoren wirken sich die folgenden, im Rahmen dieser Arbeit beobachteten internalen und externalen Risikofaktoren und Risikomechanismen nachteilig auf die jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen aus und bedingen oder verschärfen Stresserleben und erschweren (effektives) Copingverhalten:

- Pessimismus (z. B. Stresserleben als nicht überwindbar ansehen; Unterlassen einer notwendigen konstruktiven Auseinandersetzung mit einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion),
- fatalistische Gegenwartsorientierung (z. B. passive Schicksalsergebenheit, Perspektivlosigkeit; keine Initiierung von Copingverhalten),
- externale Kontrollüberzeugung bei faktischer Kontrollierbarkeit einer konkreten Mensch-Umwelt-Transaktion (z. B. nicht durch eigenes Handeln Ziele erreichen können),
- negative Emotionen (z. B. keine Initiierung von Copingverhalten aufgrund von Hoffnungslosigkeit),
- hohe Zielbindung (z. B. kein rechtzeitiges Aufgeben des Verfolgens eines nicht umsetzbaren oder unrealistischen Zieles),
- private Beziehungen (z. B. das Erfahren von Gesichtsverlust und Erniedrigung des Selbstwertgefühls),
- Bankkredit (z. B. Unsicherheit bezüglich der Rückzahlung des Kredits; Verschuldung),
- Arbeitslosigkeit (z. B. finanzielle Not, Existenzsorgen).

„Das System muß hinreichend viele Zustände annehmen können, um in einer sich ändernden Umwelt bestehen und sich anpassen zu können“,

betont LUHMANN (1974, S. 116) aus systemtheoretischer Perspektive. Vor dem Hintergrund dieser Aussage sind insbesondere diejenigen Interviewpartner als resilient einzuschätzen, denen es über flexible emotionale, kognitive und offene Handlungsprozesse gelingt, sich mit ihren jeweiligen Umweltausschnitten konstruktiv auseinanderzusetzen, unerreichbare Ziele abzuwerten, sich neuen Zielen zuzuwenden und, wie FILIPP und AYMANN (2010, S. 147) treffend formulieren, die Zukunft „offen und mit vielen Optionen ausgestattet deuten“. Dies erfolgt, wie die Diskussion der Interviewergebnisse aufzeigt, zum einen durch Veränderungen innerhalb der psychischen Systeme über Prozesse der emotionalen Resilienz (effektive, das Wohlbefinden positiv beeinflussende Regulation negativer Emotionen oder Generierung positiver Emotionen) sowie der kognitiven Resilienz (Neuordnung von Zielhierarchien, Neuausrichtung von *commitments*, Aufmerksamkeitslenkung auf die „wesentlichen Dinge“ im Leben) und zum anderen über offene Prozesse einer erwerbs- und kriminalitätsbezogenen Resilienz insbesondere in Transaktionen, deren konstruierte Realität als modifizierbar wahrgenommen und bewertet wird (vergleichsweise schnelles Erholen von oder Zurechtkommen mit Stresserleben durch eine Umorientierung der Erwerbstätigkeit, z. B. vom Landwirt zum Kioskbetreiber oder zum Vermieter von Wohnraum; schnelles Erholen von Stresserleben durch das Treffen von Schutzvorkehrungen gegen Diebstahl, z. B. mittels der Installation von Stahltüren und Gitterfenstern).

Grundsätzlich lässt sich jedoch nicht ausschließen, dass die Interviewpartner bestimmte Ausschnitte ihrer konstruierten Realität selektiv so fokussieren, dass negative Implikationen übersehen oder ausgeblendet werden und lediglich die positiven Seiten in das Blickfeld geraten. Somit ist das „Primat des Subjektiven“ (FILIPP und AYMANN 2010, S. 117) in den Fällen mit Vorsicht zu betrachten, in denen bei den Prozessen des Widerstehens, Zurechtkommens und Erholens bezüglich des Stresserlebens oder aber hinsichtlich des Konzeptes des persönlichen Wachstums „illusorische Verzerrungen oder Selbsttäuschungen“ (ebd., S. 117) und ein leugnender Umgang mit der belastenden Person-Umwelt-Transaktion zugunsten der Konstruktion von Gewinnen nicht zu vernachlässigen sind. Möglicherweise spenden diese Trost und wirken sich kurzfristig positiv auf das subjektive Wohlbefinden aus, doch eine Langzeitwirkung ist anzuzweifeln und kommt einer „leugnenden Auseinandersetzung“ (ebd., S. 121) gleich.

Im Rahmen der theoretischen Diskussion der Konzepte Stress, Coping und Resilienz wurde – der chinesischen Weisheit „In jeder Krise liegt eine Chance“ folgend – in Kapitel 3.4 mit einer gewissen Zuversicht auf die empirische Umsetzbarkeit das Konzept von Stress als Chance für positive Änderungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln tiefer gehend erörtert. In der Gesamtbetrachtung der empirischen Ergebnisse ist jedoch festzuhalten, dass sich klare Antworten hinsichtlich des Potentials von Stresserleben, z. B. in Bezug auf die Generierung neuer Kompetenzen oder „immunisierender“ Wirkungen weder auf den ersten noch zweiten Blick erschließen. Lediglich zwei Interviewpartner verweisen expli-

zeit auf positive Effekte. So betont ein 43-jähriger Interviewpartner zum einen, dass er den Stress im Zusammenhang mit der Neuerrichtung seines Wohnhauses und damit einhergehender finanzieller Risiken als Chance begreife. Der Stress gebe ihm Antrieb, an seinen Zielen festzuhalten und sein Vorhaben somit zügig zu verwirklichen. Eine 30-jährige Einwohnerin macht zum anderen deutlich, dass der durch die Sorge um die Ausbildungsfinanzierung ihrer Kinder evozierte Stress bei ihr gleichzeitig zu einer Neuausrichtung ihrer Prioritäten und einer Fokussierung auf die wichtigen Dinge im Leben (Gesundheit, Familienzusammenhalt, gute Partnerschaft) führe.

Das Problem der Erfassung positiver Wirkprozesse von Stresserleben ist eng an die Variable „Zeit“ geknüpft. Das Erkennen positiver Folgen ist ein Prozess, der sich erst über die Zeit in seiner Adaptivität und seinem Nutzen entfaltet. Selbstredend macht es einen Unterschied, an welchem Zeitpunkt sich die Interviewpartner in der belastenden Person-Umwelt-Transaktion befinden, wann und innerhalb welcher Copingprozesse sie bestimmte Erfahrungen gegebenenfalls als Gewinn oder als Anstoß für persönliches Wachstum bewerten, wobei Wachstum nicht gleichbedeutend mit dem Gelingen der Bewältigung anzusehen ist. Im Rahmen dieser Arbeit ließen sich lediglich mit zwei Interviewpartnern in den Jahren 2007 und 2008 respektive in den Jahren 2008, 2009 und 2011 mehrere Interviews durchführen und eine Langzeitbeobachtung ihrer Transaktionen verwirklichen. Die Interviewergebnisse zeigen jedoch darüber hinaus, dass sich die urbanen Transformationsprozesse in Shibi Village und ihre direkten und indirekten Implikationen aufgrund ihrer Aktualität, Neuheit und hohen Dynamik (noch) nicht aus einer Vergangenheitsperspektive betrachten lassen und somit nur zu spekulieren ist, ob und gegebenenfalls innerhalb welcher Zeiträume sich positive Wirkprozesse bzw. Chancen infolge von Stresserleben entfalten. Vor diesem Hintergrund ist zunächst mit den Worten von FILIPP und AYMANN (2010, S. 122) nicht auszuschließen, dass die Belastungskapazität der Interviewpartner, die Stress empfinden, überschätzt wird,

„wenn wir erwarten, dass diejenigen, die sich auf den Schattenseiten des Lebens befinden, in diesem Schatten auch noch ‚reifen‘ und ‚wachsen‘ sollen“.

Auch wenn im Rahmen dieser Arbeit der Aspekt „Stress als Chance“ weniger als erwünscht in die Betrachtungen eingehen kann, ist dieser dennoch aufgrund seiner bestehenden Relevanz (zumindest konzeptionell) in die Untersuchung zu integrieren.

Die Darstellung der gewonnenen Erkenntnisse offenbart zusammenfassend den Variantenreichtum kognitiver (verdeckter/intrapsychischer) Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsprozesse, kognitiver, vor-/unbewusster Verhaltensweisen und offener (direkt beobachtbarer) Handlungen in der aktiven Auseinandersetzung der Interviewpartner mit ihren jeweiligen Mensch-Umwelt-Transaktionen. Die Analysen erstrecken sich über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich des Erlebens von Stress in Bezug auf wahrgenommene und bewertete internale und externale Anforderungen, hinsichtlich problem- und emotionsfokusierter, offener und verdeckter sowie offensiver und defensiver Copingformen und

der Wirkung von internalen sowie externalen Risiko- und Schutzmechanismen im Zusammenhang mit Copingverhalten und Resilienzerleben. Allgemeingültige effektive und zeitlich stabile Copingformen im Umgang mit den belastenden Mensch-Umwelt-Transaktionen lassen sich nicht identifizieren. Zu heterogen sind die in Frage stehenden Anforderungsbedingungen und zu unterschiedlich sind die betroffenen Personen mit ihren individuellen Zielen, *commitments*, Motivationen, Werten und Normen und den damit verbundenen Copingpräferenzen.

„It is unlikely that researchers find a ‘magic bullet’ coping strategy that is good for all people under all circumstances”,

betont in diesem Sinne auch ALDWIN (2007, S. 94; in Anlehnung an PEARLIN und SCHOOLER 1978). Für die Zielsetzungen der vorliegenden Arbeit ist es vielmehr von Bedeutung, die Vielfalt subjektiver Konstruktionen und Signifikanzen von Mensch-Umwelt-Transaktionen aus einer erkenntnistheoretischen Perspektive und mittels eines qualitativ offenen Forschungsdesigns aufzuzeigen und somit zu einem umfassenden und tiefer gehenden Verstehensprozess von Sinnzusammenhängen in Bezug auf Stresserleben, Coping und Resilienz beizutragen.

7 SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK

I would like to believe I have thrown some useful light
on the never-ending effort to understand.

Lazarus 1998, S. 404

Die vorliegende Arbeit beginnt mit dem einleitenden Zitat „Optimisten lernen Russisch, Pessimisten lernen Chinesisch“. Dass diese lakonische Aussage an Gültigkeit verloren hat, zeigen die im Kontext der Themenstellung dieses Beitrags diskutierten Dynamiken und Dimensionen der urbanen Transformationsprozesse in der südchinesischen Megastadt Guangzhou. Anhand der Fallstudie Shibi Village ließ sich auf vielfältige Weise der Einfluss der sich innerhalb weniger Monate und Jahre vollziehenden sozioökonomischen, ökologischen, sozialräumlichen und städtebaulichen Veränderungen auf die Mensch-Umwelt-Transaktionen der betroffenen (interviewten) Einwohner im Hinblick auf Stresserleben, Emotionen, Coping und Resilienz eingehend analysieren. Die Vielschichtigkeit dieser Phänomene rechtfertigt hierbei das zweite gleichwertige Anliegen dieses Beitrags, diese sowohl aus einer geographischen als auch psychologischen Perspektive transdisziplinär zu betrachten und wichtige, in der Literatur disziplinübergreifend und intensiv diskutierte Definitionsprobleme nachzuzeichnen und zielgerichtet auf die Themenstellung dieser Arbeit hin zu reflektieren.

In diesem Sinne ermöglicht die transdisziplinäre Diskussion der Konzepte Mensch-Umwelt-Transaktion, Zeit, Wahrnehmung, Bewertung, Emotion, Verhalten und Handeln einen tiefer gehenden Verstehensprozess der komplexen Wirkzusammenhänge zwischen Stresserleben, Coping und Resilienz. Vor allem die integrative Betrachtung von intrapsychischen Komponenten, z. B. vorbewussten Kognitionen und Emotionen, als Mediator- und Moderatorvariablen erweitert den Erklärungsbeitrag für nicht direkt beobachtbare Handlungen und Verhaltensweisen oder bestehende Widersprüche zwischen Handlungen einerseits und Interviewausagen andererseits. Die Annahme, dass Handlungen, sofern sie diskursiv bewusst und intendiert erfolgen, gleichermaßen intrapsychische Prozesse umfassen können, eröffnet aus handlungstheoretischer Perspektive den Blickwinkel für die Analyse von nicht direkt beobachtbaren intrapsychischem Copingformen (z. B. Abwärtsvergleichen, Repriorisierung von Zielhierarchien), die gezielt im Rahmen von als unbeeinflussbar bewerteten Person-Umwelt-Transaktionen eingesetzt werden. Darüber hinaus beinhaltet Copingverhalten defensive intrapsychische Copingformen (z. B. Verleugnen, Wunschdenken), die ohne die Erweiterung um eine psychologische Betrachtungsweise einer umfassenden Analyse nicht zugänglich wären, jedoch in entscheidendem Maße zur Reduktion oder Erhöhung von Stresserleben beitragen und somit in die Untersuchungen zu integrieren sind.

Insbesondere die Analyse von Emotionen schärft in diesem Zusammenhang den Blick für die wechselseitige Durchdringung von umwelt- und emotionspsychologischen Fragen mit der Implikation, dass die Erfassung und Beschreibung emotionaler Komponenten für das Verständnis des Erlebens und Verhaltens von Individuen in Bezug auf ihre Umwelten unerlässlich ist. Die Diskussion der Definition, Aktualgenese, Anzahl, Strukturierung, Funktion und kulturellen Faktoren von Emotionen skizziert die Komplexität dieses empirisch schwer zugänglichen Konstruktes, zeigt aber gleichermaßen seine Relevanz für eine differenziertere Analyse von Mensch-Umwelt-Transaktionen auf und bereichert den Diskurs der *Emotional Geographies* um emotionspsychologische Konzeptionen und Annahmen. Emotionen, Kognitionen und Wahrnehmungsprozesse beeinflussen sich wechselseitig und sind somit nicht losgelöst voneinander zu betrachten. Die Art und Weise, wie die Interviewpartner ihre Umwelten wahrnehmen und bewerten, entscheidet grundlegend darüber, wie ihre Umwelten auf sie wirken und wie sie ihre Umwelten beeinflussen. Die explikative Darlegung unterschiedlicher WahrnehmungsfILTER, der Charakteristika expliziter und impliziter Kognitionen und der Bedeutung von Bewertungsprozessen als hauptsächliche Vermittlerinstanz bei der Entstehung von psychischem Stress, Emotionen und den Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden macht diese stets in einen zeitlichen Rahmen eingebundenen Wechselbeziehungen deutlich.

Vor diesem Hintergrund ist ferner eine konzeptionelle Einbindung des Zeitbegriffs in die Beobachtung der Person-Umwelt-Transaktionen erforderlich. In Ergänzung zu den Konstrukten der Weltzeit und sozialen Zeit ermöglicht die Betrachtung der psychologischen Zeit eine tiefgründige Analyse der Zeitwahrnehmung, der auf eine Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft ausgerichteten und kognitive, emotionale und konative Komponenten umfassenden Zeitperspektive sowie des Umgangs mit der Zeit (z. B. Regulation des Handlungstempos, Aneignung der Zeit als Folge von Handlungen) im Hinblick auf unterschiedliches Copingverhalten. Die Diskussion der Frage nach der Existenz der Gegenwart, die die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart markiert, zeigt ferner unter Rückgriff auf die systemtheoretischen Annahmen LUHMANNs einen hilfreichen, sich auf die dauernde und punktualisierte Gegenwart beziehenden Bezugsrahmen für die Untersuchung gegenwartsbezogener intrapsychischer und direkt beobachtbarer Verhaltensprozesse auf.

Um das spezifische Wirkungsgefüge zwischen den Interviewpartnern und ihren jeweiligen Umwelten sowie die psychische und handlungsbezogene Organisation und Gestaltung dieses Gefüges sowohl analytisch diskutieren als auch empirisch erheben zu können, sind die Komponenten Mensch und Umwelt sowie die Paradigmen der Interaktion und Transaktion hinsichtlich ihrer Kernkomponenten, Abgrenzungen, aber auch ihres dialektischen Zusammenspiels zu präzisieren. Hierfür erweisen sich sowohl die innerhalb der Humanökologie, Umwelt- und Kognitionspsychologie entwickelten Denkkonzepte von UEXKÜLL (1928), ALTMANN und ROGOFF (1991) sowie LAZARUS (1999) als auch die in der Soziologie verankerte Theorie Sozialer Systeme von LUHMANN (1984) als äußerst fruchtbar, deren konzeptionell-theoretische Einbindung in den gesamten Forschungsprozess

die Auswertung und Interpretation der Interviewergebnisse erkenntnisleitend strukturiert.

Für die subjektzentrierte Analyse der komplexen Wechselwirkungen zwischen den Interviewpartnern und ihren Umwelten im Hinblick auf Stresserleben, Coping und Resilienz bietet vor allem das transaktionale Stressmodell von LAZARUS (1999) einen geeigneten (kulturübergreifenden) Erklärungsrahmen, der aufgrund seiner Breite und Offenheit die Umsetzung einer transdisziplinären Forschungsperspektive gewährleistet. Ausgehend von einem transaktionalen Forschungsverständnis und eines kognitiv-motivational-relationalen Ansatzes offeriert dieses Modell eine ganzheitliche Betrachtung von Personen- und Umweltvariablen, von primären und sekundären Bewertungsprozessen, der Intensität und Qualität emotionalen Erlebens, von problem- und emotionsfokussiertem Copingverhalten sowie der Wirkung von internalen und externalen Risiko- und Schutzfaktoren in Bezug auf individuelles, kognitive und emotionale Prozesse einschließendes Resilienzserleben.

In Anlehnung an KITCHIN et al. (1997, S. 567) ist es zusammenfassend das tragende Ziel der vorliegenden Arbeit,

„to remove some of the remaining barriers between geography and psychology by detailing some of the research areas that geographers and psychologists share and by exploring some of the issues that can contribute to the integration of ideas and theories from both fields.“

Zwischen den beiden Disziplinen bestehen keine klaren Grenzen; ihre Fragerichtungen lassen sich häufig nur akzentuierend voneinander abheben, allerdings unterscheiden sich – und dies ist als gewinnbringend anzusehen – ihre disziplinären Kompetenzen und Blickwinkel. Vor diesem Hintergrund plädiert dieser Beitrag für eine stärkere Berücksichtigung emotionaler, motivationaler und kognitiver Prozesse im Rahmen der humangeographischen Stress- respektive Vulnerabilitäts-, Coping- und Resilienzforschung.

Angesichts der Komplexität und Vielfalt der vorliegenden Forschungsinhalte besteht jedoch ein fortführender Forschungsbedarf z. B. hinsichtlich der Analyse der additiven Wirkung multipler Stressoren, der Effektivitätskriterien von Copingverhalten (z. B. bezüglich einer Kosten-Nutzen-Abwägung) sowie der langfristigen Wirksamkeit von vorangegangener Copingerfahrung in Bezug auf neue belastende Person-Umwelt-Transaktionen. Ferner gilt es, anhand des Konzeptes der „linked lives“ (FILIPP und AYMANNS 2010, S. 213) die Folgen von individuellem Stresserleben nicht nur auf das Wohlbefinden der unmittelbar Betroffenen, sondern auch auf das Leben der ihnen nahe stehenden Personen zu untersuchen und somit die Beobachterperspektive zu erweitern. In diesem Sinne gab es, wie SCHÖNPFLUG (2006, S. 80; zitiert nach WILSON 2000) treffend hervorhebt,

„nie eine bessere Zeit für die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern als heute. [...] Wir nähern uns einem neuen Zeitalter der Synthese, in dem die größte aller intellektuellen Herausforderungen die Erprobung von Vernetzung sein wird“.

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

- ADGER, W. N. (2000): Social and Ecological Resilience: Are They Related? In: *Progress in Human Geography* 24 (3), S. 347-364.
- ADGER, W. N. (2006): Vulnerability. In: *Global Environmental Change* 16 (3), S. 268-281.
- ADGER, W. N. und P. M. KELLY (2001): Social Vulnerability and Resilience. In: ADGER, W. N., P. M. KELLY und NGUYEN HUU NINH (Hrsg.): *Living with Environmental Change. Social Vulnerability, Adaptation and Resilience in Vietnam*. London/New York, S. 19-34.
- ADORNO, T. W. und M. HORKHEIMER (1947): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. 18. Auflage. Frankfurt am Main.
- AJZEN, I. (1985): From Intentions to Actions: A Theory of Planned Behavior. In: KUHL, J. und J. BECKMANN (Hrsg.): *Action Control: From Cognition to Behavior*. Heidelberg, S. 11-39.
- ALDWIN, C. M. (2007): *Stress, Coping, and Development. An Integrative Perspective*. Second Edition. New York.
- ALLENBY, B. und J. FINK (2005): Toward Inherently Secure and Resilient Societies. In: *Science* 309 (5737), S. 1034-1036.
- ALLPORT, G. W. (1937): *Personality: A Psychological Interpretation*. New York.
- ALTMAN, I. und B. ROGOFF (1991): World Views in Psychology: Trait, Interactional, Organismic, and Transactional Perspectives. In: STOKOLS, D. und I. ALTMAN (Hrsg.): *Handbook of Environmental Psychology*. Volume 1. Reprint. Malabar, S. 7-40.
- AMELANG, M., D. BARTUSSEK, G. STEMMLER und D. HAGEMANN (2006): *Differenzielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Stuttgart.
- AMIN, A. (2006): Kulturelle Ökonomie und Stadt. In: BERNDT, C. und J. GLÜCKLER (Hrsg.): *Denkanstöße zu einer anderen Geographie der Ökonomie*. Bielefeld, S. 111-135.
- AN, P. (2004): Announcement of International Consultation on Concept Planning for Regions Around New Guangzhou Railway Passenger Station. URL: <http://www.upo.gov.cn/pages/news/tzgg/2008/927.shtml> (Zugriff: 06.04. 2009).
- ANDERSON, J. (2010): *Understanding Cultural Geography. Places and Traces*. London/New York.
- ANDERSON, K. und S. J. SMITH (2001): Editorial: Emotional Geographies. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 26 (1), S. 7-10.
- ARNOLD, H. (1998): Kritik der sozialgeographischen Konzeption von Benno Werlen. In: *Geographische Zeitschrift* 86 (3), S. 135-157.
- ARNOLD, M. B. (1960): *Emotion and Personality*. Volume 1, 2. New York.
- ASCHOFF, J. (1983): Die innere Uhr des Menschen. In: GUMIN, H. und H. MEIER (Hrsg.): *Die Zeit. Dauer und Augenblick*. München, S. 133-144.
- ASHKANASY, N., V. GUPTA, M. S. MAYFIELD und E. TREVOR-ROBERTS (2004): Future Orientation. In: HOUSE, R. J., P. J. HANGES, M. JAVIDAN, P. W. DORFMAN und V. GUPTA (Hrsg.): *Culture, Leadership, and Organizations. The GLOBE Study of 62 Societies*. Thousand Oaks, S. 282-342.
- Asian Development Bank (2006): *Capacity Building for Resettlement Risk Management. People's Republic of China. PRC Thematic Report No. 3: Improving Resettlement Policies and Practice to Manage Impoverishment Risk*. URL: <http://www2.adb.org/Documents/Reports/Capacity-Building-PRC-Thematic/Report3.pdf> (Zugriff: 15.01.2010).
- ATKINSON, R. L., R. C. ATKINSON, E. E. SMITH, D. J. BEM und S. NOLEN-HOEKSEMA (2001): *Hilgards Einführung in die Psychologie*. Heidelberg.
- AUGUSTINUS, A. (2000): *Was ist Zeit? (Confessiones XI/Bekenntnisse 11)*. Eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Norbert Fischer. Hamburg.

- AUHAGEN, A. E. (2008a): Das Positive mehrten. Herausforderungen für die Positive Psychologie. In: AUHAGEN, A. E. (Hrsg.): Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim, S. 1-14.
- AUHAGEN, A. E. (Hrsg.) (2008b): Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim.
- AVERILL, J. R. (1994): In the Eyes of the Beholder. In: EKMAN, P. und R. J. DAVIDSON (Hrsg.): The Nature of Emotion. Oxford, S. 7-14.
- BAARS, B. J. (2001): In the Theater of Consciousness. The Workspace of the Mind. New York.
- BAARS, B. J. (2009): Contrastive Analysis. In: BAYNE, T., A. CLEEREMANS und P. WILKEN (Hrsg.): The Oxford Companion to Consciousness. Oxford/New York, S. 195-198.
- BACHOROWSKI, J. und M. J. OWREN (2008): Vocal Expressions of Emotion. In: LEWIS, M., J. M. HAVILAND-JONES und L. F. BARRETT (Hrsg.): Handbook of Emotions. Third Edition. New York, S. 196-210.
- BAECKER, D. (2004): Einleitung: Wozu Gefühle? In: Soziale Systeme 10 (1), S. 5-20.
- BAHR, J. (2010): Bevölkerungsgeographie. 5., völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart.
- BANKS, W. P. (Hrsg.) (2009): Encyclopedia of Consciousness. Volume 1, 2. Boston.
- BARALDI, C., G. CORSI und E. ESPOSITO (1997): GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main.
- BARKER, R. G. (1968): Ecological Psychology. Concepts and Methods for Studying the Environment of Human Behaviour. Stanford.
- BARON, R. M. und D. A. KENNY (1986): The Moderator-Mediator Variable Distinction in Social Psychological Research: Conceptual, Strategic, and Statistical Consideration. In: Journal of Personality and Social Psychology 51 (6), S. 1173-1182.
- BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- BECK, U. (1987): The Anthropological Shock: Chernobyl and the Contours of the Risk Society. In: Berkeley Journal of Sociology 32, S. 153-165.
- BECK, U. (2007a): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt am Main.
- BECK, U. (2007b): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main.
- BELWE, K. (2006): Editorial. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 49, S. 2.
- BENDER, D. und F. LÖSEL (1998): Protektive Faktoren der psychisch gesunden Entwicklung junger Menschen: Ein Beitrag zur Kontroverse um saluto- versus pathogenetische Ansätze. In: MARGRAF, J., J. SIEGRIST und S. NEU-MER (Hrsg.): Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Saluto- versus pathogene Ansätze im Gesundheitswesen. Heidelberg, S. 117-145.
- BERCHT, A. L. und R. WEHRHAHN (2010): A Psychological-Geographical Approach to Vulnerability: The Example of a Chinese Urban Development Project from the Perspective of the Transactional Stress Model. In: Environment and Planning A 42 (7), S. 1705-1722.
- BERCHT, A. L. und R. WEHRHAHN (2011): Urban Restructuring Processes in Guangzhou/China – The Significance of Emotion-Focussed Coping. In: Geographische Zeitschrift 99 (1), S. 50-64.
- BERGER, P. L. und T. LUCKMANN (1991): The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge. Reprint (First Edition 1966). London.
- BERGHAUS, M. (2004): Luhmann leicht gemacht. Eine Einführung in die Systemtheorie. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Köln.
- BERGIUS, R. (2009): Zeit, psychische. In: HACKER, H. O. und K.-H. STAPF (Hrsg.): Dorsch Psychologisches Wörterbuch. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 1109-1110.
- BERKES, F. und C. FOLKE (Hrsg.) (1998): Linking Social and Ecological Systems. Management Practices and Social Mechanisms for Building Resilience. Cambridge.
- BERKES, F., J. COLDING und C. FOLKE (2003a): Introduction. In: BERKES, F., J. COLDING und C. FOLKE (Hrsg.): Navigating Social-Ecological Systems. Building Resilience for Complexity and Change. Cambridge, S. 1-29.

- BERKES, F., J. COLDING und C. FOLKE (Hrsg.) (2003b): Navigating Social-Ecological Systems. Building Resilience for Complexity and Change. Cambridge.
- BERRY, J. W., Y. H. POORTINGA, S. M. BREUGELMANS, A. CHASIOTIS und D. L. SAM (2011): Cross-Cultural Psychology. Research and Applications. Third Edition. Cambridge.
- BHATTASALI, D., S. LI und W. MARTIN (Hrsg.) (2004): China and the WTO. Accession, Policy Reform, and Poverty Reduction Strategies. Washington.
- BISCHOF, N. (2009): Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle. 2., durchgesehene Auflage. Stuttgart.
- BIRKMANN, J. (Hrsg.) (2006a): Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies. Tokyo.
- BIRKMANN, J. (2006b): Measuring Vulnerability to Promote Disaster-Resilient Societies: Conceptual Frameworks and Definitions. In: BIRKMANN, J. (Hrsg.): Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies. Tokyo, S. 9-54.
- BIRKMANN, J. (2008): Globaler Umweltwandel, Naturgefahren, Vulnerabilität und Katastrophenresilienz. Notwendigkeit der Perspektivenerweiterung in der Raumplanung. In: Raumforschung und Raumordnung 66 (1), S. 5-22.
- BLOCK, R. A. (1990): Models of Psychological Time. In: BLOCK, R. A. (Hrsg.): Cognitive Models of Psychological Time. Hillsdale, S. 1-35.
- BLOCK, R. A. und D. ZAKAY (2008): Timing and Remembering the Past, the Present, and the Future. In: GRONDIN, S. (Hrsg.): Psychology of Time. Bingley, S. 367-394.
- BOESCH, E. E. (1971): Zwischen zwei Wirklichkeiten. Prolegomena zu einer ökologischen Psychologie. Bern.
- BOESCH, E. E. (1991): Symbolic Action Theory and Cultural Psychology. Berlin u. a.
- BOHLE, H.-G. (2001): Vulnerability and Criticality. In: International Human Dimensions Programme on Global Environmental Change (IHDP)-Update 2, S. 1-7.
- BOHLE, H.-G. (2005): Soziales oder unsoziales Kapital? Das Sozialkapital-Konzept in der Geographischen Entwicklungsforschung. In: Geographische Zeitschrift 93 (2), S. 65-81.
- BOHLE, H.-G. (2007a): Geographische Entwicklungsforschung. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.): Geographie: Physische Geographie und Humangeographie. München, S. 797-813.
- BOHLE, H.-G. (2007b): Geographien von Verwundbarkeit. In: Geographische Rundschau 59 (10), S. 20-25.
- BOHLE, H.-G. (2007c): Soziale Verwundbarkeit: Mit dem Risiko leben lernen. In: Münchener Rück Stiftung (Hrsg.): Vom Wissen zum Handeln. Report 2006. München, S. 4-5.
- BOHLE, H.-G. (2008): Leben mit Risiko – *Resilience* als neues Paradigma für die Risikowelten von morgen. In: FELGENTREFF, C. und T. GLADE (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen. Berlin/Heidelberg, S. 435-441.
- BOHLE, H.-G. und T. GLADE (2008): Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In: FELGENTREFF, C. und T. GLADE (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen. Berlin/Heidelberg, S. 99-119.
- BOHLE, H.-G. und K. WARNER (Hrsg.) (2008): Megacities. Resilience and Social Vulnerability. Bonn (Publication Series of UNU-EHS No. 10).
- BÖHM, G. (2003): Emotional Reactions to Environmental Risks: Consequentialist Versus Ethical Evaluation. In: Journal of Environmental Psychology 23 (2), S. 199-212.
- BOHNSACK, R. (2007): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 6., durchgesehene und aktualisierte Auflage. Opladen.
- BONDI, L. (2005): Making Connections and Thinking Through Emotions: Between Geography and Psychotherapy. In: Transactions of the Institute of British Geographers 30 (4), S. 433-448.
- BONDI, L., J. DAVIDSON und M. SMITH (2007): Introduction: Geography's 'Emotional Turn'. In: DAVIDSON, J., L. BONDI und M. SMITH (Hrsg.): Emotional Geographies. Aldershot, S. 1-16.

- BÖSCHEN, S., M. SCHERINGER und M. JAEGER (2001): Wozu Umweltforschung? Über das Spannungsverhältnis zwischen Forschungstradition und umweltpolitischen Leitbildern. Teil II: Zum Leitbild „Reflexive Umweltforschung“. In: GAIA 10 (3), S. 203-212.
- BOSS, P. (2006): Resilienz und Gesundheit. In: HILDENBRAND, B. (Hrsg.): Erhalten und Verändern. Rosmarie Welter-Enderlins Beitrag zur Entwicklung der systemischen Therapie und Beratung. Heidelberg, S. 59-102.
- BOURDIEU, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt am Main.
- BRAND, F., F. SCHALLER und H. VÖLKER (Hrsg.) (2004): Transdisziplinarität: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Beiträge zur THESIS-Arbeitstagung im Oktober 2003 in Göttingen. Göttingen.
- BRANDTSTÄDTER, J. (2001): Entwicklung, Intentionalität, Handeln. Stuttgart.
- BRANDSTÄTTER, V. und P. M. GOLLWITZER (2005): Motivation und Volition. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 200-216.
- BRANNON, L. und J. FEIST (2009): Health Psychology. An Introduction to Behavior and Health. Seventh Edition. Belmont.
- BREITUNG, W. (2008): Peking – Von der Hauptstadt zur Weltstadt. In: Geographische Rundschau 60 (5), S. 52-57.
- BUCHWALD, P. (2007): Macht in Prüfungen. Eine ressourcenorientierte Analyse. In: GÖHLICH, M., E. KÖNIG und C. SCHWARZER (Hrsg.): Beratung, Macht und organisationales Lernen. Wiesbaden, S. 161-170.
- BUCHWALD, P., C. SCHWARZER und S. E. HOBFOLL (2004): Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen.
- BURISCH, M. (2006): Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung. 3. Auflage. Heidelberg.
- CAMRAS, L. A., H. OSTER, J. CAMPOS, R. CAMPOS, T. UJIE, K. MIYAKE, L. WANG und Z. MENG (1998): Production of Emotional Facial Expressions in European American, Japanese, and Chinese Infants. In: Developmental Psychology 35 (4), S. 616-628.
- CANNON, W. B. (1932): The Wisdom of the Body. New York.
- CASEY, E. S. (2001): Between Geography and Philosophy: What Does It Mean to Be in the Place-World? In: Annals of the Association of American Geographers 91 (4), S. 683-693.
- CASTEL, R. (1981): Bilder und Phantasiebilder. In: BOURDIEU, P., L. BOLTANSKI, R. CASTEL, J. L. CHAMBOREDON, G. LAGNEAU und SCHNAPPER, D. (Hrsg.): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Geographie. Frankfurt am Main, S. 235-266.
- CHAI, E., K. KRÜGER, D. HAGEN und J. HASSE (1986): Heimat im Matscher Tal. Eine kulturgeographische Untersuchung zu Alltag und Identität in einem abgelegenen Hochtal Südtirols. Oldenburg (Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung 4).
- CHAMBERS, R. (1989): Editorial Introduction: Vulnerability, Coping and Policy. In: Institute of Development Studies (IDS) Bulletin 20 (2), S. 1-7.
- CHAPPLE, K. und B. LESTER (2007): Emerging Patterns of Regional Resilience. University of California, Berkeley. Institute of Urban and Regional Development (IURD): Working Paper 2007-13. Berkeley.
- CHEN, G. und S. LI (2006): Evolving Trend in the Development of Manufacturing Industry in the Pearl River Delta. In: YEH, G.-O., V. F.-S. SIT, G. SHEN und Y. ZHOU (Hrsg.): Developing a Competitive Pearl River Delta in South China Under One Country-Two Systems. Hongkong, S. 27-43.
- CHEN, H., Y. C. WONG, M. S. RAN und C. GILSON (2009): Stress Among Shanghai University Students. The Need for Social Work Support. In: Journal of Social Work 9 (3), S. 323-344.
- CHEN, X. (2008): Collective Petitioning and Institutional Conversion. In: O'BRIEN, K. J. (Hrsg.): Popular Protest in China. Cambridge (Harvard Contemporary China Series 15), S. 54-70.

- CHENGE, C. (2003): Die Wahl von Shibi Village als Standort des neuen Bahnhofs in Guangzhou (auf Chinesisch). URL: <http://www.southcn.com/estate/news/gzls/200311110006.htm> (Zugriff: 02.01.2011).
- China Daily (2004): Guangzhou Plans New Train Station. URL: <http://english.sohu.com/20041231/n223731065.shtml> (Zugriff: 07.01.2008).
- CHUN, C.-A., R. H. MOOS und R. C. CRONKITE (2006): Culture: A Fundamental Context for the Stress and Coping Paradigm. In: WONG, P. T. P. und L. C. J. WONG (Hrsg.): *Handbook of Multicultural Perspectives on Stress and Coping*. New York, S. 29-53.
- CONRADSON, D. und D. MCKAY (2007): Translocal Subjectivities: Mobility, Connection, Emotion. In: *Mobilities* 2 (2), S. 167-174.
- COOPER, C. L. und P. DEWE (2005): *Stress. A Brief History*. Oxford.
- COOPER, C. L., J. FIELD, U. GOSWAMI, R. JENKINS und B. J. SAHAKIAN (Hrsg.) (2010): *Mental Capital and Wellbeing*. Chichester.
- COTTLE, T. J. (2001): *Hardest Times. The Trauma of Long Term Unemployment*. Westport.
- COWARD, L. A. und R. SUN (2004): Criteria for an Effective Theory of Consciousness and Some Preliminary Attempts. In: *Consciousness and Cognition* 13 (2), S. 268-301.
- COY, M. (2007): Risiko und Verwundbarkeit als (human)geographische Ansätze. Relevanz für Lateinamerika. In: WEHRHAHN, R. (Hrsg.): *Risiko und Vulnerabilität in Lateinamerika*. Kiel, S. 7-22 (Kieler Geographische Schriften 117).
- CRANE, P. und A. KINZIG (2005): Nature in the Metropolis. In: *Science* 308, S. 1225.
- CROW, G. und S. HEATH (2002): Social Conceptions of Time. Structure and Process in Work and Everyday Life. Basingstoke u. a. (Explorations in Sociology 63).
- DAMASIO, A. R. (2004): *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München.
- DAMING, Z. (2005): Guangzhou City. Ever-Changing Urban Planning. In: NAS, P. J. M. (Hrsg.): *Directors of Urban Change in Asia*. New York, S. 38-55.
- DAY, P. (2009): Affordance. In: HACKER, H. O. und K.-H. STAPF (Hrsg.): *Dorsch Psychologisches Wörterbuch*. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 15.
- DAY SHELLEY, S., D. W. JONES, H. PRICE und C. YATES (Hrsg.) (2009): *Emotion. New Psychosocial Perspectives*. London.
- DAVIDSON, J. und M. SMITH (2009): Emotional Geographies. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam, S. 440-445.
- DAVIDSON, J., L. BONDI und M. SMITH (Hrsg.) (2007): *Emotional Geographies*. Aldershot.
- DAVIDSON-HUNT, I. J. und F. BERKES (2003): Nature and Society through the Lens of Resilience: Toward a Human-in-Ecosystem Perspective. In: BERKES, F., J. COLDING und C. FOLKE (Hrsg.): *Navigating Social-Ecological Systems. Building Resilience for Complexity and Change*. Cambridge, S. 53-81.
- DELYSER, D., S. HERBERT, S. AITKEN, M. CRANG und L. MCDOWELL (2010): Introduction: Engaging Qualitative Geography. In: DELYSER, D., S. HERBERT, S. AITKEN, M. CRANG und L. MCDOWELL (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Geography*. London u. a., S. 1-17.
- DENEKE, F.-W. (2006): Aktuelle Konzeptionen des Unbewussten und Ahnungsbewusstsein. In: GEUS-MERTENS, E. (Hrsg.): *Eine Psychoanalyse für das 21. Jahrhundert*. Wolfgang Mertens zum 60. Geburtstag. Stuttgart, S. 80-91.
- DEWE, P., M. P. O'DRISCOLL und C. L. COOPER (2010): *Coping with Work Stress. A Review and Critique*. Chichester.
- DEWEY, J. und A. F. BENTLEY (1949): *Knowing and the Known*. Boston.
- DFID (Department for International Development) (1999): *Sustainable Livelihoods Guidance Sheets*. London.
- DIECKMANN, J. (2004): *Luhmann-Lehrbuch*. Paderborn.
- DIGAETANO, A. und E. STROM (2003): Comparative Urban Governance. An Integrated Approach. In: *Urban Affairs Review* 38 (3), S. 356-395.

- DING, X. (2008): The Development of Compulsory Education Finance in Rural China. In: Chinese Education and Society 41 (1), S. 51-57.
- DING, X. L. (1994): Institutional Amphibiousness and the Transition from Communism: The Case of China. In: British Journal of Political Science 24 (1), S. 293-318.
- DIRKSMEIER, P. (2008): Komplexität und die Einheit der Geographie. In: geographische revue 10 (1), S. 41-58.
- DIRKSMEIER, P. (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld.
- DOLL, B., S. ZUCKER und K. BREHM (2006): Resilient Classroom: Creating Health Environments for Learning. New York.
- DOLLAR, D. (2007): Poverty, Inequality and Social Disparities During China's Economic Reform. World Bank Policy Research Paper 4253, June 2007. URL: http://www.wds.worldbank.org/external/default/WDSContentServer/IW3P/IB/2007/06/13/000016406_20070613095018/Rendered/PDF/wps4253.pdf (Zugriff: 09.12.2010).
- DÖRING-SEIPEL, E. (2008): Emotion und Umwelt. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1. Göttingen, S. 533-565.
- DÖRNER, D. (2005): Handeln. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 329-352.
- DÖRNER, D. (2012): Emotion und Handeln. In: BADKE-SCHAUB, P., G. HOFINGER und K. LAUCHE (Hrsg.): Human Factors. Psychologie sicheren Handelns in Risikobereichen. 2., überarbeitete Auflage. Berlin/Heidelberg, S. 101-119.
- DÖRNER, D. und H. SELG (1996): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart.
- DORSCH, F. (2009): Psychologie. In: HÄCKER, H. O. und K.-H. STAPF (Hrsg.): Dorsch Psychologisches Wörterbuch. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 795-797.
- DOWDING, L. und J. BARR (2002): Managing in Health Care. London.
- DOWNS, R. M. und D. STEA (1977): Maps in Minds. Reflections on Cognitive Mapping. New York.
- DURKHEIM, E. (1912): Les formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie. Paris.
- EBREY, P. (2010): The Cambridge Illustrated History of China. Second Edition. New York.
- ECKENBERGER, L. H. (2008): Kultur und Umwelt. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1. Göttingen, S. 237-272.
- EERDE, W. VAN (2003): Procrastination at Work and Time Management Training. In: The Journal of Psychology 137 (5), S. 421-434.
- EGNER, H. (2006): Autopoiesis, Form und Beobachtung – moderne Systemtheorie und ihr möglicher Beitrag für eine Integration von Human- und Physiogeographie. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 148, S. 92-108.
- EGNER, H. (2008a): Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet. Ein Beitrag zur Theorie der Geographie. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 145).
- EGNER, H. (2008b): Komplexität. Zwischen Emergenz und Reduktion. In: EGNER, H., B. M. W. RATTER und R. DIKAU (Hrsg.): Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand. München, S. 39-54.
- EGNER, H. (2008c): Planen, beeinflussen, verändern... Zur Steuerbarkeit autopoietischer Systeme. In: EGNER, H., B. M. W. RATTER und R. DIKAU (Hrsg.): Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand. München, S. 137-154.

- EISENHARDT, T. (2008): Mensch und Umwelt. Die Wirkungen der Umwelt auf den Menschen. Frankfurt am Main.
- ELIAS, N. (1984): Über die Zeit. Frankfurt am Main (Arbeiten zur Wissenssoziologie 2).
- ENGELKAMP, J. und H. D. ZIMMER (2006): Lehrbuch der Kognitiven Psychologie. Göttingen.
- EPPEL, H. (2007): Stress als Risiko und Chance. Grundlagen von Belastung, Bewältigung und Ressourcen. Stuttgart.
- ESSER, H. (1996): Die Definition der Situation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48 (1), S. 1-34.
- ESSER, H. (2002): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt am Main.
- Ethik und Sozialwissenschaften (1998): Erste Diskussionseinheit (alle Beiträge). Jahrgang 9, Heft 1. Opladen, S. 3-77.
- ETTE, O. (2006): Alexander von Humboldt, die Humboldtsche Wissenschaft und ihre Relevanz im Netzzeitalter. In: HiN – Internationale Zeitschrift für Humboldt Studien VII (12), S. 34-39 (Online-Journal).
- ETTE, O. (2009): Zusammendenken und Zusammenleben. Alexander von Humboldt als Herausforderung für das Humboldt-Forum. URL: <http://www.so-lonline.de/zusammendenken-zusammenwirken.html> (Zugriff: 23.11.2009).
- EVANS, G. W. und S. J. LEPORE (1997): Moderating and Mediating Processes in Environment-Behavior Research. In: MOORE, G. T. und R. W. MARANS (Hrsg.): Advances in Environment, Behavior, and Design. Volume 4: Toward the Interpretation of Theory, Methods, Research, and Utilization. New York, S. 255-285.
- EYSENCK, M. W. und M. KEANE (2007): Cognitive Psychology. A Student's Handbook. Fifth Edition. Hove/New York.
- FALTER, R. und J. HASSE (2002): Geographie und das Mensch-Natur-Verhältnis. In: Erdkunde 56 (1), S. 81-94.
- FAN, C. C. (2008a): China on the Move. Migration, the State, and the Household. London/New York.
- FAN, C. C. (2008b): Migration, Hukou, and the City. In: YUSUF, S. und T. SAICH (Hrsg.): China Urbanizes. Consequences, Strategies, and Policies. Washington, S. 65-89.
- FEINER, J., S. MI und W. A. SCHMID (2001): Meeting the Challenge of Future Urbanization. Risks and Opportunities for Future Urban Planning in the People's Republic of China. In: disP – The Planning Review 145 (2), S. 10-18.
- FESTINGER, L. (1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Stanford.
- FIEDLER, K. und H. BLESS (2002). Soziale Kognition. In: STROEBE, W., K. JONAS und M. HEWSTONE (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, S. 125-163.
- FILIPP, S.-H. und P. AYMANN (2010): Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Stuttgart.
- FLICK, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbeck.
- FLÜCHTER, W. und W. WANG (2008): Enteignungsverfahren in Peking. Chinesisches Bodenrecht im Zeichen von Kollusion und Korruption. In: Geographische Rundschau 60 (5), S. 58-65.
- FOERSTER, H. VON, E. VON GLASERFELD, P. M. HEJL, S. J. SCHMIDT und P. WATZLAWIK (2009): Einführung in den Konstruktivismus. 11. Auflage. München/Zürich.
- FOLKE, C. (2006): Resilience: The Emergence of a Perspective for Social-Ecological Systems Analyses. In: Global Environmental Change 16 (3), S. 253-267.
- FOLKE, C., S. CARPENTER, T. ELMQVIST, L. GUNDERSON, C. S. HOLLING, B. WALKER, J. BENGTSOON, F. BERKES, J. COLDING, K. DANELL, M. FALKENMARK, L. GORDON, R. KASPERSON, N. KAUTSKY, A. KINZIG, S. LEVIN, K.-G. MÄLER, F. MOBERG, L. OHLSSON, P. OLSSON, E. OSTROM, W. REID, J. ROCKSTRÖM, H. SAVENIJE und U. SVEDIN (2002): Resilience and Sustainable Development: Building Adaptive Capacity in a World of Transformations. Scientific Background Paper on Resilience for the Process of the World Summit on Sustainable Development.

- opment on Behalf of the Environmental Advisory Council to the Swedish Government. Stockholm.
- FOLKMAN, S. und J. T. MOSKOWITZ (2000): Stress, Positive Emotion, and Coping. In: *Current Directions in Psychological Research* 9 (4), S. 115-118.
- FOLKMAN, S. und J. T. MOSKOWITZ (2004): Coping: Pitfalls and Promise. In: *Annual Review of Psychology* 55, S. 745-774.
- FONTAINE, J. R. J. (2009): Shame. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 367-368.
- FRANKE, G. H., M. JAGLA, C. SALEWSKI und S. JÄGER (2007): Psychologisch-diagnostische Verfahren zur Erfassung von Stress und Krankheitsbewältigung im deutschsprachigen Raum. In: *Zeitschrift für Medizinische Psychologie* 16 (1-2), S. 41-55.
- FRENZEL, A. C., T. GÖTZ und R. PEKRUN (2009): Emotionen. In: WILD, E. und J. MÖLLER (Hrsg.): *Pädagogische Psychologie*. Heidelberg, S. 205-231.
- FRESE, M. und N. SEMMER (1997): Streß. In: FREY, D. und S. GREIF (Hrsg.): *Sozialpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. 4. Auflage. Weinheim, S. 342-349.
- FREUD, S. (1900): Die Traumdeutung von Dr. Sigm. Freud. Leipzig/Wien.
- FREUD, S. (1927): Der Humor. In: MITSCHERLICH, A., A. RICHARDS und J. STRACHEY (Hrsg.): *Freud-Studienausgabe Band 4*. 3., korrigierte Auflage. Frankfurt am Main, S. 275-282.
- FREUND, A. M. (2007): Selektion, Optimierung und Kompensation im Kontext persönlicher Ziele: Das SOK-Modell. In: BRANDTSTÄDTER, J. (2007): *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch*. Stuttgart, S. 367-388.
- FRIEDMANN, J. (2005): *China's Urban Transition*. Minneapolis.
- FRIEDMAN, W. J. (2008): Development Perspectives on the Psychology of Time. In: GRONDIN, S. (Hrsg.): *Psychology of Time*. Bingley, S. 345-366.
- FRIJDA, N. H. (2008): The Psychologists' Point of View. In: LEWIS, M., J. M. HAVILAND-JONES und L. F. BARRETT (Hrsg.): *Handbook of Emotions*. Third Edition. New York, S. 68-87.
- FRIJDA, N. H. und K. R. SCHERER (2009): Emotion Definitions (Psychological Perspectives). In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 142-144.
- FRIJDA, N. H. und M. ZEELLENBERG (2001): Appraisal. What is the Dependent? In: SCHERER, K. R., A. SCHORR und T. JOHNSTONE (Hrsg.): *Appraisal Processes in Emotion. Theory, Methods, Research*. Oxford, S. 141-157.
- FRIJDA, N. H., S. MARKAM, K. SATO und R. WIERS (1995): Emotions and Emotion Words. In: RUSSEL, J. A., A. S. R. MANSTEAD, J. C. WELLENKAMP und J. M. FERNANDEZ-DOLS (Hrsg.): *Everyday Conception of Emotions*. Dordrecht, NL, S. 121-143.
- FRÖHLICH, H. (2007): Das neue Bild der Stadt. Filmische Stadtbilder und alltägliche Raumvorstellungen im Dialog. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 142).
- FROSCHAUER, U. und M. LUEGER (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Stuttgart.
- FRYDENBERG, E. (2008): *Adolescent Coping. Advances in Theory, Research and Practice*. New York.
- FUNDER, D. C. (2008): Persons, Situations, and Person-Situation Interactions. In: JOHN, O. P., R. W. ROBINS und L. A. PERVIN (Hrsg.): *Handbook of Personality. Theory and Research*. Third Edition. New York, S. 568-580.
- GABRIEL, T. (2005): Resilienz – Kritik und Perspektiven. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 51 (2), S. 207-217.
- GARHAMMER, M. (2001): *Wie Europäer ihre Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung*. 2. Auflage. Berlin.
- GÄRLING, T. und R. G. GOLLEDGE (Hrsg.) (1993a): *Behavior and Environment. Psychological and Geographical Approaches*. Amsterdam (Advances in Psychology 96).
- GÄRLING, T. und R. G. GOLLEDGE (Hrsg.) (1993b): Preface. In: GÄRLING, T. und R. G. GOLLEDGE (Hrsg.): *Behavior and Environment. Psychological and Geographical Approaches*. Amsterdam, S. IX-X (Advances in Psychology 96).

- GÄRLING, T. und R. G. GOLLEDGE (1993c): Understanding Behavior and Environment: A Joint Challenge to Psychology and Geography. In: GÄRLING, T. und R. G. GOLLEDGE (Hrsg.): Behavior and Environment. Psychological and Geographical Approaches. Amsterdam, S. 1-15 (Advances in Psychology 96).
- GARMEZY, N. (1975): The Experimental Study of Children Vulnerable to Psychopathology. In: DAVIDS, A. (Hrsg.): Child Personality and Psychopathology: Current Topics. Volume 2. New York, S. 171-216.
- GARMEZY, N. (1999): Resilience. An Interview with Norman Garmezy (geführt von Jon E. Rolf). In: GLANTZ, M. D. und J. L. JOHNSON (Hrsg.): Resilience and Development. Positive Life Adaptations. New York, S. 5-14.
- GEBHARDT, H. und P. REUBER (2011): Was ist Humangeographie? In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.): Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Heidelberg, S. 644-653.
- GEBHARDT, H. und B. J. WARNEKEN (2003): Stadt. Land, Frau. Interdisziplinäre Genderforschung in Kulturwissenschaft und Geographie. Heidelberg (Heidelberger Geographische Arbeiten 117).
- GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.) (2011): Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Heidelberg.
- GEBHARDT, H., A. MATTISSEK, R. REUBER und G. WOLKERSDORFER (2007): Neue Kulturgeographie? Perspektiven, Potentiale und Probleme. In: Geographische Rundschau 59 (7/8), S. 12-20.
- GERGEN, K. J. (2009): An Invitation to Social Construction. Second Edition. London u. a.
- GERRIG, R. und P. G. ZIMBARDO (2008): Psychologie. 18., aktualisierte Auflage. München.
- GIBSON, C. (2009): Human Geography. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam, S. 218-231.
- GIBSON, J. J. (1979): The Ecological Approach to Visual Perception. Boston.
- GIDDENS, A. (1984): The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration. Cambridge.
- GIDDENS, A. (1988): Die „Theorie der Strukturierung“. Ein Interview von Bernd Kießling mit Anthony Giddens. In: Zeitschrift für Soziologie 17 (4), S. 286-295.
- GIDDENS, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt am Main.
- GIFFORD, R. (2007): Environmental Psychology: Principles and Practice. Fourth Edition. Colville.
- GLASERFELD, E. VON (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main.
- GLEICH, A. VON (2008): Ausblick. In: GLEICH, A. VON und S. GÖSSLING-REISE-MANN (Hrsg.): Industrial Ecology. Erfolgreiche Wege zu nachhaltigen industriellen Systemen. Wiesbaden, S. 366-375.
- GOLDSTEIN, E. B. (1997): Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung. Heidelberg/Berlin.
- GOLDSTEIN, E. B. (2002): Wahrnehmungspsychologie. 2. Ausgabe. Heidelberg/Berlin.
- GOLDSTEIN, E. B. (2008): Wahrnehmungspsychologie. Der Grundkurs. 7. Auflage. Berlin/Heidelberg.
- GOLLER, H. (2009): Erleben, Erinnern, Handeln. Eine Einführung in die Psychologie und ihre philosophischen Grenzfragen. Stuttgart.
- GOODWIN, J., J. M. JASPER und F. POLLETTA (2001): Passionate Politics: Emotions and Social Movements. Chicago.
- GOW, K. und D. PATON (Hrsg.) (2008): The Phoenix of Natural Disasters. Community Resilience. New York.
- GRASSO, J., J. CORRIN und M. KORT (2009): Modernization and Revolution in China. From the Opium Wars to the Olympics. Fourth Edition. New York.
- GRAUMANN, C. F. (1974): Nicht-sinnliche Bedingungen des Wahrnehmens. In: METZGER, W. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie. Band 1: Der Aufbau des Erkennens. 1. Halbband: Wahrnehmung und Bewusstsein. 2. Auflage. Göttingen, S. 1031-1096.
- GRAUMANN, C. F. (1998): Zur Sozialpsychologie der Identitätsbildung. In: GEBHARDT, H., G. HEINRITZ und R. WIESSNER (Hrsg.): Europa im Globalisierungsprozess von Wirtschaft und Gesellschaft. 51. Deutscher Geographentag in Bonn vom 6. bis 11. Oktober 1997. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. Band 1. Stuttgart, S. 188-195.

- GRAUMANN, C. F. und L. KRUSE (2003): Räumliche Umwelt. Die Perspektive der humanökologisch orientierten Umweltpsychologie. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart, S. 239-256 (Erdkundliches Wissen 135).
- GRAUMANN, C. F. und L. KRUSE (2008): Umweltpsychologie – Ort, Gegenstand, Herkünfte, Trends. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1. Göttingen, S. 3-65.
- GREIF, S. und T. COX (1997): Stress. In: GREIF, S., H. HOLLING und N. NICHOLSON (Hrsg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Internationales Handbuch in Schlüsselbegriffen. 3. Auflage. Weinheim, S. 432-439.
- GREITEMEYER, T., P. FISCHER und D. FREY (2006): Stress. In: BIERHOFF, H.-W. und D. FREY (Hrsg.): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen, S. 119-124 (Handbuch der Psychologie 3).
- GREVE, W. (1997): Sparsame Bewältigung – Perspektiven für eine ökonomische Taxonomie von Bewältigungsformen. In: TESCH-RÖMER, C., C. SALEWSKI und G. SCHWARZ (Hrsg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim, S. 18-41.
- GRIFFITHS, F. (2009): Research Methods for Health Care Methods. London.
- GRONDIN, S. (Hrsg.) (2008): Psychology of Time. Bingley.
- GROSSMANN, K. E. und K. GROSSMANN (2007): „Resilienz“ – Skeptische Anmerkungen zu einem Begriff. In: FOOKEN, I. und J. ZINNECKER (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim/München, S. 29-38.
- Guangzhou Municipality (2010): South Railway Station Scheduled for Opening on Jan. 30. URL: http://gz.gov.cn/vfs/subsite/JGIN7QPB-AZE4-2MTO-EA6GR281E8V2SFJH/content/content_visor.jsp?contentId=737201&ca tld=5944 (Zugriff: 31.08.2010).
- Guangzhou Municipal Statistics Bureau (2010): Guangzhou Statistical Yearbook 2010. Guangzhou.
- Guangzhou Urban Planning Bureau (2005): A Collection of Guangzhou Urban Planning and Design Services (UPDS). Guangzhou.
- GUSKI, R. (1996): Wahrnehmen – ein Lehrbuch. Stuttgart.
- GUSKI, R. (2000): Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart (Grundriss der Psychologie 7).
- GUTHRIE, D. (2009): China and Globalization. The Social, Economic and Political Transformation of Chinese Society. Revised Edition. New York.
- GUTSCHER, H., R. HORNUNG und P. FLURY-KLEUBLER (1998): Das Transaktionspotentialmodell: Eine Brücke zwischen salutogenetischer und pathogenetischer Sichtweise. In: MARGRAF, J., J. SIEGRIST und S. NEUMER (Hrsg.): Gesundheits- oder Krankheitstheorie? Saluto- versus pathogene Ansätze im Gesundheitswesen. Heidelberg, S. 49-72.
- GZPI/ATKINS (Guangzhou Planning Institute/Atkins Consultants) und RTKL/WHL (RTKL Architects/WHL Architects) (2005): Planning of New Guangzhou Railway Passenger Station Area. Guangzhou (unveröffentlichtes Dokument).
- HABERMAS, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Erster und zweiter Teilband. Frankfurt am Main.
- HAGEN, C. VON und G. RÖPER (2007): Resilienz und Ressourcenorientierung – Eine Bestandsaufnahme. In: FOOKEN, I. und J. ZINNECKER (Hrsg.): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim/München, S. 15-28.
- HALBESLEBEN, J. R. B. (2006): Sources of Social Support and Burnout: A Meta-Analytic Test of the Conservation of Resources Model. In: Journal of Applied Psychology 91 (5), S. 1134-1145.
- HAMM, A. O., H. T. SCHUPP und A. I. WEIKE (2009): Motivationale Organisation von Emotionen. In: STEMMLER, G. (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3. Göttingen, S. 167-203.

- HARD, G. (1983): Zu Begriff und Geschichte der „Natur“ in der Geographie des 10./20. Jahrhunderts. In: GROSSKLAUS, G. und E. OLDEMEYER (Hrsg.): *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*. Karlsruhe, S. 139-167.
- HARTMANN, J. (2006): *Politik in China: Eine Einführung*. Wiesbaden.
- HASSE, J. (1999a): Das Vergessen der menschlichen Gefühle in der Anthropogeographie. In: *Geographische Zeitschrift* 87 (2), S. 63-83.
- HASSE, J. (1999b): Zum Verhältnis von Raum und Gefühl in der Anthropogeographie. In: *Geographische Zeitschrift* 87 (2), S. 61-62.
- HASSE, J. (2003a): Die Frage nach den Menschenbildern – eine anthropologische Perspektive. In: HASSE, J. und I. HELBRECHT (Hrsg.): *Menschenbilder in der Humangeographie*. Oldenburg, S. 11-31 (*Wahrnehmungsgeographische Studien* 21).
- HASSE, J. (2003b): Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln? In: DÖRING, E. M., G. H. ENGELHARDT, P. H. FEINDT und J. OSSENBRÜGGE (Hrsg.): *Stadt – Raum – Natur. Die Metropolen als politisch konstruierter Raum*. Hamburg, S. 171-199.
- HASSINK, R. (2010): Regional Resilience: A Promising Concept to Explain Differences in Regional Adaptability? In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 3 (1), S. 45-58.
- HATFIELD, G. (2009): *Perception and Cognition. Essays in the Philosophy of Psychology*. Oxford/New York.
- HDR (Human Development Report) (2010): *The Real Wealth of Nations: Pathways to Human Development*. 20th Anniversary Edition. New York.
- HE, Q. (2006): *China in der Modernisierungsfalle*. Hamburg.
- HE, S. und F. WU (2009): China's Emerging Neoliberal Urbanism: Perspectives from Urban Redevelopment. In: *Antipode* 41 (2), S. 282-304.
- HEBERER, T. (2008): Das politische System der VR China im Prozess des Wandels. In: DERICHS, C. und T. HEBERER (Hrsg.): *Einführung in die politischen Systeme Ostasiens. VR China, Hongkong, Japan, Nordkorea, Südkorea, Taiwan*. Wiesbaden, S. 21-177.
- HEBERER, T. und G. SCHUBERT (2008): *Politische Partizipation und Regimelegitimität in der VR China. Band 1: Der urbane Raum*. Wiesbaden.
- HECKHAUSEN, H. und P. M. GOLLWITZER (1987): Thought Contents and Cognitive Functioning in Motivational and Versus Volitional States of Mind. In: *Motivation and Emotion* 11 (2), S. 101-120.
- HECKHAUSEN, J. und H. HECKHAUSEN (2006): *Motivation und Handeln*. 3. Auflage. Heidelberg.
- HEFFELS, W. M. (2008): *Lehren in der Sozialen Arbeit*. Bad Heilbrunn.
- HEILMANN, S. (2004): *Das politische System der Volksrepublik China*. 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden.
- HEILMANN, S. (2005): Kurze Geschichte der Volksrepublik China. In: *Informationen zur politischen Bildung* 289, S. 5-8.
- HELBRECHT, I. (2003): Humangeographie und die Humanities – Unterwegs zur Geographie des Menschen. In: HASSE, J. und I. HELBRECHT (Hrsg.): *Menschenbilder in der Humangeographie*. Oldenburg, S. 169-179 (*Wahrnehmungsgeographische Studien* 21).
- HELLBRÜCK, J. und S. SCHLITTEMEIER (2008): Allgemeine Psychologie und Umwelt. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1*. Göttingen, S. 69-98.
- HELLPACH, W. (1911/1965): *Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter, Klima, Landschaft in ihrem Einfluss auf das Seelenleben*. 7. Auflage (1965) als „Geopsyche“ erschien. Stuttgart.
- HELLPACH, W. (1928): Psychologie der Umwelt. In: ABDERHALDEN, E. (Hrsg.): *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Abt. 6: Methoden der experimentellen Psychologie, Teil C/1: Angewandte Psychologie*. Wien, S. 109-218.
- HELLPACH, W. (1939): *Mensch und Volk in der Großstadt*. Stuttgart.

- HENGARTNER, T. (2000): Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt. In: KOKOT, W., T. HENGARTNER und K. WILDNER (Hrsg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin, S. 87-105 (Kulturanalysen 3).
- HERRMANN, T. (1979): Psychologie als Problem. Herausforderungen der psychologischen Wissenschaft. Stuttgart.
- HERTZER, D. (2006) „Stress“ im *Huangdi neijing*. In: NOLL, A. und B. KIRSCHBAUM (Hrsg.): Stresskrankheiten. Vorbeugen und behandeln mit chinesischer Medizin. München, S. 20-25.
- HESS, U. und A. KAPPAS (2009): Appraisaltheorien: Komplexe Reizbewertung und Reaktionsselektion. In: STEMLER, G. (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3. Göttingen, S. 247-290.
- HEUVEL, M. VAN DEN, E. DEMEROUTI, A. B. BAKKER und W. B. SCHAUFELI (2010): Personal Resources and Work Engagement in the Face of Change. In: J. HOUDMONT und S. LEKA (Hrsg.): Contemporary Occupational Health Psychology. Global Perspectives on Research and Practice. Oxford, S. 124-150.
- HEWSTONE, M., W. STROEBE und K. JONAS (Hrsg.) (2008): Introduction to Social Psychology. Fourth Edition. Oxford.
- HIEMISCH, A. (2009): Der Begriff der Handlung in der Psychologie. In: www.widerstreit-sachunterricht.de 12 (3), (Online-Journal).
- HILDENBRAND, B. (2010): Resilienz in sozialwissenschaftlicher Perspektive. In: WELTER-ENDERLIN, R. und B. HILDENBRAND (Hrsg.): Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände. 3. Auflage. Heidelberg, S. 20-27.
- HINZ, A. (2000): Psychologie der Zeit. Umgang mit Zeit, Zeiterleben und Wohlempfinden. Münster (Internationale Hochschulschriften 329).
- HO, E. L.-E. (2008): Citizenship, Migration and Transnationalism: A Review and Critical Interventions. In: Geography Compass 2 (5), S. 1286-1300.
- HO, S. P. S. und C. S. LIN (2003): Emerging Land Markets in Rural and Urban China: Policies and Practices. In: The China Quarterly 175, S. 681-707.
- HOBFOLL, S. E. (1989): Conservation of Resources: A New Attempt at Conceptualizing Stress. In: American Psychologist 44 (3), S. 513-524.
- HOBFOLL, S. E. (1998): Stress, Culture, and Community. The Psychology and Philosophy of Stress. New York.
- HOBFOLL, S. E. (2001): The Influence of Culture, Community, and the Nested-Self in the Stress Process: Advancing Conservation of Resources Theory. In: Applied Psychology: An International Review 50 (3), S. 337-421.
- HOCHSCHILD, A. R. (2003): The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling. Berkeley.
- HOLLING, C. S. (1973): Resilience and Stability of Ecological Systems. In: Annual Review in Ecology and Systematics 4, S. 1-23.
- HOLLING, C. S. (1986): The Resilience of Terrestrial Ecosystems: Local Surprise and Global Change. In: CLARK, W. C. und R. E. MUNN (Hrsg.): Sustainable Development of the Biosphere. Cambridge, S. 292-317.
- HOLLING, C. S. (1996): Engineering Resilience versus Ecological Resilience. In: SCHULZE, P. (Hrsg.): Engineering with Ecological Constraints. Washington, S. 31-44.
- HOLMES, T. H. und R. H. RAHE (1967): The Social Readjustment Scale. In: Journal of Psychosomatic Research 11 (2), S. 213-218.
- HOLTMANN, M. und M. LAUCHT (2007): Biologische Aspekte der Resilienz. In: OPP, G. und M. FINGERLE (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. 2. Auflage. München, S. 32-44.
- HOMBURG, A. (2008): Umwelt und Stress. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1. Göttingen, S. 567-593.

- HONER, A. (2006): Interview. In: BOHNSACK, R., W. MAROTZKI und M. MEUSER (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 2. Auflage. Opladen, S. 94-99.
- HOOKE, R. (1678): *De Potentia Restitutiva*. London.
- HUANG, N. (2008): *Wie Chinesen denken. Denkphilosophie, Welt- und Menschbilder in China*. München.
- HUBER, H. P. (2008). *Allgemeine Klinische Psychologie*. Göttingen.
- HÜGIN, U. (1996): *Individuum, Gemeinschaft, Umwelt. Konzeption einer Theorie der Dynamik anthropogener Systeme*. Bern.
- HUMBOLDT, A. von (1990): *Reise auf dem Rio Magdalena, durch die Anden und Mexico. Teil 2: Übersetzung, Anmerkungen, Register. Übersetzt und bearbeitet von Margot Faak. Berlin (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 9)*.
- HUTCHISON, E. D. (2003): Aspects of Human Behavior: Person, Environment, Time. In: HUTCHISON, E. D. (Hrsg.): *Dimensions of Human Behavior. Person and Environment. Second Edition*. Thousand Oaks, S. 12-43.
- HWANG, S.-S., J. XI, Y. CAO, X. FENG und X. QIAO (2007): Anticipation of Migration and Psychological Stress and the Three Gorges Dam Project, China. In: *Social Science and Medicine* 65 (5), S. 1012-1024.
- ICE, G. H. und G. D. JAMES (Hrsg.) (2007): *Measuring Stress in Humans. A Practical Guide for the Field*. Cambridge.
- IPSEN, D. (2004): High Speed Urbanismus. In: *archplus* 168, S. 28-29.
- ITTELSON, W. H. (1976): Environment Perception and Contemporary Perceptual Theory. In: PROSHANSKY, H. M., W. H. ITTELSON und L. G. RIVLIN (Hrsg.): *Environmental Psychology. People and Their Physical Settings*. Second Edition. New York, S. 141-154.
- ITTELSON, W. H. (1978): Environmental Perception and Urban Experience. In: *Environment and Behavior* 10 (2), S. 193-213.
- ITTNER, H., E. KALS und M. MÜLLER (2008): Umwelt- und Gesundheitspsychologie – zwei Seiten einer Medaille? In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1*. Göttingen, S. 301-329.
- JAEGER, J. und M. SCHERINGER (1998): Transdisziplinarität: Problemzentrierung ohne Methodenzwang. In: *GAIA* 7 (1), S. 10-25.
- JAHN, T. und P. WEHLING (1998): Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts. In: BRAND, K.-W. (Hrsg.): *Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven*. Opladen, S. 75-93 (Soziologie und Ökologie 2).
- JAHODA, M., P. LAZARSELD und H. ZEISEL (1933): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*. Leipzig (Psychologische Monographien 5).
- JAHR, S. (2000): Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten. Ein interdisziplinärer Ansatz zur qualitativen und quantitativen Beschreibung der Emotionalität von Texten. Berlin (Studia Linguistica Germanica 59).
- JAMES, W. (1884): What is an Emotion? In: *Mind* 9 (34), S. 188-205.
- JAMES, W. (1890): *Principles of Psychology*. New York.
- JANKE, W. (1976): Psychophysiologische Grundlagen des Verhaltens. In: KEREKJARO, M. VON (Hrsg.): *Medizinische Psychologie*. 2. Auflage. Berlin/Heidelberg, S. 1-101.
- JANKE, W. und J. WOLFFGRAMM (1995): Biopsychologie von Streß und emotionale Reaktionen: Ansätze interdisziplinärer Kooperation von Psychologie, Biologie und Medizin. In: DEBUS, G., G. ERDMANN und K. W. KALLUS (Hrsg.): *Biopsychologie von Streß und emotionalen Reaktionen. Ansätze interdisziplinärer Forschung*. Göttingen, S. 293-347.
- JERUSALEM, M. (1997): Grenzen der Bewältigung. In: TESCH-RÖMER, C., C. SALEWSKI und G. SCHWARZ (Hrsg.): *Psychologie der Bewältigung*. Weinheim, S. 216-271.
- JESSOP, B. und N.-L. SUM (2000): An Entrepreneurial City in Action: Hong Kong's Emerging Strategies in and for (Inter)Urban Competition. In: *Urban Studies* 37 (12), S. 2287-2313.

- JONAS, K., W. STROEBE und M. HEWSTONE (Hrsg.) (2007): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Heidelberg.
- JÜNGST, P. (Hrsg.) (1984): Innere und äußere Landschaften. Zur Symbolbelegung und emotionalen Besetzung räumlicher Umwelt. Kassel (Urbs et Regio. Kasseler Schriften zur Geographie und Planung 34).
- JÜNGST, P. (2000): Territorialität und Psychodynamik. Eine Einführung in die Psychogeographie. Gießen.
- JÜNGST, P. (2004): „Raubtierkapitalismus“? Globalisierung, psychosoziale Destabilisierung und territoriale Konflikte. Gießen.
- KALTENBRUNNER, R. (2008): Die Köpfe der Drachen. Kontinuität und Wandel in der Stadt- und Raumentwicklung der VR China. In: Informationen zur Raumentwicklung 8, S. 471-483.
- KALUZA, G. (2007): Gelassen und sicher im Stress. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Heidelberg.
- KALUZA, G. (2009): Stressbewältigung. Trainingsmanual zur psychologischen Gesundheitsförderung. Heidelberg.
- KALUZA, G. und C. VÖGELE (1999): Streß und Streßbewältigung. In: FLOR, H., N. BIRBAUMER und K. HAHLEWEG (Hrsg.): Grundlagen der Verhaltensmedizin. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie 2: Klinische Psychologie, Band 3. Göttingen, S. 331-388.
- KAPLAN, H. B. (1999): Toward an Understanding of Resilience. A Critical Review of Definitions and Models. In: GLANTZ, M. D. und J. L. JOHNSON (Hrsg.): Resilience and Development. Positive Life Adaptations. New York, S. 17-83.
- KASPERSON, J. X. und R. E. KASPERSON (Hrsg.) (2001): Global Environmental Risk. Tokyo.
- KASTNER-KOLLER, U. und P. DEIMANN (Hrsg.) (2007): Psychologie als Wissenschaft. 2., aktualisierte Auflage. Wien.
- KAZIG, R. (2007): Atmosphären – Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum. In: BERNDT, C. und R. PÜTZ (Hrsg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld, S. 167-187.
- KEBECK, G. (1994): Wahrnehmung. Theorien, Methoden und Forschungsergebnisse der Wahrnehmungspsychologie. Weinheim/München.
- KESSEL, M. (2006): Gefühle und Geschichtswissenschaft. In: SCHÜTZEICHEL, R. (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main, S. 29-47.
- KEUPP, H. (1996): Produktive Lebensbewältigung in den Zeiten allgemeiner Verunsicherung. In: SOS-Dialog 1, S. 5-11.
- KITCHIN, R. M., M. BLADES und R. G. GOLLEDGE (1997): Relations Between Psychology and Geography. In: Environment and Behavior 29 (4), S. 554-573.
- KLAASSEN, D. W., M. J. McDONALD und S. JAMES (2006): Advance in the Study of Religious and Spiritual Coping: In: WONG, P. T. P. und L. C. J. WONG (Hrsg.): Handbook of Multicultural Perspectives on Stress and Coping. New York, S. 105-132.
- KLEIN, G. (2007): Farewell to the Internal Clock. A Contribution in the Field of Chronobiology. New York.
- KLEINKE, C. L. (2007): What Does It Mean to Cope? In: MONAT, A., R. S. LAZARUS und G. REEVY (Hrsg.): The Praeger Handbook on Stress and Coping. Volume 2. Westport, S. 289-308.
- KLEMENZ, B. (2003): Ressourcenorientierte Diagnostik und Intervention bei Kindern und Jugendlichen. Band 2. Tübingen.
- KLÜTER, H. (2003): Raum als Umgebung. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart, S. 217-238 (Erdkundliches Wissen 135).
- KNOX, P. L. und S. A. MARSTON (2008): Humangeographie. 4. Auflage. Herausgegeben von Hans Gebhardt, Peter Meusburger und Doris Wastl-Walter. Heidelberg.
- KOFFKA, K. (2008): Zu den Grundlagen der Gestaltpsychologie. Ein Auswahlband. Herausgegeben von Michael Stadler. Wien.

- KOHLMANN, C.-W. (2002): Stress- und Copingtheorien. In: SCHWARZER, R., M. JERUSALEM und H. WEBER (Hrsg.): Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch. Göttingen, S. 558-560.
- KONG, S. T. und X. MENG (2010): The Educational and Health Outcomes of the Children of Migrants. In: MENG, X., C. MANNING, L. SHI und T. N. EFFENDI (Hrsg.): The Great Migration. Rural-Urban Migration in China and Indonesia. Cheltenham/Northampton, S. 93-116.
- KORNWACHS, K. (2001): Logik der Zeit – Zeit der Logik. Eine Einführung in die Zeitphilosophie. Münster.
- KOSKELA, H. und R. PAIN (2000): Revisiting Fear and Place: Women's Fear of Attack in the Built Environment. In: Geoforum 31 (2), S. 269-280.
- KRAAS, F. (2009): Globalisierungs- und Marginalisierungsprozesse in Megastädten. In: Praxis Geographie 7-8, S. 4-9.
- KRAAS, F. (2010): Urbanisierung als weltweite Herausforderung. In: DEBIEL, T., D. MESSNER, F. NUSCHELER, M. ROTH und C. ULBERT (Hrsg.): Globale Trends 2010. Frieden, Entwicklung, Umwelt. Frankfurt, S. 181-199.
- KRAAS, F. und U. NITSCHKE (2006): Megastädte als Motoren globalen Wandels. Neue Herausforderungen weltweiter Urbanisierung. In: Internationale Politik 61 (11), S. 18-28.
- KRAAS, F. und U. NITSCHKE (2008): Megaurbanisierung in Asien. Entwicklungsprozesse und Konsequenzen stadträumlicher Reorganisation. In: Informationen zur Raumentwicklung 8, S. 447-456.
- KRAEMER, K. (2008): Die soziale Konstitution der Umwelt. Wiesbaden.
- KRAMER, C. (2005): Zeit für Mobilität. Räumliche Disparitäten der individuellen Zeitverwendung für Mobilität in Deutschland. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 138).
- KRAMER, U., M. DRAPEAU, M. KHAZAAL und G. BODENMANN (2009): Coping Specificities in Bipolar Affective Disorder: Relations with Symptoms and Therapeutic Alliance. In: The German Journal of Psychology 12 (1), S. 19-27.
- KRAMPE, G. (1991): Fragebogen zu Kompetenz- und Kontrollüberzeugungen (FKK). Göttingen.
- KRAUSE, D. (2005): Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- KROHNE, H. W. (1996): Angst und Angstbewältigung. Stuttgart.
- KROHNE, H. W. und M. HOCK (2007): Psychologische Diagnostik. Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart.
- KRÖMKER, D. (2008): Globaler Wandel, Nachhaltigkeit und Umweltpsychologie. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1. Göttingen, S. 715-747.
- KRÜGER, F. (2003): Handlungsorientierte Entwicklungsforschung: Trends, Perspektiven, Defizite. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 147 (1), S. 6-15.
- KRÜGER, R., A. PIEPER und B. SCHÄFER (1989): Oldenburg – eine Alltagsliebe? Vorstellungen über die Stadt als Lebensraum. Oldenburg (Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung 7).
- KRUSE, L. (2000): Umwelten – die wissenschaftliche Legitimierung des Plurals. In: GAIA 9 (2), S. 81-82.
- KRUSE, L. (2004): Umweltpsychologie als Humanökologie. In: SERBSER, W. (Hrsg.): Humanökologie. Ursprünge – Trends – Zukünfte. München, S. 270-293 (Schriften der Deutschen Gesellschaft für Humanökologie 1).
- KRUSE, O. (1991): Emotionsentwicklung und Neurosenentstehung: Perspektiven einer klinischen Entwicklungspsychologie. Stuttgart.
- KUMPFER, K. L. (1999): Factors and Processes Contributing to Resilience. The Resilience Framework. In: GLANTZ, M. D. und J. L. JOHNSON (Hrsg.): Resilience and Development. Positive Life Adaptations. New York, S. 179-224.

- KUN, P., X. CHEN, S. HAN, X. GONG, M. CHEN, W. ZHANG und L. YAO (2009): Prevalence of Post-Traumatic Stress Disorder in Sichuan Province, China after the 2008 Wenchuan Earthquake. In: *Public Health* 123 (11), S. 703-707.
- KÜNZEL-SCHÖN, M. (2000): Bewältigungsstrategien älterer Menschen. Grundlagen und Handlungsorientierungen für die ambulante Arbeit. Weinheim/München.
- KUTTER, P. und T. MÜLLER (2008): Psychoanalyse. Eine Einführung in die Psychologie unbewusster Prozesse. Stuttgart.
- LACKNER, H. und Y. LACKNER (2011): Die neuen chinesischen Enteignungsvorschriften für Gebäude. In: *RIW – Recht der Internationalen Wirtschaft* 57 (7), S. 437-446.
- LAI, G. und R. P. L. LEE (2006): Market Reforms and Psychological Distress in Urban Beijing. In: *International Sociology* 21 (4), S. 551-579.
- LAM, D. J. und M. N. PALSANE (1997): Research on Stress and Coping. Contemporary Asian Approaches. In: KAO, H. S. R. und D. SINHA (Hrsg.): *Asian Perspectives on Psychology*. Neu Delhi u. a., S. 265-281 (Cross-Cultural Research and Methodology Series 19).
- LAMNEK, S. (2005): *Qualitative Sozialforschung*. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim/Basel.
- LANDWEER, H. und U. RENZ (Hrsg.) (2008): *Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein*. Berlin.
- LANGE, P. T. M. VAN (Hrsg.) (2006): *Bridging Social Psychology. Benefits of Transdisciplinary Approaches*. Mahwah.
- LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (2001): Umweltpsychologie: Themen, Perspektiven und Anforderungen. In: SILBEREISEN, R. K. und D. FREY (Hrsg.): *Perspektiven der Psychologie. Einführung und Standortbestimmung*. Weinheim, S. 194-212.
- LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (2006): Umweltpsychologie. In: KURT, P. (Hrsg.): *Handbuch Psychologie: Wissenschaft, Anwendung, Berufsfelder*. Heidelberg, S. 829-850.
- LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.) (2008): *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1*. Göttingen.
- LATOUR, B. (1995): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin.
- LAUCHT, M., M. H. SCHMIDT und G. ESSER (2000): Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In: *Frühförderung interdisziplinär* 19 (3), S. 97-108.
- LAUGAA, D., N. RASCLE und M. BRUCHON-SCHWEITZER (2008): Stress and Burnout among French Elementary School Teachers: A Transactional Approach. In: *Revue européenne de psychologie appliquée* 58 (4), S. 241-251.
- LAUX, L. und K.-H. RENNER (2005): Persönlichkeitspsychologie. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): *Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 271-239.
- LAUX, L. und H. WEBER (1990): Bewältigung von Emotionen. In: SCHERER, K. R. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 4: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen, S. 560-629.
- LAZARUS, R. S. (1966): *Psychological Stress and the Coping Process*. New York.
- LAZARUS, R. S. (1991): *Emotion and Adaptation*. New York.
- LAZARUS, R. S. (1993): From Psychological Stress to the Emotions: A History of Changing Outlooks. In: LAZARUS, R. S. (1998): *Fifty Years of the Research and Theory of R. S. Lazarus. An Analysis of Historical and Perennial Issues*. Mahwah, S. 349-366.
- LAZARUS, R. S. (1995a): Streß und Streßbewältigung. In: FILIPP, S.-H. (Hrsg.): *Kritische Lebensereignisse*. 3., neu überarbeitete Auflage. München, S. 198-232.
- LAZARUS, R. S. (1995b): Vexing Research Problems Inherent in Cognitive-Mediation Theories of Emotion – and Some Solutions. In: *Psychological Inquiry* (6) 3, S. 183-196.
- LAZARUS, R. S. (1998): Epilogue. In: LAZARUS, R. S. (1998): *Fifty Years of the Research and Theory of R. S. Lazarus. An Analysis of Historical and Perennial Issues*. Mahwah, S. 391-411.

- LAZARUS, R. S. (1999): *Stress and Emotion. A New Synthesis*. New York.
- LAZARUS, R. S. (2000a): Evolution of a Model of Stress, Coping, and Discrete Emotions. In: RICE, V. H. (Hrsg.): *Handbook of Stress, Coping, and Health. Implications for Nursing Research, Theory, and Practice*. Thousand Oaks, S. 195-222.
- LAZARUS, R. S. (2000b): Toward Better Research on Stress and Coping. In: *American Psychologist* 55 (6), S. 665-673.
- LAZARUS, R. S. (2001): Conservation of Resources Theory (COR): Little More Than Masquerading as a New Theory. In: *Applied Psychology: An International Review* 50 (3), S. 381-391.
- LAZARUS, R. S. (2003): Does the Positive Psychology Movement Have Legs? In: *Psychological Inquiry* 14 (2), S. 93-109.
- LAZARUS, R. S. und S. FOLKMAN (1984): *Stress, Appraisal and Coping*. New York.
- LAZARUS, R. S. und R. LAUNIER (1981): Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In: NITSCH, J. R. (Hrsg.): *Streß. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. Bern, S. 213-259.
- LEDoux, J. E. (2007): Unconscious and Conscious Contributions to the Emotional and Cognitive Aspects of Emotions: A Comment on Scherer's View of What an Emotion Is. In: *Social Science Information* 46 (3), S. 395-405.
- LEDoux, J. E. (2010): *Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen*. 5. Auflage. München.
- LEDoux, J. E. und E. A. PHELPS (2008): Emotional Networks in the Brain. In: LEWIS, M., J. M. HAVILAND-JONES und L. F. BARRETT (Hrsg.): *Handbook of Emotions*. Third Edition. New York, S. 159-179.
- LEE, K. N. (2007): Kapitel 1: Die Welt wird urban. In: *Worldwatch Institute* (Hrsg.): *Zur Lage der Welt 2007. Der Planet der Städte*. Münster, S. 56-88.
- LEFEBVRE, H. (1991): *The Production of Space*. Oxford.
- LENGERKE, T. VAN (2007): Individuum und Bevölkerung zwischen Verhältnissen und Verhalten: Was ist Public Health-Psychologie? In: Lengerke, T. van (Hrsg.): *Public Health-Psychologie. Individuum und Bevölkerung zwischen Verhältnissen und Verhalten*. Weinheim/München, S. 11-18.
- LESER, H. (2003): Geographie als Integrative Umweltwissenschaft: Zum transdisziplinären Charakter einer Fachwissenschaft. In: HEINRITZ, G. (Hrsg.): „Integrative Ansätze in der Geographie – Vorbild oder Trugbild?“ Münchner Symposium zur Zukunft der Geographie, 28. April 2003. Eine Dokumentation. Passau, S. 35-50 (Münchener Geographische Hefte 85).
- LEVINE, R. V. (1997): *A Geography of Time. The Temporal Misadventures of a Social Psychologist, or How Every Culture Keeps Time Just a Little Bit Differently*. New York.
- LEVOLD, T. (2010): Metaphern der Resilienz. In: WELTER-ENDERLIN, R. und B. HILDENBRAND (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. 3. Auflage. Heidelberg, S. 230-254.
- LEWIN, K. (1936): *Principles of Topological Psychology*. New York.
- LEWIN, K. (1951): *Field Theory in Social Science. Selected Theoretical Papers*. New York.
- LEWIS, M., J. M. HAVILAND-JONES und L. F. BARRETT (Hrsg.) (2008): *Handbook of Emotions*. Third Edition. New York.
- LI, X. und A. G.-O. YEH (2004): Analyzing Spatial Restructuring of Land Use Patterns in a Fast Growing Region Using Remote Sensing and GIS. In: *Landscape and Urban Planning* 69 (4), S. 335-354.
- LI, Z. (2008): Ethnic Congregation in a Globalizing City: The Case of Guangzhou, China. In: *Cities* 25 (6), S. 383-395.
- LINCK, G. (2006): *Yin und Yang. Die Suche nach Ganzheit im chinesischen Denken*. 3. Auflage. München.
- LINNEWEBER, V. (2008): Umwelt in der Sozialpsychologie. In: LANTERMANN, E.-D. und V. LINNEWEBER (Hrsg.): *Grundlagen, Paradigmen und Methoden der Umweltpsychologie. Enzyklopädie der Umweltpsychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie 9: Umweltpsychologie, Band 1*. Göttingen, S. 165-200.

- LIPPUNER, R. (2008): Die Abhängigkeit unabhängiger Systeme. Zur strukturellen Kopplung von Gesellschaft und Umwelt. In: EGNER, H., B. M. W. RATTER und R. DIKAU (Hrsg.): Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand. München, S. 103-117.
- LITZKE, S. und H. SCHUH (2010): Stress, Mobing und Burn-out am Arbeitsplatz. 5., aktualisierte Auflage. Berlin/Heidelberg.
- LIU, Y., S. HE, F. WU und C. WEBSTER (2010): Urban Villages Under China's Rapid Urbanization: Unregulated Assets and Transitional Neighbourhoods. In: *Habitat International* 34 (2), S. 135-144.
- LOGAN, J. R. und S. S. FAUNSTEIN (2008): Introduction: Urban China in Comparative Perspective. In: LOGAN, J. R. (Hrsg.): *Urban China in Transition*. Oxford, S. 1-23.
- LÖSEL, F. und D. BENDER (2007): Von generellen Schutzfaktoren zu spezifischen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Ergebnisse der Resilienzforschung. In: OPP, G. und M. FINGERLE (Hrsg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. 2. Auflage. München, S. 57-78.
- LOSSAU, J. (2005): The Body, the Gaze and the Theorist: Remarks on a Strategic Distinction. In: *Cultural Geographies* 12, S. 59-76.
- LOU, J. und H. ROSS (2008): Guest Editor's Introduction. From Fee to Free: Achieving the Right to Education in China. In: *Chinese Education and Society* 41 (1), S. 4-8.
- LOVALLO, W. R. (2005): *Stress and Health: Biological and Psychological Indicators*. Second Edition. Thousand Oaks.
- LU, C. Q., O. L. SIU und C. L. COOPER (2005): Managers' Occupational Stress in China: The Role of Self-Efficacy. In: *Personality and Individual Differences* 38 (3), S. 569-578.
- LÜCK, H. E. (2001): Kurt Lewin. Eine Einführung in sein Werk. 2. Auflage. Weinheim/Basel.
- LUHMANN, N. (1974): *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. 4. Auflage. Opladen.
- LUHMANN, N. (1975): *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen.
- LUHMANN, N. (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (1994): Wessen Umwelt? In: HANTKE, H.-J. (Hrsg.): *Wissenschaften im ökologischen Wandel: Dokumentation des Colloquiums anlässlich des 20jährigen Bestehens des Umweltbundesamtes*, 3. Juni 1994. Haus am Köllnischen Park, Berlin-Mitte. Berlin, S. 25-33.
- LUHMANN, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster und zweiter Teilband*. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Herausgegeben von Dieter Lenzen. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (2003): *Soziologie des Risikos*. Berlin.
- LUHMANN, N. (2009): *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 5. Auflage. Wiesbaden.
- LUTHAR, S. S. (2006): Resilience in Development: A Synthesis of Research Across Five Decades. In: CICHETTI, D. und D. J. COHEN (Hrsg.): *Developmental Psychopathology: Risk, Disorder, and Adaptation*. Second Edition. New York, S. 739-795.
- LUTHAR, S. S. und D. CICHETTI (2000): The Construct of Resilience: Implications for Interventions and Social Policies. In: *Development and Psychopathology* 4 (12), S. 857-885.
- LUTHAR, S. S., D. CICHETTI und B. BECKER (2000): The Construct of Resilience: A Critical Evaluation and Guidelines for Future Work. In: *Child Development* 71 (3), S. 543-562.
- LUTHAR, S. S., J. A. SAWYER und P. J. BROWN (2006): Conceptual Issues in Studies of Resilience. Past, Present, and Future Research. In: *Annals of the New York Academy of Sciences* 1094, S. 105-115.
- LYNCH, K. A. (1960): *The Image of the City*. Cambridge/London.
- LYON, B. L. (2005): Stress, Bewältigung und Gesundheit: Konzepte im Überblick. In: RICE, V. H. (Hrsg.): *Stress und Coping. Lehrbuch für Pflegepraxis und -wissenschaft*. Bern, S. 25-47.

- LYON, B. L. und V. H. RICE (2005): Stress, Bewältigung, Gesundheit und Pflege: Die Zukunft. In: RICE, V. H. (Hrsg.): Stress und Coping. Lehrbuch für Pflegepraxis und -wissenschaft. Bern, S. 603-609.
- MA, L. J. C. (2009): Chinese Urbanism. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): International Encyclopedia of Human Geography. Amsterdam, S. 65-71.
- MAGNUSSON, D. und B. TÖRESTAD (1992): The Individual as an Interactive Agent in the Environment. In: WALSH, W. B., K. H. CRAIK und R. H. PRICE (Hrsg.): Person-Environment Psychology. Models and Perspectives. Hillsdale, S. 89-126.
- MAIER, M. A. und R. PEKRUN (2003): Emotionen im Kulturvergleich. In: THOMAS, A. (Hrsg.): Kulturvergleichende Psychologie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen, S. 281-307.
- MAIMON, Y. (2006): Die 7 Formen des Stress – Schädliches in Nutzbringendes umwandeln. In: NOLL, A. und B. KIRSCHBAUM (Hrsg.): Stresskrankheiten. Vorbeugen und behandeln mit chinesischer Medizin. München, S. 41-61.
- MAJID, S. (Hrsg.) (2008): On Space and Time. Cambridge.
- MANNE, S. (2003): Coping and Social Support. In: NEZU, A. M., C. M. NEZU und P. A. GELLER (Hrsg.): Handbook of Psychology. Volume 9: Health Psychology. Hoboken, S. 51-74.
- MANNE, S., J. OSTROFF, G. WINKEL, L. GOLDSTEIN, K. FOX und G. GRANA (2004): Posttraumatic Growth after Breast Cancer: Patient, Partner, and Couple Perspectives. In: Psychosomatic Medicine 66 (3), S. 442-454.
- MARTIN, E. und U. WAWRINOWSKI (2006): Beobachtungslehre. Theorie und Praxis reflektierter Beobachtung und Beurteilung. 5. Auflage. Weinheim/München.
- MASON, J. W. (1975a): A Historical View of the Stress Field. Part I. In: Journal of Human Stress 1 (1), S. 6-12.
- MASON, J. W. (1975b): A Historical View of the Stress Field. Part II. In: Journal of Human Stress 1 (2), S. 22-36.
- MASSEY, D., J. ALLEN und P. SARRE (Hrsg.) (1999): Human Geography Today. Cambridge.
- MASTEN, A. S. (2001): Resilienz in der Entwicklung: Wunder des Alltags. In: RÖPER, G., C. VON HAGEN und G. NOAM (Hrsg.): Entwicklung und Risiko. Perspektiven einer Klinischen Entwicklungspsychologie. Stuttgart u. a., S. 192-219.
- MASTEN, A. S. und J. OBRADOVIĆ (2006): Competence and Resilience in Development. In: Annals of the New York Academy of Sciences 1094, S. 13-27.
- MATSUMOTO, D. und P. EKMAN (2009): Basic Emotions. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences. Oxford, S. 69-72.
- MATTHIEU, M. M. und A. IVANOFF (2006): Using Stress, Appraisal, and Coping Theories in Clinical Practice: Assessments of Coping Strategies After Disasters. In: Brief Treatment and Crisis Intervention 6 (4), S. 337-348.
- MAUSFELD, R. (2005): Wahrnehmungspsychologie. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 106-130.
- MAUSFELD, R. (2006): Wahrnehmungspsychologie. Geschichte und Ansätze. In: FUNKE, J. und P. FRENCH (Hrsg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Kognition. Göttingen, S. 97-107.
- MAY, J. und N. THRIFT (Hrsg.) (2001): Timespace. Geographies of Temporality. London/New York.
- MAYRING, P. (2003a): Geschichte der Emotionsforschung. In: ULICH, D. und P. MAYRING: Psychologie der Emotionen. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 11-29 (Grundriss der Psychologie 5).
- MAYRING, P. (2003b): Klassifikation und Beschreibung einzelner Emotionen. In: ULICH, D. und P. MAYRING: Psychologie der Emotionen. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 144-190 (Grundriss der Psychologie 5).
- MAYRING, P. (2007): Designs in qualitativ orientierter Forschung. In: Journal für Psychologie 15 (2), (Online-Journal).
- MCCORMACK, D. (2003): An Event of Geographical Ethics in Spaces of Affect. In: Transactions of the Institute of British Geographers 28 (4), S. 488-507.

- MCCRAE, R. R., P. T. COSTA, F. OSTENDORF, A. ANGLEITNER, M. HEBÍKOVÁ, M. D. AVIA, J. SANZ, M. L. SÁNCHEZ-BERNARDOS, M. E. KUSDIL, R. WOODFIELD, P. R. SAUNDERS und P. B. SMITH (2000): Nature over Nature: Temperament, Personality, and Life Span Development. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 78 (1), S. 173-186.
- MCDUGALL, W. (1923): *An Outline of Psychology*. London.
- MEE, K. J. (2009): Culture. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam, S. 451-457.
- MEES, U. (2006): Zum Forschungsgegenstand der Emotionspsychologie – eine Skizze. In: SCHÜTZ-EICHEL, R. (Hrsg.): *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*. Frankfurt am Main, S. 104-123.
- MEES, U. und A. SCHMITT (2003): Emotionen sind die Gründe des Handelns: Ein zweidimensionales Modell metatetelischer Orientierungen und seine empirische Prüfung. In: MEES, U. und A. SCHMITT (Hrsg.): *Emotionspsychologie. Theoretische Analysen und empirische Untersuchungen*. Oldenburg, S. 13-99.
- MENG, X. und C. MANNING (2010): The Great Migration in China and Indonesia: Trends and Institutions. In: MENG, X., C. MANNING, L. SHI und T. N. EFFENDI (Hrsg.): *The Great Migration. Rural-Urban Migration in China and Indonesia*. Cheltenham/Northampton, S. 1-19.
- MERTEN, J. (2003): *Einführung in die Emotionspsychologie*. Stuttgart.
- MESQUITA, B. und R. WALKER (2003): Cultural Differences in Emotions: A Context for Interpreting Emotional Experiences. In: *Behaviour Research and Therapy* 41 (7), S. 777-793.
- MESQUITA, B., N. H. FRIJA und K. R. SCHERER (1997): Culture and Emotion. In: BERRY, J. E., P. B. DASEN und T. S. SARASWATHI (Hrsg.): *Handbook of Cross-Cultural Psychology. Volume 2*. Boston, S. 255-297.
- MEULEMANN, H. (2006): *Soziologie von Anfang an. Eine Einführung in Themen, Ergebnisse und Literatur*. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden.
- MEUSBURGER, P. (Hrsg.) (1999a): *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 130).
- MEUSBURGER, P. (1999b): Subjekt – Organisation – Region. Fragen an die subjektzentrierte Handlungstheorie. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.): *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*. Stuttgart, S. 95-132 (Erdkundliches Wissen 130).
- MEUSBURGER, P. (2003): „Wissen“ als Erklärungsvariable in den Mensch-Umwelt-Beziehungen. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, S. 287-307 (Erdkundliches Wissen 135).
- MEY, G. (2007): Stand und Perspektiven einer „Qualitativen Psychologie“ (in Deutschland). Zur Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *Journal für Psychologie* 15 (2), (Online-Journal).
- MIEBACH, B. (2010): *Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung*. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden.
- MIEG, H. A. und C. HOFFMANN (2006): Einführung in das Schwerpunktthema „Stadtpsychologie“. In: *Umweltpsychologie* 10 (2), S. 3-9.
- MIGGELBRINK, J. (2004): Formen des Konstruktivismus. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 78, S. 298-299.
- MILLER, F., H. OSBAHR, E. BOYD, F. THOMALLA, S. BHARWANI, G. ZIERVOGEL, B. WALKER, J. BIRKMANN, S. VAN DER LEEUW, J. ROCKSTRÖM, J. HINKEL, T. DOWNING, C. FOLKE und D. NELSON (2010): Resilience and Vulnerability: Complementary or Conflicting Concepts? In: *Ecology and Society* 15 (3): 11 (Online-Journal).
- MITCHELL, D. (2000): *Cultural Geography. A Critical Introduction*. Oxford.
- MITTELSTRASS, J. (1996): *Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung*. 2. Auflage. Frankfurt am Main.
- MITTELSTRASS, J. (2003): *Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit*. Konstanz.

- MITZSCHERLICH, B. (1997): „Heimat ist etwas, was ich mache“. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung. München (Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie 9).
- MIYAMOTO, Y. und S. KITAYAMA (2009): Individualism/Collectivism. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences. Oxford, S. 215-217.
- MOGEL, H. (1990): Umwelt und Persönlichkeit. Bausteine einer psychologischen Umwelttheorie. Göttingen.
- MOHR, G. (1997): Erwerbslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit und psychische Befindlichkeit. Frankfurt am Main.
- MOÏSI, D. (2009): Kampf der Emotionen. Wie Kulturen der Angst, Demütigung und Hoffnung die Weltpolitik bestimmen. München.
- MONROE, K. R. (Hrsg.) (2002): Political Psychology. Mahwah.
- MOORS, A. (2009): Automaticity. In: BAYNE, T., A. CLEEREMANS und P. WILKEN (Hrsg.): The Oxford Companion to Consciousness. Oxford/New York, S. 91-94.
- MORGAN, P. (2010): Towards a Developmental Theory of Place Attachment. In: Journal of Environmental Psychology 30 (1), S. 11-22.
- MORGENROTH, O. (2008): Zeit und Handeln. Psychologie der Zeitbewältigung. Stuttgart.
- MORSCHITZKY, H. (2004): Angststörungen. Diagnostik, Konzepte, Therapie, Selbsthilfe. 3. Auflage. Wien.
- MOSE, I. (Hrsg.) (2009): Wahrnehmung und Akzeptanz von Großschutzgebieten. Oldenburg (Wahrnehmungsgeographische Studien 25).
- MÜLLER, A. und R. WEHRHAHN (2009): Binnenmigration im Kontext des *Hukou*-Systems. In: Geographie und Schule 31 (177), S. 33-40.
- MÜLLER, B. (Hrsg.) (2010): German Annual of Spatial Research and Policy 2010. Urban Regional Resilience: How Do Cities and Regions Deal with Change? Berlin/Heidelberg.
- MÜLLER, H. J. und J. KRUMMENACHER (2006): Aufmerksamkeit. In: FUNKE, J. und P. FRENSCH (Hrsg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Kognition. Göttingen, S. 118-126.
- MÜLLER, H. P. (2007): Max Weber. Eine Einführung in sein Werk. Köln.
- MÜLLER-MAHN, D. (2007): Perspektiven der geographischen Risikoforschung. In: Geographische Rundschau 59 (10), S. 4-11.
- MUTZECK, W., J. SCHLEE und D. WAHL (Hrsg.) (2002): Psychologie der Veränderung. Subjektive Theorien als Zentrum nachhaltiger Modifikationsprozesse. Weinheim.
- NASSEHI, A. (2008): Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit. Neuauflage mit einem Beitrag „Gegenwarten“. 2. Auflage. Wiesbaden.
- National Bureau of Statistics of China (2009): China Statistical Yearbook 2009. Peking.
- National Bureau of Statistics of China (2010): China Statistical Yearbook 2010. Peking.
- NEUMANN, R. (2009): Automatische und kontrollierte Prozesse bei der Emotionsauslösung. In: STEMMLER, G. (Hrsg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3. Göttingen, S. 131-165.
- NEWMARK, C. (2008): Passion – Affekt – Gefühl. Philosophische Theorien der Philosophie zwischen Aristoteles und Kant. Hamburg (Paradeigmata 29).
- NG, M. K. (2008): Urban System Planning in China: The Case of the Pearl River Delta. United Nations Expert Group Meeting on Population Distribution, Urbanization, Internal Migration and Development. United Nations. URL: <http://www.un.org/esa/population/meetings/EGMPopDist/P01UNPopDiv.pdf> (Zugriff: 15.01.2011).
- NICKERSON, R. S. (2003): Psychology and Environmental Change. Mahwah.
- NIEDENTHAL, P. M. (2008): Emotion Concepts. In: LEWIS, M., J. M. HAVILAND-JONES und L. F. BARRETT (Hrsg.): Handbook of Emotions. Third Edition. New York, S. 586-600.
- NIEDENTHAL, P. M., S. KRAUTH-GRUBER und F. RIC (2006): Psychology of Emotion. Interpersonal, Experiential, and Cognitive Approaches. New York/Hove.

- NIEMANN, H. und S. GAUGGEL (2006): Störungen der Aufmerksamkeit. In: KARNATH, H.-O., W. HARTJE und W. ZIEGLER (Hrsg.): Kognitive Neurologie. Stuttgart, S. 111-125.
- NIETZSCHE, F. (1888): Götzen-Dämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert. Leipzig.
- NITSCH, J. R. (1981): Zur Gegenstandsbestimmung der Streßforschung. In: NITSCH, J. R. (Hrsg.): Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern, S. 29-51.
- NORTH, D. C. (1990): Institutional Change and Economic Performance. Cambridge.
- NUSSBAUM, M. C. (2003): Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions. Cambridge.
- NUTTIN, J. (1985): Future Time Perspective and Motivation. Theory and Research Method. Hillsdale.
- OBERAUER, K., U. MAYR und R. KLUWE (2006): Gedächtnis und Wissen. In: SPADA, H. (Hrsg.): Lehrbuch Allgemeine Psychologie. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 115-195.
- OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development) (2010): OECD Territorial Reviews: Guangdong, China 2010. OECD Publishing. URL: <http://dx.doi.org/10.1787/97892609088-en> (Zugriff: 10.01.2011).
- ÖHMAN, A. (2009): Fear. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences. Oxford, S. 182-183.
- OPP, G. und M. FINGERLE (2007): Erziehung zwischen Risiko und Protektion. In: OPP, G. und M. FINGERLE (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. 2. Auflage. München, S. 7-18.
- OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.) (2000a): Begriffsbestimmungen. In: OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim, S. 11-18.
- OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.) (2000b): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim.
- PAIN, R. (2009): Globalized Fear? Towards an Emotional Geopolitics. In: Progress in Human Geography 33 (4), S. 466-486.
- PAIN, R. (2010): The New Geopolitics of Fear. In: Geography Compass 4 (3), S. 226-240.
- PAN, A., H. ZHOU, C. HE und F. WANG (2006): Urban Transport. Planning and Practice in Guangzhou. Peking.
- PASTOR, R. A. und Q. TAN (2000): The Meaning of China's Village Elections. In: The China Quarterly 162, S. 490-512.
- PATTERSON, J. (2002): Understanding Family Resilience. In: Journal of Clinical Psychology 58 (4), S. 233-246.
- PELLEGRINI, L. (2011): Corruption, Development and the Environment. Heidelberg u. a.
- PERRIG, W. J., D. ECKSTEIN, B. MEIER und B. SOLLBERGER (2005): Unbewusste Wahrnehmung und ihre praktische Bedeutung. In: KERSTEN, B. (Hrsg.): Praxisfelder der Wahrnehmungspsychologie. Bern, S. 52-69.
- PERRIG, W. J., W. WIPPECH und P. PERRIG-CHIELLO (1993): Unbewußte Informationsverarbeitung. Bern.
- PERRY, E. J. und M. GOLDMAN (Hrsg.) (2007): Grassroots Political Reform in Contemporary China. Cambridge.
- PERRY, E. J. und M. SELDEN (2010): Chinese Society. Change, Conflict and Resistance. Third Edition. Abington.
- PHILO, C. und H. PARR (2003): Introducing Psychoanalytic Geographies. In: Social and Cultural Geography 4 (3), S. 283-293.
- PILE, S. (2010): Emotions and Affect in Recent Human Geography. In: Transactions of the Institute of British Geographers 35 (1), S. 5-20.
- PLAUEN, M. (2006): Bewusstsein. In: FUNKE, J. und P. FRENSCH (Hrsg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Kognition. Göttingen, S. 39-47.
- POHL, J. (2005): „Erfahrungen mit und Erwartungen an die Physiogeographie aus der Sicht eines Humangeographen“ oder: Zur Frage der Einheit von Physio- und Humangeographie vor dem

- Hintergrund einiger wissenschaftstheoretischer Aspekte. In: MÜLLER-MAHN, D. und U. WARDENGA (Hrsg.): Möglichkeiten und Grenzen integrativer Forschungsansätze in Physischer Geographie und Humangeographie. Leipzig, S. 37-53 (ifl-Forum 2).
- POLLICH, D. (2007): Die kognitive Emotionstheorie von Richard S. Lazarus und ihre Anwendung auf jugendliches Gewalthandeln. In: BOERS, K. und J. REINECKE (Hrsg.): Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse einer Münsteraner Längsschnittstudie. Münster, S.175-200 (Kriminologie und Kriminalsoziologie 3).
- POPPER, K. R. (1973): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg.
- QUACK, M. (2004): Zeit und Zeitumkehrsymmetrie in der molekularen Kinetik. In: SIMON, D. (Hrsg.): Zeithorizonte in der Wissenschaft. Berlin, S. 125-180.
- Railway Technology (2010): Guangzhou South Railway Station. URL: <http://www.railway-rechnology.com/projects/newguangzhou/> (Zugriff: 31.08. 2010).
- RAKODI, C. und T. LLOYD-JONES (Hrsg.) (2002): Urban Livelihoods. A People-Centred Approach to Reducing Poverty. London.
- RAMMSTEDT, O. (1975): Alltagsbewusstsein von Zeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 27, S. 47-63.
- RAUCH, T. (2008): Geographische Entwicklungsforschung: Zum Umgang mit weltgesellschaftlichen Herausforderungen. In: KULKE, E. und H. POPP (Hrsg.): Umgang mit Risiken. Katastrophen – Destabilisierung – Sicherheit. Deutscher Geographentag 2007 Bayreuth, 29.09.-05.10.2007. Bayreuth/Berlin, S. 203-219.
- RAVALLION, M. und S. CHEN (2004): China's (Uneven) Progress Against Poverty. World Bank Policy Research Working Paper 3408. Washington.
- REICH, J. W., A. J. ZAUTRA und J. S. HALL (Hrsg.) (2010): Handbook of Adult Resilience. New York.
- REINECKER, H. (2005): Life-Event-Forschung. In: PETERMANN, F. und H. REINECKER (Hrsg.): Handbuch der Klinischen Psychologie und Psychotherapie. Göttingen, S. 281-293 (Handbuch der Psychologie 1).
- REISENZEIN, R. (2006): Denken und Emotionen. In: FUNKE, J. und P. FRENSCH (Hrsg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Kognition. Göttingen, S. 475-484.
- REISENZEIN, R. (2009): Einschätzung (Appraisal): In: BRANDSTÄTTER, V. und J. H. OTTO (Hrsg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Motivation und Emotion. Göttingen, S. 435-445.
- REISENZEIN, R. und G. HORSTMANN (2006): Emotion. In: SPADA, H. (Hrsg.): Lehrbuch allgemeine Psychologie. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 435-500.
- REISENZEIN, R., W.-U. MEYER und A. SCHÜTZWOHL (2003): Einführung in die Emotionspsychologie. Band III: Kognitive Emotionstheorien. Bern.
- RENN, O., P.-J. SCHWEIZER, M. DREYER und A. KLINKE (2007): Risiko. Über den gesellschaftlichen Umgang mit Unsicherheit. München.
- RENSING, L., M. KOCH, B. RIPPE und V. RIPPE (2006): Mensch im Stress. Psyche, Körper, Moleküle. München.
- Resilience Alliance (2010): Resilience. URL: <http://www.resalliance.org/index.php/resilience> (Zugriff: 23.08.2010).
- REUBER, P. (1993): Heimat in der Großstadt. Eine sozialgeographische Studie zu Raumbezug und Entstehung von Ortsbindung am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel. Köln (Kölner Geographische Arbeiten 58).
- REUBER, P. (1999): Raumbezogene Politische Konflikte. Geographische Konfliktforschung am Beispiel von Gemeindegebietsreformen. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 131).
- REUBER, P. und GEBHARDT, H. (2007): Wissenschaftliches Arbeiten in der Geographie. Einführende Gedanken. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.): Geographie: Physische Geographie und Humangeographie. München, S. 81-92.
- REUBER, P. und C. PFAFFENBACH (2005): Methoden der empirischen Humangeographie: Beobachtungen und Befragung. Braunschweig.

- REYES, G. und G. A. JACOBS (Hrsg.) (2006): Handbook of International Disaster Psychology. Volume 1-4. Westport.
- RIECKMANN, N. (2002): Resilienz, Widerstandsfähigkeit, Hardiness. In: SCHWARZER, R., M. JERUSALEM und H. WEBER (Hrsg.): Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch. Göttingen, S. 462-465.
- RIEF, W. und A. NANKE (2003): Psychologische Grundkonzepte der Verhaltensmedizin. In: EH-LERT, U. (Hrsg.): Verhaltensmedizin. Berlin/Heidelberg, S. 95-132.
- ROBBINS, P. (2008): Political Ecology. A Critical Introduction. Malden u. a.
- ROSA, H. (2003): Social Acceleration. Ethical and Political Consequences of a Desynchronized High-Speed Society. In: Constellations 10 (1), S. 3-33.
- ROSE, G. (1993): Feminism and Geography: The Limits of Geographical Knowledge. Cambridge.
- ROSENTHAL, G. (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. München.
- ROST, J., C. GRESELE und T. MARTENS (2001): Handeln für die Umwelt. Anwendung einer Theorie. Münster.
- ROTTER, J. B. (1966): Generalized Expectancies for Internal Versus External Control of Reinforcement. In: Psychological Monographs 80 (1), S. 1-28.
- ROWLES, G. (1978): The Prisoners of Space? Exploring the Geographical Experience of Older People. Boulder.
- ROY, A. und N. ALSAYYAD (Hrsg.) (2004): Urban Informality. Transnational Perspectives from the Middle East, Latin America, and South Asia. Oxford.
- RÜEGG, J. C. (2007): Gehirn, Psyche und Körper. Neurobiologie von Psychosomatik und Psychotherapie. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- RUFF, F. M. (1993): Psychische Verarbeitung von Gesundheitsgefahren durch Umweltbelastungen. Ein theoretisches Rahmenmodell. In: AURAND, K., B. P. HAZARD und F. TRETTER (Hrsg.): Umweltbelastungen und Ängste. Erkennen, Bewerten, Vermeiden. Opladen, S. 85-112.
- RUHE, B. (2007): Gewährleistung und Grenzen von Eigentum in der VR China. In rechtshistorischer und rechtsvergleichender Perspektive unter besonderer Berücksichtigung ausländischen Eigentums. Berlin (Ostasien – Pazifik 21).
- RUIZ-BUENO, J. B. (2005): Stress und Kontrollüberzeugung. In: RICE, V. H. (Hrsg.): Stress und Coping. Lehrbuch für Pflegepraxis und -wissenschaft. Bern, S. 516-537.
- RUSSELL, J. A. und J. SNODGRASS (1991): Emotion and the Environment. In: STROKOLS, D. und I. ALTMAN (Hrsg.): Handbook of Environmental Psychology. Volume 1. Reprint. Malabar, S. 245-280.
- RUTTER, M. (1979): Protective Factors in Children's Responses to Stress and Disadvantage. In: KENT, M. W. und J. E. ROLF (Hrsg.): Primary Prevention in Psychopathology. Hanover, S. 49-74 (Social Competence in Children 8).
- RUTTER, M. (1987): Psychosocial Resilience and Protective Mechanisms. In: American Journal of Orthopsychiatry 57 (3), S. 316-331.
- RUTTER, M. (2001): Psychosocial Adversity: Risk, Resilience and Recovery. In: RICHMAN, J. M. und M. W. FRASER (Hrsg.): The Context of Youth Violence: Resilience, Risk, and Protection. Westport, S. 13-41.
- RUTTER, M. (2006a): Implications of Resilience Concepts for Scientific Understanding. In: Annals of the New York Academy of Sciences 1094, S. 1-12.
- RUTTER, M. (2006b): Resilience Reconsidered: Conceptual Considerations, Empirical Findings, and Policy Implications. In: SHONKOFF, J. P. und S. J. MEISELS (Hrsg.): Handbook of Early Childhood Intervention. Second Edition. New York, S. 651-682.
- SAEGERT, S. (1997): What is the Situation? A Comment on the Fourth Japan-USA Seminar on Environment-Behavior Research. In: WAPNER S., J. DEMICK, T. YAMAMOTO und T. TAKAHASHI (Hrsg.): Handbook of Japan-United States Environment-Behavior Research. Toward a Transactional Approach. New York, S. 385-397.
- SALEWSKI, C. (2009): Chronische Krankheit – der Beitrag der Stresstheorien. In: SCHAEFFER, D. (Hrsg.): Bewältigung chronischer Krankheit im Lebenslauf. Bern, S. 159-177.

- SAMPFORD, C., A. SHACKLOCK, C. CONNORS und F. GALTUNG (Hrsg.) (2006): *Measuring Corruption*. Aldershot.
- SCHAEFFER, D. (Hrsg.) (2009): *Bewältigung chronischer Krankheit im Lebenslauf*. Bern.
- SCHARNHORST, J. (2007): Biegen statt brechen – Resilienz erhöht den Widerstand gegenüber Belastungen. In: *Wirtschaftspsychologie aktuell* 3, S. 57-60.
- SCHEELE, B. (1990): Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände. Tübingen.
- SCHEINER, J. (2000): Eine Stadt – zwei Alltagswelten? Ein Beitrag zur Aktionsraumforschung und Wahrnehmungsgeographie im vereinten Berlin. Berlin (Abhandlungen Anthropogeographie 62).
- SCHERER, K. R. (1990): Theorien und aktuelle Probleme der Emotionspsychologie. In: SCHERER, K. R. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen, S. 1-38.
- SCHERER, K. R. (1997): Profiles of Emotion-Antecedent Appraisal: Testing Theoretical Predictions Across Cultures. In: *Cognition and Emotion* 11 (2), S. 113-150.
- SCHERER, K. R. (2001): Appraisal Considered as a Process of Multilevel Sequential Checking. In: SCHERER, K. R., A. SCHORR und T. JOHNSTONE (Hrsg.): *Appraisal Processes in Emotion. Theory, Methods, Research*. New York, S. 92-120.
- SCHERER, K. R. (2003): Emotion. In: STROEBE, W., K. JONAS und M. HEWSTONE (Hrsg.): *Sozialpsychologie. Eine Einführung*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Heidelberg, S. 165-213.
- SCHERER, K. R. (2005): What are Emotions? And How Can They Be Measured? In: *Social Science Information* 44 (4), S. 695-729.
- SCHERER, K. R. (2009): Emotion Theories and Concepts (Psychological Perspectives). In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 145-151.
- SCHERER, K. R. und P. C. ELLSWORTH (2009a): Appraisal Theories. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 45-49.
- SCHERER, K. R. und P. C. ELLSWORTH (2009b): Universality of Emotions. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 396-400.
- SCHERKE, K. (2008): Editorial: Soziologie der Emotionen. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 33 (2), S. 3-19.
- SCHIMANK, U. (2010): *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. 4., völlig überarbeitete Auflage. Weinheim/München.
- SCHINZ, A. (1989): *Cities in China*. Berlin/Stuttgart (Urbanization of the Earth Series 7).
- SCHMALT, H.-D. und T. A. LANGENS (2009): *Motivation*. 4., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- SCHMALT, H.-D. und K. SOKOLOWSKI (2006): *Motivation*. In: SPADA, H. (Hrsg.): *Lehrbuch Allgemeine Psychologie*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 501-551.
- SCHMIDT-ATZERT, L. (1996): *Lehrbuch der Emotionspsychologie*. Stuttgart.
- SCHMIDT-ATZERT, L. (2000): Struktur der Emotionen. In: OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.): *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim, S. 30-44.
- SCHMIDT-ATZERT, L. (2009): Gefühle als Emotionsmonitor. In: STEMMLER, G. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen, S. 338-386.
- SCHMITT, A. und P. MAYRING (2000): Qualitativ orientierte Methoden. In: OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.): *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim, S. 469-477.
- SCHNABEL, A. (2005): Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle. Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Theorien. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57 (2), S. 278-307.
- SCHNABEL, A. (2006): Sind Emotionen rational? Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Ansätze. In: SCHÜTZEICHEL, R. (Hrsg.): *Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze*. Frankfurt am Main, S. 175-194.
- SCHOLZ, F. (2004): *Geographische Entwicklungsforschung*. Darmstadt.

- SCHÖNECK, N. M. (2006): Zeitwahrnehmung im sozialen Kontext. Grundlagen, gesellschaftliche Einflüsse, Konsequenzen. Saarbrücken.
- SCHÖNPFLOG, W. (2001): Allgemeine Psychologie. In: SILBEREISEN, R. K. und D. FREY (Hrsg.): Perspektiven der Psychologie. Einführung und Standortbestimmung. Weinheim, S. 70-86.
- SCHÖNPFLOG, W. (2006): Einführung in die Psychologie. Weinheim/Basel.
- SCHOON, I. (2006): Risk and Resilience. Adaptations in Changing Times. Cambridge.
- SCHRÖDER, F. (2003): Christaller und später – Menschenbilder in der geographischen Handelsforschung. In: HASSE, J. und I. HELBRECHT (Hrsg.): Menschenbilder in der Humangeographie. Oldenburg, S. 89-106 (Wahrnehmungsgeographische Studien 21).
- SCHUBERT, G. und T. HEBERER (2009): Politische Partizipation und Regimelegitimität in der VR China. Band II: Der ländliche Raum. Wiesbaden.
- SCHULZ, P. (2005): Stress- und Copingtheorien. In: SCHWARZER, R. (Hrsg.): Gesundheitspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie X: Gesundheitspsychologie, Band 1. Göttingen, S. 219-235.
- SCHÜTZ, A. (1962): Common Sense and Scientific Interpretation of Human Action. In: NATANSON, M. (Hrsg.): Collected Papers 1: The Problem of Social Reality. The Hague, NL, S. 3-96.
- SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.) (2005): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- SCHÜTZEICHEL, R. (Hrsg.) (2003): Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann. Frankfurt am Main.
- SCHÜTZEICHEL, R. (Hrsg.) (2006): Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main.
- SCHWARZER, C. und S. DÜCKERS-KLICHOWSKI (2007): Auswirkungen struktureller Zwänge in der Berufseinstiegsphase von Lehramtsanwärterinnen und Möglichkeiten organisationaler Beratung. In: GÖHLICH, M., E. KÖNIG und C. SCHWARZER (Hrsg.): Beratung, Macht und organisationales Lernen. Wiesbaden, S. 171-186.
- SCHWARZER, R. (2000): Streß, Angst und Handlungsregulation. 4., überarbeitete Auflage. Stuttgart.
- SCHWEIZER-RIES, P. (2006): Neueste Erkenntnisse der Umweltpsychologie zur Umweltwahrnehmung. In: KULKE, E., H. MONHEIM und P. WITTMANN (Hrsg.): Grenzwerte. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. 55. Deutscher Geographentag in Trier, 1. bis 8. Oktober 2005. Berlin u. a., S. 563-572.
- SCHWENTKER, W. (2006): Die Megastadt als Problem der Geschichte. In: SCHWENTKER, W. (Hrsg.): Megastädte im 20. Jahrhundert. Göttingen, S. 7-26.
- SCULLY, J., H. TOSI und K. BANNING (2000): Life Event Checklists: Revisiting the Social Readjustment Rating Scale after 30 Years. In: Educational and Psychological Measurement 60 (6), S. 864-876.
- SEEBERG, I. (2009): Wollen. In: HÄCKER, H. O. und K.-H. STAPF (Hrsg.): Dorsch Psychologisches Wörterbuch. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 1098-1099.
- SEELE (2010): Guangzhou South Railway Station, Guangzhou. Seele Holding GmbH & Co. KG. URL: http://www.seele.com/cover-de/guangzhou-south-railway-station-guangzhou-pr-china.html&language=de_DE (Zugriff: 02. 11.2010).
- SEITZ, D. (2009): Situation. In: HÄCKER, H. O. und K.-H. STAPF (Hrsg.): Dorsch Psychologisches Wörterbuch. 15., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 917-918.
- SELG, H. und D. DÖRNER (2005): Psychologie als Wissenschaft – Aufgaben und Ziele. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 22-39.
- SELIGER, B. (2006): Die neue politische Ökonomie Ostasiens und die Rolle Chinas. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 49, S. 9-14.
- SELIGMAN, M. E. P. und M. CSIKSZENTMIHALYI (2000): Positive Psychology. An Introduction. In: American Psychologist 55 (1), S. 51-82.

- SELYE, H. (1936): A Syndrome Produced by Diverse Nocuous Agents. In: *Nature* 138 (4), S. 32.
- SELYE, H. (1956): *The Stress of Life*. New York.
- SELYE, H. (1974): *Stress Without Distress*. Philadelphia/New York.
- SEN, A. (1981): *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation*. Oxford.
- SERBSER, W. (Hrsg.) (2004): *Humanökologie. Ursprünge, Trends, Zukünfte*. München (Edition Humanökologie Band 1).
- SHARP, J. (2009): Geography and Gender: What Belongs to Feminist Geography? Emotion, Power and Change. In: *Progress in Human Geography* 33 (1), S. 74-80.
- SHEN, J., K.-Y. WONG, K.-Y. CHU und Z. FENG (2000): The Spacial Dynamics of Foreign Investment in the Pearl River Delta, South China. In: *The Geographical Journal* 166 (4), S. 312-322.
- SHI, S. (1998): Staat, Pfadabhängigkeit, Wechselwirkungen zwischen Wirtschaft und Politik im Transformationsprozess. Politische Ökonomie der Weltmarkteröffnung der VR China 1978-1995. Frankfurt am Main.
- SHIE, T. R. (2006): The Internet and Single-Party Rule in China. In: ZHAO, S. (Hrsg.): *Debating Political Reform in China. Rule of Law vs. Democratization*. Armonk, NY, S. 215-229.
- SIBLEY, D. (1995): *Geographies of Exclusion*. London.
- SILBEREISEN, R. K. und D. FREY (2001): Einführung: Was will die Psychologie? Vom klassischen Anspruch zu neuen Herausforderungen. In: SILBEREISEN, R. K. und D. FREY (Hrsg.): *Perspektiven der Psychologie. Einführung und Standortbestimmung*. Weinheim, S. 7-44.
- SMITH, H. und A. SCHNEIDER (2009): Critiquing Models of Emotions. In: *Sociological Methods Research* 37 (4), S. 560-589.
- SMITH, J. A. (2008a): Introduction. In: SMITH, J. A. (Hrsg.): *Qualitative Psychology. A Practical Guide to Research Methods*. Second Edition. London, S. 1-3.
- SMITH, J. A. (Hrsg.) (2008b): *Qualitative Psychology. A Practical Guide to Research Methods*. Second Edition. London.
- SMITH, M., J. DAVIDSON, L. CAMERON und L. BONDI (Hrsg.) (2009a): *Emotion, Place and Culture*. Farnham.
- SMITH, M., J. DAVIDSON, L. CAMERON und L. BONDI (2009b): Geography and Emotion – Emerging Constellations. In: SMITH, M., J. DAVIDSON, L. CAMERON und L. BONDI (Hrsg.): *Emotion, Place and Culture*. Farnham, S. 1-18.
- SNYDER, C. R. und S. J. LOPEZ (Hrsg.) (2002): *Handbook of Positive Psychology*. Oxford.
- SOJA, E. W. (2000): *Postmetropolis: Critical Studies of Cities and Regions*. Oxford.
- SOLSO, R. L. (2005): *Kognitive Psychologie*. Heidelberg.
- SOMERFIELD, M. R. und R. R. MCCRAE (2000): Stress and Coping Research. Methodological Challenges, Theoretical Advances, and Clinical Applications. In: *American Psychologist* 55 (6), S. 620-625.
- SONG, Z., M. A. UY, S. ZHANG und K. SHI (2009): Daily Job Search and Psychological Distress: Evidence from China. In: *Human Relations* 62 (8), S. 1171-1197.
- SONNENTAG, S. und M. FRESE (2003): Stress in Organizations. In: BORMAN, W., D. R. ILGEN und R. J. KLIMOSKI (Hrsg.) *Handbook of Psychology. Volume 12: Industrial and Organizational Psychology*. Hoboken, S. 453-491.
- SORABJI, R. (2006): *Time, Creation, and the Continuum. Theories in Antiquity and the Early Middle Ages*. Chicago.
- SPADA, H. (2006): Einführung. In: SPADA, H. (Hrsg.): *Lehrbuch Allgemeine Psychologie*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 9-23.
- SPARKE, M. (2007): Geopolitical Fear, Geoeconomic Hope and the Responsibilities of Geography. In: *Annals of the Association of American Geographers* 97 (2), S. 338-349.
- STAUB, J. (2002): Differenzierungen der psychologischen Handlungstheorie – Dezentrierungen des reflexiven, autonomen Subjekts. In: *Journal für Psychologie* 10 (4), S. 351-379.
- STÄUDEL, T. und H. WEBER (1988): Bewältigungs- und Problemlöseforschung: Parallelen, Überschneidungen, Abgrenzungen. In: BRÜDERL, L. (Hrsg.): *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim/München, S. 63-78.

- STAUDINGER, U. M. (2000): Viele Gründe sprechen dagegen, und trotzdem geht es vielen Menschen gut. In: *Psychologische Rundschau* 51 (4), S. 185-197.
- STEGMANN, B.-A. (1997): Großstadt im Image. Eine wahrnehmungsgeographische Studie zu raumbezogenen Images und zum Imagemarketing in Printmedien am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel. Köln (Kölner Geographische Arbeiten 68).
- STEINER, D. (2003): Humanökologie: Von hart zu weich. Mit Spurensuche bei und mit Peter Weichhart. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, S. 45-80 (Erdkundliches Wissen 135).
- STEINER, D. und M. NAUSER (Hrsg.) (2002): *Human Ecology. Fragments of Anti-Fragmentary Views of the World*. London.
- STEMMLER, G. (2009a): Der Emotionsprozess. In: STEMMLER, G. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen, S. 1-19.
- STEMMLER, G. (Hrsg.) (2009b): *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen.
- STEMMLER, G. (2009c): Somatoviszerale Aktivierung In: STEMMLER, G. (Hrsg.): *Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie IV: Motivation und Emotion, Band 3*. Göttingen, S. 291-338.
- STENGEL, M. (1999): *Ökologische Psychologie*. München.
- STEPATH, K. (2006): *Gegenwartskonzepte. Eine philosophisch-literaturwissenschaftliche Analyse temporaler Strukturen*. Würzburg (Epistema Philosophie 405).
- STOKOLS, D. (1991): Conceptual Strategies of Environmental Psychology. In: STOKOLS, D. und I. ALTMAN (Hrsg.): *Handbook of Environmental Psychology. Volume 1*. Reprint. Malabar, S. 41-70.
- STRASSEL, J. (1994): Vier Plätze in Barcelona. Zum Erleben ästhetischer Umwelten. In: *Die Erde* 125, S. 243-260.
- STREUBEL, T. (2006): *Das Wesen der Zeit. Zeit und Bewußtsein bei Augustinus, Kant und Husserl*. Würzburg.
- STUDT, H. H. und E. R. PETZOLD (Hrsg.) (1999): *Psychotherapeutische Medizin. Psychoanalyse – Psychosomatik – Psychotherapie. Ein Leitfaden für Klinik und Praxis*. Berlin.
- SU, H. und J. SU (2007): Investigation on Land Utility under Urbanization from the Construction of the Passenger Railway Station in Guangzhou (auf chinesisch). In: *Journal of Guangdong Institute of Public Administration* 19 (4), S. 55-58.
- SUN, T. und R. SHA (2001): Stress Appraisal Among Valve Replacement Patients. In: *Chinese Journal of Nursing* 36 (9), (Online-Journal).
- TANG, B. S., WONG, S. W. und M. C. LAU (2008): Social Impact Assessment and Public Participation in China: A Case Study of Land Requisition in Guangzhou. In: *Environmental Impact Assessment* 28, S. 57-72.
- TAUB, R., D. G. TAYLOR und J. D. DUNHAM (1984): *Paths of Neighbourhood Change: Race and Crime in Northern America*. Chicago.
- TAYLOR, S. E. (2003): *Health Psychology. Fifth Edition*. New York.
- TEDESCHI, R. G. und L. G. CALHOUN (2004): Posttraumatic Growth: Conceptual Foundations and Empirical Evidence. In: *Psychological Inquiry* 15 (1), S. 1-18.
- THIEN, D. (2005): After or Beyond Feeling? A Consideration of Affect and Emotion in Geography. In: *Area* 37 (4), S. 450-456.
- THOMAS, A. und H. HELFRICH (2003): Wahrnehmungspsychologische Aspekte im Kulturvergleich. In: THOMAS, A. (Hrsg.): *Kulturvergleichende Psychologie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage*. Göttingen, S. 207-243.
- THOMAS, M. E. (2009): Auto-Photography. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam, S. 244-251.

- THOMAS, W. I. und D. S. THOMAS (1928): *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York.
- THRIFT, N. (2006): Intensitäten des Fühlens: Für eine räumliche Politik des Affekts. In: BERKING, H. (Hrsg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main, S. 216-251.
- THRIFT, N. (2007): *Non-Representational Theory: Space, Politics, Affect*. London.
- THRIFT, N. (2009): Understanding the Affective Spaces of Political Performance. In: SMITH, M., J. DAVIDSON, L. CAMERON und L. BONDI (Hrsg.): *Emotion, Place and Culture*. Farnham, S. 79-95.
- THYWISSEN, K. (2006): Core Terminology of Disaster Reduction: A Comparative Glossary. In: BIRKMANN, J. (Hrsg.): *Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies*. Tokyo, S. 448-496.
- TRAUE, H. C., H. HORN und H. KESSLER (2005): Emotion, Emotionsregulation und Gesundheit. In: SCHWARZER, R. (Hrsg.): *Gesundheitspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie X: Gesundheitspsychologie, Band 1*. Göttingen, S. 149-171.
- TREIBEL, A. (2006): *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*. 7., aktualisierte Auflage. Wiesbaden (Einführungskurs Soziologie 3).
- TROPE, Y. und N. LIBERMAN (2003): Temporal Construal. In: *Psychological Review* 110, S. 403-421.
- TUAN, Y.-F. (1979): *Landscapes of Fear*. Oxford.
- TURNER, B. L. (2010): Vulnerability and Resilience: Coalescing or Paralleling Approaches for Sustainability Science? In: *Global Environmental Change* 20 (4), S. 570-576.
- TURNER, B. L., R. E. KASPERSON, P. A. MATSON, J. J. MCCARTHY, R. W. CORELL, L. CHRISTENSEN, N. ECKLEY, J. X. KASPERSON, A. LUERS, M. L. MARTELLO, C. POLSKY, A. PULSIPHER und A. SCHILLER (2003): A Framework for Vulnerability Analysis in Sustainability Science. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 100 (14), S. 8074-8079.
- TURNER, J. H. (2009): The Sociology of Emotions: Basic Theoretical Arguments. In: *Emotion Review* 1 (4), S. 340-354.
- UEXKÜLL, J. VON (1928): *Theoretische Biologie*. 2., gänzlich neu bearbeitete Auflage. Berlin.
- UEXKÜLL, J. VON (1931): Der Organismus und die Umwelt. In: DRIESCH, H. und H. WOLTERECK (Hrsg.): *Das Lebensproblem im Lichte der modernen Forschung*. Leipzig, S. 189-224.
- UEXKÜLL, J. VON und G. KRISZAT (1956): *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten*. Hamburg.
- ULICH, D. (2003): Gegenstandsbestimmung und Fragestellungen der Emotionspsychologie. In: Ulich, D. und P. MAYRING: *Psychologie der Emotionen*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 45-61 (Grundriss der Psychologie 5).
- ULICH, D. (2005): Emotion. In: SCHÜTZ, A., H. SELG und S. LAUTENBACHER (Hrsg.): *Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 188-200.
- ULICH, D. und R. M. BÖSEL (2005): *Einführung in die Psychologie*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- ULICH, D. und P. MAYRING (2003): *Psychologie der Emotionen*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart (Grundriss der Psychologie 5).
- UN (United Nations) (2009): *World Urbanisation Prospects. The 2009 Revision*. New York.
- VELMANS, M. (2009): *Understanding Consciousness*. Second Edition. London.
- VESTER, F. (2003): *Phänomen Streß. Wo liegt sein Ursprung, warum ist er lebenswichtig, wodurch ist er entartet?* 18., ungekürzte, überarbeitete Auflage. München.
- VESTER, H.-G. (2009): *Kompodium der Soziologie 1: Grundbegriffe*. Wiesbaden.
- WAGNER, R. F. (2004): *Krankheitsbewältigung aus metatheoretischer und methodologischer Perspektive*. Würzburg.
- WALACH, H. (2009): *Psychologie. Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte*. 2., aktualisierte Auflage. Stuttgart.
- WALGENBACH, P. (2006): Die Strukturationstheorie. In: KIESER, A. und M. EBERS (Hrsg.): *Organisationstheorien*. 6., erweiterte Auflage. Stuttgart, S. 403-426.

- WANG, H. (2007): The Forefront of Urban China. New Special Development Zones and their Impact on the Spatial Transformation of Chinese Cities – A Case Study of Xi'an. Köln (Kölner Geographische Schriften 88).
- WANG, H. H., Z. J. ZHANG, Q. R. TAN, H. YIN, Y. C. CHEN, H. N. WANG, R. G. ZHANG, Z. Z. WANG, L. GUO, L. H. TANG und L. J. LI (2010): Psychopathological, Biological, and Neuroimaging Characterization of Posttraumatic Stress Disorder in Survivors of a Severe Coalmining Disaster in China. In: *Journal of Psychiatric Research* 44 (6), S. 385-392.
- WANG, M. Y. (2002): Small City, Big Solution? China's Hukou System Reform and Its Potential Impacts. In: *disP – The Planning Review* 151 (4), S. 23-29.
- WANG, Y. und S. SCOTT (2008): Illegal Farmland Conversion in China's Urban Periphery: Local Regime and National Transitions. In: *Urban Geography* 29 (4), S. 327-347.
- WANG, Y. P. (2004): Urban Poverty, Housing and Social Change in China. London/New York.
- WAPNER, S. und J. DEMICK (2000): Person-in-Environment Psychology: A Holistic, Developmental, Systems-Oriented Perspective. In: WALSH, W. B., K. H. CRAIK und R. H. PRICE (Hrsg.): *Person-Environment Psychology. New Directions and Perspectives. Second Edition.* Mahwah, S. 25-60.
- WATSON, J. B. (1919): *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist.* Philadelphia.
- WATTS, M. J. und H. G. BOHLE (1993): The Space of Vulnerability: The Causal Structure of Hunger and Famine. In: *Progress of Human Geography* 17 (1), S. 43-67.
- WATTS, M. J. und H. G. BOHLE (2003): Verwundbarkeit, Sicherheit und Globalisierung. In: GEBHARDT, H., P. REUBER und G. WOLKERSDORFER (Hrsg.): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen.* Heidelberg/Berlin, S. 67-82.
- WEBER, H. (1992): Belastungsverarbeitung. In: *Zeitschrift für Klinische Psychologie* 21 (1), S. 17-27.
- WEBER, M. (1922): *Grundriss der Sozialökonomik.* 3. Abteilung: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen.
- WEHRHAHN, R. und A. L. BERCHT (2008): Guangzhou/Perlfussdelta – Konsequenzen der Weltmarktintegration für die mega-urbane Entwicklungsdynamik in China. In: *Geographie und Schule* 30 (173), S. 18-27.
- WEHRHAHN, R., A. L. BERCHT, C. L. KRAUSE, R. AZZAM, F. KLUGE, R. STROHSCHÖN, K. WIETHOFF und K. BAIER (2008): Urban Restructuring and Social and Water-Related Vulnerability in Megacities – the Example of the Urban Village of Xincún, Guangzhou (China). In: *Die Erde* 139 (3), S. 227-249.
- WEHRHAHN, R. und D. HAUBRICH (2010): Megastädte im globalen Süden. Dynamik und Komplexität megaurbaner Räume mit Beispielen aus Lima und Guangzhou. In: *Geographische Rundschau* 62 (9), S. 42-49.
- WEHRHAHN, R. und V. SANDNER LE GALL (2011): *Bevölkerungsgeographie.* Darmstadt.
- WEI, Y. und M. ZHAO (2009): Urban Spill Over vs. Local Urban Sprawl: Entangling Land-Use Regulations in the Urban Growth of China's Megacities. In: *Land Use Policy* 26 (4), S. 1031-1045.
- WEICHHART, P. (1986a): Diskussionsbemerkungen zur Konzeption und zum Programm einer „Geographischen Humanökologie“. In: STEINER D. und B. WISNER (Hrsg.): *Humanökologie und Geographie. Human Ecology and Geography. Vortragsreihe in Zürich 1984. Lecture Series in Zürich 1984.* Zürich, S. 51-73 (Zürcher Geographische Schriften 28).
- WEICHHART, P. (1986b): Das Erkenntnisobjekt der Sozialgeographie aus handlungstheoretischer Sicht. In: *Geographica Helvetica* 41 (2), S. 84-90.
- WEICHHART, P. (1990): *Raumbezogene Identität.* Stuttgart (Erdkundliches Wissen 102).
- WEICHHART, P. (1992): Humanökologie und Stadtforschung: Lebensräume in Salzburg. In: GLAESER, B., P. TEHERANI-KRÖNNER (Hrsg.): *Humanökologie und Kulturrökologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis.* Opladen, S. 371-403.
- WEICHHART, P. (1993a): How Does the Person Fit Into the Human Ecological Triangle? From Dualism to Duality: The Transactional Worldview. In: STEINER, D. und M. NAUSER (Hrsg.): *Human Ecology. Fragments of Anti-Fragmentary Views of the World.* London, S. 77-98.

- WEICHHART, P. (1993b): Mikroanalytische Ansätze der Sozialgeographie – Leitlinien und Perspektiven der Entwicklung. In: PETERMÜLLER-STROBEL, M. und J. STÖTTER (Hrsg.): *Der Geograph im Hochgebirge. Beiträge zur Theorie und Praxis geographischer Forschung*. Festschrift für Helmut Heuberger zum 70. Geburtstag von seinen Schülern gewidmet. Innsbruck, S. 101-115 (Innsbrucker Geographische Studien 20).
- WEICHHART, P. (1998): „Raum“ versus „Räumlichkeit“ – ein Plädoyer für eine Sozialgeographie. In: HEINRITZ, G. und J. HELBRECHT (Hrsg.): *Sozialgeographie und Soziologie. Dialog der Disziplinen*. Passau, S. 75-88 (Münchener Geographische Hefte 78).
- WEICHHART, P. (2003a): Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, S. 15-44 (Erdkundliches Wissen 135).
- WEICHHART, P. (2003b): Physische Geographie und Humangeographie – eine schwierige Beziehung: Skeptische Anmerkungen zu einer Grundfrage der Geographie und zum Münchner Projekt einer „Integrativen Umweltwissenschaft“. In: HEINRITZ, G. (Hrsg.): „Integrative Ansätze in der Geographie – Vorbild oder Trugbild?“ Münchner Symposium zur Zukunft der Geographie, 28. April 2003. Eine Dokumentation. Passau, S. 17-34 (Münchener Geographische Hefte 85).
- WEICHHART, P. (2004): Gibt es ein humanökologisches Paradigma in der Geographie des 21. Jahrhunderts? In: SERBSE, W. (Hrsg.): *Humanökologie. Ursprünge – Trends – Zukünfte*. München, S. 294-307 (Schriften der Deutschen Gesellschaft für Humanökologie 1).
- WEICHHART, P. (2008a): *Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen*. Stuttgart (Sozialgeographie kompakt 1).
- WEICHHART, P. (2008b): Der Mythos vom „Brückenfach“. In: *geographische revue* 10 (1), S. 59-69.
- WEICHHART, P. (2011): Humanökologie. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.): *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie*. Heidelberg, S. 1088-1097.
- WEICHELSELGARTNER, J. (2006): Gesellschaftliche Verwundbarkeit und Wissen. In: *Geographische Zeitschrift* 94 (1), S. 15-26.
- Weltbank (2010): China Tops Japan as World's No. 2 Economy. URL: <http://www.worldbank.org/BSITE/EXTERNAL/NEWS/0,,date:20100816~mnuPK:34461~pagePK:34392~piPK:6425680~eitePK:4607,00.html#Story1> (Zugriff: 02.11.2010).
- WELTER-ENDERLIN, R. (2010): Einleitung: Resilienz aus Sicht von Beratung und Therapie. In: WELTER-ENDERLIN, R. und B. HILDENBRAND (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. 3. Auflage. Heidelberg, S. 7-19.
- WERLEN, B. (1987): *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 89).
- WERLEN, B. (1995): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 1: Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 116).
- WERLEN, B. (1997a): *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart.
- WERLEN, B. (1997b): *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart (Erdkundliches Wissen 119).
- WERLEN, B. (2000): Alltägliche Regionalisierungen unter räumlich-zeitlich entankerten Lebensbedingungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 9/10, S. 611-622.
- WERLEN, B. (2008): *Sozialgeographie. Eine Einführung*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern u. a.
- WERLEN, B. und R. LIPPUNER (2007): Regionale Kulturen und globalisierte Lebensstile. In: *Geographische Rundschau* 59 (7/8), S. 22-27.
- WERNER, E. E. (2010): Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen – und was man daraus lernen kann. In: WELTER-ENDERLIN, R. und B. HILDENBRAND (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. 3. Auflage. Heidelberg, S. 28-42.

- WERNER, E. E. und R. SMITH (1982): *Vulnerable but Invincible: A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth*. New York.
- WERNER, E. E. und R. SMITH (2001): *Journeys from Childhood to Midlife. Risk, Resilience, and Recovery*. Ithaca/London.
- WILLIAMS, S. (2001): *Emotion and Social Theory. Corporeal Reflections and the (Ir)Rational*. London.
- WINCHESTER, H. P. M. (2005): Qualitative Research and its Place in Human Geo-graphy. In: HAY, I. (Hrsg.): *Qualitative Research Methods in Human Geography*. Second Edition. South Melbourne u. a., S. 3-18.
- WINKIELMAN, P. und K. C. BERRIDGE (2009): Unconscious Emotions. In: SANDER, D. und K. R. SCHERER (Hrsg.): *The Oxford Companion to Emotion and the Affective Sciences*. Oxford, S. 395-396.
- WISNER, B. (2009): Vulnerability. In: KITCHIN, R. und N. THRIFT (Hrsg.): *International Encyclopedia of Human Geography*. Amsterdam, S. 176-182.
- WISNER, B., P. BLAIKIE, T. CANNON und I. DAVIS (2007): *At Risk: Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disasters*. Second Edition, Reprint. London.
- WOHLSCHLÄGER, A. und W. PRINZ (2006): Wahrnehmung. In: SPADA, H. (Hrsg.): *Lehrbuch Allgemeine Psychologie*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, S. 25-114.
- WONG, D. F. K. und X. S. HE (2008): The Resilience of Migrant Workers in Shanghai China: The Roles of Migration Stress and Meaning of Migration. In: *International Journal of Social Psychiatry* 54 (2), S. 131-143.
- WONG, D. F. K., S. S. K. LEUNG, C. K. O. SO und D. O. B. LAM (2001): Mental Health of Chinese Nurses in Hong Kong: The Roles of Nursing Stresses and Coping Strategies. In: *The Online Journal of Issues in Nursing* 6 (2), (Online-Journal).
- WONG, K.-Y., J. SHEN, Z. FENG und C. GU (2003): An Analysis of Dual-Track Urbanisation in the Pearl River Delta Since 1980. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 94 (2), S. 205-218.
- WONG, P. T. P., L. C. J. WONG und C. SCOTT (2006): Beyond Stress and Coping: The Positive Psychology of Transformation. In: WONG, P. T. P. und L. C. J. WONG (Hrsg.): *Handbook of Multicultural Perspectives on Stress and Co-ping*. New York, S. 1-26.
- WOOLFOLK, A. (2008): *Pädagogische Psychologie*. 10. Auflage. München.
- WU, F. (2001): China's Recent Urban Development in the Process of Land and Housing Marketisation and Economic Globalisation. In: *Habitat International* 25 (3), S. 273-289.
- WU, F. (2006): Globalization and China's New Urbanism. In: WU, F. (Hrsg.): *Globalization and the Chinese City*. London/New York, S. 1-18.
- WU, F. (2007a): Beyond Gradualism. China's Urban Revolution and Emerging Cities. In: WU, F. (Hrsg.): *China's Emerging Cities. The Making of New Urbanism*. London/New York, S. 3-25.
- WU, F. (2007b): Re-Orientation of the City Plan: Strategic Planning and Design Competition in China. In: *Geoforum* 38 (2), S. 379-392.
- WU, F. (2010): Gated and Packaged Suburbia: Packaging and Branding Chinese Suburban Residential Development. In: *Cities* 27 (5), S. 385-396.
- WU, F. und J. ZHANG (2007): Planning the Competitive City-Region. The Emergence of Strategic Development Plan in China. In: *Urban Affairs Review* 42 (5), S. 714-740.
- WU, F., J. XU und A. G.-O. YEH (2007): *Urban Development in Post-Reform China. State, Market, and Space*. London/New York.
- WU, F., C. WEBSTER, S. HE und Y. LIU (2010): *Urban Poverty in China*. Cheltenham.
- WUNDT, W. (1901): *Grundriß der Psychologie*. 4., neu bearbeitete Auflage. Leipzig.
- WUSTMANN, C. (2005): Die Blickrichtung der neueren Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 51 (2), S. 192-206.
- WUSTMANN, C. (2009): *Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*. 2. Auflage. Weinheim/Basel.
- XU, J. und A. G.-O. YEH (2003): City Profile. In: *Cities* 20 (5), S. 361-374.

- XU, J. und A. G.-O. YEH (2005): City Repositioning and Competitiveness Building in Regional Development: New Development Strategies in Guangzhou, China. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 29 (2), S. 283-308.
- YAN, X. und L. WEI (2004): The Persistence or Transformation of Urban Villages in Urban China in the Context of the Socio-Economic Transition and Globalization. In: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 148 (5), S. 60-67.
- YAN, X., D. XUE und X. YIN (2006): Urbanization Research in China: Many Opportunities and Challenges. In: *International Human Dimensions Programme on Global Environmental Change (IHDP)-Update 2*, S. 12-14.
- YANG, G (2006): The Internet and Emerging Civil Society in China. In: ZHAO, S. (Hrsg.): *Debating Political Reform in China. Rule of Law vs. Democratization*. Armonk, S. 196-214.
- YE, J., J. MURRAY und Y. WANG (2011): Left-behind Children in Rural China. Impact Study of Rural Labour Migration on Left-behind Children in Mid-West China. Reading/Peking.
- YEH, G.-O., V. F.-S. SIT, G. SHEN und Y. ZHOU (Hrsg.) (2006): *Developing a Competitive Pearl River Delta in South China Under One Country-Two Systems*. Hongkong.
- YUAN, H. (2008): *Chinesische Bauchakupunktur*. München.
- YUENG, Y. und J. SHEN (2009): Coastal China's Urban-Rural Spatial Restructuring Under Globalization. In: HUANG, Y. und A. M. BOCCHI (Hrsg.): *Reshaping Economic Geography in East Asia*. Washington, S. 294-319.
- YUSUF, S. und K. NABESHIMA (2008): Optimizing Urban Development. In: YUSUF, S. und T. SAICH (Hrsg.): *China Urbanizes. Consequences, Strategies, and Policies*. Washington, S. 1-40.
- YUSUF, S. und T. SAICH (2008): Preface. In: YUSUF, S. und T. SAICH (Hrsg.): *China Urbanizes. Consequences, Strategies, and Policies*. Washington, S. IX-X.
- ZANDER, M. (2008): *Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz*. Wiesbaden.
- ZENTNER, M. R. und K. R. SCHERER (2000): Partikuläre und integrative Ansätze. In: OTTO, J. H., H. A. EULER und H. MANDL (Hrsg.): *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim, S. 151-164.
- ZHANG, L. (2008): Conceptualizing China's Urbanization Under Reforms. In: *Habitat International* 32 (4), S. 452-470.
- ZIERHOFER, W. (1999): Geographie der Hybriden. In: *Erdkunde* 53 (1), S. 1-13.
- ZIERHOFER, W. (2003): Schraubenzieher, Münzen und Kaugummi. „Humanökologisches Paradigma“ oder „poststrukturalistische“ Perspektiven für die Humangeographie? In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, S. 81-99 (*Erdkundliches Wissen* 135).
- ZIMBARDO, P. und J. BOYD (2009): *Die neue Psychologie der Zeit und wie sie Ihr Leben verändern wird*. Heidelberg.
- ZINNECKER, J. (2007): Schlusswort: Ein Kommentar aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive. In: FOOKE, I. und J. ZINNECKER (Hrsg.): *Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten*. Weinheim/München, S. 197-210.
- ZHANG, W. (2005): *Sozialwesen in China*. Hamburg (*Chemnitzer Beiträge zur Sozialpädagogik* 2).
- ZHANG, Z. und X. XU (2007): A Research Into the Integrated Multifunction Circulation Space. A Case Study of the New Railway Passenger Station in Guangzhou (auf Chinesisch). In: *Human Geography* 22 (6), S. 37-41.
- ZHEN, T. (2004): *Das Bodenrecht der VR China*. Hamburg (*Studien zum Zivilrecht* 12).
- ZHU, H., J. QIAN und Y. GAO (2011): Globalization and the Production of City Image in Guangzhou's Metro Station Advertisements. In: *Cities* 28 (3), S. 221-229.
- ZHU, J. und T. HU (2009): Disordered Land-Rent Competition in China's Periurbanization: Case Study of Beiqijia Township, Beijing. In: *Environment and Planning A* 41 (7), S. 1629-1646.
- ZWICK, M. M. und O. RENN (2008): Risikokonzepte jenseits von Eintrittswahrscheinlichkeiten und Schadenserwartung. In: FELGENTREFF, C. und T. GLADE (Hrsg.): *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*. Berlin/Heidelberg, S. 77-97.

**MEGACITIES AND GLOBAL CHANGE /
MEGASTÄDTE UND GLOBALER WANDEL**

herausgegeben von Frauke Kraas, Peter Herrle und Volker Kreibich

Franz Steiner Verlag

ISSN 2191-7728

1. Susanne Meyer
Informal Modes of Governance in Customer Producer Relations
The Electronic Industry in the Greater Pearl River Delta (China)
2011. 222 S. mit 15 Abb., 45 Tab., kt.
ISBN 978-3-515-09849-6
2. Carsten Butsch
Zugang zu Gesundheitsdienstleistungen
Barrieren und Anreize in Pune, Indien
2011. 324 S. mit 24 Abb., 11 Tab, 3 Ktn., 49 Diagr., kt.
ISBN 978-3-515-09942-4
3. Annemarie Müller
Areas at Risk – Concept and Methods for Urban Flood Risk Assessment
A Case Study of Santiago de Chile
2012. 265 S. mit 75 z.T. farb. Abb., kt.
ISBN 978-3-515-10092-2
4. Tabea Bork-Hüffer
Migrants' Health Seeking Actions in Guangzhou, China
Individual Action, Structure and Agency: Linkages and Change
2012. 292 S. mit 29 Abb., 37 Tab., kt.
ISBN 978-3-515-10177-6
5. Carolin Höhnke
Verkehrsgovernance in Megastädten – Die ÖPNV-Reformen in Santiago de Chile und Bogotá
2012. 252 S. mit 17 Abb., 10 Tab., kt.
ISBN 978-3-515-10251-3
6. Mareike Kroll
Gesundheitliche Disparitäten im urbanen Indien
Auswirkungen des sozioökonomischen Status auf die Gesundheit in Pune
2013. 295 S. mit 53 Abb., 13 Tab. und 45 Fotos, kt.
ISBN 978-3-515-10282-7
7. Kirsten Hackenbroch
The Spatiality of Livelihoods – Negotiations of Access to Public Space in Dhaka, Bangladesh
2013. 396 S. mit 31 z.T. farb. Abb., 10 Tab. und 57 z.T. farb. Fotos, kt.
ISBN 978-3-515-10321-3
8. Anna Lena Bercht
Stresserleben, Emotionen und Coping in Guangzhou, China
Mensch-Umwelt-Transaktionen aus geographischer und psychologischer Perspektive
2013. 445 S. mit 92 Abb., 6 Tab. und 9 Textboxen, kt.
ISBN 978-3-515-10403-6

Die Dynamiken und Ausmaße der Urbanisierungsprozesse in China sind weltweit einmalig. In diesem Zusammenhang eröffnet die Analyse von Stresserleben, Emotionen, Coping und Resilienz ein vergleichsweise junges und bislang nur unzureichend bearbeitetes Forschungsfeld. Gleichzeitig fehlt es der gegenwärtigen Fachliteratur an einer geographisch-psychologischen Diskussion dieser vielschichtigen Konzepte unter Einbindung der Komponenten Mensch, Umwelt, Transaktion, Zeit, Wahrnehmung, Bewertung, Verhalten und Handeln.

Der vorliegende Band reflektiert diese Aspekte disziplinübergreifend und analysiert auf dieser Grundlage den Einfluss der Konstruktion des größten Bahnhofes Asiens auf die Mensch-Umwelt-Transaktionen (z. B. Landenteignung, potentielle Umsiedlung) der betroffenen Bevölkerung in Guangzhou, China, mittels geographischer und psychologischer Ansätze.

Vor allem die integrative Betrachtung von Personenmerkmalen (z. B. Optimismus, Kontrollüberzeugungen), intrapsychischen Copingformen (z. B. Abwärtsvergleichen, Verleugnen) und problem- und/oder emotionsfokussierten Copingfunktionen (z. B. Angstregrulation) liefert einen Erklärungsbeitrag für die unterschiedlichen Facetten von Stresserleben, Copingeffektivität und Widerstandsfähigkeit.

ISBN 978-3-515-10403-6



www.steiner-verlag.de

Franz Steiner Verlag